BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

H. Civil. 1190.-2

<36634754900018
<36634754900018
Bayer. Staatsbibliothek

A. E.
61.

Geſchichte

der

Chriſtlichen Kirche

für chriſtliche Leſer

aus allen Ständen.

Zweiter Band.

Von der Reformation bis auf unſre Zeiten.

Frankfurt und Leipzig,

bei Johann Philipp Reiffenſtein, 1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

In dieſem zweiten und lezteren Band iſt die Geſchichte der chriſtlichen Kirche bis auf die gegenwärtigen Zeiten geführt worden. Kenner mögen nun entſcheiden, in wie weit die Wahl und Ordnung der Materien dem angezeigten Plan entſprechen. Natürlicherweiſe mußte auch in dieſem Bande vieles ganz weggelaſſen, manches nur kurz berührt, vieles dagegen ausführlich erzählt werden. Auch wird man darauf im-

mer die gehörige Rükſicht nehmen müſſen, daß dieſes Buch Leſern aus allen Ständen, und aus allen chriſtlichen Religionsparteien gewidmet ſei. Geſchicht dieß, ſo wird man vieles nicht hier ſuchen, was in einer ausführlichen Kirchengeſchichte ſeinen Plaz finden muß. Die Quellen, aus denen ich geſchöpft habe, ſind nicht immer genannt, zum öftern habe ich ſie indeſſen nachgewieſen.

Geſchrieben den 1. Oktober
1781.

Inhalt des zweiten Bandes.

Vierte Periode.

Von der Reformation bis auf unſre Zeiten.

S.

Sechzehntes Jahrhundert.

Erſter Abſchnitt.

Aeuſſere Verfaſſung der chriſtlichen Kirche in dieſem Jahrhundert. 4

Erſte Abtheilung.

Nöthige Ueberſicht der Kaiſer dieſes Jahrhunderts und deren Regierung.

Zweite Abtheilung.

Nöthige Ueberſicht der Päbſte dieſes Jahrhunderts und deren Regierung. 12

Dritte Abtheilung.

Kurzgefaßte Geſchichte der Reformation ſelbſt bis zum Religionsfrieden, 1555. 17

Zweiter Abſchnitt.

Innere Geſtalt der chriſtlichen Kirche. 144

Erſte Abtheilung.

Allgemeine Betrachtungen über die römiſche und griechiſche Kirche.

Zweite

Zweite Abtheilung.

Innere Beſchaffenheit der lutheriſchen Kirche. S. 169

Dritte Abtheilung.

Innere Beſchaffenheit der reformirten Kirche. 182
1) Geſchichte der reformirten Kirche im 16ten Jahrhundert.
2) Damalige Verfaſſung der chriſtlichen Kirche.

Vierte Abtheilung.

Chriſtliche Gemeinen, die von dem damaligen Religionsbegriffe in ihrem Glauben abwichen. 235
1) Die Wiedertäufer.
2) Die Socinianer.

Siebzehntes Jahrhundert.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Betrachtungen über den äuſſern Zuſtand der chriſtlichen Kirche. 285

Zweiter Abſchnitt.

Innere Verfaſſung der chriſtlichen Kirche. 317

Erſte Abtheilung.

Nöthige Ueberſicht der römiſchkatholiſchen und griechiſchen Kirche in dieſem Jahrhundert.

Zweite Abtheilung

Lutheriſche Kirche. 384

Dritte Abtheilung.

Reformirte Kirche. 409

Vierte Abtheilung.

Chriſtliche Gemeinen, welche von den damaligen Religionsbegriffen abwichen. S. 448

1. Quaker.
2. Menoniten.
3. Socinianer.
4. Kleinere Sekten.
   a. Kollegianten.
   b. Johann Labadie.
   c. Antoinette Bourignon.
   d. Johann Leade.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erſter Abſchnitt.

Aeuſſere Schikſale der chriſtlichen Kirche in dieſem Jahrhunderte. 476

Erſte Abtheilung.

Ausbreitung der chriſtlichen Kirche.

Zweite Abtheilung.

Feinde des Chriſtenthums. 521

Zweiter Abſchnitt.

Die römiſchkatholiſche Kirche. 539

Dritter Abſchnitt.

Die lutheriſche Kirche. 666

Vierter Abſchnitt.

Die reformirte Kirche. 749

Fünfter Abſchnitt.

Chriſtliche Gemeinen, die von dem gewöhnlichen Lehrbegrif des 18ten Jahrhunderts abwichen. S. 846

1. Herrnhuth.
2. Böhmiſche Brüder.
3. Socinianer.
4. Quaker.
5. Schwenkfelder.
6. Collegianten.
7. Inſpirirte.
8. Buttleriſche Sekte.
9. Brüggler Sekte.
10. Gichtelianer.
11. Einige beſondere Schwärmer.

Vierte Periode.

Von der Reformation bis auf unſre Zeiten.

****

Sechszehntes Jahrhundert.

Sechszehntes Jahrhundert.

Dieſes Jahrhundert iſt eines der allerwichtigſten, in vieler Abſicht das allerfruchtreichſte in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche. Es erfordert alſo eine um ſo weitläuftigere und durchaus vollſtändige Behandlung, je gemeinnüziger die Begebenheiten ſelbſt ſind, die ſich in demſelben zugetragen haben. Ich gehe alſo, ohne ferneren Umſchweif zur Geſchichte ſelbſt.

Erſter Abſchnitt.

Aeuſſere Verfaſſung der chriſtlichen Kirche in dieſem Jahrhunderte.

Erſte Abtheilung.

Nöthige Ueberſicht der Kaiſer, und deren Regierung.

Kaiſer. Maximilian.

Maximilian, der bis 1519 regierte, war ein Herr von gutem natürlichen Verſtand, der Unterricht, den er in ſeiner Jugend genoß, war nicht der beſte, aber er half ſich bei zunehmenden Jahren durch eigenen Fleiß, durch Anſtrengung ſeiner vortreflichen Naturgaben, und häufigen Umgang mit Gelehrten ſo ſehr, daß er in allen Arten der Wiſſenſchaften gute Kenntniſſe erlangte. Seine ſcharfe Beurtheilungskraft und ſein glükliches Gedächtniß trugen hiezu nicht wenig bei.

Seine eigene Kenntniſſe lehrten ihn, auch andere Gelehrte ſchäzen, und vermochten ihn, daß er von Zeit zu Zeit die einſichtsvolleſten Männer am ſeinem Hofe, und in ſeinen Dienſten hatte. Er unterſtüzte ſie auf das nachdrüklichſte, und gab durch ſein Beiſpiel auch andern Fürſten Aufmunterung, daß ſie zum Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und Künſte beitrugen. Denen, die ſich der Erklärung und Auslegung der heiligen Schrift widmeten, war er vorzüglich gnädig; er ſelbſt fand ein groſſes Vergnügen daran, ſich auf die nähere Betrachtung der Bibel zu legen, die er dann über vierzehnmal durchgeleſen haben ſoll.

In Religionsangelegenheiten ſahe er ziemlich helle. Er gab zum öftern geſchärfte Edikte gegen die Betrügereien, und Scheinheiligkeit der Geiſtlichen, und erklärte nicht ſelten ſein Misfallen an ihren Ränken, und hinterliſtigen Zweideutigkeiten. Beim Ausbruch der Reformation Luthers bewies er ſich ſehr duldſam. Als er 1518 die von Luthern verfertigten Theſes las, fragte er den Churfürſtlich-Sächſiſchen Rath Pfeffinger: Was macht euer Mönch? dieſe Säze ſind wahrlich nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen. Dem Churfürſten von Sachſen ſchrieb er: er ſollte ihm den Mönch fleißig bewahren, es möchte ſich zutragen, daß man ſeiner bedürfe.

Das von Pabſt Leo dem Zehnten gegen Luthern ergangene heftige Schreiben führt blos ſeines Namens Unterſchrift; er ſelbſt hat ſicher nur geringen Antheil daran gehabt. Wie wenig er päbſtlich geſinnt geweſen ſei, beweiſet unter andern die Antwort, die er gab, als er Leons Unruhen mit den Franzoſen hörte. Er ſagte nemlich: Nun iſt dieſer Pabſt auch an mir zu einen Böſewicht worden, nun mag ich ſagen, daß mir kein Pabſt, ſo lange ich gelebt, Treu und Glauben gehalten hat. Hoffe aber, ob Gott wolle, dieſer ſoll der lezte ſeyn.

Karl der Fünfte.

Es iſt nöthig, daß ich Karls Charakter etwas näher entwikele, weil viele Züge deſſelben ſo weſentlich viel Licht über ſein ganzes Betragen Karl der Fünfte.

 bei

bei dem Reformationswerk verbreiten, daß wir, ohne ſie zu kennen, vieles verkennen würden, was doch im Grunde zur vollkommnen Ueberſicht dieſer ganzen Anſtalt nöthig iſt.

Mit einem majeſtätiſchen Anſehen, ſtarken Körper, und groſſer Anmuth im Geſichte, verband er hervorſtechende Gemüthseigenſchaften. Sein ſchönes Geſicht, ſeine Leutſeligkeit im Reden, ſeine beſondere Gabe der Ueberredung, und die ihm zur Gewohnheit gewordene Geläufigkeit im Reden, hatten auf das ganze Verhalten desjenigen, der mit ihm in Geſchäften war, einen gewaltſam wirkenden Eindruck. Er verſtand die Kunſt, jeden dahin zu bringen, wohin er wollte, ſo, daß nicht leicht jemand mißvergnügt von ihm gieng. Der Zutritt zu ihm war nicht ſchwer, wenn ihn nicht wichtige Regierungsgeſchäfte abhielten, die, welche Gehör ſuchten, zu ſehen und zu ſprechen.

So bald er angekleidet war, ließ er Gelehrte, Künſtler, Kaufleute und Soldaten vor ſich kommen, und des Nachmittags nach der Tafel gab er allen und jeden Gehör, die bey ihm etwas anzubringen hatten. Bei einem ſo gefälligen Betragen und ſo groſſer Leutſeligkeit gegen alle und jede, konnte es ihm nicht fehlen, daß er nicht allgemeines Zutrauen hätte erhalten ſollen. Dazu kam, daß er faſt immer ſeinem Zorn Einhalt zu thun, und die aufſteigende Neigung zur Rache zu unterdrüken wußte, ob das gleich freilich nicht immer der Fall war, denn oft trug er auch geraume Zeit Beleidigungen nach, und nahm endlich mit anſehnlichem Wucher ſich ſelbſt eine Rache, welche alsdenn nicht klein war.

Sein Verhalten in der Religion verdient beſonders erwähnt zu werden. In ſeinem väterlichen Glauben war er ſehr eifrig und ſtandhaft. Die in Deutſchland ausgebrochene Reformation konnte ihm alſo aus dieſem Grunde nicht gefallen. Er ließ ſich es vielmehr höchſt angelegen ſeyn, Deutſchland wieder unter den Gehorſam des Römiſchen Stuhles zu bringen, ob er gleich äuſſerlich das Anſehn nicht haben wollte, ſondern ſich bey Ausführung ſeines Vorhabens hinter einen andern Vorwand verſtekte.

Alle Morgen, ſo bald er aufſtand, und des Abends, ehe er zu Bette gieng, wandte er drey Viertelſtunden, auch wol eine ganze Stunde auf den Knieen zu ſeinem Gebete an. Nach ſeiner Abdankung vom Reiche, lebte er ganz der Einſamkeit, und der Kenntniß ſeiner ſelbſt. Da lernte er die groſſe Wahrheit, daß es Thorheit geweſen ſei, ſo viele Zeit und Mühe an dem eitlen Verſuch gewandt zu haben, Menſchen zu einer vollkommnen Einförmigkeit im Denken über die verwikelten und geheimnißvollen Lehren der Religion bringen zu wollen. Einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit widmete er den Uebungen der Religion, und ſo, wie ſeine Geſundheit ſchwächer wurde, vermehrte er ſeine Andachtsbezeugungen, und ließ Leſen und Beten ſein Hauptgeſchäfte ſeyn. Er wohnte dem Gottesdienſte in der Kapelle des Kloſters des Morgens und Abends ordentlich bei, las fleißig des heiligen Auguſtins und Bernhards Werke, und unterredete ſich öfters mit ſeinem Beichtvater, und dem Prior des Kloſters über dergleichen Materien.

Zulezt bemühte ſich dieſer groſſe Monarch in ſeiner Lebensart eben ſo hart und ſtrenge gegen ſich ſelbſt zu ſeyn, als ein jeder andrer gemeine Mönch. Seine meiſte Zeit brachte er beinahe in ihrer Geſellſchaft zu, und ſang mit ihnen die Hymnen des Miſſals; gleich andern Mönchen kaſteyete er ſich. In der entfernteſten Einſamkeit geiſſelte er ſeinen Körper öfters mit ſolcher Schärfe, daß man die von ihm zu dieſer Diſciplin gebrauchte Geiſſel nach ſeinem Tode mit ſeinem Blute beſprengt fand, und ſie hernach unter den Gedenkzeichen des öſterreichiſchen gottesdienſtlichen Eifers aufbewahret hat.

Seine überſpannte Phantaſie führte ihn endlich gar ſo weit, daß er ſein Leichenbegängniß noch vor ſeinem Tode ſelbſt feierte. Er ließ zu dem C[illegible] in der Kloſterkirche ein prächtiges Mau[illegible]um aufrichten, gieng mit ſeinen Hausbedienten, welche mit ſchwarzen Fakeln in den Händen paarweiſe vorausgiengen, in einer ordentlichen Leichenproceßion nach der Kirche. Hier legte er ſich in ſeinen Sarg, der unter dem Todtengerüſte ſtand, und ließ ſich bei lebendigem Leibe die gewöhnlichen Seelmeſſen halten. Er vereinigte unter vielen Thränen mit dem Gebete der Umſtehenden auch das ſeinige, ließ den Sarg gewöhnlichermaßen mit dem Weihwaſſer beſprengen, ſtieg, nachdem die Trauerverſammlung auseinander gegangen war, aus ſeinem Sarge, und gieng voll von ſchwermüthigen Gedanken über dieſe traurige Ceremonie, nach ſeinem Zimmer zurük.

Dieſe traurige Ceremonie wirkte auf den Kaiſer ſo ſtark, daß er ſeit dieſer Zeit eine Todtenfarbe

tenfarbe bekam, und mit einem ſo ſtarken Fieber befallen wurde, daß er endlich ſeinen Geiſt darüber aufgeben mußte.

Im Jahre 1558 fiel der Kaiſer auf den Gedanken, die Regierung niederzulegen. Er ſtellte zu dem Ende eine feierliche Erklärung aus, in welcher er bezeugte, daß ihn ſein Alter und immerwährende Schwachheit verpflichte, die Regierung niederzulegen. Er ſei entſchloſſen, nach Spanien zu gehen, habe aber, damit in ſeiner Abweſenheit aus dem heiligen römiſchen Reiche alles ordentlich zugehe, ſeinem Bruder, dem römiſchen Könige, der vorlängſt durch ordentliche Wahl zu ſeinem nächſten Nachfolger erkoren worden, und dem die Verwaltung des heiligen Reichs unmittelbar und unwiderſprechlich zugehöre, nicht allein das Recht, die Macht, und Gewalt, das Reich und Kaiſerthum zu regieren, und zu verwalten, ſondern auch den Titel, Namen und Würde des Kaiſerthums, ſamt dem Zepter und Krone, gänzlich, frei, vollkommen, ewig und unwiderruflich, abgetreten, aufgetragen, übergeben, reſigniret, und zugeſtellet.

Dieſe allgemeine, vorläufige Schilderung mag hinlänglich ſeyn, uns von den Geſinnungen und dem ganzen Verhalten Karls des Fünften überhaupt zu unterrichten. In der Erzählung der Begebenheiten ſelbſt wird ſein Charakter noch näher entwikelt, und anſchauender dargethan werden können, was er für einen Einfluß auf das groſſe Werk der Reformation gehabt habe.

Ferdinand der Erſte.

Ferdinand der Erſte.

Karls des fünften Nachfolger, Ferdinand der Erſte hatte mit dem Pabſte Paul dem Vierten gleich im Anfange ſeiner Regierung viele Unruhe. Er machte ihm beſonders den Vorwurf, daß er die Ketzer nicht vertilge, die Lutheraner unter den Römiſch-Katholiſchen frei handeln und wandeln ließ, daß er ſich ohne ſeine Einwilligung zum Kaiſer aufwerfe, u. ſ. f. Der Kaiſer verlachte indeſſen die Thorheit des Pabſtes, und that, was er für gut hielt. Gleich dem Beiſpiel, das ihm Rudolph der Erſte hinterlaſſen hatte, betrug er ſich in allen Stücken als Kaiſer, weil ihn die Churfürſten einhellig dazu erwählt hatten.

In Religionsſachen bewieß er ſich ſehr ungleich und unbeſtändig. Manchmal war er gegen die Proteſtanten äuſſerſt hart. Sie beſchwerten ſich auch auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1532. darüber ſehr heftig, daß er ſich verlauten ließ: es wäre eher keine Ruhe zu hoffen, bis die Lutheraner ausgerottet wären: er wollte es auch dahin bringen, und ſollte er auch betteln gehen. Den Hofmeiſter ſeines Prinzen Maximilians, Wolfgang Severus jagte er als einen der lutheriſchen Lehre verdächtigen von Hofe weg.

Es iſt indeſſen nicht unwahrſcheinlich, daß er ſich an das Betragen der Proteſtanten geſtoſſen habe, und deshalb nicht eben die gelindeſte Geſinnungen gegen ſie geäuſſert habe. Dies beweiſet ſein freimüthiges Geſtändniß, das er 1562 zum Graf Günther von Schwarzburg auf einer Reiſe gethan haben ſoll: es hätte nicht viele gefehlt,

Luther

Luther hätte ihn auch auf ſeine Meinung gebracht; aber, als er dem Landgrafen in Heſſen zwei Gemalinnen verſtattet, ſo hätte er ihm nicht mehr glauben wollen.

Weiter läſſet ſich nichts gewiſſes von ſeiner Neigung zu dem Lutherthum behaupten. Das Reſcript, das er an Luther in einem äuſſerſt günſtigen und herablaſſenden Tone geſchrieben haben ſoll, iſt wohl erdichtet.

Maximilian der Zweite.

Dieſer Kaiſer ſoll der neuen Lehre noch günſtiger geweſen ſeyn, als Ferdinand. Der von dem eben erwähnten Severus erhaltene Unterricht kann allerdings dazu beigetragen haben. Er ſoll ſich über die meiſten Gebräuche der römiſch-katholiſchen Kirche luſtig gemacht, und ſie gänzlich verlacht haben. Ob aber nicht vieles vergröſſert ſei, iſt eine andre Frage. Maximilian der Zweite.

So viel lehrt die Geſchichte augenſcheinlich, daß er ſich gegen die Proteſtanten ungemein gnädig bewieſen habe. Er litte ſie nicht bloß im Oeſterreichſchen, ſondern nahm ſie auch in ſeinen Schuz. Es iſt wahr, er bedung ſich dabei eine anſehnliche Summe Geld zum Türkenkrieg aus: allein hiegegen laßt ſich mit Vernunft nichts einwenden, zumal, da die Proteſtanten hievon den weſentlichſten Vortheil hatten.

Rudolph der Zweite.

Er liebte, ſo wie ſein Vater den Frieden, und ließ, auſſer den Türkenkrieg, keine Unruhe in Rudolph der Zweite.

Deutſchland entſtehn, ſo ſehr ihn auch die Jeſuiten, und andere zur Verfolgung der Proteſtanten, ſonderlich beim Kalenderſtreit und in dem Tumult zu Köln, und Straßburg anreizten. Er erhielt die Religionsfreiheit in ſeinen Staaten immer aufrecht, und bewies ſich gegen alle und jede ſehr gnädig.

Der Vorwurf, den man ihm über ſeine Verſchwendung für allerlei Arten von Edelgeſteinen macht, iſt zwar nicht ungegründet, denn man fand in ſeinem Kabinet eine ſolche Menge Gold, Perlen, und Edelgeſteine, daß ſie über ſiebenzehn Tonnen Goldes betrugen; dieſe Schwachheit wird aber durch ſeine friedliche Geſinnung äußerſt verringert, und verſchwindet ganz, wenn man auf die landverheerende Kriege ſieht, die ſeine Nachfolger führen mußten, und worbei das Land mehr litte, als durch dieſe Eitelkeit des Kaiſers.

Dieſe kurzen Nachrichten von der Regierung der Kaiſer werden ſich durch die Geſchichte ſelbſt noch mehr beſtätigen. Ich komme nunmehro auf die Päbſte dieſes Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Nöthige Ueberſicht der Päbſte in dieſem Jahrhundert, und deren Regierung.

Alexander der Sechſte.

Päbſte. Alexander der Sechſte.

Er übertraf an Laſtern und Ausſchweifungen nicht nur alle ſeine Vorfahren, ſondern auch

alle

alle durch Schandthaten unter den Heiden berüchtigte Prinzen. Sein Sohn Cäſar Borgias lernte von ſeinem Vater, und in einer ſo guten Schule mußte er bald das werden, was er wirklich ward, nemlich ein Original von Bosheit, und der unverſchämteſten Gottloſigkeit.

Seine kirchlichen Anſtalten ſind nicht von groſſer Erheblichkeit.

Er beſtätigte den Orden des Franziskus de Paula, und der neuen Ordensgeſellſchaft, welche die geweſene Königinn Johanna, Ludwigs des Sechſten Tochter, Karls des Achten Schweſter ſtiftete. Zu den Regeln der Maria kam noch eine beſondere päbſtliche Verordnung hinzu, nach welcher die Buchdrucker und Buchhändler eingeſchränkt wurden, um keine Schriften auszubreiten, welche der Glaubensreinigkeit zuwider wären. Beſonders wurde den Biſchöfen und Erzbiſchöfen aufgegeben, alle, die hingegen ſich verſündigen würden, zu exkommuniziren, und ſie in eine beliebige Geldſtrafe zu nehmen, welche ſie in die apoſtoliſche Kammer einliefern ſollten. Alle kezeriſche und anſtößige Bücher ſollten abgegeben und verbrannt werden. Er verordnete ferner, daß die griechiſche Taufe recht und gültig ſei. So verfügte er auch wider die Zauberer in der Lombardei.

Er ließ zuerſt den Ablaß in Deutſchland feilbieten, um ſeinem unächten Sohn Cäſar Borgias Geld zu ſenden. Sein Tod iſt vielen Ungewißheiten unterworfen. Die gewöhnlichſte Meinung iſt die, daß ihm ſein Kammerdiener aus Irrthum Gift gegeben habe.

Pius der Dritte

Pius der Dritte. Hatte große Abſichten in ſeinem Kopf, wurde aber an ihrer Ausführung durch den Tod gehindert. Er lebte als Pabſt kaum einen Monat.

Julius der Zweite

Julius der Zweite. War als Kardinal herablaſſend, gelinde, und liebreich; als Pabſt hingegen aufgeblaſen, hart, und eher dem Anführer einer Kreuzcaravane, als einem Nachfolger Petri ähnlich. Seine Regierung iſt merkwürdig genug. Ich will nur das Allerwichtigſte ausziehn.

Dem damaligen Thronfolger in England, nachherigen König Heinrich dem Achten ertheilte er die Erlaubniß, ſeines Bruders Wittwe zu heurathen. Den Prieſtern in Polen erlaubte er, daß ſie Doktoren der Arzneiwiſſenſchaft abgeben konnten. Der Bau der Peterskirche, der ſich 1506 in Rom anfieng, erforderte groſſe Geldſummen, die der Schaz des heiligen Peters nicht abſtoſſen konnte. Es mußte alſo darauf gedacht werden, daß Geld eingeſammelt würde. Der König und die Groſſen in England wurden dazu aufgefordert, und von Zeit zu Zeit Ablaß ausgeſchrieben, welche Auflage unermeßliche Summen einbrachte.

Um eben dieſe Zeit ſponn ſich das üble Vernehmen des Pabſtes mit Ludwig dem Zwölften, Könige von Frankreich an, welches ſich immer mehr und mehr vergröſſerte, und beim Leben dieſes Pabſtes nicht beigelegt wurde. Er ſtarb während der Zeit im Jahre 1513. Sein Charakter

rakter wird ſelbſt von katholiſchen Schriftſtellern mit den ſchwärzeſten Farben gemahlt. Ihm folgte

Leo der Zehnte.

Ein Mann von groſſem Kopfe, ausgebreiteten Kenntniſſen, aber ſchlechtem Herzen. Da ſeine ganze Regierung zu ſehr mit der Geſchichte verwikelt iſt, ſo übergehe ich ſie hier, und verweiſe auf das Folgende. Leo der Zehnte.

Adrian der Sechſte.

Vom niedrigen Stande ſchwung ſich dieſer Pabſt in die Höhe. Er war ſonſt Kanzler bei der Univerſität zu Löwen, und Karls des Fünften Lehrer, hernach Biſchof und Kardinal, und endlich Pabſt. Die äußern Umſtände, in welchen er war, und die mannichfaltigen Verwikelungen, in denen er ſich befand, geſtatteten ihm nicht, ſeinen Ueberzeugungen gemäß zu handeln, die er vielleicht von der Wichtigkeit einer Verbeſſerung der Kirche hatte. Er ſahe ſehr gut das Verderben der Kleriſei und des römiſchen Stuhles ein, und geſtand es auch in einem Schreiben an die Stände nach Nürnberg; konnte aber außer dieſer eigenen Ueberzeugung nichts weiter thun. Der groſſe Schaden, den der päbſtliche Stuhl immer leiden mußte, wenn die Reformation zu Stande käme, hielte auch ihn von allen Unternehmungen ab, welche ſie nahe oder entfernt hätten befördern können. Adrian der Sechſte.

Klemens der Siebente.

Unter ihm giengen im Jahre 1523. die groſſen Unruhen in Italien an, und Rom wurde eingenommen, Klemens der Siebente.

genommen, weil er wider Treu und Glauben den Kaiſer Karl den Fünften verließ, und ſich zur Partei der Franzoſen und Venetianer wandte; der daraus entſtandene Krieg lief für ihn übel ab. Er ward in der Engelsburg bloquirt gehalten, und 1527 nach Bononien in die Gefangenſchaft geführt. Der König von Frankreich, England, und die Schweizer verbanden ſich, ihn aus ſeinem Gefängniſſe zu befreien, und der Kaiſer ließ ihn auf ſehr harte Bedingungen, die er eingehen mußte, endlich wieder loß. In der Reformationsgeſchichte von England muß ſeiner mehr gedacht werden. Er ſtarb im Jahre 1534, nachdem er noch vor ſeinem Ende für die Neubekehrten in Portugall, und beim Kaiſer für die Nepoten ſo gut geſorgt hatte, als er konnte.

Paul der Dritte.

Paul der Dritte.

Er verbarg ſeinen Stolz und ſeine Herrſchſucht, ehe er Pabſt wurde; als er aber erſt auf dem heiligen Stuhle ſaß, verwandelte ſich der ſanftmüthige Mann bald in einen grauſamen Beherrſcher der Gewiſſen andrer. Im Anfange ſeiner Regierung hielt er es mit dem Kaiſer, und hätte, um ſeine Gnade zu behalten, gern alle Kirchengüter aufgeopfert; als dieſer aber zu groſſe Eingriffe in ſeine Rechte zu thun ſchien, zog er wieder zurük. Er ſtarb gegen das Ende des Jahrs 1550.

Die folgenden Päbſte in dieſem Jahrhundert darf ich blos nennen, und denn kann ich zur Geſchichte ſelbſt übergehen. Sie hießen Julius der Dritte, Marcellus der Zweite, Paulus der Vierte, Pius der Vierte, Pius

der

der Fünfte, Gregorius der Dreizehnte, Sixtus der Fünfte, und Gregorius der Vierzehnte.

* *

Dritte Abtheilung.

Kurzgefaßte *) Geſchichte der Reformation ſelbſt bis zum Religionsfrieden im Jahre 1555.

Die traurige Verfaſſung der römiſchen Kirche, die Herrſchſucht der Päbſte und ihre Grauſamkeiten, die groſſe Unwiſſenheit der Kleriſei, die elende Geſtalt des äußeren Gottesdienſtes, die zu ausſchweifende Laſterhaftigkeit der Geiſtlichen, — das alles war Veranlaſſung zu einer vorzunehmenden Verbeſſerung der Lehre und des Gottesdienſtes.

Ein geringer Mönch wurde in den Händen der göttlichen Vorſehung das Werkzeug dieſer durch tauſendfache wunderbare Wege bewirkten Glaubensreinigung. Die Geſchichte dieſes auſſerordentlichen Mannes iſt ſo belehrend, daß ſie, in die Erzählung ſeiner um die Religion ſich erworbenen Verdienſte, und der dazu gemachten Veran- Luther.

*) Schon dieſes Beiwort wird mich entſchuldigen, wenn ich mit der emſigſten Gefliſſenheit alles ſo zuſammendrängen werde, als es nur immer möglich iſt. Alle Nebenumſtände bleiben alſo ganz weg, nur die Quinteſſenz des Ganzen findet hier Platz.

Veranſtaltungen eingewebt, zur Vollkommenheit der Erzählung ſelbſt beitragen kann.

Martin Luther ward den 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Sein Vater, Johann Luther war erſt ein Bergmann, nachher aber, da ſich ſeine Umſtände verbeſſerten, Rathsherr zu Mansfeld. Seine Mutter hieß Margaretha Lindemannin.

Luthers Vater beſtimmte ſeinen Sohn zum Studiren. Zu Mansfeld, Magdeburg und Eiſenach beſuchte er die Schule, und mußte ſich kümmerlich durchhelfen. Im Jahre 1501 gieng er auf die Univerſität zu Erfurt, wo er beſonders im Anfang ſich auf die ſcholaſtiſche Philoſophie legte. Nach dem Wunſch und Verlangen ſeiner Verwandten, ſollte er die Rechte ſtudiren. Ein Zufall verurſachte, daß er die Gottesgelahrheit wählte. Ein Donnerſchlag, bei welchem er für Schreken zu Boden fiel, der gewaltſame Tod ſeines Freundes Alexius, und, was beſonders auf ihn wirkte, die damals herrſchende Meinung von dem groſſen Vorzug des geiſtlichen Standes beſtimmte ihn zu dieſem Schritt, den er wider Willen ſeines Vaters that. Im Anfang hielte man ihn im Kloſter ſehr hart, nachher aber erhielt er mehr Freiheit, und ſeit dieſer Zeit widmete er ſich gänzlich dem theologiſchen Studium, beſonders der Forſchung der heiligen Schrift.

Johann von Staupiz, Vikarius über 40 Auguſtinerklöſter in Meißen und Thüringen, bewies ſich als ſeinen vorzüglichen Gönner. Bei der Errichtung der neuen Univerſität zu Wittenberg im Jahre 1502 erhielt er vom Kurfürſten

Fri-

Friderich dem Dritten von Sachſen den Befehl, berühmte Leute als Profeſſoren dahin zu ziehen. Er fiel auf Luthern, und brachte es dahin, daß er als ordentlicher Lehrer der Dialektik und Phyſik auf dieſe Univerſität berufen ward.

Er verſtand die Kunſt, ſich beſonders bei dem berühmten Doktor Staupiz beliebt zu machen, und ſein Zutrauen in dem hohen Grade zu erwerben, daß man ihn in wichtigen Kloſterangelegenheiten nach Rom zum Pabſt ſchikte. Er war in dieſem Geſchäfte nicht nur glüklich, ſondern hatte auch Gelegenheit, ſich eine genaue Kenntniß des ganzen römiſchen Hofes, des verfallenen Gottesdienſtes, des unter den Geiſtlichen eingeriſſenen Verderbens und vieler andern Dinge zu erwerben. Vor allen fiel ihm der böſe Lebenswandel der Kleriſei in die Augen. Als er einſt nebſt andern italiäniſchen Meßprieſtern Meſſe leſen mußte, ſo hielt er ſie ſo langſam und bedächtig, daß neben ihm auf einem Altare ſieben Meſſen geleſen wurden, bis er mit einer fertig war. So hörte er einmal über Tiſch erzählen, daß einige Prieſter das Brod und den Wein alſo zu konſekriren pflegten: Panis es, et panis manebis, vinum es, et vinum manebis. **Du biſt Brod, und wirſt auch Brod bleiben; du biſt Wein, und wirſt auch Wein bleiben.** Viele Mönche glaubten, die Lehre von der Auferſtehung der Todten und einem ewigen Leben nicht nur nicht, ſondern hielten es ſich wol gar für eine Schande, ſie zu glauben.

Nach ſeiner Zurükkunft von Rom trat Luther ſeine gewöhnliche Geſchäfte wieder an, und ſezte ſich bei Staupiz in immer gröſſeres Anſehn.

Im Jahre 1512 wurde er auf Koſten des Kurfürſten Doktor der Theologie. Nun legte er ſich beſonders auf die griechiſche und hebräiſche Sprache. Das Hebräiſche und die erſte Aufklärung in der Theologie hat er dem groſſen Reuchlin zu verdanken, welches er auch in einem merkwürdigen Schreiben geſtanden hat. — —

Im Jahre 1516 mußte er in Staupizens Abweſenheit ſein Vikariat verwalten, und über die vierzig Klöſter eine Viſitation anſtellen, bei welcher er dann den Mönchen die Bibel und das Studium derſelben empfahl.

Nächſte Veranlaſſung der Reformation.

Doch, ich verlaſſe die beſondern Lebensumſtände Luthers, und wende mich eigentlich zu der durch ihn veranſtalteten Reformation.

Die nächſte Veranlaſſung gab der Ablaßkram. Der Pabſt Leo der Zehnte hatte nemlich durch ſeine Pracht und Verſchwendung ſo übermäßige Summen Geld ausgegeben, daß er faſt alle Quellen zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben erſchöpft hatte. Der Ablaß ſchien ihm noch das einzige Mittel zu ſeyn, ſich zu helfen. Er ließ ihn alſo unter dem Schein, daß er eine neue Kirche zu Rom bauen wollte, überall bekannt machen, und ſchikte ſeine Kommiſſarien in alle Gegenden des Erdbodens herum.

Johann Angelus Arzimboldus war Generalsverwalter dieſer Steuer in den nordiſchen Reichen, und Deutſchland, und Johann Tezel, ein Dominikaner, ſein Unterkommiſſar.

Dieſer Mann hatte Liſt und Feinheit genug, des Geldes der Laien auf eine unmerkbare Art ſich zu bemächtigen. Albrecht, Kurfürſt von Maynz hatte, wie Leo der Zehnte durch Pracht und Verſchwendung ſeine Kaſſe gleichfalls erſchöpft, und muſte, wie jener, auf neue Mittel bedacht ſeyn, Geld zu ſammlen. Er bat ſich daher bei dem Pabſt die Erlaubniß aus, in ſeinen Erzbisthümern Maynz und Magdeburg den Ablaß predigen zu laſſen. Dieſe erhielte er nun zwar, es wurde ihm indeſſen der Guardian des Franziskanerordens zum Gehülfen gegeben, und in einem bald darauf folgenden Breve ihnen beiden befohlen, daß ſie alle Ablaßkäſten in Gegenwart der reichen Banquiers zu Augsburg, Fugger mit Namen, öfnen, ihnen einen Schlüſſel zu dieſen Käſten einhändigen, und durch ſie die Hälfte des gelöſeten Geldes, nach Abzug aller Unkoſten, nach Rom ſchiken laſſen ſollten.

Als der Franciskaner Guardian ſich dazu nicht verſtehen wollte, ſo wurde das ganze Geſchäfte dem Dominikanerorden aufgetragen, in welchem ſich Tezel ſchon längſt rühmlichſt hervorgethan hatte. Er ward alſo dem Kurfürſten von Maynz beſtens empfohlen, zu einem Unterkommiſſar beſtellt, und nach Sachſen geſchikt, da er beſonders in der Magdeburgiſchen Diöces, dies- und jenſeits der Elbe, zu Zerbſt, Jüterbok, und an andern Orten mehr ſeinen Handel trieb. Er vergab nicht nur die gegenwärtig begangenen, ſondern auch die noch künftig zu begehenden Sünden, ſie mochten nun ſo groß und ſo abſcheulich ſeyn, als ſie wollten.

Die Säze, die er dem Pöbel einprägte, waren folgende: Gott vergebe zwar die Schuld, aber nicht die Strafe, das Wort Ablaß bedeute alſo auch nicht die Vergebung der Sünden ſelbſt, ſondern die Erlaſſung der Strafen; die Strafe könne in dieſem Leben nicht ganz abgebüſſet werden, mithin müſſe dafür noch im Segfeuer bezahlt werden; der Ablaß gründe ſich auf die überflüſſigen Werke der Heiligen, welche in dieſem Leben mehr gute Werke gethan, als zur Erlangung der Seligkeit nothwendig geweſen, auch wol mehr gelitten, als ihre Sünden verdienet, — und diene zur Loskaufung aus dem Segfeuer; dieſe überflüſſigen Werke der Heiligen nebſt den überflüſſigen Verdienſten Jeſu Chriſti wären der Schaz der Kirche, der Pabſt hätte die Schlüſſel des heiligen Petrus zu dieſem Schaze, er könne auch nicht nur ſelbſt, ſondern auch durch ſeine Abgeordneten den Ablaß oder die Erlaſſung der Strafen ertheilen.

Dieſe Säze trug Tezel mit vieler Vermeſſenheit vor, und begleitete ſie mit noch vielen andern abſcheulichen Aeuſſerungen. Die Seelen im Segfeuer, ſagt er, ſprängen aus der Quaal, und ſtiegen auf gen Himmel, ſo bald das Geld für einen Ablaßbrief in dem Kaſten klänge; das Kreuz, ſo die Ablaßprediger aufſtellten, wäre eben ſo kräftig, als das Kreuz Chriſti ſelbſt: durch die Gnade des Ablaſſes würde der Menſch mit Gott verſöhnt, mit vier Groſchen, fügt er hinzu, könnet ihr die Seele eures Vaters aus dem Segfeuer erlöſen, und wäret ihr wol ſo undankbar, daß ihr

euren

uren Vater nicht aus der Quaal retten wolltet? Hättet ihr nur einen Rok, ſo müſtet ihr denſelben den Augenblik ausziehen, und verkaufen, um ſolche Gnade zu erhandeln.

Ein Beiſpiel von ſeiner Ablaßformel iſt dieſes: Unſer Herr Jeſus Chriſtus wolle dir gnädig ſeyn, und wegen des Verdienſtes ſeiner heiligſten Leiden dich von deinen Sünden losſprechen. Und ich abſolvire dich, Kraft ſeiner und ſeiner heiligen Apoſtel Petri und Pauli, und des heiligen Pabſtes Autorität, die mir in dieſen Gegenden ertheilt und anvertraut iſt, erſtlich von allen kirchlichen Cenſuren, auf welcherlei Art du dieſelben auch verdienet haben magſt, und dann von allen deinen Sünden, Uebertretungen und Ausſchweifungen, ſo abſcheulich ſie auch immer ſeyn mögen, ſelbſt von denen, worüber allein der heilige Stuhl erkennen kann, und ſo weit ſich die Macht der Schlüſſel der heiligen Kirche erſtrekt, erlaſſe ich dir alle Strafen, die du wegen deiner Sünden im Fegfeuer verdieneſt; ich gebe dir die Erlaubniß, die heiligen Sakramente der Kirche wieder zu genieſſen; ich ſeze dich wieder in die Gemeinſchaft der Gläubigen ein, und in die Reinigkeit und Unſchuld, die du bei deiner Taufe hatteſt, ſo, daß für dich, wenn du ſtirbſt, die Pforten der Höllen verſchloſſen, und die Thore des Paradieſes und der Glükſeligkeit geöfnet ſeyn ſollen; und, wenn du auch für diesmal nicht ſtürbeſt, ſo ſoll doch die Gnade ihre völlige Kraft behalten, bis auf den Augenblik deines Todes. Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes.

Wir müſſen die Sache nehmen wie ſie iſt.

Luther war aus dem Orden der Auguſtiner, welche durch die Verkündigung des Ablaſſes ihre ökonomiſche Umſtände gern verbeſſert hätten, wenn ſie es nur zu Stande hätten bringen können. Luther ſaß gern Beichte, weil es einbrachte, und durch den Ablaßkram wurden die Beichtſtühle ziemlich ledig. Ueberdem war er von einem ganz auſſerordentlichen heftigen Temperament. Alles dies zuſammengenommen konnte ihn hinlänglich beſtimmen, ſich dem Ablaßkram zu widerſezen. Er that es erſt mündlich. Dies verurſachte, daß Tezel, vom heiligen Zorn entrüſtet, eine Inquiſition aufzurichten drohte, und ſo gar auf dem Markte zu Jüterbok einigemal Feuer anzünden ließ.

Dieſe Drohungen konnten Luthers Sinn nicht biegen. Er fieng alſo öffentlich an, wider den Ablaß zu predigen, und ſchlug den 31 Oktober 1517 fünf und neunzig Säze zu Wittenberg an, über welche er mit einem jeden öffentlich zu disputiren ſich erbot. Die vornehmſten Säze waren dieſe.

1) Weder der Pabſt, noch andre Geiſtliche können die Sünde vergeben, ſondern Gott allein;

2) Dieſe Vergebung kann bloß durch wahre Reue und Buſſe, und durch den Glauben an Chriſtum erlangt werden.

3) Gott fordert keine Pein, Strafe oder Genugthuung für die Vergebung der Sünden,

Sünden, behält ſich auch ſelbige nicht vor, ſondern er ſchikt dem Sünder allerlei Kreuz und Züchtigung zu, um ihn zur Buſſe zu bringen, und täglich darinnen zu erhalten.

4) Dieſe Art von Buſſe kann der Pabſt keinem ſchenken, oder nachlaſſen. Diejenigen kann er nachlaſſen, welche Satisfactiones canonicæ, oder Kirchenbuſſen genannt werden, und welche der Pabſt und die Prieſter auflegen könnten, aber nicht über die Maße.

5) Dieſe Auflage findet nur bei den Lebendigen, oder in der Zeit dieſes irdiſchen Lebens ſtatt, und können ſolche äusserliche Satisfactionen oder Büßen nicht erſt nach dem Tode des Sünders im Fegfeuer verſchoben und vorbehalten, mithin auch keine Buſſe nach dem Tode erlaſſen werden.

Hätte Leo der Zehnte gleich damals andre Maßregeln ergriffen, ſo wäre dieſes ein Privatſtreit unter zwei Mönchen geblieben, und hätte weiter keine Folgen gehabt. Da aber im Anfang die Streitſache nicht geachtet, und alles unvorſichtig behandelt wurde; ſo ward ſie in der Folge von der äuſſerſten Wichtigkeit.

Die Dominikaner waren beſonders äuſſerſt aufgebracht, gleichſam als wäre, da der einzige Tezel angegriffen war, der ganze Orden beſchimpft. Tezel trat öffentlich wider Luthern zu Frankfurt an der Oder auf, und ſezte ein-

mal hundert und ſechs, und dann wiederum funfzig Säze ihm entgegen. Wie man von ſelbſt erachten kann, ſo rühmte er den Pabſt und ſeine Macht und Unfehlbarkeit in Glaubensſachen auf das herrlichſte, — hielt dem Ablaßkram eine herrliche Lobrede, und drohete allen Neugläubigen, und Kezern Bann, Feuer und Schwerdt.

Leo der Zehnte hielte die Sache im Anfang für ganz unbedeutend. Dem Kaiſer Maximilian gefiel Luthers Verfahren gegen den Ablaßkram ſo ſehr, daß er den Kurfürſten von Sachſen bat, er möchte auf dieſen Mönch ein wachſames Auge haben, weil es ſich wol zutragen könnte, daß man ſeiner einmal bedürfe. Der Pabſt dachte der Sache indeſſen reiflicher nach, und fand, daß es nöthig ſei, dieſe Unruhen in der Geburt zu erſtiken, ehe ſie wirklich ausbrächen. Luther ſchrieb daher an ihn, und legte ihm die Gründe vor, die ihn zur Diſputation bewogen hätten. Um ſich noch mehr Eingang beim Pabſt zu verſchaffen, wandte er ſich an Staupiz, der ihn empfehlen ſollte.

Leo war in der That gar nicht übel auf Luthern zu ſprechen; das äuſſerliche Verhältniß, in welchem er in Beziehung auf die Verwaltung ſeiner Würde war, geſtattete ihm nicht, ſich ſeiner Sache anzunehmen, die er gewiß befördert hätte, wenn die Umſtände nicht Hinderungen geweſen wären.

Johann Ek. Sylveſter Prierias.

Unterdeſſen ſtreubten ſich verſchiedene Katholiken gegen Luthern. Johann Ek, Doktor und Profeſſor der Gottesgelahrtheit zu Ingolſtadt, von ſeinen Kenntniſſen aufgeblaſen, voll

voll von Vorurtheilen für die gemeine Lehre, trat gegen ihn auf. Sylveſter Prierias, der päbſtliche Cenſor ſchrieb einen Dialog gegen ihn, der ſelbſt dem Pabſte und ſeinen eigenen Freunden nicht gefallen konnte. Luther beantwortete dieſe Schrift, und da er ſich dabei nicht begnügen wollte, ſo ließ er nochmals ein Sendſchreiben an ihn druken, in welchem er unter andern ſagte: daß man Sylveſters Vertheidigungen für ein Lügengewebe, und für die offenbarſten Gotteslästrungen halten müſſe, welche eher vom Teufel, als von ihm ſelbſt herkommen könnten.

Jakob Hochſtraaten.

Jakob Hochſtraaten, Prior des Dominikanerkloſters in Cölln, und Kezermeiſter, der ſchon mit Reuchlin zu ſeiner Schande viele Streitigkeiten gehabt hatte, fieng an, gegen Luthern auf das allerheftigſte zu ſchreiben, und rieth ſo gar dem Pabſt an, ihn mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen. Luther antwortete ihm nur ganz kurz, und ſagte, er habe nichts aus der heiligen Schrift, und den Schriften der Kirchenväter angebracht, ſondern nur ſeine Einfälle und alte ſcholaſtiſche Träume vorgetragen.

Das alles konnte nun zwar den harten Sinn Luthers nicht beugen, und es hinderte ihn nicht, mit Freimüthigkeit die neue Lehre auszubreiten. Indeſſen muſte er doch einigen Schuz und Beiſtand von angeſehnen und mächtigen Perſonen haben. Er wollte alſo die geiſtliche Macht ſchwächen, theils um ſelbſt ſicher zu ſeyn, theils um ſeine Feinde deſto empfindlicher zu kränken.

Der Kurfürſt von Sachſen, Friderich der Weiſe, und der Kurfürſt von der

Pfalz, verſprachen ihm zuerſt ſeinen Schuz. Indeſſen wollte der erſtere nicht das Anſehen haben, als ſchüze er offenbare Glaubensirthümer, ſondern wünſchte nur eine genaue Unterſuchung der ganzen Sache. Daher ſchrieb er auch an den Kardinal Raphael, der ihn abgerathen hatte, ſich Luthers ferner anzunehmen, daß er Luthers Schriften und Predigten keinesweges vertheidige, daß es ihm vielmehr wehe thäte, daß in ſeinem Alter Irthum im allgemeinen heiligſten Glauben entſtehn ſollte, noch viel mehr aber kränke es ihn, daß man glaubte, daß ſolche Irthümer von ihm ſollten befördert und geſchüzt werden; vor ſolcher greulichen Sünde ſolle ihn der barmherzige Gott gnädig bewahren.

Leo der Zehnte trat nun in die Mitte. Er berief Luthern binnen ſechszig Tagen, perſönlich in Rom zu erſcheinen, und ſich der ihm gemachten Anſchuldigungen wegen zu vertheidigen. Hier nahm ſich der Kurfürſt von Sachſen und die Univerſität zu Wittenberg Luthers an, und thaten bei dem Pabſte Vorſtellung, ihn mit der Reiſe nach Rom zu verſchonen. Leo, der ſchon vorher ſeinen erſten Entſchluß geändert hatte, trug alſo ſeinem zu Augsburg ſich befindenden Legaten, dem Kardinal Kajetan auf, die Sache zu unterſuchen, verſahe ihn aber mit den allerſchärfſten Befehlen, ihn als einen Kezer zu verdammen, auch allenfalls durch Gefängniß, und andre Leibes Strafe zum Widerruf zu zwingen.

Luther erſcheint in Augsburg vor dem Kardinal Kajetan.

Ohnerachtet viele ſeiner Freunde, z. B. der Graf von Mansfeld, Staupiz, u. a. m. ihn warnten, nicht nach Augsburg zu gehen; ſo war er doch, ſeiner guten Sache zu ſehr gewiß, um nicht ſelbſt

ſelbſt Gefahren entgegen zu eilen, wenn ſie nur befördert, und ins Werk geſezt werden könnte. Er gieng alſo im Oktober 1518 nach Augsburg, und wollte gleich zum Kardinal hineilen. Die Augsburgſchen Rathsherren, denen Luther von dem Kurfürſten von Sachſen empfohlen war, brachten ihn aber dahin, daß er erſt das kaiſerliche Geleit abwartete.

Der Kardinal, zu den er nach Einlaufung dieſes Geleits hingieng, verlangte gleich bei der erſten Unterredung, daß er ſeine Irthümer widerrufen ſollte. Luther verlangte Beweis, daß ſeine Säze Irthümer wären, und dieſen führte der Kardinal herzlich ſchlecht. Er berief ſich, anſtatt der heiligen Schrift, auf die Extravaganten des Pabſtes Klemens des Sechſten, auf die Konzilien und Schullehrer. Dies konnte aber den neuen Reformator nicht überzeugen. Er bat ſich alſo einen Tag Bedenkzeit aus.

Nach Verlauf derſelben gieng er in Begleitung dreier kaiſerlichen Räthe, eines Notarius, und zweier kurſächſiſcher Geſandten, wiederum zu dem päbſtlichen Legaten hin. Dieſer bemühte ſich auf alle nur mögliche Weiſe durch Zureden, und durch Drohungen ihn zum Widerruf zu bringen; aber vergebens. Luther berief ſich auf den Spruch der Univerſitäten Baſel, Freiburg, Löwen, auch Paris. Der Kardinal lachte über dieſen Einfall, — und jener verließ ihn, nachdem er auf Staupizens und andrer Vorbitten die Erlaubniß erhalten hatte, ſich ſchriftlich zu vertheidigen. Dieſe Vertheidigung übergab er in Gegenwart der fürſtlichen Räthe, erhielt aber keine Antwort. — Er faßte alſo den Entſchluß,

zurük

zurük zu reiſen, den er auch den 20ten Oktober ins Werk ſezte, und ſo den 31ten dieſes Monats glüklich, aller Nachſtellungen ohnerachtet zu Hauſe anlangte.

Kajetan beſchwerte ſich ſo wohl bei dem Pabſt, als auch beim Kurfürſten von Sachſen ausſerordentlich über Luthern. Er verlangte ſo gar, daß der leztere ihn entweder nach Rom ſchiken, oder aus dem Lande jagen ſollte. Er war aber beherzt genug, ihn zu ſchüzen, und erklärte, daß er unmöglich zugeben könnte, noch würde, Luthern unüberwieſen, zum Nachtheil ſeiner Univerſität, wegzujagen. Er verſicherte ihm vielmehr ſeinen beſtändigen Beiſtand, und erlaubte ihm zu Wittenberg zu bleiben. Indeſſen publizirte er ganz wider ſeinen Willen, ſeine augsburgiſche Handlung mit dem Kardinal Kajetan und ließ ſo gar eine Appellation vom Papſte an ein Konzilium druken.

Der Pabſt ſuchte auf der einen Seite den Kurfürſt wider Luthern aufzubringen, auf der andern aber ihn ſelbſt zu gewinnen, und dieſe Unruhe in der Gährung noch zur rechten Zeit zu erſtiken. Nach der Gewohnheit der Päbſte, denen Fürſten, welche ſie ſchüzen und ehren, eine geweihete goldene Roſe zu ſchenken, muſte Karl von Miltiz, der dazu auserſehn war, nach Sachſen reiſen, und die wegen der Lehrſäze Luthers entſtandene Bewegung zu unterdrüken, ihm eine ſolche Roſe mitbringen, ob er gleich dadurch nichts gegen ihn ausrichtete.

Luther unterredet

Glüklicher war dieſer kluge und verſchlagene Mann

Mann *) mit Luthern. Er forderte im Monat Jenner 1519. ihn ſowohl als Tezeln nach Altenburg. Dieſer erſchien aber unter dem Vorwande, daß er ohne Lebensgefahr nicht dahin kommen könnte, nicht, und blieb in Leipzig. Jener ſtellte ſich aber ſo gleich, als es ihm befohlen wurde. Er bewies ſich äuſſerſt gelinde, lobte Luthern, verachtete Tezeln, und erhielt in der That ſehr viel. Er verlangte, daß Luther bloß folgende vier Punkte einräumen ſollte: ſich mit Miltiz.

1) Daß man dem Volke falſche Begriffe von dem Ablaß gemacht habe.

2) Daß er ſelbſt (Luther) der Urheber einer ſolchen Teuſchung des Volks ſey, indem er das ganze Ablaßweſen viel abſcheulicher vorgeſtellt habe, als es in der That ſei.

3) Deß Tezels verhaßtes Verfahren einzig und allein zu dergleichen irrigen Vorſtellungen Gelegenheit gegeben habe.

4) Daß Tezel die Gränzen des ihm von Kurfürſten zu Maynz geſchehnen Auftrages ſehr weit überſchritten habe.

Luther widerrief zwar ſeine einmal geäuſſerte Lehrſätze keineswegs, räumte aber demohnerachtet vieles ein, woraus wenigſtens erhellt, daß damals ſeine Grundſäze in der Reformation noch nicht ſo ganz unwandelbar feſt und unbeweglich gegründet geweſen ſind.

*) Er war ein ſächſiſcher Edelmann, und Kammerherr bei Leo dem Zehnten.

Er erbot ſich über das ganze Ablaßweſen ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten, wenn ſeinen Gegnern es gleichfalls aufgelegt würde: er erbot ſich an dem Pabſt eine demüthige Abbitte zu ſchreiben, und darinnen zu bekennen, daß er in ſeiner Hize zu weit gegangen ſey, welches er auch zwei Monat nachher that, ja er verſtand ſich ſo gar dazu, an alle ſeine Schüler und Anhänger ein Cirkularſchreiben ergehen zu laſſen, und ſie zu ermahnen, daß ſie künftig den Befehlen der heiligen römiſchen Kirche die ehrerbiethigſte Folge leiſten ſollten.

Wäre hier der päbſtliche Hof ſtaatsklug genug geweſen, dieſe angebotene Abbitte und Unterwerfung Luthers anzunehmen, ſo hätte die ganze Reformationsſache, wo nicht ganz unterdrückt, doch gewiß in ihrem Fortgang äuſſerſt behindert werden können. Aber die Uneinigkeit des römiſchen Hofs, und der unmäſſige Eifer unbeſonnener Scheinheiligen erregten zum Glük für die Wahrheit die Uneinigkeit von neuem, die ihrer Heilung ſchon ſo nahe geweſen war.

Noch vor der Ankunft des Miltiz nach Deutſchland, ſtarb der Kaiſer Maximilian, und es fanden ſich bald zwei Bewerber um die Kaiſerſtelle, Karl von Oeſterreich, und Franz, König von Frankreich. Karl hatte das Glük, die Wahl ihn treffen zu ſehn, und er trat im neunzehnten Jahre ſeines Alters, unter dem Namen Karls des Fünften, die Regierung an. Gleich beim Antritt derſelben ward die erſte Wahlkapitulation verfertigt, die er unterzeichnete, und nach welcher alle nachfolgende geformt ſind. — Hierauf kam es zwiſchen Luthern und Miltiz auf dem Schloße Liebenwerda, und im folgenden Jahre

1520 zu Lichtenberg zu einer Berathſchlagung, und aus dem Wohlwollen, das der Churfürſt Friedrich gegen Miltiz äuſſerte, ſchöpfte man viele Hoffnung, daß ſich die Unruhen bald legen, und Luther ſich mit Miltiz gänzlich vergleichen dürfte. Dieſe Hoffnung ernährte überdies noch das leutſeelige Schreiben des Pabſtes Leo an Luthern, welches man in Löſchers Nachrichten des Jahres 1142. S. 133. leſen kann.

Indeſſen hatte Eck Luthern zu Rom mit den allerſchwärzeſten Farben abgemalt, und die wider leztern ausgewürkte Bulle vereitelte alle gütliche Unterhandlungen. Dieſer Haß, den Eck gegen Luthern hegte, rührte von der Unterredung her, die zwiſchen Melanchthon und Luther im Julius 1519 zu Leipzig war gehalten worden. Eck trug bei dieſer Gelegenheit einige Säze vor, die die Untrüglichkeit des Pabſtes beweiſen ſollten. Luther widerſezte ſich ihm mit aller Gewalt, und da beide auf ihren Sinn beharrten; ſo giengen ſie unverrichteter Sache, und mit erhizten Gemütern, auseinander. Gerade um dieſe Zeit widerſezte ſich in der Schweiz Ulrich Zwingli der Ablaßkrämerei des Franciskaner Samſon aus Mailand.

Leo verdammte in der vorhin erwähnten Bulle Luthers Säze und Schriften zum Feuer, und gab ihm auf innerhalb zwei Monaten zu widerruffen, dafern er nicht exkommunizirt seyn wollte. Die meiſten Katholiken waren mit dieſer übereilten Verordnung des Pabſtes unzufrieden, nur Eck kehrte triumphirend nach Deutſchland zurük, wiewol er ſich doch in der Hoffnung, Luther gänzlich zu unterdrüken, betrog. Luther

glaubte nun ſich durch eine Appellation, auf eine zu haltende Kirchenverſammlung, zu helfen: weil er bald gewahr ward, daß dieß Mittel zu Rom vernichtet werden würde; ſo entſchloß er ſich von ſelbſt, aus der römiſchen Kirche zu gehen, ehe ihn der Pabſt herausſtoßen möchte. Dieſen Ausgang machte Luther dadurch auffallend, daß er auſſerhalb den Mauren der Stadt einen Scheiterhaufen errichtete, und an einem Morgen in Gegenwart der Univerſität, die neuerliche Bulle und das kanoniſche Recht in denſelben warf, nachdem er ihn vorher angezündet hatte.

Kurz darauf erfolgte eine zweite päbſtliche Bulle, nach welcher Luther, weil er dem päbſtlichen Befehle grade zuwider gehandelt hatte, aus der Kirche herausgeſtoßen wurde. Nach Bekanntmachung dieſer Bulle fieng Luther an, auf die römiſch-katholiſche Religion zu denken. Zu dieſer Unternehmung feuerte ihn unter andern wichtigen Männern vorzüglich der große Philipp Melanchthon an, von dem wir hier eine nähere Beſchreibung dem Leſer mittheilen wollen.

Melanchthon. Melanchthons ſanfter Charakter und Weltkenntniß machte ihm Luthern nothwendig. Er verließ ſich nicht ſo ſehr, wie dieſer Reformator, auf ſeinen Verſtand, weil er ihn ausgebildet hatte, und weil er friedliebend war; ſo entſchied er niemals ſo dreiſte als Luther. Nie beſtand er hartnäkig auf ſeinen Kopf, ſondern führte mit großer Kaltblütigkeit das Für und das Wider an: und da er den Frieden liebte, und ſich über die Unordnungen, welche die Trennung in der Kirche hervorgebracht hatte, betrübte, ſo war er immer geneigt, von allen Lehrſäzen ein günſtiges Urtheil

zu

zu fällen. — Dieſer liebenswürdige Charakter machte ihn überall belobt, und es iſt nicht unrecht, wenn man ihm die eigentliche Reformation zuſchreibt, denn er zeigte den Weg, wie man zur gründlichen Kenntniß in der Theologie gelangen könnte. Seinen Schülern empfahl er beſonders, jederzeit der geſunden Vernunft getreu zu bleiben. Er gieng gar ſo weit, daß er den Ariſtoteles, deſſen Organon ihm bekannt war, gegen Luthern vertheidigte. — Ariſtotelis Logik war den übrigen Theologen kein ſonderlich angenehmes Buch: ſie ſahen es als die Quelle eitler Subtilitäten an, womit die Jugendzeit verſchleudert würde. Melanchthon erklärte ſich dem ohngeachtet für daſſelbe, und empfahl es ſeinen Schülern auf das nachdrüklichſte.

Wenn man den einzigen Punkt des Heldenmuths und der Standhaftigkeit ausnimmt; ſo wüßte ich nicht, worin Melanchthon nicht Luthern ſollte übertrofen haben. In Tugend und Gottſeeligkeit war er ihm wenigſtens gleich; und in Gelehrſamkeit, Sanftmuth und Menſchenliebe übertraf er ihn gewiß ſehr. Kurz vor ſeinem Ende ſchrieb er auf ein klein Papier die Urſachen, warum er ſich nicht betrübe, aus dieſer Welt zu gehen. Dieſe war, weil er erſtlich nicht mehr ſündigen würde, und weil er zweitens der Wuth der Theologen nicht weiter ausgeſezt wäre. Er war wie ein Schaaf unter den Wölfen, niemand wollte ſich an ſeine Sanftmuth gewöhnen, vielmehr ſezten ſie ihn allen Verläumdungen aus, und benahmen ihm die Mittel, dem Narren in ſeiner Narrheit zu antworten. Das, was Melanchthon ſeiner Mutter ſagte, beweiſet unſtreitig, daß er ein Feind alles theologiſchen Zanks gewe-

ſen ſei. Als er im Jahre 1529 nach Speier gieng, beſuchte er zugleich ſeine Mutter. Dieſe gute Frau fragte ihn, wer von den ſtreitenden Theologen recht hätte, und ſagte ihm zugleich ihre gewöhnlichen Gebete her, die nichts Abergläubiſches enthielten. Er antwortete ihr hierauf, ſie möchte in Gottes Namen ſo fortfahren, und ſich durch das Gezänke der Theologen nicht irre machen laſſen.

Von den Sittenlehren dieſes fürtreflichen Mannes haben zwei große Männer Franz Duaren, und der Kanzler Hoſpital geurtheilt: „daß noch „kein Schriftſteller ſo glüklich die Quelle der Geſeze eröfnet habe als Melanchthon, und daß die „Jugend ſeine Elementa doctrinae ethicae, nie „aus den Händen legen ſollte.“ Wenn indeſſen dieſe Männer in unſern Zeiten lebten; ſo würden ſie wahrſcheinlich anders urtheilen.

Doch ich kehre wieder zu Luthern zurük. Nach Bekanntmachung der zwei päbſtlichen Bullen wider den Reformator, fieng Churfürſt Friedrich an, ſich ſeiner noch mehr anzunehmen, als er bisher gethan hatte, und bat den Kaiſer, der ihm ohnehin viele Verbindlichkeiten ſchuldig war, weil er durch ſeine Bemühungen die Kaiſerwürde erhalten hatte, er möchte es dahin zu bringen ſuchen, daß Luther auf dem Reichstag zu Worms verhört würde. Dies geſchah auch. Luther gieng daher unter dem Geleite des Kaiſers nach Worms, und vertheidigte ſeine vorgetragenen Säze öffentlich und mit der größeſten Freundlichkeit. Da er aber nicht widerrufen wollte, wie es ihm aufgelegt wurde, und ſtandhaft bei ſeiner Meinung blieb; ſo erhielt er zwar vom Kaiſer die Erlaubniß

niß ungehindert zurükzukehren, wurde aber dem ohngeachtet, nach ſeinem Abzuge im Monat May vom Kaiſer und Reich einſtimmig nebſt ſeinen Anhängern in die Acht erklärt, und für einen Feind des deutſchen Reichs gehalten. Zwanzig Tage nach der Publikation dieſes Urtheils durfte ſich niemand unterfangen, Luthern zu beherbergen, und jedem ward es aufgegeben, den Reformator gefangen zu nehmen, wo er ihn auch nur fände, und ihn zum Kaiſer zu bringen. Dies Ungewitter hatte Friedrich, ohne ihm Einhalt thun zu können, vorhergeſehen. Er ließ daher Luthern bei ſeiner Rükkehr aufheben, und auf das Schloß Wartenburg bringen, wo er ſich 10 Monate lang aufhielt, ohne verrathen zu werden, und ausnehmende Proben der Arbeitſamkeit und Geſchäftigkeit zeigte. — Der Churfürſt ſchrieb zuerſt an die Univerſität Wittenberg, um ihre Meinung über die Meſſe und Luthers Schriften zu ſagen. Dieſe antwortete, daß damit ein auſſerordentlicher Misbrauch getrieben würde, und bat den Churfürſten, er möchte doch alles anwenden, daß derſelbe abgeſchafft würde. Dieſer Bericht ward von Friedrich ſehr gnädig aufgenommen, und verſprach alles zu thun, was Gewiſſenhaftigkeit von ihm fodern würde. Während dieſen Unterhandlungen war Leo geſtorben, und der Lehrmeiſter Kaiſer Karls unter dem Namen Adrian VI. von Uetrecht auf den päbſtlichen Stuhl geſezt.

Dieſer Pabſt ließ zwar gleich nach den Antritt ſeiner Regierung befehlen, daß die wider Luthern in der lezten Bulle von Leo verhängte Strafe an Luthern, der ſich nunmehr wieder in Wittenberg öffentlich aufhielt, vollzogen werden

möchte. Allein er bemühete ſich auch zugleich, die Uebel fortzuſchaffen, die einen ſo großen Feind gewafnet hätten. Dieſer Gelegenheit ſuchten ſich die deutſchen Fürſten zu Nuze zu machen, und verlangten, daß in Deutſchland eine allgemeine Kirchenverſammlung möchte gehalten werden. Es nahm daher zu Nürnberg der Reichstag noch vor dem Ende des 1522 Jahrs ſeinen Anfang. Das Bekenntniß, welches der Pabſt in der ſeinem Legaten ertheilten Inſtruktion von dem Verderben der Kirche abgelegt hat, iſt auſſerordentlich merkwürdig. Auf Luthern war er aber noch ſehr aufgebracht, und warf dem Churfürſten in einem beſondern Breve mit ſehr harten Ausdrüken vor, daß er unrecht und wider das Wohl der Kirche handle, daß er ſich des Kezers annehme. Adrian ſtarb bald darauf nach einer kurzen Regierung in der Mitte des Jahrs 1523. Sein Nachfolger Clemens VII. beſchwerte ſich auf dem Reichstage 1524 durch ſeinen Legaten über die Gelindigkeit der Fürſten, die ſie bei Duldung Luthers bewieſen; er war aber dabei liſtig genug, der vom Adrian verſprochenen Verbeßrung mit keinem Worte zu erwähnen. Dieſer Forderung gab der Kaiſer ein Gewicht, indem er befahl, ſich nach dem Wormſchen Edikte zu richten.

Indeſſen waren die Städte in Befolgung des Wormſchen Edikts noch nicht einig: ſie erklärten aber dem ohngeachtet im Reichsabſchiede von April, daß ſie demſelben nach Möglichkeit nachzukommen ſuchen wollten. Churſachſen proteſtirte wider dieſen Reichsabſchied, und der Pabſt behauptete, die Beſchwerden wären auf der Kirchenverſammlung zu Lateran abgethan, und das Uebrige gehöre nach Rom. Er verlangte, daß man den Churfürſten

seiner

ſeiner Chur entſezen, und ihn öffentlich für einen Kezer erklären müßte. Dieſe päbſtlichen Anſchläge machte der im folgenden Jahre erfolgte Tod Friedrichs unnüze.

Alles dieſes war inzwiſchen nicht vermögend, den Fortgang der Reformation aufzuhalten, wenn nur nicht Streitigkeiten unter den Reformatoren ſelbſt entſtanden wären. Die Lehre über die Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im heil. Abendmale gab zu einer traurigen Trennung Gelegenheit. Zwar hatte Luther die eigentliche Meinung der Katholiken von der Verwandlung des Weins und Brods in das Blut und den Leib Chriſti, behauptete aber dabei noch, daß beides wirklich mit dem Brod und Wein ausgetheilt würde: nur erklärte er die Art nicht, ſondern glaubte, dieſe ſei unerklärbar. Karlſtadt vertheidigte die Meinung des Zwingli, der Brod und Wein als bloße Zeichen anſah, und den Leib und Blut für abweſend hielt. Hiezu kam noch der berühmte Bauernkrieg, die in dieſen Zeiten nichts beſonders waren, ſondern oft vorfielen. Wenn eine Zahl Landvolk die Herrſchaft ihrer Herren nicht mehr ertragen wollte: ſo rotteten ſie ſich an verſchiedenen Orten haufenweiſe zuſammen, giengen auf ihren Gutherrn mit Gewalt los, und plünderten, wohin ſie nur kamen. Die Abſicht dieſer Leute ſchien anfangs die Erleichterung ihres Zuſtandes zur Abſicht zu haben. Als aber ein gewiſſer Thomas Münzer, ein Schwärmer und unruhiger Kopf ſich ihnen zugeſellete und ihr Anführer ward; ſo entſtand aus einem bürgerlichen Streite ein Religionskrieg, den er und ſeine Anhänger mit der größeſten Wuth und Zügelloſigkeit fortgeſezt haben.

Grade um die Zeit, wo dieſer Aufruhr am heftigſten war, ſtarb Churfürſt Friedrich der Weiſe. Sein Bruder und Nachfolger Johann äuſſerte gegen Luthern noch weit mehr Vertrauen, und ſchien von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugter zu ſeyn. Er ſah es mehr dann zu wohl ein, daß dieſelbe mit dem Anſehen des Pabſtes nicht beſtehen konnte, und gab daher beſondre Geſeze von der Kirchenverfaſſung und dem Kirchenregiment, über die Liturgie, und über alle die Kirchen und die Geiſtlichkeit betreffende Dinge, welche Luther und Melanchthon entwerfen mußten. Sein Beiſpiel blieb nicht ohne Nachfolger. Diejenigen Fürſten und Staaten, welche die Herrſchaft des römiſchen Hofes nicht länger ertragen wollten, folgten dem Johann nach. Dadurch aber fieng die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten über Religions- und Kirchenſachen, die vorher nur mäßig geweſen waren, heftiger zu werden an.

Klemens VII. ſah dem Bauernkrieg mit Vergnügen zu, da er Hofnung hatte, daß dadurch die Reformation aufgehoben würde. Weil er aber ein Freund der Unbeſtändigkeit war, und es bald mit dem Kaiſer, bald mit Frankreich hielt; ſo beförderte ſie mehr den Fortgang als die Hemmung deſſelben. Seinen Legaten in Deutſchland hatte er auf das nachdrücklichſte aufgegeben, eine Kirchenverſammlung zu vermeiden, und nur immer die Obern zu bewegen, die Kezer auszurotten. — Karlſtadt, der noch beſtändig wider Luther ſchrieb, und ſich während des Bauernkrieges nach Rotenburg begeben hatte, ſuchte ſich mit Luthern auszuſöhnen, und allen Verdacht als wenn er es mit den Aufrührern hielt, von ſich abzulehnen. Auf ſeine Bitte bracht es Luther bei dem Churfürſten dahin,

daß

daß er ſich zu Kemberg aufhalten durfte: allein er mußte verſprechen, daß er ohne ſeine Einwilligung weder etwas lehren noch ſchreiben wolle. Endlich kam der zu Speier angeſetzte Reichstag zu ſtande. Wenn man nach den Verordnungen, die der Kaiſer durch ſeine Geſandten ableſen lies, hätte ſchlieſſen wollen; ſo würde auf dieſer Reichsverſammlung ebenfalls nichts zum Beſten der Reformation unternommen worden ſeyn, denn der Kaiſer hatte ausdrüklich geſchrieben: „er gedenke izt nach Italien und Rom zu reiſen, ſowohl wegen ſeiner Krönung, als auch mit dem Pabſte wegen eines Conziliums zu handeln. Während dieſer Zeit ſollten „die Reichsſtände auf dem Convent nichts beſchlieſſen, was auf irgend ein Art gegen die bisherige „Gewohnheit der Kirche, ihre Geſetze und Gebräuche ſei: ſie ſollten in ihrem Lande alles nach dem „Wormſer Edikte einrichten, welches mit ihrer aller „Bewilligung bekannt gemacht worden.„ Allein verſchiedne Fürſten und Städte erklärten dagegen, daß, da die Misbräuche täglich zunähmen, ſo dürfte man aus Furcht vor großen Empörungen, nicht ſo genau auf die Beobachtung des Wormſer Edikts dringen. Es ſei höchſt gefährlich, die Entſcheidung der Religionsſtreitigkeiten länger auszuſetzen. Dieß könnte aber nicht anders geſchehen, als wenn ein Nationalconcilium feſtgeſezt würde, warum ſie den Kaiſer auf das geziemendſte bäten. — Die Biſchöfe befolgten ſogleich die Verordnungen des Kaiſers, und wollten ihre Berathſchlagungen über die Religion nicht weiter fortſezen. Das verurſachte unter den Fürſten einen großen Lärm, und der Churfürſt Johann und Landgraf Philipp wollten ſchon den Reichstag verlaſſen: ſie ließen ſich aber doch durch den Churfürſten von Trier wieder beſänftigen, und

ihre Mäßigung hatte für die Reformation den herrlichen Erfolg, daß den Lutheranern die öffentliche Gewiſſensfreiheit zugeſtanden wurde.

Nach vielen Streitigkeiten wurde endlich in Abſicht des Wormſer Edikts vom Reichstage einmüthig beſchloſſen, daß, da es eigentlich nicht bei dem Reichstage ſtünde, dieſem Edikt zu gehorchen, und eher nicht dieſer Sache wegen etwas Gewiſſes feſtgeſezt werden könnte, ehe nicht eine rechtmäßig berufne Kirchenverſammlung darüber erkannt hätte, der es nur allein zukäme, Religionsſtreitigkeiten zu entſcheiden; ſo ſollte man den Kaiſer unverzüglich um die Zuſammenberufung bitten, und unterdeſſen es einem jeden freiſtellen, wie er ſich in Religionsſachen betragen wolle, nur müſſe er dahin ſehen, daß er es vor Gott und dem Kaiſer verantworten könne. — Dieſe Verordnungen waren nicht ohne Wirkung. Johann und Philipp ließen auf dem Reichstage unter einem großen Zulaufe der Menſchen in ihren Quartieren predigen. Johann ertheilte den Befehl, daß ſich die Prediger überall nach der Ordnung des Gottesdienſtes richten ſollten, welche Luther entworfen hatte, und daß ſie das Wort Gottes ohne Verfälſchung predigten. Philipp betrieb in Heſſen die Reformation auf das eifrigſte, wandte aber dabei nach Melanchthons Rath, viel Behutſamkeit an. Die Nonnen und Mönche mußten die Klöſter räumen, und Philipp ſtiftete von dieſen Einkünften die Univerſität Marburg und 4 Hoſpitäler.

In Italien wurde der Kaiſer durch ſeine Streitigkeiten mit dem Pabſte verhindert, den Vorſchlag des Reichstages, eine Kirchenverſammlung zu berufen,

berufen, zu befolgen, und die beſondern Verbindungen, worinn ſich beide Partheien gegen einander befanden, ließen einen jeden mit aller Zuverläßigkeit hoffen, der Streit werde in einigen Jahren noch nicht völlig beigelegt werden. Der Erfolg zeigte auch die Richtigkeit dieſer Muthmasſung. Der Pabſt brachte den Kaiſer ſo ſehr wider ſich auf, daß dieſer ihn in Italien ſelbſt bekriegte, Rom eroberte, den Pabſt ſelbſt in der Engelsburg belagerte, und den Soldaten ſtillſchweigend erlaubte, den Pabſt aufs ärgſte zu beſchimpfen.

Faſt um dieſe Zeit war eine neue Lehre bekannt geworden, deren Anhänger ſich den Namen Wiedertäufer beigelegt hatten. Sie verwarfen die Taufe der kleinen Kinder, ließen ſich ſelbſt noch einmal taufen, und führten unter ſich die Gemeinſchaft der Güter ein. Sowohl Luther als Zwingli haben wider ſie geſchrieben, und mußten ſonſt noch an verſchiedenen Orten harte Bedrükungen erfahren. — Im Jahre 1528 erregte Otto von Pak, einer der vornehmſten Räthe des Herzogs Georg von Sachſen, dadurch eine große Unruhe, daß er ihm bei einer Gelegenheit zu verſtehen gab, er möchte ſich wohl vorſehen, denn es hätten der König Ferdinand, der Marggraf von Brandenburg, der Churfürſt von Mainz und noch verſchiedene andere Fürſten, welche dem Pabſte ergeben wären, zu Breslau ein Bündniß gemacht, ihn und den Churfürſten von Sachſen nebſt ihrer Religion zu unterdrüken. Zur Verſicherung der Wahrheit zeigte er eine Kopie des Bündniſſes, und verſprach auch das Original zu liefern. Dieß Vorgeben war aber völlig ungegründet.

Der

Der Reichstag, den der Kaiſer aufs Jahr 1529 nach Speier im Februar ausgeſchrieben hatte, ward erſt im März eröfnet. Die Katholiken lieſſen es ſich vorzüglich angelegen ſeyn zwiſchen Sachſen, und andern Fürſten eine Trennung zu bewerkſtelligen, damit ſie nicht gemeinſchaftliche Sache mit einander machen möchten: allein ihre Bemühungen waren fruchtlos. — In dem einen Reichsabſchiede wurde wegen der Meſſe auch noch beſtimmt, daß diejenige Lehre vom Abendmale, die nicht mit der Kirche übereinſtimme, nicht angenommen, auch die Meſſe nicht abgeſchaft werden ſollte. Den Wiedertäufern, welche durchaus auf ihrer Lehre beſtehen würden, wurde die Todesſtrafe zuerkannt, und allen Lehrern an den Kirchen befohlen, ihren Vortrag nach den bisher in der Kirche üblich geweſenen Schrifterklärungen einzurichten, und ſich aller ſolcher Lehren zu enthalten, worüber man noch ſtreiten könnte, bis darüber die Entſcheidung des Conciliums bekannt gemacht worden wäre.

Wider dieſen Abſchied proteſtirten der Churfürſt von Sachſen, Georg, Marggraf von Brandenburg, der Landgraf und der Fürſt von Anhalt öffentlich. Zu dieſer Proteſtation traten noch verſchiedene Städte, z. E. Strasburg, Ulm, Nürnberg ꝛc. ꝛc. Von dieſer Proteſtation ſoll der Name der Proteſtanten hergekommen ſeyn, den dieſe Leute nicht nur in Deutſchland; ſondern auch bei Auswärtigen erhalten haben. Ehe ſie aber ihre Proteſtation eingaben, hatte Ferdinand ſchon die Verſammlung der Stände verlaſſen, ob ihn gleich der Churfürſt von Sachſen und die Stände gebeten hatten, noch nicht abzutreten: ſie mußten daher dieſelbe in Form einer Appellation aufſe-

aufſetzen, und appellirten wider das ganze Verfahren des Reichstags zu Speier durch Abgeordnete an den Kaiſer, der damals nach Italien gereiſt war.

Die Abgeordneten der Proteſtanten, reiſten nach Genua ab, und erhielten bey dem Kaiſer Audienz. Nachdem er ihre Beſchwerden ruhig angehört; ſo gab er ihnen folgenden Beſcheid: Er empfinde keinen geringen Schmerz über die Uneinigkeit, die zu ſo vielen Uebeln Gelegenheit gegeben habe. Der Abſchied ſei ſo gefaßt, damit in der Folge keine Neuerungen gemacht, und keiner Sekte weiter Platz gegeben würde, indem dergleichen ſich ohnehin ſchon zu viel eingeſchlichen hätten. Der Churfürſt von Sachſen und ſeine Mitverwandte würden nun, wie er glaube, den gefaßten Speierſchen Abſchied willig annehmen, und demſelben nicht zuwider handeln, weil er mit Einwilligung der meiſten Reichsſtände gemacht ſei. — Die Abgeordneten appellirten von dieſem Beſcheid aufs neue. Der Kaiſer wurde darüber unwillig, und ließ ihnen bei Verluſt ihres Lebens anbefehlen, ſich nicht aus ihren Quartiren zu begeben, noch an ihre Principalen etwas zu berichten. Nach Verlauf einiger Zeit erhielten ſie aber, außer den Kadenus, die Erlaubniß zurükzureiſen.

Der Nürnberger Rath fand ſich wegen Zurükbehaltung ihres Abgeordneten äußerſt beleidigt, und brachte in Smalkalden gegen Ende des Monats November eine Verſammlung zu Stande, wohin ſich der Churfürſt von Sachſen, ſein Sohn Johann Friedrich, die Brüder Ernſt und Franz Herzog von Lüneburg, Landgraf Philipp, die Räthe des Churfürſten von Brandenburg

denburg George und die Städte Strasburg, Ulm, Nürnberg, Heilbrunn, Reutlingen, Koſtnitz, Memmingen, Kemten und Lindau begaben.

Der Kaiſer ſchrieb auf dem Monat April einen Reichstag nach Augsburg wegen der Religion und des Türkenkrieges. Hierauf wurde er unter dem größeſten Aufwande vom Pabſte als König der Lombardei und als römiſcher Kaiſer gekrönt, wobei er öffentlich beſchwor, ein beſtändiger Vertheidiger ſeiner Heiligkeit zu bleiben. Der Churfürſt von Sachſen langte mit ſeinem Sohn Friedrich zum erſten in Augsburg an, und hatte den Philipp Melanchthon, Johann Agricola, Juſtus Jonas und Spalatinus bei ſich. Der Kaiſer kam erſt ſehr ſpät im Junius dahin, und ward von den Fürſten ſo empfangen, wie es Pflicht von ihnen erfoderte. Um dieſe Zeit fiel grade ein großes Feſt der Katholiken ein, dem der Kaiſer mit großer Andacht beiwohnte. Der Churfürſt von Sachſen, der Landgraf, die beiden Herzoge von Lüneburg, der Churfürſt von Brandenburg und der Fürſt von Anhalt wohnten dem Feſte nicht bei, ſondern hielten mit ihren Predigern einen beſondern Gottesdienſt. Die Prieſter konnten ſich darüber nicht beruhigen, ſondern ſchimpften in ihrer Kirchen wegen eines ſolchen Betragens auf das jämmerlichſte. Dieß hörte auch nicht eher auf, bis ihnen durch ein kaiſerliches Mandat ein Stillſchweigen bis nach ausgemachter Sache auferlegt wurde.

Der Churfürſt von Sachſen überreichte in der Verſammlung ein geſchriebenes Glaubensbekenntniß, welches der Kaiſer zwar annahm, aber dabei befahl,

befahl, daſſelbe beizulegen. Dadurch aber ließ ſich der Churfürſt nicht abſchreken, ſondern beſtand vielmehr darauf, daß es ſollte abgeleſen werden, weil die Religionsſtreitigkeiten ſeine Ehre und die ſeiner Mitverwandten beträfen. Der Kaiſer blieb aber bei ſeinem Vorſatze und die Schrift mußte bis auf den folgenden Tag weggelegt werden. Seine Abſicht ſcheint hierbei geweſen zu ſeyn, zu bewürken, daß die Religionsſtreitigkeiten ohne Concilium möchten beigelegt werden. Denn er wußte, daß dieſes dem Pabſte Clemens ſehr angenehm ſeyn würde, der den Zwek hatte, daß die Sache mit dem Degen in der Fauſt durchgeſezt werden müßte, wenn ſie nicht auf eine gute Art könnte beigelegt werden. Er vewies deßwegen die proteſtantiſchen Stände auf die Befolgung des Speierſchen Abſchiedes, und verlangte die Gründe zu wiſſen, die ſie beſtimmt hatten, ſich demſelben zu widerſetzen. Die Stände wiederholten ihr Anliegen wegen des Glaubensbekenntniſſes: aber der Kaiſer wollte durchaus nicht in der Sache entſcheiden, ſchob deßwegen ſeine Antwort lange Zeit auf, und faßte ſie endlich ſo unbeſtimmt ab, daß man daraus ganz offenbar ſeine Partheilichkeit für den Pabſt ſehen konnte.

Die Koſtnitzer, Lindauer, Memminger, und Staßburger reichten dem ohngeachtet ihr Glaubensbekenntniß ſchriftlich ein, welches nur in der Lehre vom heil. Abendmale von dem des Churfürſten von Sachſen unterſchieden war. Izt konnte er nicht weiter ausweichen, und ſah ſich in die Nothwendigkeit geſezt, eine beſtimmtere Antwort zu ertheilen. Er ließ daher im Auguſt alle Reichsſtände zuſammenrufen, und ihnen durch den Pfalzgrafen Friedrich bekannt machen: "daß

„er

„er lange über das Sächſiſche Glaubensbekennt„niß gerathſchlagt, und einige gelehrte Männer „um ihr Urtheil gefragt habe. Nach derſelben „wären einige Artikel anzunehmen, die meiſten „aber ſchlechterdings wider die Religion. Zu den „verworfenen gehörten folgende: „ gute Werke führen kein Verdienſt mit ſich. Die Rechtfertigung müſſe dem Glauben allein zugeeignet werden, und nicht zugleich auch den Werken. Man könne keine Genugthuung für die Sünde thun. Die Artikel von den Ceremonien, daß der wahre Leib und Blut Chriſti in dem Sakrament ſei, daß der Wein und das Brod allerdings eine Verwandlung erlitten u. ſ. f. wurden angenommen. Die Austheilung des Abendmals unter beiderlei Geſtalten ward verworfen, und der Kaiſer drang darauf, daß hierin die Gewohnheit der ganzen Chriſtenheit möchte befolgt werden. Der Pfalzgraf geſtand zwar hierauf, daß viele Dinge eine Verbeßrung bedürften, und der Kaiſer auch verſpräche, dazu behülflich zu ſeyn. Er hoffe allerdings, daß die Vereinigung beider Kirchen leicht könne bewirkt werden, da die Proteſtanten in vielen Punkten mit den Katholiken einverſtanden wären. Sollte aber dieſe Vereinigung nicht zu Stande kommen; ſo ſähe ſich der Kaiſer gezwungen alles zu thun, was ihm als Beſchüzer und Vertheidiger der Kirche zu thun obliege.

Inſeſſen verſuchte der Kaiſer noch einmal einen gütlichen Vergleich, und ließ den Churfürſten von Sachſen und Brandenburg vorſtellen, ſie möchten von ihrem Vorhaben abſtehen. Den Churfürſten von Sachſen drohete er, ihm die nach dem Reichsherkommen üblicher Belohnung zu verweigern, dafern er ſich mit der römiſchen Kirche nicht wieder

ſöhnen wollte. Weil aber auch dieſe Drohung nichts helfen wollte; ſo ließ der Kaiſer endlich den Schluß bekannt machen: „daß er bei dem Pabſte und andern Mächten ſuchen würde, ein Konzilium zu Stande zu bringen, wenn man nur in Anſehung des Orts einig werden könnte. Bis dahin ſollte alles bei dem Alten gelaſſen, und der katholiſchen Geiſtlichkeit keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden. In dem am sechs und zwanzigſten November bekannt gemachten Abſchiede wurde noch beſonders verordnet: „daß diejenigen, welche von dem heil. Abendmale anders lehren würden, als es bisher gehalten worden wäre, nicht geduldet werden ſollten. Die Bilder und Statuen ſollten bleiben, die Kinder mit dem Chryſam beſtrichen, und die Kranken mit Oehl geſalbet werden. Die Prieſter, welche vor dieſer Zeit in den Eheſtand getreten, ſollten ihrer Pfründe beraubt ſeyn; diejenigen aber, welche ihre Weiber wollten fahren laſſen, ſollten mit des Pabſtes Bewilligung wieder eingeſezt werden.„

Während dieſes Reichstages hielt ſich Luther in Koburg auf, damit er Augsburg näher wäre, im Falle der Churfürſt etwa ſeines Raths benöthigt ſeyn möchte. Damit er aber auch in ſeiner Abweſenheit zur Verbeßrung der Kirche etwas beitragen möchte; ſo ſchrieb er an die Prälaten und Biſchöfe ein Buch, worinn er ihnen ihre Irrthümer mit allem ihm eigenen Eifer ſchilderte.

Indeſſen war Melanchton bei den Drohungen des Kaiſers und der katholiſchen Parthei ſehr bekümmert und ängſtlich. Er verband mit unüberwindlichem Eifer für die Wahrheit, die er er-

kannt hatte, eine zärtliche und weiche Gemüthsart. — Nachdem der traurige Ausgang des Reichstags war bekannt geworden, hatten der Churfürſt und ſeine Bundsgenoſſen zu Schmalkalden und nachher zu Frankfurt Zuſammenkünfte veranſtaltet. Am erſten Orte ſezten ſie eine Formel auf, nach der ſie ſich einander Hülfe verſprachen.

Wie der Pabſt den Ausgang des Reichstags erfuhr, ſo berichtete er an verſchiedene Höfe, wie ſehr er izt hofte, daß die Kezerei durch Karls Betriebſamkeit abgeſchafft werde, und verſprach zu der völligen Endigung ein allgemeines Konzilium anzuſezen. — Von Schmalkalden aus ließen die verbündeten Fürſten ein Schreiben an den Kaiſer ergehen, worinn ſie ihn baten, er möchte bis zum Ausgange eines freien und chriſtlichen Konziliums keine Gewaltthätigkeiten verüben. Wenn ſie dieß erhielten; ſo wollten ſie noch wie vor ihr Vermögen ſowohl zum Türkenkriege als auch zu andern Reichsbedürfniſſen hergeben.

Zuſammenkunft der Proteſtanten in Schmalkalden 1531.

Die erſte Zuſammenkunft der Proteſtanten nach dem Reichstage wurde 1531 im December zu Schmalkalden gehalten. In eben dieſem Monate verſammelten ſie ſich noch einmal zu Frankfurt und ſchloſſen den Vergleich: „daß bei entſtehendem Kriege die Fürſten die eine, und die Städte die andere Hälfte der Unkoſten tragen ſollten. — Endlich wurde nach mancherlei Berathſchlagungen im Jahre 1532 zu Nürnberg zwiſchen dem Kaiſer und den Proteſtanten unter dieſen Bedingungen Friede gemacht: daß ſie Geld zum Türkenkriege beitrugen, und Ferdinand für einen römiſchen König erkannten, wozu ſie ſich vorhin nicht verſtehen wollten: Karl hingegen das

das Wormſer und Augsburger Edikt einſchöbe, und Luthers Anhängern ein völliges Recht einräumte, über die Religion nach Gefallen zu urtheilen, bis entweder auf einer, innerhalb ſechs Monaten zu haltenden Kirchenverſammlung, oder auf einem Reichstage feſtgeſezt würde, wie man über die Hauptſtüke der Religion denken und urtheilen müßte.

Bei alle dem aber hörten die Verfolgungen gegen die Bekenner des Evangeliums nicht auf. Herzog Albrecht von Preuſſen ward wegen der Verbeßrung vom Kammergerichte in die Acht erklärt. Marggraf Philipp von Baaden vertrieb die bisher geduldeten evangeliſchen Prediger aus Furcht für den Kaiſer.

Der Tod des ruhmwürdigen Churfürſten Johann erfolgte gleich nachher, als kaum durch den Vertrag die Furcht für den Krieg gehoben war. Ihm folgte ſein Sohn Johann Friedrich, ein Fürſt, der eine unüberwindliche Standhaftigkeit und eine auſſerordentliche Großmuth beſaß, aber nicht ſo viel Verſtand, als ſein Vater hatte. Der Kaiſer ſuchte nun den Pabſt zu Anſezung des verſprochenen Konziliums zu bewegen, worauf bis izt alle Hoffnung wegen Beilegung der Religionsſtreitigkeiten geſezt war. Aber Klemens VII. ſuchte die Kirchenverſammlung von einer Zeit zur andern aufzuhalten, und wünſchte ſeine Sache lieber durch ein Kommando Soldaten als durch Berathſchlagungen durchzuſezen. Zwar verſprach er durch ſeinen Geſandten 1533 eine Kirchenverſammlung anzuſezen: weil er aber die Abneigung der Proteſtanten gegen ein italiäniſches Konzilium kannte; ſo war er liſtig genug, daß es eben in Italien

Der Churfürſt Johann ſtirbt.

lien und nicht in Deutſchland ſollte gehalten werden. Die Proteſtanten erklärten ſich auch wirklich dagegen, und behaupteten, daß ein Streit, der unter den Deutſchen entſtanden, auch innerhalb den Gränzen Deutſchlands müſſe ausgemacht werden. Hierdurch erhielt der Pabſt, nach ſeinem Wunſche, die Verzögerung des Konziliums, und verſtand die Kunſt, ſich dieſe ſo lange zu Nuze zu machen, bis er endlich ſtarb, und der Klugheit ſeines Nachfolgers die weitere Ausführung ſeiner Plane überließ. — Paul III. ward an ſeine Stelle 1534 zum Pabſt erwählt. Dieſer ſchien ſchon geneigter zur Anſezung eines Konziliums zu ſeyn, wie ihn der Kaiſer daran erinnerte. Er ſchikte den Verger nach Deutſchland zurük, der ein allgemeines Konzilium verſprechen mußte. Ueberdem hatte er auch den beſondern Auftrag zu allen deutſchen Fürſten zu reiſen, und ſich mit ihnen zu bereden, welchen Weg die Proteſtanten bei Behandlung der Religionsſtreitigkeiten beobachtet wiſſen wollten, und zugleich bekannt zu machen, daß das Konzilium zu Mantua angeſezt ſeyn ſollte. Doch wurde es nicht ſogleich ausgeſchrieben, ſondern erſt vermittelſt einer beſondern Bulle, die an alle Provinzen des römiſchen Reichs gerichtet war, aufs Jahr 1536 angeſezt.

Die Proteſtanten äuſſerten ihren Widerwillen gegen dieſes Konzilium auf einer zu Schmalkalden gehaltenen Zuſammenkunft, weil ſie im voraus ſahen, daß alles nach des Pabſtes Willen würde abgehandelt werden. Indeſſen lieſſen ſie doch durch Luthern die Hauptſtüke ihrer Religion aufſezen, um ſie den verſammelten Biſchöfen, wenn es die Umſtände erforderten, überreichen zu können. Dieſe von Luthern abgefaßte Schrift, die den Namen

der

der Schmalkaldiſchen Artikel erhalten, gehört unter diejenigen Bücher, aus welchen man die Kenntniſſe der Religionsmeinungen der Nachfolger dieſes Mannes erhalten kann.

Nachdem Verger in Deutſchland angekommen war; ſo redete er mit Luthern über die Verbeßrung der Religion, worauf ihm Luther mit der ihm gewöhnlichen Freimüthigkeit antwortete: „er zweiſle noch immer, ob der Pabſt im Ernſt geſonnen ſei, ein Konzilium zu halten: und wenn er es thun würde; ſo wäre er überzeugt, daß nur von nichts bedeutenden Dingen, nicht aber von den Hauptſachen des Chriſtenthums würde diſputirt werden. Der evangeliſche Lehrer brauche auch kein Konzilium, weil ſeine Lehre in Gottes Wort gegründet ſei u. ſ. w.„

Verger gieng nun wieder nach Rom zurük, und ſtattete dem Pabſte Bericht ab: „daß die Proteſtanten ein freies und chriſtliches Concilium forderten, welches an einem bequemen Orte im Reiche gehalten werden müßte, wie der Kaiſer es ihnen verſprochen habe. In Anſehung Luthers ſei alle Hoffnung, ihn zu gewinnen, verlohren, und ſeiner Meinung nach, ſei kein andrer Weg übrig, als daß man die Proteſtanten völlig unterdrükte. Herzog Georg von Sachſen habe verſichert, daß man von Luthern alles befürchten müſſe, und dieſe Gefahr könne nicht anders vermieden werden, als wenn der Kaiſer und Pabſt ſie mit eheſtem bekriegen. Der Pabſt nahm dieſe Warnung des Herzogs mit Freuden auf, und ſchikte in aller Eile an den Kaiſer, der ſich damals in Neapel aufhielt. Er gab ihm von der Lage der Religionsſachen Nachricht, und drang inſtändigſt in ihn,

 die

die Waffen wider die Lutheraner zu ergreifen. Karl hatte aber dazu ſo wenig Luſt, daß er vielmehr ein Konzilium wollte gehalten wiſſen, auf welchem alles ſollte ausgemacht werden.

Wiedertäufer.

Ein raſender und ſchwärmeriſcher Haufe von Wiedertäufern, machte dem Kaiſer nur Händel im Deutſchland. Dieſe gaben vor, ſie wären von Gott geſandt, ein himmliſches Reich, mit Vernichtung aller menſchlichen Unordnungen, zu ſtiften, und nachdem ſie in Münſter ausserordentliche Unruhen geſtiftet hatten; ſo unterſtanden ſie ſich, einen nach ihrer Meinung gemäßen Staat zu errichten, deſſen Regierung ſie einem Schneider aus Leiden, Johann Bekold übertrugen. Allein der Biſchof zerſtörte, mit Hülfe einiger deutſchen Fürſten, das Königreich dieſer wahnſinnigen Leute, und machte der Regentſchaft bald ein ſchrekliches Ende. Bekold war nicht nur zum König gekrönet, und Münzen auf ihn geſchlagen, ſondern er ſchikte auch an alle benachbarte Prinzen Geſandtſchaften, und ließ ihnen Unterwerfung an das Reich Chriſti, deſſen Statthalter er ſeyn ſollte, ankündigen. Unter ihnen ſelbſt herrſchten die gröſzeſten Unordnungen, indem ſie die Vielweiberei verſtatteten, und viele von ihren Gliedern hinrichteten, wenn ſie wider die Befehle ihrer Oberhäupter auch nur die geringſten Einwendungen machten.

Heinrich der achte König von England.

Heinrich VIII. König von England, machte dem Pabſte gleichfalls vielen Kummer, indem er ſich von dieſem in geiſtlichen Sachen loßmachte. Die Veranlaſſung zu dieſem Abfalle gab die Eheſcheidung des Königs von ſeiner Gemahlinn Katharina, einer Verwandtinn Karls V. wozu Klemens

mens VII. ſeine Einwilligung verſagte. Heinrich behauptete, es ſey wider die göttlichen Geſetze, wenn er die Ehe mit ſeines Bruders Wittwe fortſetzen wolle, denn ſeine Gemahlinn ſei mit ſeinem verſtorbenen Bruder Arthur vermält geweſen. Der Pabſt fürchtete ſich für den Kaiſer, und daher ließ er den König von England in beſtändiger Ungewisheit.

Nach Heinrichs Abfall vom Pabſte verjagte er die Mönche, zog alle ihre Güter ein, und ließ ſich vom Parlamente und dem engliſchen Volke für das Oberhaupt der brittiſchen Kirche erklären. Doch trug dieſes zur Verbeßrung der Glaubenslehren nicht viel bey, denn Heinrich behielt noch den gröſzeſten Theil der alten Religion bey, verfolgte diejenigen, welche freier dachten, und belegte ſie zuweilen gar mit Lebensſtrafen. Er erklärte den neuen ihm vom Volke verliehenen Titel, das Oberhaupt der brittiſchen Kirche zu ſeyn, zu ſeinem Vortheil, und wollte daraus beweiſen, daß die Gewalt, welche bisher der Pabſt über die Kirche in England gehabt, auf ihn zurück gefallen: er müſſe alſo auch das Recht haben, ſeinen Unterthanen das, was ſie glauben und nicht glauben ſollten, vorzuſchreiben. Die Anhänger des Pabſtes behaupteten, Heinrich habe blos dieſe Veränderung vorgenommen, um von ſeiner erſten Gemahlinn geſchieden zu werden. Allein dieß Vorgeben ſcheint keinen Glauben zu verdienen. Der König war ein groſzer Feind von Luthern, und ſeine Geneigtheit zur evangeliſchen Lehre muß dem Erzbiſchof Kranmer zugeſchrieben werden, der ihm ſo viel Gutes davon geſagt hatte. Und vermuthlich würde Heinrich auch mehrere Verbeßrungen vorgenommen haben, wenn er nicht geglaubt hätte, daß es

ihm in ganz Europa zur Schande würde ausgelegt werden, Luthers Lehren einzuführen, weil er dadurch ſein wider ihn geſchriebenes Buch gleichſam widerriefe. Er wollte ſich auch in der Folge mit den Proteſtanten verbinden, und ſchickte deßwegen eine Geſandſchaft nach Deutſchland; allein dieſe verlangten, er ſollte die augsburgiſche Confeßion annehmen, und dieſe auf dem Konzilium vertheidigen. Allein hierzu wollte ſich der König nicht verſtehen, und die Verbindung kam alſo nicht zu Stande.

Wenn man alſo eben nicht ſagen kann, daß Heinrich große Verdienſte um die Reformation habe; ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß er durch die Zernichtung der päbſtlichen Gewalt in England eine gute Vorbereitung zur nachfolgenden Reformation gelegt habe!

Zwiſchen dem Herzoge Georg und dem Churfürſten von Sachſen ſchwebten oft, der Religion wegen, Streitigkeiten vor. Erſtrer war vom Anfange an ein Feind der Reformation geweſen, und der Churfürſt war nun gerade der größeſte Beförderer derſelben. Dieſe abzuhelfen verglichen ſich endlich beide Herrn dahin: „ daß ſie ins „künftige wegen der Religion nicht mehr mit ein„ander ſtreiten wollten, ſondern ein jeder möchte ſo „handeln, wie er es verantworten zu können glau„be. Ihre beiderſeitigen Unterthanen, ſie möch„ten ſich zu einem von dieſen beiden Religionsſy„ſtemen bekennen, zu welchem ſie wollten, ſollten „dadurch nicht weniger Recht haben, als ſie vorher „gehabt hätten, und dergl. mehr. „ Doch kam Georg dieſem Vergleiche nicht immer nach.

Unterdeſſen hatten die Proteſtanten eine Geſandſchaft an den Kaiſer nach Italien geſchickt, um ſich ſowohl wegen der in Beſitz genommenen Kirchengüter, worüber ſich der Kaiſer ſchriftlich beſchwert hatte, zu entſchuldigen, als ſich auch über die Urtheile des Kammergerichts zu beklagen. Ehe aber die Abgeordneten bey ihm angekommen waren, hatte er ſchon Befehl gegeben, den Proteſtanten in Deutſchland zu verſichern: „er werde alle geſchloſſene Verträge heilig halten, niemanden der Religion wegen bekriegen, noch um derſelben willen einige Bewegungen im deutſchen Reiche veranlaſſen. Seine gegenwärtigen Kriegsrüſtungen wären blos auf Frankreich gerichtet, daher er nochmals bäte, daß ſie ſich ruhig verhalten möchten. Im Jahr 1539 ſuchten ſich die Proteſtanten mit den Katholiken in Frankfurt zu vergleichen. Allein das Unternehmen lief ſo fruchtlos ab, wie man ſichs im voraus ſchon vorſtellen konnte: es würde nur blos dahin ein Vertrag gemacht, daß ſich beide Partheien der Religion wegen nicht bekriegen wollten. Der Kaiſer hat denſelben aber niemals beſtätigt.

Im Jahre 1540 erhielten zwar die proteſtantiſchen Geſandten eine Audienz beim Kaiſer in den Niederlanden aber keine Beſtätigung des frankfurtiſchen Vertrags. Die Evangeliſchen unterſuchten in einer Verſammlung zu Schmalkalden: „ob und wie weit man ſich in Abſicht der ſtreitigen Lehren mit den Catholiken vergleichen könne, und beſchloſſen bey der augsburgiſchen Confeßion und deren Apologie zu bleiben. Zur Beförderung des Vergleichs wurde ein Religionsgeſpräch vorgeſchlagen, und Hennegau dazu beſtimmt. Der König Ferdinand kam dahin, den Nürnbergiſchen

Bund zu verſtärken: allein die meiſten päbſtlichen Fürſten riethen zum Frieden. Es wurde alſo mit den proteſtantiſchen Fürſten in Unterhandlung getreten, das von ihnen verlangte Religionsgeſpräch wurde aber aufgeſchoben. Endlich gab Ferdinand zu Hennegau ein Dekret heraus, worinn er einen Tag ankündigte, an welchem zu Worms eine Unterredung doch unter der Bedingung, wenn der Kaiſer darein willigen würde, gehalten werden ſollte. In dieſem Geſpräch ſollten die zu Augsburg vorgetragenen Sätze abgehandelt werden, während dem jeder ſich aller Gewaltthätigkeiten unter Bedrohung einer ernſtlichen Strafe enthalten ſollte. Kaiſer Karl beſtätigte dieß Dekret und verſprach zugleich einen Reichstag nach Regensburg auszuſchreiben, auf welchem er ſelbſt erſcheinen wollte.

Die Catholiken erwählten zu dieſem Religionsdiſpüt Johann Eck und die Proteſtanten Philipp Melanchthon. Gleich anfangs beſchwerte ſich Eck über die Abänderungen, die man in dem ihm überreichten Exemplar der augsburgiſchen Confeſſion und deren Apologie gemacht hätte, und mit dem zu Augsburg übergebenen nicht übereinſtimme. — Melanchthon erwiederte, daß die Materien eben dieſelben wären, wenn gleich hie und da in dem Ausdruk mehr Gelindigkeit gebracht, und andre Veränderungen gemacht wären. Hierauf brachte Eck den Diſcours auf den Artikel der Erbſünde, worüber drey ganzer Tage geſtritten wurde, ohne daß etwas wäre ausgemacht worden. An dieſem Tage erhielt Granvelle, kaiſerlicher Geſandter, von ſeinem Herrn einen Befehl, nach welchem er das Geſpräch verſchieben, und auf den Reichstag zu Regensburg, der auf den Monat Januar im folgenden

genden Jahre ausgeſchrieben worden war, verweiſen ſollte. Dieſer Reichstag nahm im April erſt ſeinen Anfang. Er unterſuchte zuerſt eine Schrift von einem ungenannten Verfaſſer, worinn Vorſchläge zum Frieden gemacht waren. Sie wird gewöhnlich das erſte Interim genannt, und Granvelle ſchlug vor, über dieſelbe ein Religionsgeſpräch zu halten. Die meiſten Catholiken billigten den Vorſchlag, nur Eck nicht. Die zur Unterredung beſtimmten Perſonen giengen es dennoch durch, und kamen in einigen Artikeln überein, in andern aber nicht. Wegen der Artikel, über welche man ſich verſtanden, wollte man aber doch vorher noch Luthers Gedanken vernehmen. Luther hofte ſehr wenig; doch hielt er es für rathſam, die verglichenen Artikel zum Grunde der damaligen fernern Friedensbemühungen zu legen, und den Artikel von der Rechtfertigung deutlicher abzufaſſen. In Anſehung dieſes Artikels hatten die Catholiken zuerſt etwas nachgegeben: allein ſie nahmen es wieder zurük, und wollten von keinem Vergleiche etwas wiſſen. Der Kaiſer that den Ständen den Vorſchlag, man möchte die verglichenen Artikel, dem augsburgiſchen Abſchiede unbeſchadet, bis auf ein Konzilium annehmen, und indeſſen wegen der noch unverglichenen Artikel bei einer andern Zuſammenkunft in Unterhandlung treten. Hierüber wurde von den Ständen ſehr lange gerathſchlaget. Endlich wurde in dem Reichsabſchiede feſtgeſezt: „die Religionsunterhandlungen ſollten bis auf ein allgemeines Konzilium verſchoben werden, die Proteſtanten aber nicht die verglichenen Artikel überſchreiten.„ Auf ſolche Weiſe nahmen die Vertheidiger der reinen Lehre dieſen Abſchied.

Der Kaiſer ſchrieb nach der Niederlage in Ungarn

garn durch den König Ferdinand eine Reichsverſammlung nach Speier aus, und befahl, daß ſie im Januar 1542 ſollte eröfnet werden, und ſein Bruder an ſeiner Stelle präſidiren ſollte, dem er noch Hugo von Montfort und Johann Nav zu Gehülfen gab. In dieſer Verſammlung erneuerte der Pabſt durch ſeinen Geſandten ſein Verſprechen von einer Kirchenverſammlung, welche in Trident gehalten werden ſollte. Allein die Proteſtanten wollten auf dieſen Ort ihre Einwilligung nicht geben, ſondern ſie verlangten ein freies Konzilium, welches dem Pabſte nicht unterworfen ſei.

Reichstag zu Speier. 1542.

Der Reichstag zu Speier, welchen der Kaiſer durch Ferdinand ausſchreiben ließ, war den Proteſtanten vortheilhaft, die von den Türken zu beſorgende Gefahr verurſachte, daß er ihnen vieles einräumte, welches er ſonſt gewiß nicht würde eingegangen ſeyn. Er mußte ihre Proteſtation gegen die Kirchenverſammlung in den Receß einrüken, und verlängerte den friedlichen Vergleich auf fünf Jahre. Die Proceſſe des Kammergerichts ſollten eingeſtellt, und die Viſitation deſſelben vor jezt noch aufgehoben werden; wenn aber dieſelbe unterbliebe, ſo ſollten die Proteſtanten befugt ſeyn, dies Gericht gänzlich auszuſchlagen, und zu deſſen Unterhaltung nichts mehr beizutragen. Die Achtserklärung wider die Stadt Goslar wurde ſuſpendirt, und dem Herzog von Braunſchweig verboten, feindſelig wider ſie zu verfahren.

Der Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg, welcher bisher nur heimlich ein Freund

Freund der neuen Lehren geweſen war, bekannte ſich öffentlich zu denſelben, reformirte in ſeinem Lande ernſtlich, und befahl ſonderlich den Pfarrern nichts zu lehren, als was Chriſtus und die Apoſtel gelehrt, und den Zuhörern mit einem exemplariſchen Wandel vorzuleuchten. Er ließ auch im folgenden Jahre eine Kirchenverordnung drucken, und wurde in dem ſchmalkaldiſchen Bund aufgenommen.

Das 1543ſte Jahr war für die Proteſtanten in verſchiedener Abſicht traurig. Auf dem Reichstage zu Nürnberg ward wegen der großen Uneinigkeit wenig vortheilhaftes für ſie ausgerichtet, und ſie nahmen deſſen Abſchied nicht an. Sie hielten zu Schmalkalden und Frankfurt Zuſammenkünfte, ſtellten dem Kaiſer durch eine Geſandtſchaft die vielen ſeit 1530 erlittenen Beſchwerden vor, und ſuchten die Verbeſſerung des Kammergerichts durch Geſandte zu bewirken, allein die Papiſten hielten die Verbeſſerung zurük, und die Proteſtanten mußten mit Kummer ſehen, daß man unredlich mit ihnen umgieng, und ihren Schaden ſuchte.

Unter den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoßen ſelbſt fehlte es an Einigkeit, indem bald Argwohn, bald Furchtſamkeit und Unbeſtändigkeit unter ihnen herrſchte.

Den Herzog Moritz von Sachſen, ein Sohn Heinrichs, der 1451 geſtorben war, konnte man nicht zum Beitritt bewegen, weil er ſich beim Kaiſer beliebt zu machen ſuchte.

Der

Der Kurfürſt und Erzbiſchof Hermann zu Kölln unternahm mit Zuziehung Bukers und Melanchthons eine Kirchenverſammlung in ſeinen Landen; allein Luther war damit nicht zufrieden, weil er alle alte Gebräuche beibehalten wollte.

Der Reichstag zu Speier im Jahre 1544 war für die Verbeſſerung der Religion eben ſo fruchtlos als die vorigen. Der Kurfürſt von Sachſen, der Landgraf und ihre Bundesgenoßen vertheidigten ſich öffentlich in Gegenwart des Kaiſers gegen die Beſchuldigungen des Herzogs Heinrichs von Braunſchweig, und wollten ihn für keinen Reichsfürſten weiter erkennen. Heinrich ließ zwar hierauf durch ſeinen Kanzler antworten, allein der Kaiſer wollte nicht gern ein entſcheidendes Urtheil geben, ſondern verwieß den Handel bis zu einer andern Sitzung, wo mehr Zeit ſeyn würde, die Gründe beider Theile anzuhören.

In einer der folgenden Sitzungen reichten der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf eine förmliche Klage wider Heinrich von Braunſchweig ein, worinn ſie ſeine Grauſamkeiten, welche er an der Stadt Goslar ausgeübt hatte, deutlich vorſtellten, ob es ihm gleich unterſagt worden wäre, nichts wider dieſelbe vorzunehmen. Aber auch dieſes half nichts, da ſich der Kaiſer einmal vorgenommen hatte, nicht wieder Heinrich von Braunſchweig zu ſprechen. Er hörte nur, ertheilte aber keinen Beſcheid darauf.

Mit ſolchen einigermaßen unnüzen und der Reformation nichts nuzenden Verhandlungen war die Zeit, welche zur Haltung des Reichstags ausgeſezt war, verfloßen, und ein Abſchied auf Befehl des

des Kaiſers ausgefertigt, welchen beide ſtreitende Religionspartheien für ſich und wider ſich, je nachdem ſie es wollten, auslegen konnten.

Karl verſprach von frommen und gelehrten Leuten ein Reformationsformular aufſetzen zu laſſen, und rieth den Fürſten, eben das zu thun, um alsdann einen gemeinſchaftlichen Schluß machen zu können, wie man ſich beim Konzilium zu verhalten habe. Unterdeſſen möchten die Papiſten und Proteſtanten friedlich mit einander leben und alle Unruhen verhüten. Nach drei Jahren ſollten ohne Unterſchied der Religion andere Kammergerichtsaſſeſſoren geſezt werden. Die der Religion wegen wider die Proteſtanten angefangene Proceſſe, und die Achtserklärungen der Städte Goslar und Minden ſollten ſuſpendiret werden.

Manches ſchien zwar für die Proteſtanten vortheilhaft zu ſeyn; wegen der meiſten Punkte proteſtirten ſie aber. Aus politiſchen Urſachen muſten ſie nachgeben, ob gleich dadurch der Friede auch nicht erhalten wurde. Einige Papiſten, beſonders der Pabſt bezeugten auch ihr gröſtes Misfallen über dieſen Abſchied, welches er in einem beſonderen Brief, den er an den Kaiſer ſchrieb, deutlich an den Tag gelegt hat. Er ſagte unter andern folgendes in demſelben. Durch das Beiſpiel des Prieſters Eli, den Gott wegen ſeiner zu großen Nachſicht gegen ſeine Söhne auf das nachdrücklichſte beſtraft habe, ſey er bewogen worden, dieſen Brief an den Kaiſer zu ſchreiben. Die Dekrete des Abſchiedes beträfen die Gefahr ſeiner Seele; er ſähe ſich daher genöthigt, ihn zu ermahnen, daß er nicht von der

der allgemeinen Meinung der Kirche und von den Gebräuchen der Vorfahren abgehen möge, ſondern bei eben derſelben Zucht, Ordnung und Gebräuche bleiben, und ſie beobachten möge. Dieſe Ordnung aber beſtehe darinn, daß ſo oft ein Streit über die Religion entſtünde, man die Entſcheidung deßelben, der römiſchen Kirche überlaſſen müſſe.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Paul auf Antrieb des Königs von Frankreich ein ſo hartes Schreiben an Karln ergehen ließ, der ihm das vom Kaiſer mit Engelland neuerlich errichtete Bündniß als ein für die päbſtliche Macht höchſt nachtheiliges, vorgeſtellt hat.

Einige Zeit nachher kündigte er ein Konzilium an, welches im nächſtfolgenden Jahre gehalten werden ſollte.

Luther fieng in einer Diſſertation vom heiligen Abendmahl, die ſchon vorher über eben dieſe Lehre geführte Streitigkeit mit Zwingeln und ſeinen Anhängern aufs neue an, worauf ihm die Geiſtlichen zu Zürch, mit äußerſter Heftigkeit geantwortet haben.

Ein franzöſiſcher Prediger, Peter du Breuil, der in dieſem Jahr in Flandern zu Tournay verbrannt wurde, legte im Gefängniß ein ziemlich freies Religionsbekenntniß in Gegenwart einiger Mönche, welche ihm darum befragten, ab. Er behauptete, daß der Leib und das Blut Chriſti beim Abendmahl geiſtlicher Weiſe durch den Glauben genoſſen werde: der Wein und das Brodt werde ſeinem Weſen nach, gar

nicht verändert. Das leiſe und verſchiedene Gemurmel, mit welchem die Prieſter das Brod und den Wein heiligen, und gleichſam dadurch anreden wollten, ſchike ſich eher für Giftmiſcher und ſogenannte Hexenmeiſter, als für ſie. Die papiſtiſche Meſſe ſei ein von Menſchen erfundener, und Chriſto ſchimpflicher Gottesdienſt. Die Anbetung des gereichten Brods ſei Abgötterei, weil eine Kreatur anſtatt Gottes angebetet werde. Die Gewohnheit Bilder und Statuen in den Kirchen zu haben, ſei wegen der Abgötterei ſehr gefährlich ꝛc.

Inzwiſchen wurde der Reichstag zu Worms gehalten, auf welchem der Kaiſer eben die Sprache wie auf den vorigen Reichstägen führte. Ferdinand handelte vor der Ankunft des Kaiſers von Reichsangelegenheiten und vom Konzilium; die Religionsſachen aber bis zum folgenden Konzilium zu Trident, oder wenn ſolches nicht ſeinen Anfang nehmen würde, bis zum nächſten Reichstag ausgeſezet bleiben. Reichstag zu Worms.

Die Proteſtanten wollten ſich darauf in keine weitere Verhandlungen einlaſſen, und keine Hülfe wider die Türken verſprechen, bis der Punkt wegen des Friedensſtandes ausgemacht wäre, der nach dem ſpeierſchen Abſchied, bis zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung dauern ſollte, wofür ſie das Tridentiniſche nicht anſehen könnten. Sie ſtellten dieſes zwar mehrmals nach der Ankunft des Kaiſers vor, allein es wurde darauf wenig geachtet.

Im Reichsabſchied wurde ein anderer Reichstag zu Regensburg angeſezt, vor deſſen Anfang ein Religions-

ligionsgeſpräch angeſtellt, und von dem Ausgang deſſelben berichtet werden ſollte. Auch beſtätigte der Kaiſer den Landfrieden, und alle bisherige Abſchiede.

So vortheilhaft dieſes zwar für die Proteſtanten zu ſeyn ſchien, ſo entdekte der Kaiſer dem päbſtlichen Geſandten doch etwas von ſeinem geheimen Vorhaben, ſie zu bekriegen. Die Proteſtanten ſahen dieſes vorher, und wußten aus mehreren Nachrichten, daß, wenn das Konzilium den Anfang nehmen würde, ſie einen Krieg zu beſorgen hätten. Der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf ſezten ſich gegen dieſes entſtehende Ungewitter in Vertheidigung, und brachten in der größten Geſchwindigkeit eine ziemliche Armee auf die Beine, womit ſie den Angrif des Kaiſers und Pabſtes erwarteten.

Faſt zu eben dieſer Zeit kam ein von Luther'n geſchriebenes Buch unter dem Titel heraus: **Wider das Pabſtthum zu Rom vom Teufel geſtiftet.** In demſelben wurden die Stellen der Bibel widerlegt, welche der Pabſt anführte, um ſeine Hoheit zu beweiſen, und Luther bewieß grade das Gegentheil. Vor der Schrift befand ſich ein Kupfer, woraus man den Inhalt ſogleich erſah. Der Pabſt ſaß auf einem hohen Thron mit zuſammengeſchlagenen und ausgeſtrekten Händen, in einem prächtigen Schmuk, hatte aber zugleich Eſelsohren. Um ihn herum befand ſich eine Menge Teufel in verſchiedenen Geſtalten, davon einige ihm die dreifache Krone, worauf Menſchenkoth gelegt war, aufſezten, andere ihn unter einer abſcheulichen Geſtalt an Seilen in die Hölle zerr'ten, noch andere Brände und Holz zu-

ſammen

ſammentrugen, wieder andere ihn aus Dienſtbarkeit die Beine in die Höhe hoben, damit er deſto bequemer und gerader herunter fahren möchte.

Kurz nachher kamen noch einige Säze heraus, welche er vor dieſen über die drei Stände, nämlich über den geiſtlichen, weltlichen und häuslichen vertheidigt hatte, von denen er behauptete, daß ſie von Gott verordnet, und der Wuth des Teufels entgegen geſezet wären. Den Pabſt aber ſchloß er davon aus, weil er das Evangelium verdamme und unterdrüke. Er erhebe ſich über alle Geſeze und bürgerlichen Rechte. Luther nannte ihn das Thier, welches in Deutſchland ſeinen Namen von den Bären und Wölfen zugleich habe.

Auſſerdem erſchien auch noch ein vom Luther ſelbſt erdachter Kupferſtich, der dasjenige, was geſchehen würde, voraus verkündigen ſollte. Der Pabſt ſaß in ſeinem völligen Schmuk, auf einer groſſen, und mit vielen Zizen verſehenen Sau, welche er anſpornte. Er hatte die zwei Finger neben dem Daumen an der rechten Hand ausgeſtrekt, und ertheilte allen denenjenigen, welche ihm von ohngefähr entgegen kamen, den gewöhnlichen Seegen; in der linken Hand aber hielt er einen friſchen rauchenden Menſchenkoth. Als die Sau das roch, wandte ſie ſich um, und kehrte ihr Maul der Beute zu. Der Pabſt ſpottete ihrer, und ſpornte ſie deſto härter mit dieſen Worten an: „Du mußt mich tragen, und meine Spornen fühlen, wenn du dich auch noch ſo ſehr weigerſt. Du haſt mir wegen des Konziliums

ſchon viel Verdruß gemacht, wohin du mich nun tragen willſt, um mich daſelbſt deſto härter anzuklagen. Hier haſt du nun das Konzilium, wornach du ſo lange getrachtet haſt.„ (Unter der Sau zeigte ſich Luther Deutſchland an.) *)

Unter dieſen mannigfaltigen Unruhen, und häufigen Kummer fing Luthers Geſundheit äuſſerſt zu wanken an. Um ſie einigermaßen wieder herzuſtellen, beſchloß er daher, eine ruhigere Lage zu wählen, Wittenberg zu verlaſſen, und den Reſt ſeiner Lebenstage in Ruhe und Zufriedenheit zuzubringen. Er reiſete alſo zu verſchiedenen angeſehnen Freunden und Bekannten, auf deren Schuz und Beiſtand er ſicher rechnen konnte. Dieſe fand er in **Löbniz, Leipzig, Merſeburg,** und **Zeiz.**

Die Univerſität Wittenberg wußte ihn indeſſen durch vieles Zureden dahin zu bringen, daß er wieder zurükkehrte. Er hatte immer mit der ernſtlichſten Theilnehmung den Frieden angerathen, und ſich vor nichts mehr gefürchtet, als vor einen Religionskrieg. Dieſer ſchien ihm izt nicht mehr vermieden werden zu können. Er ſeufzte alſo zu Gott, daß er ihn noch vor Entſtehung deſſelben wegnehmen möchte. Sein Gebet gieng in Erfüllung.

Nicht lange vor ſeinem Ende verſuchte er noch, die wegen Bergwerksſachen in Streit gerathene Grafen

*) Welcher ehrbare Mann würde dieſes Verhalten Luthers billigen können. Es beweiſet ſehr geringe Ueberlegung, und kann durch nichts entſchuldigt werden.

Grafen von Mansfeld mit einander zu verſöhnen. Er reiſete, um dies zu Stande zu bringen, mit ſeinen drei Söhnen den 23ten Jenner 1546 von Wittenberg weg, predigte bei ſeiner Durchreiſe durch Halle zweimal, und kam endlich wiewohl ſehr ſchwach, nach Eisleben. Die gethane Reiſe ſowohl, als ſeine zum Vergleich der Grafen gemachte, aber nicht ganz nach Wunſch ausgeſchlagene Verſuche, und die daher entſtandene Betrübniß verzehrten den Ueberreſt ſeiner Kräfte.

Luthers Tod zu Eisleben den 18ten Februar. 1546.

Den 16ten Februar 1546 fing ſeine lezte Schwachheit an, und nahm von Stunde zu Stunde zu. Den 17ten des Abends ſpeiſete er noch mit dem Grafen, und unterhielt die Geſellſchaft mit erbaulichen Geſprächen. Die Beklemmung der Bruſt ward immer gröſſer, und alle dagegen angewandte Mittel hatten nicht die allergeringſte Wirkung. Den 18ten Februar früh zwiſchen 3 und 4 Uhr gab er in einem Alter von 63 Jahren ſeinen Geiſt auf, nachdem er ſeinen um ſein Bette verſammelten Freunden die Verſicherung gegeben hatte, daß er mit voller Ueberzeugung der Wahrheit der von ihm gepredigten und vertheidigten Lehre ſterbe.

Sein Tod erwekte allgemeine Betrübniß. Der Kurfürſt ſelbſt ward dadurch ſehr gerührt. Dieſer fand es auch für beſſer, daß er in Wittenberg begraben würde, wiewohl die Grafen von Mansfeld wünſchten, daß ſeine Gebeine zu Eisleben, als ſeinem Geburtsorte, ruhen möchten. Es wurden ihm zwei Leichenpredigten gehalten, und hierauf ſein verblichner Leichnam nach Wittenberg abgeführt. Die Univerſität, der Magiſtrat, die Geiſtlichkeit, und die Bürgerſchaft empfingen ſie

am Elſterthore, und brachten ſie unter dem anſehnlichſten Gefolge in die Schloßkirche.

Bugenhagen hielt mit der äuſſerſten Wehmuth eine Leichenpredigt, Melanchthon eine Abdankungsrede; und ſo ward denn die Leiche nicht weit von der Kanzel eingeſenkt.

Luthers Charakter. Luther war ein entſchieden groſſer Mann. Groß am Geiſt, und nicht minder groß an Herzensgüte. Mit einem muntern Wiz, (der freilich manchmal ans zweideutige gränzte,) und feuriger Einbildungskraft, mit einem glüklichen Gedächtniß verband er nicht geringe Beurtheilungskraft. Er hatte ein choleriſches mit dem ſanguiniſchen vermiſchtes Temperament. Aus dem erſteren erkläre man ſeine auſſerordentliche Herzhaftigkeit, die an den Heldenmuth gränzte; — ſeine unerſchütterte Standhaftigkeit in der einmal erkannten Wahrheit; — ſeine eiſerne Arbeitſamkeit: — — aus dem lezteren ſeine ungeſchminkte Aufrichtigkeit gegen Freunde und Feinde, ſeine Liebe zum Frieden und zur Eintracht: — ſeine Freigebigkeit und allgemeine Gutthätigkeit.

Mit dieſen Gaben der Natur verband er noch andre, die er durch Fleiß und Kunſt ſich ſelbſt erwarb. Er war in der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften nicht ganz Fremdling. Als ein ächter Schriftforſcher verwarf er alle unreine Erkenntniß Quellen, — und ſchöpfte aus dem lautern Brunnen der Wahrheit. Seine Beredſamkeit war ſtark und feurig, und er bemächtigte ſich gar bald der ſchwachen Seite des Menſchen. Den Ausdruk hatte er vollkommen in ſeiner Gewalt, und ſeine damals gewiß ſehr ſeltne Kenntniß der deutſchen Sprache beweiſet ſeine Bibelüberſezung zur Genüge.

Bei

Bei ſo groſſen und einleuchtenden Vorzügen des Geiſtes und Herzens hatte er freilich manchen Fehler, die, um gelinde zu urtheilen — und das ſollten wir doch immer bei unſern Brüdern thun, — Folgen ſeines Temperaments waren.

Ich weiß es recht gut, daß ſein Betragen oft gar nicht entſchuldigt werden kann, daß ſein Ungeſtüm vieles verdarb, daß ſein zu groſſer Haß gegen den Pabſt ein ſtarkes Vorurtheil wider ihn erwekte, daß mancher Ausbruch ſeines heitern, fröhlichen Temperaments in Scherz und Luſtigkeit dem hämiſchen Schadenfroh Gelegenheit gab, über ihn zu ſpotten, ſeinen guten Namen zu verunglimpfen, und ihn überall zu verſchwärzen. Aber man lege das unendlich viele Gute, und die unbeſchreiblich groſſen Verdienſte, die er ſich ohnſtreitig erworben hat, auf die andere Wage, — und denn entſcheide man ganz kaltblütig und unpartheiiſch.

Aller Anſchein, daß die Proteſtanten in Krieg verwikelt werden würden, war nunmehr da. Zu Regensburg wurde zwar noch eine Unterredung zwiſchen den berühmteſten Gottesgelehrten von beiden Theilen angeſtellt; aber es blieb bei frommen Wünſchen, und aus allem erhellte, daß nur die Waffen den Streit ſchlichten würden. Der Kaiſer verließ Regensburg, und gieng mit einigen Truppen nach Landshut in **Baiern**. Der ſchmalkaldiſche Krieg.

Die Proteſtanten ſuchten ſich auf ihrer Seite gleichfalls in den beſten Vertheidigungszuſtand zu ſezen.

Wie unbillig das ganze Verfahren des Kaiſers war, läßt ſich unter andern aus folgenden leicht beurtheilen.

Der Kaiſer hatte im lezten Reichsabſchiede zu Speier 1544 den Proteſtanten heiligſt verſprochen:

1) Daß, wenn etwa wegen den Religionsſtreitigkeiten zwiſchen den Ständen im Reich einige Unfreundſchaft entſtehn möchte, alsdenn der ehedem errichtete Landfriede in allen Artikeln und Punkten bei Vermeidung der darinnen feſtgeſezten Strafe feſt und unverbrüchlich gehalten werden ſolle; daß alſo niemand den andern in Glaubensſachen beleidigen, ſondern alle in der Religion etwannige Irrungen bloß durch freundſchaftliche Vergleichungen, vermöge der vorigen Reichsabſchiede und Friedensunterhandlungen beigelegt werden ſollten, doch unter der ausdrüklichen Bedingung eines gemeinen, freien, chriſtlichen Konziliums, Nationalverſammlung, oder Reichstags.

2) Daß die Miniſterien, der Kirchen Pfarren, Schulen und Hoſpitäler ohne Anſehn der Religion, von geiſtlichen Gütern und Einkünften verſehen, und beſtellt werden ſollten.

3) Die Sachen gegen die augsburgiſchen Konfeßionsverwandten-Stände ſollten ausgeſezt bleiben; die Kurfürſten, Fürſten und Stände ſollten auch künftig ſolche Beiſizer ernennen, welche gelehrt, fromm und tauglich wären, und dabei auf die Religion gar keine Rükſicht nehmen.

4) Den

4) Den Beiſizern ſowohl, als allen andern Perſonen beim Kammergericht ſollte vollkommen frei ſtehn, ob ſie entweder zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und auf das Evangelium ſchwören wollten.

Dagegen hatten auch die Proteſtanten die wider die Türken und den König in Frankreich verlangte Hülfe reichlich und gern geleiſtet, und verließen ſich nunmehr auf des Kaiſers Verſprechen. Dies konnten ſie mit deſto gröſſerer Zuverläßigkeit thun, da er noch im Abſchiede des Reichstags zu Regensburg im Jahre 1546 allen Ständen des Reichs verſicherte: — daß, ſo wie er vom Anfang ſeiner kaiſerlichen Regierung den Frieden, die Ruhe, und Einigkeit in Deutſchland zu erhalten ſich bemüht habe, er auch in der Folge in allem, was die deutſche Nation zur Erhaltung des Friedens und Rechts vornehmen wolle, zu willen gnädiglich bereit ſeyn wolle; alſo auch bei dem vor izt, bis nächſtkünftigen, den zweiten Februar verſchobenen Reichstag alles das, ſo zur Abwendung gemeiner Beſchwerden, und zur Aufrechthaltung des Friedens, der Ruhe, Einigkeit und Recht dienlich und gut ſeyn könnte, mit Rath und Zuthun der Stände abermals gehandelt, geſchloſſen und verrichtet werden ſollte. —

Dabei ließ es aber der Kaiſer bewenden. Er hintergieng die leichtgläubigen Proteſtanten mit ſüſſen Vorſpiegelungen, um ſie deſto ſichrer zu machen. Bald genug legte er dieſen Schein von Gewogenheit und Freundſchaft ab. Eigenes Intereſſe,

tereſſe, dieſer allmächtige Antrieb zu den meiſten Handlungen der Menſchen, beſtimmte ſein ganzes Verhalten. Er wünſchte das deutſche Reich an ſeine Familie zu bringen, hatte auch, um dieſen Endzwek deſto eher zu erreichen, ſeinen Bruder Ferdinand auf eine auſſerordentliche Art zum römiſchen König gemacht; — daher ſchienen ihm die eben obwaltenden Religionsuneinigkeiten die bequemſte Gelegenheit zu ſeyn, ſein Vorhaben auszuführen.

Er erklärte nun ſowohl den Kurfürſten von Sachſen, als den Landgraf von Heſſen Philipp, die Häupter der Proteſtanten, für Rebellen, die den Kaiſer als verwegne Menſchen anzugreifen ſich unterſtünden. Beide antworteten: „daß ſie gegen des Kaiſers Majeſtät nichts ſträfliches begangen hätten, noch intendirten, ihre Weigerung „von der reinen Lehre des Evangeliums abzuſtehn, „ſei kein Ungehorſam wider den Kaiſer, ſie könnten „und wollten nur den Deſpotiſmus des Pabſtes, „und der Kirchenverſammlung zu Trident nicht anerkennen. Es ſei betrübt, daß die gewaltſamen „Unternehmungen des Kaiſers nicht wider ſie allein, ſondern überhaupt wider die Verwandten „der augsburgiſchen Konfeßion gerichtet wären, „ja, daß es nicht blos um die Religion, ſondern „um die ganze deutſche Freiheit und Gerechtigkeiten zu thun ſei; es wäre nur ein Vorwand, wenn „man die gewaltſamen Rüſtungen des Kaiſers blos „auf einige ungehorſame Fürſten ziehen, und vorgeben wolle, daß der Religion wegen nichts zu „befürchten ſei; — der Kaiſer dürfe ja gegen keinen „Fürſten ohne vorhergegangne Anklage, Verhör, „rechtliches Verfahren und Erkenntniß zu Felde „ziehn, — dazu habe er ſich auſſer dem Reichs-

„landfrie-

„landfrieden und andern Reichsordnungen vorzüg„lich in der Wahlkapitulation mit Brief und Sie„gel eidlich verpflichtet, — der Kaiſer könne kei„nen, hohen oder niedern Standes ohne Urſache, „oder unverhört in die Acht oder Oberacht thun, „ſondern darinnen müßten der ordentliche Prozeß, „und des Reichs aufgerichtete Sazungen gehalten „und vollzogen werden; — er ſolle ſich keiner Erb„ſchaft noch Erbfolge des römiſchen Reichs anmaſ„ſen. — Hätte er nöthig befunden, ſie eines Un„gehorſams zu beſchuldigen, ſo hätte er nach ge„meldeter Kapitulation und andern Reichsordnun„gen und Rechten wider ſie rechtlich handeln und „verfahren müſſen; daß ſie in Religionsſachen „Gott mehr gehorchten als den Menſchen, verlan„ge ihre Pflicht, der ſie alles aufopfern müſſen, „ſo wie ſie auch um die Freiheit des Vaterlandes „willen unverzagt ſeyn könnten.

Der Kurfürſt von Sachſen ſagte unter andern: — „es wäre ja erſt auf dem lezten Reichs„tage zu Speier 1544 alles Mißverſtändniß zwi„ſchen dem Kaiſer und ihm aufgehoben und völlig „verglichen worden, — der Kaiſer habe ihm ſo „oft ſeine Gnade und guten Willen verſichert, „das Kurhaus Sachſen habe dem öſterreichiſchen „von je her ſo groſſe Dienſte erwieſen u. ſ. f.

Der Landgraf von Heſſen berief ſich auf einen 1541 zu Regensburg errichteten förmlichen Vertrag, nach „welchem alles, was er etwa „heimlich oder öffentlich wider den Kaiſer, oder „die geſchriebenen Rechte, oder kaiſerliche Kon„ſtitutionen ſollte gethan haben, verziehn und „vergeben ſeyn ſollte, er ſchmeichle ſich, daß Se. „Majeſtät die Religionsſtreitigkeiten in einer Kir-

„chenverſammlung deutſcher Nation, nach Vor-
„ſchrift göttlichen Worts würde beilegen laſſen,
„oder doch anbefehlen, daß der zu Speier verſpro-
„chene Friede durch nicht das geringſte Dekret ei-
„ner Kirchen-oder Reichsverſammlung geändert oder
„aufgehoben werden dürfte„

Dies alles fruchtete aber wenig; oder, daß ichs beſſer ſage, gar nichts.

Der Kaiſer redete zwar auf dem Reichstage zu Regensburg viel vom Frieden — daß er keine Mühe noch Koſten ſcheuen wolle, alles zu bewirken, was zur Sicherheit des deutſchen Reichs gehöre; — man merkte es aber ihm gar bald an, daß er ſich verſtelle, und daß ihm ſehr nach Krieg verlange.

Seine Abſichten wurden auch von Tage zu Tage merklicher. Truppen aus Deutſchland und Italien rükten näher zuſammen, und eine ganze Armee kam aus Spanien an. Den Ständen, die ſich befragten, was die Bewegung der Truppen vor eine Abſicht habe, ließ er antworten, — alle diejenigen, die ihm gehorchen würden, könnten ſich ſeiner Gnade verſprechen, alle hingegen, welche ſich ſeinen Befehlen widerſezten, könnten auch glauben, daß er mit ihnen nach der größten Strenge verfahren würde. In einem an die Stände Strasburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm erlaſſenen Schreiben, ließ er ſeine Neigung zum Krieg auch merklich hervorleuchten.

Die proteſtantiſchen Stände giengen alſo, da ſie ſahen, daß ſich alles zum Krieg anlaſſe, von Regensburg fort; der Kaiſer erklärte noch, ehe
er

er aus Regensburg wegging, den Kurfürſten und den Landgrafen in die Reichsacht, erhielte von dem Pabſte eine Hülfe von zehntauſend Mann, und lagerte ſich bei Ingolſtadt. Der Kurfürſt von Sachſen, und Landgraf von Heſſen marſchirten mit ihren Truppen wider den Kaiſer, und beſchoſſen ſein Lager. Sie wollten ihm auch ein Treffen liefern, wurden aber darüber uneinig, und die Schlacht unterblieb. Unter ihnen ſelbſt entſtand eine große Deſertion; — ſie ſahen alſo ein, daß ſie ſich entweder zu einem Haupttreffen verſtehn, oder in die Winterquartiere gehn, oder ſich zum Frieden bequemen müſten.

Das leztere erwählten ſie nun freilich; aber die Bedingungen, die ihnen der Kaiſer machte, waren von der Art, daß ſie ſolche auf keine Weiſe erfüllen konnten. Ihre immer gröſſer werdende Uneinigkeit unter ſich ſelbſt, das Ausbleiben der gehoften Summen aus Frankreich verurſachte, daß ihre ganze Armee auseinander ging. Der Kaiſer ſchikte zwar ein Korps Reuterei ihnen nach; da er aber ihre eigentliche Stärke nicht wuſte, ſo entkamen ſie der Gefahr glüklich, in welcher ſie ſonſt untergegangen ſeyn würden. Der gröſte Theil der Armee folgte dem Kurfürſten von Sachſen nach.

Der Kurfürſt von Sachſen übernimmt das Komando.

Dieſer muthvolle Fürſt ging, ob es ihm gleich an Geld und Lebensmitteln fehlte, auf Gemünden, eine Feſtung in Schwaben loß, und nahm ſie auf Kapitulation ein. Dieſer folgten Frankfurt am Mayn, und verſchiedene andre Städte. Moriz, Herzog von Sachſen, der, wie geſagt, in die kurſächſiſche Länder eingefallen war, zog ſich mit einer ſtarken Beſazung, und tauſend Mann

unga-

ungariſcher Reuterei, die er hatte anwerben laſſen, nach Leipzig. Der Kurfürſt folgte ihm auf dem Fuß nach, belagerte Leipzig, muſte aber unverrichteter Sache wieder abziehen, und ſich damit begnügen, daß er die Stadt durch Kanonenkugeln ziemlich verwüſtet hatte. Indeſſen bemächtigte er ſich des Erzbißthums Magdeburg und Halberſtadt.

Marggraf Albrecht wird gefangen.

Der Herzog Moriz war von allen verlaſſen. Die Böhmen, die zu ſeiner Rettung befehligt und aufgeboten waren, kehrten bald wieder um, und nun mußte der Kaiſer ſich ſeiner annehmen. Hiezu bediente er ſich des Marggrafen Albrechts von Brandenburg. Dieſer eilte auch ſogleich mit ſeiner Mannſchaft nach Heilbronn, kam aber übel weg. Der Kurfürſt erhielt frühzeitige Nachricht von ſeinem Anzuge, und ließ ihn ſogleich in Empfang nehmen. Er hatte ſich zwar in Rochliz geſezt, — die Truppen des Kurfürſten drangen aber in die Stadt hinein, und plünderten ſie ganz und gar aus. Der Marggraf wollte durch den Strom ſchwimmen, ward aber vom Herzog Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg aufgefangen, zum Kurfürſten gebracht, und von dieſem gefangen nach Altenburg geführt.

Der Kaiſer ſann auf Rache, und fand ſie bald. Er befahl daher ſeinen Befehlshabern, daß ſie zum König Ferdinand ſtoßen möchten. Da um eben dieſe Zeit zwei Könige, nemlich Franz von Frankreich und Heinrich von England ſtarben, die wahrſcheinlich ſeine Entwürfe verhindert haben würden, ſo drang er um ſo eher darauf, daß Friedrich angegriffen werden ſollte. Er gieng auch ſelbſt auf den Kurfürſten loß, nachdem Ferdinand

dinand mit tauſend ſechshundert Mann, und Moriz nebſt ſeinem Bruder Auguſt mit eben ſo viel zu ihm geſtoßen waren, und traf ihn bei Meiſſen. Der Kurfürſt verließ ſogleich dieſe Stadt, brannte die hölzerne Brüke hinter ſich ab, und ſchlug bei Mühlberg an der Elbe ein neues Lager auf. Karl verfolgte ihn in der größten Eil, indem er beſorgte, er möchte nach Wittenberg gehen und die daſige, ziemlich anſehnliche Beſatzung an ſich ziehen.

Am Ufer der Elbe fand er auf der entgegenſtehenden Seite die ſächſiſchen Vorpoſten mit vielen aufgeführten Kanonen, theils um ihn den Uebergang zu verwehren, theils aber ihre eigene Schiffbrüken zu bedeken. Da man den Uebergang alſo verſperret fand, ſo legte ein ſpaniſches Korps von ohngefähr tauſend Mann einen vorzüglichen Beweis eines auſſerordentlichen Muths ab. Es ſtürzte ſich nemlich mit einemmal in den Strom, und ſezte dadurch die Sachſen in nicht geringe Verlegenheit. Ganz voller Beſtürzung verlieſſen ſie ihre Poſten, ſtekten die Schiffbrüke in Brand und zogen ſich allmählich vom Ufer zurük. Die im Fluß ſchwimmenden Spanier ergriffen nun die abgelöſeten Schiffe, und führten ſie am Ufer mit fort. Der Kaiſer aber ließ aus dieſen und andern auf Wagen mit gebrachten Pontons eine neue Brüke ſchlagen, und ſezte die ganze Armee nebſt dem Gepäke glüklich hinüber.

Inzwiſchen wartete der Kurfürſt Johann die Ankunft der kaiſerlichen Truppen nicht ab, ſondern zog eiligſt nach Wittenberg. Die feindlichen Huſaren und leichten Reuter folgten ihm aber auch dahin nach, und erreichten ihn in der

lochau-

Lochauer Heiden einige Meilen jenſeits, der Elbe. Weil Karl nun das ſchwere Geſchüz und ſein Fußvolk nicht erwarten konnte, und ſich einen gewiſſen Sieg verſprach, ſo ließ er ſogleich, nach einer kurzen Aufmunterung ſeiner Soldaten zur Tapferkeit, das Zeichen zum Treffen geben.

Der Kurfürſt von Sachſen Johann Friderich wird gefangen.

Johann Friedrich würde indeſſen dieſen Angriff ſehr leicht ausgehalten, und vielleicht ſelbſt den Sieg davon getragen haben, wenn er nur ſeine ganze Armee bey ſich gehabt hätte, oder zum wenigſten doch der Theil, den er bey ſich hatte, nicht ſchon anſehnlich vermindert worden wäre. So aber waren ihm ſeine Feinde weit überlegen. Sein Verluſt war auch, nachdem das Gefecht bis ſpät in die Nacht gedauert hatte, ſehr groß. Er ſelbſt bekam einen Schuß an den linken Kinnbaken, und mußte ſich, da ſeine Soldaten ihn verließen, eine Zeitlang allein vertheidigen. Endlich ward er übermannet, gefangen genommen, und zum Herzog von Alba gebracht, der ihn dem Kaiſer vorſtellte. Dieſer fiel dem Kurfürſten, als er ihn mit den Ausdrücken: Allergnädigſter Kaiſer :c. anredete, ſogleich ins Wort und ſagte: Bin ich nun Kaiſer? worauf aber der Kurfürſt unerſchroken fortfuhr: Ich bin Euer Kaiſerlichen Majeſtät Gefangener, ich bitte um ein fürſtliches Gefängniß; der Kaiſer verſezte: Wie ihr es verdient habt.

Bald nachher fuhr ihn der König Ferdinand noch weit härter an. Kaum hatte er ihn erblikt, ſo rief er ihm zu: Ihr ſeyd ein feiner Mann. Uns und unſre Kinder habt ihr in Armuth bringen wollen. Meinem Bruder iſt es nicht um die Religion, ſondern um die Rebellion

zu thun! Hierauf antwortete der Kurfürſt aber gar nichts, ſondern ſchwieg.

Mittlerweile hatte ſich der Kurprinz nebſt vierhundert Mann mit genauer Noth nach Wittenberg gerettet. Herzog Philipps Prinz aber, nebſt dem Herzoge Ernſt von Braunſchweig, dem Grafen von Beichlingen und George von Rekrod wurden gefangen. Der Kurfürſt ſelbſt ward der Aufſicht des Alphonſius Vivez übergeben. Den folgenden Morgen ſezte die Reuterei denen Flüchtigen noch nach, und machte viele Beute, eroberte auch alles grobe Geſchüz, welches der Kurfürſt vorausgeſchikt hatte.

Dieſer Sieg des Kaiſers verurſachte bei den Katholiſchen auſſerordentliche Freude, und der Pabſt war ſo damit zufrieden, daß er ihm den Namen des größten und tapferſten Kaiſers beilegte. Man glaubte nun durchgehends, daß durch die Trennung des ſchmalkaldiſchen Bundes die ganze evangeliſche Lehre wieder ausgerottet werden würde, frohlokte ſchon im voraus darüber, und dankte Gott und den Heiligen, daß den Kezern ein ſo übles Garaus geſpielet wäre.

Der Kurfürſt von Sachſen ſoll getödet werden,

Drei Tage nach der Gefangennehmung des Kurfürſten, ward dieſer unglükliche Prinz, wegen Aufruhrs, wie man ſich im Urtheil ausdrükte, zum Tode verurtheilt. Als man ihm das Urtheil vorlas, ließ ſich nicht die geringſte Furcht, noch Niedergeſchlagenheit an ſeinen Minen ſpüren: vielmehr ſoll er mit der größten Gemüthsruhe und ganz gelaſſen weiter nichts, als dieſe Worte geantwortet haben: Ich habe geglaubt, die Kaiſerliche Majeſtät werde mit mir gnädiger und

nicht ſo hart verfahren. Iſt es aber Ernſt, ſo bitte ich nur, daß man mir erlaube, noch einige Anordnungen in Anſehung meiner Frau und Kinder zu machen.

wird aber auf Vorbitte des Kurfürſten von Brandenburg begnadigt.

Um dieſe Zeit ohngefähr kam nun der Kurfürſt von Brandenburg, der ſogleich auf die erſte Nachricht von Johann Friedrichs Gefangennehmung zum kaiſerlichen Lager abgereiſet war, in demſelben an, und wirkte durch ſeine Vorſtellungen beim Kaiſer ſo viel aus, daß die Vollziehung des Todesurtheils, die, wenn ſie wirklich erfolgt wäre, dem Kaiſer zur größten Schande gereicht haben würde, wieder aufgehoben ward.

Hierauf ſchrieb aber der Kaiſer dem gefangenen Kurfürſten Bedingungen vor, unter welchen er ihn loslaſſen wollte: „Er ſollte nemlich alle Schlüſſe der Kirchenverſammlung und des Kaiſers in Religionsſachen anerkennen; für ſich und ſeine Kinder auf ewig auf die kurfürſtliche Würde Verzicht thun, und ihm über dieſelbe nach Gefallen disponiren laſſen. Er ſollte ihm Wittenberg abtreten, wobei er der Beſatzung freien Abzug, jedoch ohne alle militäriſche Ehrenbezeigungen verſprach; ferner alle Bündniſſe aufheben, in welche er ſich wider den Kaiſer und den König Ferdinand eingelaſſen, und verſprechen, in der Folge keines weiter einzugehen, in welches nicht ihre Staaten und Bundesgenoſſen mit geſchloſſen würden.“

Er verwirft die Bedingungen, unter welchen er losgelaſſen werden ſoll

Alle dieſe Bedingungen verwarf der Kurfürſt mit einer edlen Standhaftigkeit, die um ſo mehr Bewunderung verdient, je ſchlechter er behandelt wurde. Der Kaiſer ſelbſt empfand das Edle derſelben, und unterſtand ſich nicht weiter, in ihn

zu dringen. Er ließ auch den erſten Punkt ſogar fahren, und verlangte nur wegen der übrigen die Unterſchrift des Kurfürſten, wozu ſich dieſer endlich entſchloß, ſo nachtheilig ſie ihm immer auch ſeyn mochten.

Die Kur und Länder des Kurfürſten wurden alſo dem Herzog Moriz übergeben, der jedoch der Gemahlinn und Kindern des Abgeſezten ſo viel Land einräumen muſte, daß ſie jährlich funfzig tauſend Gulden Einkünfte davon heben konnten. Die Bürger in Wittenberg waren herzhaft genug, ſich nicht zu ergeben, ob ihr Kurfürſt gleich ſich mit dem Kaiſer verglichen hatte; — ſie muſten es aber endlich doch thun, und wurden dem Anſehn nach ſehr gnädig von dem Kaiſer empfangen. Seine Kur wird dem Herzog Moriz übergeben.

Der Landgraf von Heſſen, Johann Friedrich, der muthigſte unter den übrigen proteſtantiſchen Fürſten, verlor nach der Gefangenſchaft des Kurfürſten alle Herzhaftigkeit, und gab einen lebhaften Beweis, wie wenig er ohne ihn auszurichten vermöge. Der Herzog Moriz, ſein Schwiegerſohn, den er ſonſt nicht achtete, noch weniger hörte, beredete ihn, daß er vor dem Kaiſer einen Fußfall thun möchte. Er that es. Der aufgeblaſene Karl verlangte, daß er ihm alle Feſtungen, und die ganze Artillerie übergeben ſollte — dies ſchien ihm zu erniedrigend, — er verließ ihn alſo, und gieng nach Weiſſenfels zurük.

Er war aber zu ſchwach, ſich gegen eine ſo ſtarke Macht, als die des Kaiſers war, vertheidigen zu können. Er wurde gefangen. Karl ſchrieb ihm die härteſten Bedingungen vor, Der Landgraf von Heſſen wird gefangen.

er ſolle kein Bündniß eingehn, worinn Karl und Ferdinand nicht begriffen wären; er ſolle alle Feſtungen, auſſer Ziegenhain und Kaſſel gänzlich abtragen, — die Beſatzungen ſollten dem Kaiſer huldigen, und er ſolle ohne des Kaiſers Einwilligung keine neue Feſtung anlegen laſſen.

Alle dieſe Bedingungen ging der muthloſe Landgraf ein, und der Kaiſer erhielt ſich dabei doch äuſſerſt gewiſſenlos. Er ließ den Landgrafen in Gegenwart vieler vornehmen und hohen Perſonen ſowohl, als auch vor den Augen einer großen Menge Volks einen Fußfall thun. Nachdem er oben benannte Punkte unterſchrieben hatte, ſo las ſein Kanzler, der eben ſo gut, als der Landgraf auf ſeinen Knien vor des Kaiſers Thron lag, folgende Erklärung ab. —

Großmächtigſter Kaiſer! Der Landgraf bedauert es ſehr, daß er Ew. kaiſerl. Majeſtät durch den vorigen Krieg ſo gröblich beleidiget, und ſich Deroſelben Ungnade zugezogen hat. Er ergiebt ſich daher, ſo wie er es verſprochen hat, der Gnade Ew. Majeſtät, und bittet um alles, was heilig iſt, daß Höchſtdieſelben nach kaiſerlicher Huld das Geſchehene verzeihen, die verdiente Acht aufheben, ihn in ſeine vorige Würden wieder einſezen, und alle ſeine Länder in kaiſerlichen Schuz nehmen wollen. Dieſes wird er als die gröſte Gnade erkennen, und Ew. Majeſtät künftig alle Treue, Folge und Gehorſam leiſten.

Dieſe demüthige Erklärung hörte der Kaiſer mit ſtolzer Mine an, und ließ einige Augenblike nachher folgende Antwort ableſen:

Obgleich

Obgleich der Landgraf, wie jedermann wiſſe und er ſelbſt bekenne, die ſchwerſte Strafe verdient hätte, ſo wollte er doch aus eigner kaiſerlicher Gnade, und in Betracht der Vorbitten einiger Fürſten, nicht zuwider ſeyn, daß er von der Acht losgeſprochen, und weder mit der verdienten Todes- noch mit einiger Gefängnißſtrafe, noch an ſeinen Gütern weiter beſtraft würde, als in der Vergleichungsakte beſtimmt wäre. Er wollte auch deſſen Adel und Unterthanen verzeihen, wofern ſie nur ihr Verſprechen halten, und dieſe ſo große kaiſerliche Huld fernerhin erkennen würden.

Der Landgraf glaubte, er wäre ganz ſicher, ging den Abend zur Tafel zum Herzog von Alba, ohne das geringſte Unglük zu vermuthen. Kaum war er in ſeiner Wohnung angelangt, als die kaiſerliche Wache zu ihm kam, ihn zum Kurfürſt von Brandenburg führte, wo er auf des Kaiſers Befehl den übrigen Theil der Nacht zubringen ſollte.

Aller Vorſtellungen ungeachtet, die er dem Kaiſer des Morgens that, muſte Philipp dem Kaiſer, der den folgenden Tag von Halle aufbrach, als Gefangner folgen. Er entſchuldigte ſich damit, daß er dem Landgrafen bloß verſprochen habe, ihn nicht mit ewiger Gefängnißſtrafe zu belegen. Ein auffallendes Beiſpiel treuloſer Geſinnungen!! —

Der Kaiſer war von Halle nach Bamberg gegangen, damit er die Böhmen deſto eher im Zaum halten, und ſeinem Bruder deſto mehr Nachdruk

geben könnte. Von hier ſchrieb er den Reichstag auf den erſten Tag des Monats September nach Augsburg *) aus, und lud dazu die Fürſten in Perſon, die übrigen aber durch Gevollmächtigte ein.

Der Reichstag wurde mit der Belehnung der ſächſiſchen Kurwürde an Moriz eröfnet. Der gefangene Kurfürſt Johann Friedrich mußte auf kaiſerlichen Befehl zugegen ſeyn, und zuſehen, daß ſeine Würde einem andern gegeben wurde. Er verhielt ſich dabei auſſerordentlich ſtandhaft, und ſchien über nichts mehr empfindlicher, als über die Freude der Bedienten des neuen Kurfürſten zu ſeyn.

Gegen die Proteſtanten handelte Karl auch ſchon etwas ſchärfer als ſonſt, und forderte, daß ſie ſich in Betracht der Religionsſtreitigkeiten der tridentiniſchen Kirchenverſammlung unterwerfen ſollten. Die meiſten fielen ihm bei, denn jeder fürchtete ſeine Macht, und niemand wollte es wagen, wie Johann Friedrich und Philipp es ſonſt noch wohl gethan hatten, dem Kaiſer gerade zu widerſprechen; dem ohngechtet betrog er ſich in ſeiner Hofnung. Der Pabſt hatte geglaubt, Trident ſei für das Konzilium nachtheilig, und hatte daher den Vätern daſſelbe zu verlaſſen geheiſſen. Ein groſſer Theil war darauf nach Bologna gegangen, und die Kirchenverſammlung dadurch getrennt worden. Karl nahm dieſe Veränderung ſehr

*) Eigentlich war der Reichstag vom Kaiſer vorher ſchon nach Ulm auf den erſten September dieſes Jahrs 1547 ausgeſchrieben worden, er mußte aber der Peſt wegen nach Augsburg verlegt werden.

ſehr übel, und befahl den unter ihm ſtehenden Biſchöfen und Gotttsgelehrten da zu bleiben. Das konnte er beim Pabſt doch nicht dahin bringen, daß das Konzilium unverzüglich wieder zuſammengebracht würde, und ſo befand ſich ein Theil der Kirchenverſammlung zu Bologna, und der andere zu Trident. *)

Karl merkte wohl, aus welchen Urſachen der Pabſt ihm zuwider war, und verſuchte, da er ſeinen Zwek nicht geradezu erhalten konnte, denſelben auf eine andere Art zu erlangen. Er ließ darauf vom Julius Pflug, Biſchof zu Naumburg, und Michael, Biſchof zu Sidon, und Johann Agrikola von Eisleben, eine kleine Schrift aufſetzen, welche den Katholiken ſowohl als Proteſtanten unterdeſſen bis die Religionsſtreitigkeiten auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung beigelegt und entſchieden werden könnten, zur Richtſchnur und Regel, in den Sachen, welche die Religion und Gottesdienſt betrâfen, dienen ſollte. Man hat in der Folge dieſer Schrift den Namen des Interims gegeben, weil es, wie ich ſo eben geſagt habe, bis zur Entſcheidung geſezliche Kraft haben ſollte. Das Interim.

F 4 Ich

*) Die Abſichten des Kaiſers und des Pabſtes waren ſehr von einander unterſchieden. Dem Pabſt verdroß die Macht des Kaiſers, und er und die italiäniſchen Staaten befürchteten, die Reihe möchte auch ſie treffen, wenn er mit Deutſchland fertig wäre. So verhaßt auch die Proteſtanten dem Pabſt wären, ſo glaubte er doch nicht, daß der Kaiſer ſie ſo bald bezwingen würde. Er beneidete daher den Sieg ſeiner Waffen nicht wenig, und dachte nur darauf, wie er ſeinen Eroberungen Einhalt thun wollte.

Ich will meinen Leſern die Hauptſtüke des Interims mit Sleidans eigenen Worten herſezen. *)

„Die Schrift handelte von dem Zuſtand des „Menſchen vor dem Fall und nach dem Fall, von „der Erlöſung durch Chriſtum, von der chriſtli„chen Liebe und guten Werken, von der Verſiche„rung und Vergebung der Sünden, von der Kir„che, von den Gelübden, von der Kirchengewalt, „von den Kirchendienern, von dem Pabſt, von „Sakramenten, von dem Meßopfer, von dem „Andenken, der Anrufung und Fürbitte der Hei„ligen, vom Andenken der ſeelig Verſtorbenen, von „der Vereinigung der Kommunion mit dem Meß„opfer, von den Kirchengebräuchen, und dem „Gebrauch der Sakramente.„

„Unter andern wird darinn gelehrt: daß die „Werke, die man nicht auf ausdrüklichen göttli„chen Befehl aus Frömmigkeit und Tugend unter„nähme, oder wie ſie es gemeiniglich heiſſen, über„flüßige gute Werke, ſehr zu empfehlen ſind; daß „der Menſch nicht, ohne einigem Zweifel, ſeiner „Schwäche wegen, die gänzliche Vergebung ſei„ner Sünden glauben könne; daß die Kirche die „Macht habe, die heilige Schrift zu erklären, „und die Glaubenslehren daraus zu nehmen und „zu beweiſen, ferner die Macht das Recht zu „ſprechen, zweifelhafte Fälle auf den Konzilien „zu entſcheiden, und Geſetze zu geben; daß nur „ein einziger oberſter Biſchof oder Pabſt ſei, un„ter welchem alle andere ſtünden, wegen des Vor„ranges, der Petro ſelbſt zugeſtanden worden; daß „dieſem

*) S. Sleidans Reformationsgeſchichte. III. Th. Seite 227.

„dieſem die Regierung der ganzen Kirche von Chri-
„ſto aufgetragen ſei, doch ſo, daß den übrigen Bi-
„ſchöfen, jedem in ſeinem Sprengel ein Theil die-
„ſer Sorge zukomme; daß man durch die Firme-
„lung und Salbung den heiligen Geiſt zu dem
„Ende erhalten, damit man den Reizungen des
„Satans, des Fleiſches und der Welt widerſtehen
„könne, daß aber die Verwaltung dieſes Sakra-
„ments nur dem Biſchof gehöre: daß man dem
„Prieſter alle Sünden, deren man ſich erinnere,
„erzählen müſſe; daß durch die Genugthuung,
„die in den Früchten der Buſſe, hauptſächlich in
„Faſten, Allmoſen und Gebete beſtünden, die
„Strafen entweder getilget oder gemindert wür-
„den; daß die Ehen auch ohne der Eltern Einwil-
„ligung gültig wären, die Kinder aber fleißig in
„der Predigt ermahnt werden ſollten, ihre Eltern
„dabei zu Rathe zu ziehn; daß Chriſtus in dem
„heiligen Abendmahl das Sakrament ſeines Leibes
„und Blutes eingeſezt habe, damit er erſtlich von
„den Gläubigen, als eine der Seele heilſame
„Speiſe ſollte genoſſen, hernach aber auch zum
„Gedächtniß ſeines Todes geopfert werden, denn
„Chriſtus habe ſich zweimal geopfert, einmal durch
„den Tod am Kreuze, das anderemal, da er unter
„dem Brode und Wein, ſeinem Vater ſeinen Leib und
„Blut dargebracht, und hierauf den Apoſteln und
„ihren Nachfolgern befohlen habe, dieſes zu ſeinem
„Gedächtniſſe bis an das Ende der Welt fortzuſe-
„zen.„

Durch jenes wäre das menſchliche Geſchlecht
„mit dem Vater ausgeſöhnet worden, aber durch
„dieſes das nicht blutig wäre, würde Chriſtus
„Gott dem Vater vorgeſtellt, nicht, als ob wir
„von neuem die Vergebung der Sünden erwerben
„wollten,

„wollten, ſondern damit wir uns die, durch den „Tod Chriſti erworbene Verſöhnung im Glauben „zueignen laſſen können, und bei dieſem Opfer, „wodurch man das Gedächtniß des Todes Chriſti „feierte, müſſe man ſich auch der Heiligen erinnern, „damit ſie den Vater für uns bitten, und uns „durch ihr Verdienſt helfen möchten; imgleichen „müſſe man dabei auch an die Verſtorbenen ge„denken.„

„Hierauf verordnet man: daß die alten Ge„bräuche, die man bei der Taufe beobachtete, die „Austreibung und Entſagung des Teufels, das „Glaubensbekenntniß und die Salbung mit Chri„ſam beibehalten werden ſollte. Desgleichen, daß „in den Zeremonien bei der Meſſe nichts ſollte ge„ändert werden; daß in jeder Stadt und Kirche „zwo Meſſen, auf dem Lande aber und in den „Dörfern wenigſtens eine und das vorzüglich an „Feſttagen ſollte geleſen werden; daß man in dem „Kanon der Meſſe ganz und gar nichts ändere, „und alles übrige nach den alten Kirchenverord„nungen beobachten ſollte; wofern ſich aber eins „oder das andere eingeſchlichen hätte , das zum „Aberglauben Gelegenheit geben könnte, ſo ſollte „es abgeſchaft werden. Die Kleidungen, Ornats, „Gefäſſe, Kruzifixe, Altäre, Wachskerzen und „Bilder ſollten als alle Denkmähler beibehalten wer„den, die gewöhnlichen Gebete, und die andächti„ge Abſingung der Pſalmen ſollte durchaus nicht „abgeſchaft werden, und wo es ſchon geſchehen, „wieder hergeſtellt werden. Die Feſttage der Hei„ligen, und die, welche man zu allgemeinen Buß„tägen feſtgeſezt hätte, ſollten gefeiert werden, und „um ſeine Begierden zu zähmen, und ſein Ge„müth zu den Pflichten der Gottesfurcht zu erwe-

„ken,

„ken, ſoll man ſich an gewiſſen Tagen des Fleiſch„eſſens enthalten und faſten.„

„Endlich ſteht im gedachten Buch: ob es wohl „zu wünſchen wäre, daß alle Diener der Kirchen „in einem keuſchen Leben möchten erfunden werden, „ſo ſollte man doch wegen derer, die hie und da „Weiber hielten, und ſich von demſelben nicht „wieder ſcheiden wollten, da man es jezt ohne groſ„ſe Unruhen nicht abändern könnte, bis auf die „Dekrete des Konziliums warten. Eben dieſes „gelte auch von denen, welche des Herrn Nacht„mal unter beiderlei Geſtalt genöſſen; doch ſollten „ſie diejenigen, die darinn verſchieden dächten, „nicht tadeln. Denn in jeder Geſtalt wäre Chri„ſtus ganz mit Leib und Blute enthalten.„

Der Pabſt war hiemit ſehr unzufrieden. Er erhielt zwar das dadurch, was ſeine Vorgänger auf eine liſtige Art zu verhindern geſucht hatten, daß nemlich keine allgemeine Kirchenverſammlung zu Stande kommen möchte; allein, da er einmal wuſte, was Karl durch dieſes Interim zu erhalten ſuche, und es ihm überdem ſehr gefährlich für ſein Anſehen und ſeine Macht ſchien, daß der Kaiſer ſich das Recht anmaße, in Religionsſachen Geſeze zu geben, ſo ließ er darüber nicht nur ein großes Misvergnügen bliken, ſondern dem Kaiſer durch ſeinen Kardinal Sfondrati über verſchiedene Punkte ſeine große und wichtige Beſorgniſſe vorſtellen.

Bei den Proteſtanten hat ſich Marggraf Johann von Brandenburg dem Interim hartnäkig widerſezt. Ohnerachtet aller Vorſtellungen des Kaiſers war er nicht zu bewegen, daß er das

Interim

Interim annahm, ſondern er blieb dabei, daß es dem deutſchen Reich weit mehr ſchade als nutze. Moriz und der Kurfürſt von der Pfalz nahmen es nach kurzem Bedenken an, und der Landgraf war ſogleich bereit, in alles zu willigen, was der Kaiſer verlangte. Er hat ſich dadurch aber ſehr verachtet gemacht, und erhielt ſeine Freiheit doch nicht ſo, wie er es vermuthet haben mochte.

Die meiſten deutſchen Fürſten fürchteten den Kaiſer, und nahmen aus dieſem Grunde das Interim an. Wer ſich widerſetzet hätte, würde mit Gewalt und durch die Waffen des Kaiſers zur Annahme gezwungen worden ſeyn. Melanchthon, der dieſes wohl einſah, rieth daher auch Moriz, als er ihn des Interims wegen um Rath fragen ließ, an, daß er ſich nicht widerſetzen möchte. Daß er es nicht für die Proteſtanten nützlich gehalten, ſieht man aus einer Stelle eines Briefes, den er an das Strasburgiſche Miniſterium geſchrieben, worinn er unter andern ſagt: „Liber „auguſtanus continet manifeſtas corruptelas. Ideo „nequaquam eum approbabimus, etiamſi exilia et „ſupplicia nobis proponentur.“

Unzufriedenheit der Proteſtanten mit dem Interim.

Die Proteſtanten thaten auch ſehr klug, daß ſie ſich nicht zu ſehr widerſezten. Hätten ſie das gethan, ſo wäre es mit einemmal um ſie geſchehen geweſen. Denn alsdenn würde der Kaiſer die ganze Lage der Religionsſtreitigkeiten vielleicht eher beurteilet, und ſeine ehrgeizigen Abſichten, die er bei der Publikation des Interims im Sinn hatte, zurükgeſezt haben. Wenn überdem Karl und der Pabſt dieſes Glük, und dieſe für ſie auſſerordentliche vortheilhafte Augenblike beſſer benutzet hätten, ſo war gerade der Zeitpunkt da, wo ſie denen

Pro-

Proteſtanten mit einemmal das Garaus hätten ſpielen, oder doch wenigſtens nach ihrem Gefallen in die Enge treiben können.

Der gefangene Kurfürſt von Sachſen wollte ſich zu Annehmung des Dekrets gar nicht bewegen laſſen. Granvelle und der Biſchof von Arras muſten auf kaiſerlichen Befehl alles verſuchen, allein er blieb bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluß, und ließ ſich davon nicht abbringen, ob ihn der Kaiſer gleich in ſeiner Gefangenſchaft deshalb härter halten, und ſeine Geſellſchafter von ihm entfernen ließ. Die Bibel, welche ihm bis jezt noch zu leſen erlaubt war, wurde ihm genommen, und an denen verbotenen Tagen der Katholiken ihm auch kein Fleiſch mehr gegeben. Dadurch aber wurde Johann Friedrich deſto weniger bewegt.

Die Gemüther alle zu beruhigen, ſahe der Kaiſer kein anderes Mittel, als daß er verſprach, das Konzilium ſo bald als möglich wieder zu eröfnen, und dahin die vornehmſten Geiſtlichen, ſowohl der Proteſtanten als der Katholiken einzuladen. Die Stände ließen es ſich gefallen, daß unter dieſer Bedingung den dreißigſten Jun. geſchloſſen ward, und verſprachen einmüthig, ſich dem zu unterwerfen, worinn das allgemeine Konzilium übereinkommen würde. Unterdeſſen verlangte nun auch der Kaiſer, daß ſeinem gegebenen Dekrete eine unverzügliche Befolgung geleiſtet würde. Alle abweſenden Fürſten, deren Gewicht einen Ausſchlag geben konnte, erhielten deshalb Reſcripte, und der Graf von Beichlingen, Hubert, nebſt Sebaſtian Schartelin, nicht nur, ſondern auch der Rheingraf Johann von Heideck, George von

Rekrod und Friedrich von Reifenberg wurden in die Acht erklärt, und alle auswärtige Mächte erſucht, ihnen keinen Schutz zu geſtatten.

Der Pabſt gab ſich ſogar auſſerhalb Deutſchland Mühe, alle Wege, die etwa Luthers Lehre, ſich weiter auszubreiten haben könnte, ſorgfältig zu verſchlieſſen. So wuſte es der Nuntius in Venedig dahin zu bringen, daß der Rath ein Edikt bekannt machte, vermöge deſſen ein jeder alle Bücher, worinn etwas gegen den katholiſchen Glauben enthalten wäre, innerhalb acht Tagen, bei Strafe der Inquiſition ausliefern ſollte.

Das Interim war nun der allgemeine Gegenſtand der Unzufriedenheit, welche ſich in Schriften und Thaten äuſſerte. Die katholiſchen Theologen, wie der Biſchof Robert, und der General des Dominikanerordens Romäus, ſchrieben dagegen, weil es den Proteſtanten zu viel eingeräumt hatte, und dieſe weigerten ſich, es anzunehmen, weil es ihnen nicht genug zugeſtand. Auch Aquila ſchrieb dagegen, und verſchiedene Städte erklärten durch Abgeordnete, daß es ihnen unmöglich ſei, ſich darnach zu richten.

Unter dieſen war unter andern Koſtnitz. Die Abgeordneten dieſer Stadt baten in den demüthigſten Ausdrüken, den Kaiſer um Schonung ihres Gewiſſens. Er ließ ihnen aber durch den Biſchof von Arras in einem harten Tone antworten, daß er dienliche Maaßregeln, ſie zum Gehorſam zu bringen, ergreifen würde. Es rükten auch noch in derſelben Nacht dreitauſend Spanier, welche in der daſigen Gegend lagen, gegen die Stadt an, in der Abſicht, ſie den folgenden Tag unter

unter der Predigt zu überfallen. Die Koſtnitzer, die dergleichen beſorgen mochten, waren äuſſerſt auf ihrer Hut. Ihre Wachen entdekten die Bewegungen der Feinde, und machten Lerm. Die Spanier fanden alſo einen lebhaften Widerſtand, und mußten unverrichteter Sache abziehn. Um ſich für ihren gehabten Verluſt zu rächen, zündeten ſie eine Vorſtadt an, und brannten die Brüke über den Rhein weg, damit ihnen die Koſtnitzer nicht folgen konnten.

Da der Kaiſer ſah, daß er mit Gewalt der Waffen nichts ausrichten konnte, ſo erklärte er die Stadt in die Acht. Dies Mittel konnte nicht anders als kräftig ſeyn, die Bürgerſchaft ward in die äuſſerſte Unruhe geſezt, und der Rath ſahe ſich genöthigt zu erſuchen, daß ſie ſich bei dem Kaiſer für ſie ins Mittel ſchlagen möchten. Auch dies war fruchtlos, wodurch denn endlich die Stadt bewogen ward, ſich dem Hauſe Oeſterreich zu unterwerfen. Der König Ferdinand nahm ſie in Schuz, und ſchrieb ihr Bedingungen vor, die ſie, ſo hart ſie waren, annehmen mußte. Der zu dem Ende hingeſandte Stadthalter ließ ſie ſchwören, daß ſie dem Könige oder Stadthalter in Religions- und andern Sachen, ohne Widerrede gehorchen wollten, und befahl darauf, daß alle Geiſtlichen innerhalb acht Tagen die Stadt verließen.

Die Strasburger ſchikten ſogleich, als ſie erfahren hatten, wie ihre Unterhandlung beim Granvell abgelaufen war, eine Vorſtellung an den Kaiſer ab, worinn ſie aufs flehentlichſte baten, die Sache durch ein rechtmäßiges Konzilium entſcheiden zu laſſen, bis dahin aber ihrem Gewiſſen nicht

nicht Gewalt zu thun. Alles, was ſie dadurch erhielten, war ein Monat Bedenkzeit, nach deſſen Verlauf ſie ſich kurz und gut erklären ſollten. Anfänglich beſchloſſen ſie, durchaus ſtandhaft zu bleiben, und das äuſſerſte zu erwarten; als aber viele Vornehmen, durch das Beiſpiel der Koſtnitzer geſchrekt, die Stadt verließen: ſo unterwarfen ſie ſich dem Kaiſer, nahmen das Interim an, und ſuchten die Mißvergnügten zu beruhigen.

Unterdeſſen hatte der Kaiſer den alten Magiſtrat in Augsburg abgeſezt und neue Mitglieder gewählt, von deren Ergebenheit er überzeugt war; und eben das that er in Ulm, wohin er ſich mit einem Theile der Truppen hinbegeben hatte. Die Ulmer Geiſtlichen blieben ſtandhaft bei der über das Interim vorher ſchon geäußerten Meinung, und wurden dafür in das Gefängniß gelegt. Zwei von ihnen ließen ſich endlich abſchreken, die übrigen viere aber, unter denen ſich vornemlich Martin Frecht ohne alle Furcht erklärte, daß nichts in der Welt ihn bewegen würde, gegen ſein Gewiſſen zu handeln, wurden in Ketten gelegt, und erſt in das öffentliche Stadtgefängniß, nachher aber unter einer ſtarken Bedekung nach Kirchheim gebracht, wo ſie ſieben Monat gefänglich bewahrt wurden, und nur den dritten März des folgenden Jahres gegen Erlegung des Koſtgeldes loßgelaſſen wurden.

Der Kaiſer ging von Ulm nach Speier, von da nach Mainz, und ſo auf dem Rheinſtrome weiter nach Niederdeutſchland, wohin er auch ſeine Gefangenen, den Herzog von Sachſen und den Landgrafen mit ſich führte, welchen lezteren er, ſo bald er in den Niederlanden angekommen war,

nach

nach Ondenarde in Flandern ſchikte. Noch hatte er eine Menge Soldaten bei ſich, die er von Augsburg mit ſich genommen hatte; er dankte ſie aber ſämmtlich ab, da er an die Brabantiſchen Gränzen kam.

Bei dem Reichskammergerichte, deſſen Einrichtung die Stände dem Kaiſer überlaſſen hatten, wurden mit dem Anfange des Oktobers drei Advokaten, die man für Lutheraner hielt, abgeſezt, und den übrigen gleichfals mit dem Verluſt ihres Amtes gedrohet, wenn ſie nicht bei den katholiſchen Lehren bleiben würden. Kaum war dies geſchehen, ſo fieng Herzog Heinrich von Braunſchweig, der bei der Entlaſſung aus ſeiner Gefangenſchaft angelobt hatte, nichts mit Gewalt zu Erſetzung ſeiner Beeinträchtigungen zu unternehmen, einen Proceß gegen die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen an, und der Kurfürſt von Mainz, der Großmeiſter von Preußen, der Graf von Naſſau und der Graf Reinhard von Solms, brachten nebſt vielen andern ebenfals ihre Klagen gegen den Landgrafen ein.

Fortgang der neuen Lehre in Italien.

In Italien machte unterdeſſen die Lehre der Proteſtanten immer noch bei vielen einzelnen ein großes Aufſehen, und es bekannten ſich hie und da verſchiedene zu derſelben. Im Paduaniſchen war unter andern ein gewiſſer Sachwalter, Franz Spiera, der ſich durch fleißiges Leſen proteſtantiſcher Schriften von den Irrthämern der römiſchen Kirche überzeugt hatte, und ſeinen Freunden ſeine Gedanken darüber mittheilte. Der päbſtliche Nuntius, Johann de la Kaſa, erhielt Nachricht davon, und Spiera ſah voraus, daß er große Verfolgungen würde zu erdulden ha-

ben. Er gieng alſo nach Venedig, und bekannte dem päbſtlichen Legaten ſeine neuen Meinungen. Dieſer legte ihm einen öffentlichen Widerruf auf, den er ſich auch gefallen ließ; aber bald darauf verfiel er in eine Verzweifelung, in welcher er elendiglich ſeinen Geiſt aufgab. Vor ſeinem Tode beſuchte ihn noch zu Padua der berühmte Paul Peter Verger, der Biſchof von Capo d'Iſtria, der ihn vergeblich zu tröſten ſuchte, und deſſen eigene Geſchichte noch merkwürdiger war.

Verger. Verger war nämlich ebenfals vom Pabſtthum abgefallen, ohnerachtet er ſonſt ſo eifrig war, daß die Päbſte Klemens der Siebente, Paul der Dritte niemanden beſſer als ihm, die Beſorgung der deutſchen Angelegenheiten übertragen zu können glaubten. Es wurde ihm auch zur Belohnung nichts geringers, als der Kardinalshut zugedacht, um welchen er aber auf folgende Art kam. Gleich nach dem Wormſer Religionsgeſpräch gieng er nach Rom, und wurde von dem Pabſte ſehr freundlich empfangen.

Unterdeſſen breitete ſich die Sage aus, daß Verger ſelbſt durch ſeinen längern Umgang mit den Deutſchen, den Proteſtanten wäre zugeneigt worden. Der Pabſt erfuhr es ebenfals, und ſprach darüber mit dem Kardinal Gniukzi. Dieſer eröfnete Vergern des Pabſtes Vermuthung, worüber er nicht wenig beſtürzt ward. Indeſſen glaubte er, es gäbe kein beſſeres Mittel, ſich von allem Verdachte zu befreien, als daß er ſelbſt eine Widerlegung der proteſtantiſchen Irrthümer ſchriebe.

In dieſer Abſicht gieng er in ſein Vaterland

zurük,

zurük, und fieng ein Buch, adverſus apoſtatas Germaniae, zu ſchreiben an. Indem er aber die Schriften der Proteſtanten, um ihre Gründe bündig widerlegen zu können, mit Aufmerkſamkeit las und prüfte, fand er ſo wenig dagegen einzuwenden, daß er vielmehr ihre Meinungen annahm und die Hofnungen auf den Kardinalshut aufgab. Kaum hatte er ſich überzeugt, ſo gieng er zu ſeinem Bruder Johann Baptiſta, welcher Biſchof zu Pela war, und entdekte ſich demſelben. Dieſer war anfänglich erſchroken, und rieth ihm von ſeinen Irrthümern abzuſtehen; als er aber einige Zeit mit ihm diſputirt, und ſelbſt Gründe und Gegengründe erwogen hatte, ward er ebenfals ſeiner Meinung, und fing mit ihm gemeinſchaftlich an, in Iſtrien die reine Lehre zu predigen.

So groß indeſſen der Beifall war, den ſie fanden, ſo konnte es doch nicht lange unangezeigt bleiben. Hannibal Griſon und Hieronymus Muzius, zwei Inquiſitoren, kamen nach Iſtrien, und ſtellten deshalb ſehr genaue Unterſuchungen an. Ein allgemeines Schreken gieng vor ihnen her, denn ſie droheten nichts geringers, als alle diejenigen lebendig verbrennen zu laſſen, die ihre Irrthümer nicht freiwillig bekennen und öffentlich widerrufen würden. Der gemeine Haufe gerieth in Angſt, und geſtand gern alles, was er wußte, ohne Vater und Bruder zu ſchonen.

Zum Unglük war ſeit einiger Zeit Mißwachs und Viehſterben in den daſigen Gegenden geweſen. Dies benuzte Griſon dazu, daß er ſagte, es wären dies Strafen Gottes wegen ihres kezeriſchen Biſchofs und ſeines Bruders, und dieſe Strafen würden nicht eher aufhören, als bis die Gemeinden

dieſe Ketzer öffentlich ſteinigten. Das Volk ward dadurch ſo aufgebracht, daß Verger ſich nicht für ſicher hielt, ſondern zum Kardinal Herkules von Gonzaga nach Mantua gieng. Dieſer hätte ihn gerne bei ſich behalten; aber Verger wollte ihn nicht der Verlegenheit ausſetzen, von den unaufhörlichen Zudringlichkeiten des Nuntius und anderer Geiſtlichen aus Rom geplagt zu werden, und verließ ihn alſo wieder, um auf den Konzilium zu Trident, welches eben gehalten wurde, die Vertheidigung ſeiner Sache zu führen. Dort vergönnte man ihm keinen Zutritt.

Er gieng nach Padua zurük, wo er den eben erwehnten Spiera ſterben ſah, und dadurch von neuem aufgemuntert ward, ſein Vaterland gänzlich zu verlaſſen. Nirgends glaubte er ſich ſicherer, als in der Schweiz, wo er auch in Graubünden und in Veltin, das zunächſt an Italien ſtößt, das Evangelium mit vielem Eifer predigte, bis ihn Herzog Chriſtoph von Würtenberg nach Tübingen rief.

In Deutſchland waren nun viele Prieſter ſchon wirklich verheirathet, und nach dem kaiſerlichen Dekret ihnen auch die Ehe ſo lange bewilliget, bis das Konzilium darüber entſcheiden würde. Damit waren aber die Erzbiſchöfe ſchlechterdings nicht zufrieden, vornemlich erklärte der zu Mainz das kaiſerliche Dekret nur von den Lutheranern, und behauptete, daß darunter ſchlechterdings die katholiſchen Prieſter nicht verſtanden wären. Aus dieſem Grunde erklärte er die Ehen aller Geiſtlichen in ſeinem Erzbißthum für ungültig, und trennte dieſelben. Seinem Beiſpiel folgten ſogleich die Erzbiſchöfe von Kölln und Trier.

Der

Der Erzbiſchof von Mainz ſchikte auch ſeinen Weihbiſchof nach Frankfurt am Mayn, der die Kirche wieder ordentlich einweihte, als wäre ſie von Heiden verunreinigt worden, und nachher darinn nach ſeinen Grundſätzen lehrte. Der Biſchof von Augsburg gab ſich viele Mühe, die Geiſtlichen, die dem Lutherthum zugethan waren, wieder davon zurük zu bringen, und es gelang ihm, einige derſelben zu bewegen, daß ſie ihre Irrlehren abſchworen.

Der Kurfürſt Moriz hatte gleich nach ſeiner Rükkunft von Augsburg ſeine Landſtände nach Meiſſen berufen, und ihnen das kaiſerliche Dekret, nebſt allem, was ſich daſelbſt zugetragen hatte, bekannt gemacht. Die Stände drungen darauf, daß man ſie dem kaiſerlichen und ſeinem eigenen Verſprechen gemäß, bei dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniß laſſen ſollte. Der Kurfürſt wußte keinen andern Vorſchlag zu thun, als daß ſie deshalb die Gottesgelehrten zu Wittenberg und Leipzig zu Rath ziehen ſollten. Dieſe kamen hierauf erſtlich zu Zelle, und hernach zu Jüterbock zuſammen, an welchem lezteren Orte auch der Kurfürſt von Brandenburg den Johann Eisleben ſchikte, um wegen der ſogenannten Mitteldinge eine Uebereinſtimmung zu bewerkſtelligen.

Die Stadt Magdeburg war noch immer 1549 in die Acht erklärt, und dadurch ſo wenig zum Nachgeben zu bewegen, daß ſie vielmehr mit vieler Freimüthigkeit, das bekannt gemachte Religionsdekret ausſchlug, und dem Kaiſer wiſſen ließ, ſie würde eher das äuſſerſte erdulden, als ſich dem geringſten Gewiſſenszwang unterwerfen.

Darüber ward der Kaiſer ſo erbittert, daß er die Stadt für Vogelfrei erklärte, und den benachbarten Fürſten und Ständen nicht nur die Erlaubniß gab, gegen ihr alle Arten von Feindſeligkeit auszuüben, ſondern dieſelben ſo gar nachdrüklich dazu aufforderte.

Die Furcht vor der Macht des Kaiſers, und der Vorſaz, ſeinem Gewiſſen nicht Gewalt anthun zu laſſen, machten überall in den Gemüthern der Stände und Fürſten einen merklichen Kontraſt. Sie ſuchten daher immer durch Bitten zu ihrem Zwek zu gelangen, und wagten es kaum, auf die verſtekteſte Art zu verſtehen zu geben, daß ſie im Fall ihre Bitten vergeblich ſeyn würden, gezwungen wären, mit Gewalt Widerſtand zu thun. Ein kurzer Auszug aus einem Briefe des Herzogs **Wolfgang von Zweibrüken** an den Kaiſer wird dieſes beſtätigen.

Der Herzog war nemlich bald nach der Bekanntmachung des Religionsdekrets nach Augsburg berufen worden, und der Kaiſer drang nun ununterbrochen durch Briefe in ihm, daß er dem Dekret gehorchen möchte. Der Herzog hatte bisher immer die ganze Sache auf die Biſchöfe geſchoben, und ſeine eigene Neigung gerade zu erklären, ſorgfältig vermieden. Darauf fragte er ihm nun der Kaiſer: „ob er das Dekret für ſeine Perſon anzunehmen Willens ſei, und die widerſpenſtigen Prediger abſetzen wollte.„ Dieſe Forderung einer beſtimmten Erklärung hatte der Herzog lange gefürchtet, dennoch konnte er ſie nicht von ſich ablehnen, und ſchrieb alſo an den Kaiſer einen franzöſiſchen Brief, worinn er zuerſt kürzlich wiederholte, was bis zu ſeiner Rükkunft von Augs-

burg

burg vorgefallen war, und darauf alſo fortfährt: *) „Sobald er wieder an ſeinem Hofe angelangt ſei, „habe er ſogleich dem Volk das Dekret, ſo weit „es die Feſttage und das Fleiſcheſſen beträfe, be„kannt gemacht, und die Beobachtung deſſelben „anbefohlen. Er ſelbſt habe auch mit großem „Fleiß wiederholentlich das Dekret geleſen, und „müßte geſtehen, daß er manches darinn gefun„den habe, was mit dem Glauben, durch welchen „er ſeelig zu werden gedächte, übereinſtimmte: doch „wäre ihm auch vieles gänzlich darinn zuwider. „Indeſſen habe er doch ſeinen Geiſtlichen befohlen, „daß ſie alle Punkte deſſelben genau erwägen, und „ihm Bericht abſtatten ſollten, wie man etwa die „ganze Sache einrichten könne. Da ſie aber alle „einmüthig behauptet hätten, daß ſie es nicht „durchgängig mit gutem Gewiſſen annehmen könn„ten; ſo habe es ihm auch nicht frei geſtanden, „ſie zu etwas zu zwingen; daher er die Biſchöfe „gebeten, daß ſie ſelbſt einen Weg einſchlagen „möchten. Da er nun, was dieſe geantwortet, „ehedem berichtet hätte, ſo habe er gehoft, daß „man künftig nichts weiter von ihm fordern werde. „Nun aber ſei er gedrungen, dem Kaiſer auf die „Forderung einer beſtimmten Antwort, ſeine Mei„nung hierüber zu eröfnen. Was alſo erſtlich ſchon „ſeit einigen Jahren, in ſeinen Ländern beobachtet „worden, ſo ſei er darinn, wie er Sr. kaiſerl. „Majeſtät ſchon ehemals gezeigt habe, geboren, „und erzogen worden, habe auch bis auf dieſe Zeit „keine andern Glaubenslehren gehört, und nach„dem er ſelbſt einigen Fleiß und Nachdenken dar„auf verwendet habe, ſo ſcheine es ihm, ſo weit „ſeine Einſichten reichten, daß alles vollkommen

*) S. Sleidan. a. a. O.

„mit dem Worte Gottes übereinſtimme. Denn „dies ſei er, da er darum befragt worden, zu be„kennen ſchuldig, damit er nicht ſein Gewiſſen ver„letze, und die ewige Seligkeit verſcherze, das „ſei auch der Grund, warum er das Dekret nicht „annehmen könne, ob er wohl, nach der Gewohn„heit und dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren, ſonſt „vollkommen bereit ſei, dem Kaiſer in allem zu „gehorchen. Uebrigens ſtehe es Sr. kaiſerl. Ma„jeſtät, als dem höchſten Oberhaupte frei, hier„inn nach ſeinem Gutbefinden Verordnungen zu „machen, und ſei es auch keinesweges ſeine Mei„nung, daß er Widerſtand leiſten könne, oder „wolle, oder dürfe. Alles beruhe hierinn auf der „kaiſerlichen Willkühr. Er bitte nur das einzige „flehentlich, daß weder er, noch ſein Volk gezwun„gen werde, etwas wider ihre Ueberzeugung anzu„nehmen. Was ferner die Geiſtlichen betreffe, ſo „habe er ſchon in ſeinem lezten Schreiben gebeten, „daß ſie auf Sr. kaiſerl. Majeſtät Erlaubniß, we„nigſtens ſo lange die Freiheit, Kinder zu taufen, „und Kranke zn beſuchen, behalten möchten, bis „andere an ihre Stelle geſezt würden. Wofern „aber Se. Majeſtät befählen, daß ſie unverzüg„lich abgehen, und aus dem Lande ziehen ſollten; „ſo würde er auch hierinn gehorchen, ob es gleich „mit groſſem Nachtheil und Mißvergnügen des „Volks geſchehen würde. Denn es wären auch „ſchon viele von ihnen fortgegangen, und er wüß„te überhaupt, daß er Sr. Majeſtät allen Gehor„ſam, in Dingen, die er thun könne und zu lei„ſten ſchuldig ſei, leiſten müſſe.“

Noch mehr Unruhe gegen das Interim.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit der Proteſtanten war unterdeſſen auf den Kurfürſten Moriz gerichtet. Sehr viele glaubten, daß er und die Theologen

Theologen in ſeinen Ländern durch die ſanftmüthige Art, mit der ſie ſich bei den Streitigkeiten betrugen, den Proteſtanten zu viel vergeben würden. Daher ſchrieben nicht nur die Lübeker, Hamburger und Lüneburger Geiſtlichen gegen das Interim und das Augsburgiſche Dekret, ſondern auch die Magdeburgiſchen Prediger, vornehmlich aber Mathias Flakzius, Illirikus, und Nikolaus Gallus beſonders gegen die Wittenberger und Leipziger Gottesgelehrten. Dieſe beſchuldigten ſie, daß ſie die Adiophara oder Mitteldinge nur deswegen vertheidigten, um durch dieſe der papiſtiſchen Religion wieder Thür und Thor zu öfnen. Flakzius, der von Natur zur Heftigkeit geneigt war, konnte es ſchlechterdings nicht dulden, daß man ſo gelinde verfuhr, und erklärte in ſeiner Schrift: daß alle Ceremonien und Gebräuche, wenn ſie ihrer Natur nach auch noch ſo gleichgültig wären, nicht mehr Adiaphora blieben, ſobald man ſie mit Gewalt einführte, mit demſelben den Begrif oder die Bedeutung eines Gottesdienſtes verbände, oder dadurch Gelegenheit zur Gottloſigkeit gabe. Ob er gleich ſonſt Melanchthons Schüler geweſen war; ſo war er doch fürnehmlich gegen ihn, der immer ſehr vorſichtig zu handeln — und wie Luther von ihm ſagte, leiſe zu treten — gewohnt war, ſeine Schrift gerichtet.

Melanchthon ſah ſich darauf genöthigt, dieſes Schreiben zu beantworten. Er vertheidigte darinn die Mitteldinge und behauptete, daß man ſich ſchon einigermaſſen einer Knechtſchaft unterwerfen könnte, wenn ſie nur nicht mit Abgötterei verbunden wäre.

Der Pabſt hatte indeſſen für gut befunden, eine Geſandtſchaft nach Deutſchland zu ſchiken. Er glaubte, daß er die Abſichten des Kaiſers nicht anders vereiteln könnte, als wenn er die Anhänger Luthers und der übrigen Reformatoren durch Güte auf ſeine Seite brächte, und ſo die Streitigkeiten beilegte, von dem ſich Karl ſo viel zu ſeinem Vortheile verſprach. Die Geſandten, wozu der Pabſt drei ſchlaue Kardinäle auserwählt hatte, mußten zuerſt den Kaiſer in den Niederlanden von ſeinem Vorhaben benachrichtigen, damit er in der Ausführung ſeines Plans nicht zuwider ſeyn möchte, und hernach in Deutſchland bekannt machen, daß der Pabſt alle Abtrünnigen von der rechtgläubigen Kirche wieder aufnehmen wolle, wenn ſie ſich ſeinen Geſetzen unterwerfen wollten. Er verſprach ihnen, um ſie alle deſto eher dazu zu bewegen, die Erlaſſung aller öffentlichen Abſchwörung ihrer vorher gefaßten Ketzereien, und hatte den Geſandten vorzüglich aufgegeben, den Leuten beſonders zu widerlegen, daß man beim Abendmahl unter einerlei Geſtalt eben ſo viel, als bei dem unter beider Geſtalt genieſſe.

Allein die Proteſtanten lieſſen ſich dadurch eben ſo wenig, als ſie es durch Strenge gethan hatten, zum Wiederruf bewegen, und die erſten Verſuche, welche der Kurfürſt von Mainz in ſeinen Landen machte, und von keinem Erfolg waren, ſchrekten die Geſandten gleich ab, daß ſie ſich um die weitere Ausführung des päbſtlichen Auftrages nicht mehr Mühe gaben, ſondern unverrichteter Sache wieder abreiſeten.

Paul wußte es ſehr gut zu verbergen, daß

er ſich über dieſen fehlgeſchlagenen Anſchlag ärgere. Er empfieng die Legaten mit der größten Freude, und dachte ſchon, als er ſie empfieng, auf einen neuen Plan, Karls Abſichten zu verhindern. Doch überraſchte ihn der Tod, der im zwei und achtzigſten Jahre ſeines Lebens erfolgte. Kurz vor ſeinem Ende kam noch eine ſehr bittre ſatyriſche Schrift in italiäniſcher Sprache wider ihn heraus, für deſſen Verfaſſer Paul Verger gehalten wurde, der ſeit ſeinem Abfall von der römiſchen Kirche Paul des Dritten Todfeind geworden war. Es werden ihm in derſelben viele Schandthaten zugeſchrieben, die er als Cardinal begangen haben ſoll.

Ich will nur einiges daraus anführen. Der Verfaſſer der Schmähſchrift ſagt unter andern: „ „Von dem Pabſt Innozenz biſt du als ein „nichtswürdiger Prälat wegen eines doppelten Tod„ſchlages ins Gefängniß und in Ketten gelegt wor„den; denn du haſt deine leibliche Mutter und ei„nen deiner Neffen mit Gift aus dem Weg geräu„met, damit du nur ihre ganze Verlaſſenſchaft an „dich reiſſen konnteſt. Deine Schweſter Julie „von Farneſe drang endlich durch, da du nach„her wieder loskamſt, und dich nicht ſcheuteſt, um „den Kardinalshut anzuhalten. Alexander der „Sechſte mußte ihrem Verlangen nachgeben, „und dich in die Verſammlung der Kardinäle auf„nehmen, da ſie ihm drohete, daß ſie ſich nicht „länger von ihm würde mißbrauchen laſſen. Dei„ne andere Schweſter, die eben ſo unverſchämt als „deine ganze Familie war, haſt du gleichfalls durch „Gift hingerichtet. — Deiner Schandthaten ſind „zu viel, als daß ich ſie erzählen könnte. Als Ge„ſandter unter dem Pabſt Julius dem Zweiten

„haſt du zu Ankona ein junges Mädchen, unter „dem verborgenen Namen eines Edelmannes von „deinem Gefolge hintergangen, und ihr das ge„nommen, was ſie ihrem Ehemanne hätte zubrin„gen ſollen. — Eine Wunde, davon man die „Narbe noch an dir ſehen kann, wurde dir von ei„nem beleidigten Ehemanne zugefügt, der dich im „Bette ſeines buhleriſchen Weibes fand. — Doch „du haſt noch gröſſere Verbrechen begangen, und „dich mit deiner natürlichen Tochter Konſtantia „vermiſcht, deren Ehemann du mit Gift hinrich„teteſt, um deſto ungehinderter deine Geilheit be„friedigen zu können. In Wahrheit du übertriffſt „an Geilheit den Heliogabalus und Kommodus. „Loth hat doch ſeine Tochter nur in Unwiſſenheit „und Trunkenheit geſchwächt, du aber haſt nüch„tern nicht nur bei deiner Nichte, ſondern auch „bei deiner Schweſter und eigenen Tochter den Bei„ſchlaf ausgeübet.“

Die Nachrichten verdienen, wenn ſie, wie ſie es ſeyn ſollen, vom Verger herrühren, wenig Glaubwürdigkeit, von dem man, als einem Feinde Pauls des Dritten nichts anders erwarten konnte. Allein ich glaube doch, daß man dadurch aufmerkſamer auf den Karakter dieſes Pabſtes gemacht werden muß. So ein uneigennütziger und unbeſcholtener Mann iſt er gewiß nicht geweſen, als ihn einige Scribenten beſchreiben. An Beweiſen fehlt es nicht, daß er in ſeiner Jugend mancherlei Ausſchweifungen, die oft bis zum Laſter giengen, begangen habe. Verger mußte doch einigermaſſen Grund zu ſolchen Gemälden haben, und keine Schrift, wenn ſie auch gleich von dem bitterſten Feinde geſchrieben iſt, verdient ſo gerade hin verworfen zu werden. Es iſt gewöhnlich etwas Wahres darinn. Ich

Ich komme von dieſer kleinen Ausſchweifung auf den Verfolg der Geſchichte zurük. Ich glaube dieſerhalb Entſchuldigung zu erhalten, da ich noch keine Gelegenheit hatte von dem wahren Karakter dieſes Pabſtes etwas zu ſagen. — Pauls Tod hatte im Konklave groſſe Unruhen verurſachet. Es war in drei Theile getheilt. Einige waren auf die Seite des Kaiſers, einige für den König von Frankreich und andere für das Haus Farneſe eingenommen. Die Franzoſen verlangten den Kardinal Trano, Salviati, Rudolfi, Lotharingen oder Baraffa; die Kaiſerlichen aber den Kardinal Polus, Burgos, Karpi oder Sfondrata. Die Familie der Farneſen war vorzüglich darauf bedacht, daß einer aus ihnen auf den päbſtlichen Stuhl gelangen möchte und alles war, 1550 untereinander in der gröſten Verwirrung. Endlich und nach vielen Streitigkeiten wurde Del Monte zum Pabſt erwählt, der den Nahmen Julius der Dritte angenommen hat.

Indeſſen ſuchte der Kaiſer nichts mehr, als Deutſchland ſich immer mehr unterwürfig zu machen. Er verließ ſich mehr auf ſeine Stärke und ſein Glück, als er es der Klugheit nach hätte thun ſollen. Allein ein ehrſüchtiger Mann denkt daran nicht. Karl glaubte ſich der Religionsunruhen dazu bedienen zu können, um dadurch ſeine Macht in Deutſchland mehr zu befeſtigen nnd zu vergröſſern. Es hatte ihm auch bisher in ſeinen Unternehmungen nicht am Glück gefehlt. Koſtniz und Magdeburg hatten ſich nur noch ſeinen Abſichten widerſezet. Ohnerachtet er beide ſchon in die Acht erkläret hatte, ſo waren ſie doch nicht zur willigen Annahme des Dekrets dadurch zu bewegen. Um Magdeburg daher deſto eher dazu

Julius der Dritte.

zu zwingen, ertheilte darauf der Kaiſer dem Kurfürſt Moriz im Namen des Reichs die Vollmacht, daſſelbe zu belagern, und für den Ungehorſam zu beſtrafen. —

Julius der Dritte hatte die tridentiniſche Kirchenverſamlung auf vieles Bitten des Kaiſers zu erneuern angefangen, und ſuchte den ſchon unterm vorigen Pabſt gemachten Schluß, daß diejenigen, welche mehrere Bisthümer hätten, ſich eins von denen auswählen, und die übrigen fahren laſſen ſollten, zur Ausübung zu bringen. Julius zeigte ſich überhaupt gegen den Kaiſer ſehr gefällig, worüber ſich Karl heimlich freute, und ſeine Abſichten auf Deutſchland deſto eher ausführen zu können glaubte. Um ſich gegen den Pabſt eben ſo zu bezeigen, ließ er wider die Lutheraner und alle Reformatoren ein Edikt ausgehen, in welchen er die Leſung der Schriften Luthers, Kalvins, Zwingels, Oekolompadius, Bukers, und aller Bücher, welche ſeit dreißig Jahren von ungenannten Verfaſſern herausgekommen wären, verbot, und es ernſtlich unterſagte, dieſelben zu kaufen. In eben dieſem Befehl erwähnt er der Inquiſition. Niemand ſollte ſich unterſtehen, jemanden, der der Ketzerei wegen in Verdacht wäre, zu beherbergen, ſondern demſelben den Inquiſitor ausliefern.

Man muß ſich billig zuerſt über Karls Verfahren wundern, wie er ein ſo heftiges Edikt, welches die grauſamſte Verfolgung hätte erregen können, abfaſſen können. Allein wenn man bedenkt, daß er einmal den Pabſt gerne gefällig ſeyn wollte, und er überdem auch ſchon die Beobachtung deſſelben nicht unterſuchen ließ, ſo ſieht man leicht,

leicht, was er dabei zum Zwek gehabt habe. Ob er gleich ſolche Befehle ertheilte, ſo verſprach er doch denen Proteſtanten auf dem Reichstag zu Augsburg die Fortſetzung des Konziliums zu bewirken. Freilich hatte er dabei nicht die Abſicht, die Ruhe widerherzuſtellen, und die Vereinigung beider ſtreitenden Religionspartheien zu erhalten, welches ſich die Proteſtanten davon verſprachen, ſondern er verlangte es deswegen, weil er ſich nach ſeinen Siegen mächtig genug hielt, ſeine politiſchen Abſichten bei dieſer Gelegenheit deſto eher durchzuſetzen, und durch ſeine Geſandten und Biſchöfe, die Berathſchlagungen der Kirchenverſammlung dergeſtalt lenken zu können, daß alle Schlüſſe ſeinen Wünſchen gemäß eingerichtet würden.

Allein dieſe Hofnung vereitelte Moriz von Sachſen, durch deſſen Dienſte Karl die Proteſtanten 1551 ſehr heruntergebracht hatte. Moriz hatte ſchon lange des Kaiſers Abſicht auf Deutſchland gemerkt, und war blos aus Dankbarkeit gegen ihm ſtille geblieben. Aus eben dieſem Grunde, hatte er in die Fortſetzung des Konziliums auf dem Reichstag zu Augsburg gewilliget, von dem er ſchon vorher ſah, was Karl dabei für Abſichten habe. Die Gefangennehmung ſeines Schwiegervaters des Landgrafen von Heſſen, wurde Gelegenheit, daß er ſein Mißvergnügen, welches er ſo lange zurükhalten müſſen, mit einemmal ausbrechen ließ.

Weder ſeine Bitten, noch die Vorſtellungen anderer deutſchen Fürſten, konnten den Kaiſer zu Philipps von Heſſen Loslaſſung bewegen. Er ſchien daran Vergnügen zu finden, zwei deut-

ſche

ſche Fürſten mit ſich herumzuführen, wohin ihm ſein Ehrgeiz trieb. Moriz und der Kurfürſt von Brandenburg, baten unabläßig beim Kaiſer, da ſie den Landgrafen auf ihr Wort beredet hatten, nach Halle zu kommen, und konnten die Loslaſſung nicht erhalten. Beide Fürſten waren allgemein in Verdacht, daß ſie ſich von dem Kaiſer hätten gebrauchen laſſen, um Philipp auf eine hinterliſtige Art gefangen zu nehmen. Der Landgraf ſelbſt warf ihnen in verſchiedenen Briefen ihre Treuloſigkeit vor. Je unſchuldiger aber beide Fürſten waren, je mehr drangen ſie in den Kaiſer, damit ſie den Verdacht durch eine gegenſeitige gute Handlung von ſich ablehnen möchten. Dem ohngeachtet blieb Karl ungerührt, und es iſt unbegreiflich, wie er ſo blind geweſen, daß er nach einer ſo langen Zeit nicht eingeſehen, wie treulos er dem Landgrafen mitgeſpielet habe.

Er wollte noch weiter gehen, und Philipp ſogar ſchon nach Spanien ſchiken, damit er um deſto weniger vielleicht durch ihn ſelbſt zu ſeiner Loslaſſung beweget werden möchte. Moriz bat noch einmal beim Kaiſer um Philipps Loslaſſung, da ihm aber der Kaiſer weiter nichts antwortete, als daß er die Sache überlegen wollte; ſo brachte er ihn dadurch ſo ſehr auf, daß Moriz von der Zeit an heimlich Karls Feind wurde, und das Bündniß zu ſchmieden anfieng, welches hernach öffentlich im Jahr 1552 mit Frankreich, und einigen deutſchen Ständen zur Aufrechthaltung der Rechte der deutſchen Nation geſchloſſen wurde.

Magdeburg wird belagert.

Bis zu dieſer Zeit hatte er dem Kaiſer aber noch die treueſten Dienſte geleiſtet, wie man das deutlich aus der Belagerung von Magdeburg ſieht, welche

welche er und der Obriſt von Lazarus Schwenden auf kaiſerlichen Befehl vornehmen mußten. Er ließ heimlich den Theil, welchen man Neuſtadt nennt, befeſtigen, beſezte die Thore, und gab nicht eher ein feindliches Zeichen, als bis alle Soldaten hinein waren. Die Bürger, welche durch den Lermen die Waffen ergriffen hatten, wurden niedergemacht, und die übrigen verjagt. Der Kaiſer erhielt aber nicht von dieſem Sieg die Vortheile, welche er ſich verſprochen haben mußte; denn die Magdeburger rükten darauf gleich heimlich aus dem übrigen Theil der Neuſtadt, und zündeten denſelben an, daß die kaiſerlichen Soldaten darinn nicht zurükbleiben durften. Sie zogen ſich darauf in die eigentliche Stadt hinein.

Moriz ſezte die eigentliche Belagerung der Stadt fort. Die Magdeburger thaten verſchiedene glükliche Ausfälle, und bekamen dabei den Herzog von Meklenburg gefangen. Wenn Moriz beſſere Anſtalten getroffen hätte, ſo würde er vielleicht die Gefangennehmung verhüten können. Allein hier ſcheint er zuerſt gegen den Kaiſer nachläßig geworden zu ſeyn. Ueberdem fieng er auch an, nicht ſo gegen die Stadt zu handeln, als er es ſeiner Pflicht nach hätte thun ſollen. Er würde den Belagerern ſeine Geſinnungen deutlicher zu erkennen gegeben haben, wenn er nicht Leute vom Kaiſer um ſich gehabt hätte. Vermuthlich ſuchte er die Belagerung in die Länge zu ziehn, um nur dadurch Zeit zu gewinnen, ſich wider den Kaiſer zu rüſten. —

Die Verſammlung zu Trident war auf Verlangen des Pabſtes aufs neue zuſammen gekommen. Heinrich der Zweite hatte dahin einen

Abgeſandten geſchikt, und verurſachte dadurch einen groſſen Lerm unter der Nation. Er hatte in dem Ausſchreiben die Verſammlung einen Konvent genennet. Als die Geiſtlichen den Namen hörten, machten ſie ein ſchrekliches Geſchrei, und fanden ſich dadurch ſehr beleidigt. Der Geſandte hatte Mühe, es ihnen zu widerlegen, daß ſein König das nicht intendiret hätte. Als ſie ſich endlich dieſes bedeuten laſſen, beſchwerte er ſich im Namen Heinrichs über die Härte des Pabſtes, der das Konzilium nicht für ein ächtes erklären ließ, ſondern daß es blos zum Nutzen einzelner Perſonen gehalten würde. Er wollte weder ſich, noch ſein Reich für verpflichtet halten, die Dekrete der Kirchenverſammlung zu beobachten.

Die Väter fürchteten ſich hierauf etwas zu antworten. Sie wollten dem König von Frankreich nicht geradezu widerſprechen, denn da er ſchon im Begrif war, dem Kaiſer eine Armee entgegen zu ſchiken, ſo hätte er ſich an der Geiſtlichkeit leicht rächen können. Die Antwort, welche der Geſandte auf ſeine Vorſtellung von der Kirchenverſammlung alſo erhielt, war behutſam eingerichtet, und gar nicht angeführt: ob der König Heinrich die Dekrete des Konziliums zu beobachten ſchuldig ſei oder nicht.

Merkwürdig iſt es, daß der Kaiſer ſich gar nicht beſchwerte, da ſich Kurfürſt Moriz in Heſſen anſtatt des gefangenen Landgrafen huldigen ließ. Er ſchien es nicht merken zu wollen, und ließ dem Kurfürſten freie Hand, dem dies um deſto lieber ſeyn mußte, da er ſich dadurch deſto eher gegen den Kaiſer vertheidigen, und Philipp in ſeinem Lande wieder einſetzen konnte. — Er arbei-

tete

tete immer mehr im Stillen wider den Kaiſer. Im November 1551 brachte er endlich die Kapitulation zu Stande, nachdem er Magdeburg ein ganzes Jahr und etwas drüber belagert hatte. Vermuthlich war ſchon alles mit den Einwohnern vorher abgeredet worden. Alle Soldaten bekamen freien Abzug und die nächſten Päſſe. — Als Moriz mit ſeinem Heer einrükte, verlieſſen ſie ſogleich die Stadt, und der Magdeburgiſche General, welcher ſchon vorher ſeinen Abſchied erhalten hatte, mußte ſie von neuem in ſeinem Namen anwerben. König Heinrich erhielt von allem dem, was in Deutſchland vorgieng, durch Moriz die genaueſte Nachricht, und beide traktirten über das Bündniß, welches kurz nachher zu Stande kam.

Karl ſchien ſich wenig um Moriz Handlungen zu bekümmern, und beſchäftigte ſich blos mit dem parmeſaniſchen Kriege und dem Konzilium zu Trident. Ob er wirklich nichts von des Kurfürſten Bündniß und kriegeriſchen Zurüſtungen erfahren haben mag, iſt ungewiß. Vermuthlich hat er ſich auf des Kurfürſten Ehrlichkeit und Treue verlaſſen. Er hielt ſich damals in der Nähe von Trident auf, damit er, wenn in der Kirchenverſammlung etwas vorfallen möchte, oder der parmeſaniſche Krieg ernſtlicher werden würde, gleich gegenwärtig ſein könnte.

Moriz trieb die Verſtellung gegen den Kaiſer ſo weit, als es ihm nur möglich war. Er ließ beim Konzilium aufs neue wegen der Anſetzung eines Religionsgeſprächs anhalten, und ſchikte zugleich denen Gottesgelehrten, welche er deswegen dahin reiſen laſſen, den geheimen Befehl 1552 zu, ſich fertig zur Abreiſe zu halten. Eben ſo ließ er bekannt machen, er würde mit eheſtem von Magdeburg

deburg zum Kaiſer reiſen, und ſich mit ihm über Religionsangelegenheiten weiter bereden, da er doch nichts weniger, als dieſes, auszuführen geſonnen war. Endlich hatte er alles zum Ausfall des Kaiſers bereitet. Auſſer dem Bündniß, das er mit Frankreich geſchloſſen, hatte er ſich auch noch mit dem Prinzen Wilhelm von Heſſen, dem Herzog von Meklenburg Johann Albrecht, und dem Marggrafen von Brandenburg Albrecht, verbunden. Magdeburg war auf ſeiner Seite, wofür er demſelben Schutz und Religionsfreiheit zu verſchaffen verſprochen hatte. Im Anfang des Jahres 1552 rükte er mit einer ſtarken Armee auf Karln los, und nahm ſogleich Augsburg in Beſitz.

Die Kirchenverſammlung zu Trident war für Furcht gleich beim Ausbruch dieſes Krieges auseinander gegangen, und die Väter vergaſſen für Eilfertigkeit die Punkte, worüber ſie berathſchlaget hatten, zu entſcheiden.

Während dem hatte der König von Frankreich auch in der Gegend von Strasburg ſeinem Bündniß gemäß ſeine Truppen geſammlet, und wollte, nachdem er ſo viel ihm möglich geweſen war, die kleineren Oerter erobert hätte, auch einen Verſuch auf Strasburg wagen. Er machte ſich die Hofnung, daſſelbe unter dem Schein der Freundſchaft einnehmen zu können. Allein er betrog ſich. Die Strasburger wußten zu gut, wie er es mit Mez gemacht hatte, und vermutheten, wenn ſie ſeinen freundſchaftlichen Begegnungen trauen möchten, daß es ihnen eben ſo gehen könne. Sie ſchlugen ihm daher ſein Verlangen, daß ſie ſeinen Soldaten erlauben möchten, in die Stadt gehen zu dürfen, ab, und ſchikten Abgeordnete an den Kaiſer, damit er ſie von dieſen Gäſten befreien möchte.

Heinrich aber gieng ſchon eher wieder nach Lothringen zurük. Hiezu ſoll ihn ein Brief von Moriz veranlaſſet haben, worinn dieſer ihm meldete, daß der Kaiſer ſich zum Frieden bequemen wollte. Sein ſchneller Zurükzug hatte aber vermuthlich geheimere Urſachen. Man meynt, daß Heinrich mit des Kurfürſten Betragen unzufrieden geweſen, und ſich deswegen nach Lothringen mit ſeiner Armee begeben habe. Auch machte die Vertheidigung ſeines eigenen Landes ſeine Rükkunft nach Frankreich nothwendig; denn die Kaiſerlichen waren in Champagne eingefallen, und nahmen alles, was ſie in der Gegend fanden, weg.

Der Friede war indeſſen mit dem Kaiſer zwiſchen Moriz nicht zu Stande gekommen. Der Kurfürſt und König Ferdinand hatten zwar dieſerhalb zu Linz Zuſammenkünfte angeſtellt, da ſie ſich aber nicht vergleichen konnten, ſo gieng der Krieg von neuem an. Moriz war darinn ſehr glüklich. Er war mit den Truppen ſeiner Bundesgenoſſen gerade auf die Alpen zugegangen, und griff die Kaiſerlichen bei Ruth (Reute) an. Er ſchlug ſie in die Flucht, und nahm einen anſehnlichen Theil, theils gefangen, theils trieb er ihn in den Fluß Lech. Am folgenden Tag eroberte er ohne groſſem Verluſt die Ehrenbergerklauſe, und zerſtreute die feindlichen Truppen, die er nicht gefangen nehmen konnte.

Von hier richtete Moriz ſeinen Marſch gerade auf Insbruk. Der Kaiſer, welcher ſich gar nicht in Vertheidigungszuſtand geſetzet hatte, und nicht geglaubt, daß der Kurfürſt ſo nahe wäre, mußte heimlich in der Nacht nach Villach, einem Fleken in Kärnthen, flüchten. Ehe er Insbruk

 verließ,

verließ, ſezte er Johann Friedrich von Sachſen *) in Freiheit, vermuthlich darum, damit ſich Moriz nicht rühmen möchte, er habe ihn befreit.

Am folgenden Morgen hatte Moriz ſchon Inſpruck eingenommen, und machte alles zur Beute, was dem Kaiſer und den Spaniern gehörte. Was dem König Ferdinand und den Bürgern gehörte, ließ er gänzlich frei. Wenn der Kurfürſt dieſe Gelegenheit gehörig hätte benutzen wollen, ſo hätte er den Kaiſer gleich gefangen nehmen können. Allein da er ihm viele Verbindlichkeiten ſchuldig war, ſo wagte er ſich, vermuthlich aus Ehrfurcht gegen ihn, an ſeine Perſon nicht.

Indeſſen hatten die verbündenen Fürſten durch ihre Geſandten zu Augsburg eine Rechtfertigung ihres Betragens gegen den Kaiſer bekannt machen laſſen: „Wir haben, ſagten ſie darinn, die Waf„fen um der Religion, und zur Beſchützung der „Freiheit des deutſchen Reichs ergriffen. So lan„ge der Kaiſer ſich unſern gerechten Forderungen „widerſezt, glauben wir Recht zu haben, uns ihm „entgegen zu ſtellen, und ihn mit Gewalt zur Er„füllung ſeiner Pflichten zwingen zu können.„

Der Kaiſer ſah ſich einmal in Verlegenheit, und wußte nicht, wie er ſich auf eine gute Art aus derſelben herausziehen ſollte. Er mußte befürchten, daß die verbundenen Fürſten ihre Eroberungen weiter trieben, und ihn, da er keinen nachdrüklichen Widerſtand thun konnte, zu harten Bedingungen zwingen möchten. Er ließ ihnen daher eine Berathſchlagung zu Paſſau anbieten.

*) Dieſer war nun gerade fünf Jahr des Kaiſers Gefangener geweſen.

ten. Die Fürſten nahmen dieſen Vorſchlag an, und begaben ſich mit dem Kurfürſten Moriz dahin. Der Kaiſer hatte ſeiner Seits den König Ferdinand abgeſchikt.

Nachdem ſie ſich lange herumgeſtritten, und Moriz alle ſeine Beſchwerden, die er wider das Betragen des Kaiſers mit Recht vorzubringen glaubte, hererzählet, ſo bat er weiter nichts, als daß der Kaiſer, da es doch bei ihm ſtünde, dieſelben abzuhelfen, weil er Urſache davon ſei, den Fürſten Deutſchlands Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, dem deutſchen Reich ſein voriges Anſehen und Würde wieder geben, und es wider alle ungerechte Angriffe des Pabſtes vertheidigen möchte.

Dieſe Forderungen waren ſo gerecht, daß ſie ſelbſt die Mittelsperſonen, da ſie dieſelben in Erwägung zogen, auſſerordentlich billig fanden. Um aber der Ehre des Kaiſers dabei zu ſchonen, thaten ſie den Vorſchlag, einige Punkte, die die Verbeſſerung der Reichsverfaſſung betrāfen, bis auf einen allgemeinen Reichstag zu verſchieben.

Allein Karl wollte weder in das eine, noch in das andere willigen, ſondern ließ ſich durch ſeine Geſandten, die ihm Morizs Vorſchläge überbracht hatten, eine Zeit ausbitten, darinn er ſich über die Punkte erklären wollte, ſeine eigentliche Abſicht aber war dieſes gewiß nicht.

Moriz, der keine bösartige Zurükhaltung vermuthete, brachte es bei den übrigen Fürſten dahin, daß ſie in dem Verlangen des Kaiſers willigten, und mit demſelben bis zu der ausgebe-

tenen Zeit *), da er ſich erklären wollte, einen Stillſtand eingiengen.

Aber auch zu dieſer Zeit gab Karl die verſprochene Erklärung nicht von ſich, ſondern ließ dem Kurfürſt Moriz, und den übrigen proteſtantiſchen Fürſten, durch den König Ferdinand ſagen, daß er die Punkte noch nicht recht überdacht hätte, und würde er ſeine Erklärung zu einer andern Zeit bekannt machen laſſen.

Morizen verdroß dieſes ſo auſſerordentlich, zumal da er ſahe, daß er ſich ſehr in der vortheilhaften Geſinnung, die er von Karls Verſprechen gehabt, betrogen hatte, und der Kaiſer den Frieden mit Fleiß verzögere, daß er ſogleich von Paſſau abreiſete, und ſich zu ſeinem Heer begab. Er ſammlete ſeine Bundesgenoſſen, und gieng durchs Land des Erzbiſchofs von Mainz gerade auf Frankfurt los, worinn eine kaiſerliche Beſatzung von ohngefähr ſiebenzehn Fahnen Infanterie, und tauſend Mann Kavallerie, unter der Befehlhaberſchaft Konrads von Hanſtein lag. Gleich beim erſten Angrif wurde Herzog George von Mecklenburg durch eine Kanonenkugel getödtet. Die Armee der Proteſtanten hatte zu wenig Geſchüz, und konnte deswegen gegen die Stadt nicht viel ausrichten.

Ehe es aber zum zweiten Angrif kam, wozu Moriz vom Kurfürſten von der Pfalz ſchweres Geſchüz erhalten hatte, war ſchon der Burggraf von Meiſſen, Heinrich, ins proteſtantiſche Lager angekommen, und fieng neue Friedensunterhandlungen mit Moriz an. Beide Theile wurden bald über

*) Bis zum dritten Julius.

über die vorzüglichſten Punkte einig, und vergli- chen ſich zuerſt dahin, daß ſie ſich von neuem nach Paſſau begeben, und den Frieden daſelbſt unter- ſchreiben wollten.

Alle übrige Fürſten, auſſer dem Marggraf Al- brecht, waren hiemit ſehr zufrieden. Dieſer wollte auf keine Art darinn einwilligen, und mit ſei- nen Feindſeligkeiten nicht aufhören. Er hatte ſich ſchon vor der Belagerung von Frankfurt von den übrigen Bundesgenoſſen getrennt, und bela- gerte Worms und Speier, welches er auch bald in ſeiner Gewalt erhielt. Die Geiſtlichen fürch- teten ihn ſo ſehr, daß, da er in Worms und Speier einzog, die meiſten ſchon vorher entflohen, und die, welche noch zurükgeblieben waren, ihre Klei- dungen veränderten, und ihren Stand und ihren Orden verleugneten. Als ſeine Armee durch Franken marſchirte, ergriffen die in der Nähe ſich aufhaltenden Biſchöfe die Flucht, und die Prälaten erwarteten ihn ebenfals nicht.

Als er zu Speier erfuhr, daß Moriz würklich nach Paſſau zur Friedensunterzeichnung gereiſet ſei, ſo brach er ſogleich mit ſeiner Armee auf, und gieng mit Zurüklaſſung eines kleinen Korps nach Frankfurt, welches er von neuem belagerte.

Alles bot die Hände zur Stillung der ſo ge- fährlichen Unruhen. Der Burggraf von Meiſſen, Heinrich, fieng im proteſtantiſchen Lager neue Frie- densunterhandlungen mit Moriz an. Beide Thei- le wurden auch bald einig. Der Marggraf Al- brecht von Brandenburg war der einzige, der auf keine Art darinn einwilligen, und mit ſeinen Feind- ſeligkeiten aufhören wollte. Er brach mit ſeiner

Armee ſo gar auf, als er hörte, daß Moriz wirklich nach Paſſau zur Unterzeichnung des Friedens gegangen ſei, und gieng mit Zurüklaſſung eines kleinen Korps nach Frankfurt, welches er von neuem belagerte.

Alles deſſen ohnerachtet unterſchrieb Moriz nebſt allen übrigen Fürſten den Frieden, welchen der Kaiſer nachher beſiegelte.

Paſſauiſcher Vertrag.

In dieſem Vertrage zu Paſſau, welcher im Jahre 1552 den 2ten Auguſt getroffen ward, verabredeten ſich die ſtreitführenden Mächte unter andern dahin*):

1) Die verbundenen Fürſten ſollten vor dem 12ten Auguſt 1552 die Waffen niederlegen, und die Truppen ihres Dienſtes entlaſſen.

2) Der Landgraf Philipp von Heſſen ſollte ſogleich in Freiheit geſezt und bis zu ſeinem Schloſſe Rheinfels am Rhein ſicher begleitet werden.

3) Innerhalb ſechs Monaten ſollte der Kaiſer einen Reichstag halten, auf welchem ausgemacht werden müßte, wie die geſammten Religionsſtreitigkeiten beigelegt werden könnten.

4) Der ganze Religionsſtreit ſoll durch gelinde, gottgefällige, und billige Mittel beigelegt werden.

5) In der Folge ſollen augsburgiſche Religionsverwandte zu den Beiſitzern des Reichskammergerichts angeſezt werden.

6) Der

*) Ich führe nur die vornehmſten Punkte an.

6) Der Pfalzgraf Otto Heinrich ſoll in dem ungekränkten Beſiz ſeiner Länder bleiben.

7) Alle, die während dieſem Krieg mit den verbundenen Fürſten in ein Bündniß getreten, ſollen ihrer Verbindlichkeit loßſagen, und wieder in ihre vorige Rechte treten.

8) Alle in die Acht Erklärte werden von der Acht wieder loßgeſprochen.

9) Der König von Frankreich habe kein Recht ſich in deutſche Reichsangelegenheiten zu miſchen, er könne alſo ſeine Forderungen beim Kurfürſt Moriz ſelbſt anbringen, der ſie dem Kaiſer vortragen wollte.

10) Albrecht von Brandenburg müßte die Waffen niederlegen, alsdenn ſolle er auch in dieſen Frieden mit einbegriffen ſeyn.

Keiner war, wie geſagt, mit dieſem Vertrage unzufriedner, als Marggraf Albrecht. Er verwarf ihn nicht nur ganz und gar, ſondern gieng auch in ſeinen Thätlichkeiten immer weiter. Er brach von Frankfurt auf, gieng über den Rhein, und lagerte ſich bei Mainz, wo ihm die Bürger den Huldigungseid ſchwören mußten. Alle, die ſich ihm widerſezten, beſonders die Geiſtlichkeit, plünderte er aus, erbrach die Kirchen, nahm alles, was ihm in denſelben gefiele, und fieng ſo gar an, das bleierne Dach auf der Domkirche abdeken zu laſſen, woran er aber von dem Rathe gehindert wurde. Aus Rache ließ er dagegen das Schloß des Erzbiſchofs, und fünf Kirchen verbrennen.

Marggraf Albrecht iſt mit dem Paſſauer Vertrage unzufrieden, und fängt an viele Verwüſtungen zu machen.

Er gieng in ſeiner Wuth immer weiter, und niemand widerſezte ſich ihm. Endlich erſchien der kaiſerliche General Holz mit einem kleinen Korps, um dem Marggraf die Einnahme der Stadt Trier, vor der eben ſtand, zu erſchweren, oder wohl gar unmöglich zu machen. Er mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehn, weil ihn die Bürger unter dem Vorwande, daß ſie keine Beſatzung einnähmen, nicht in ihre Stadt laſſen wollten. Albrecht rükte alſo ganz ruhig in Trier ein, und beſezte es mit ſeiner Mannſchaft. Dem Kaiſer war dies eine unangenehme Nachricht. Er hatte anfänglich nicht geglaubt, daß Albrecht nicht ſo viel vermöchte, da er aber nun ſeinen General abgewieſen, und den Marggraf triumphiren ſah, ſo ſchritt er zu ernſtlichern Vertheidigungsmitteln.

Er rükte darauf mit ſeiner Armee bis nach Strasburg, und ließ in aller Eil das Gepäk über den Rhein bringen. Er ſelbſt marſchirte mit der Armee durch Strasburg durch, und kam gegen Ende des Oktobers bei Mez an. Den Tag darauf fieng er die Belagerung an, und trieb ſie mit ununterbrochenem Eifer täglich weiter.

Albrecht ſtand bei Ponta-Mouſſon, einer Stadt in Lothringen. Die Nachricht von des Kaiſers Zurüſtung gegen Mez, die er mit ſo viel Ernſt fortſezte, ſezte ihn zwar in eine ziemliche Verlegenheit, allein er kam in eine noch gröſſere, da er ſich mit Frankreich wegen der Hülfsgelder, die es ihm ſchon hätte zahlen ſollen, und in der Folge zahlen mußte, nicht vergleichen konnte. Er ließ darauf dem Kaiſer einen Vergleich anbieten, welchen dieſer auch annahm.

Denen

Denen Franzoſen waren dieſe Unterhandlungen nicht unbekannt geblieben, und ſie giengen daher gerade auf Albrecht loß, damit er ſich nicht in einer vortheilhaften Lage gegen ihre Armee ſetzen möchte. Allein der Marggraf hatte das Glük einmal auf ſeiner Seite. Obgleich ſeine Infanterie, weil ſie keinen Sold erhalten, nicht mitſchlagen wollte, und es alſo blos auf ſeine Kavallerie ankam, ſo drang dieſe doch mitten durch die Linien des Feindes, und brachte ihn dadurch ſo in Unordnung, daß er die Flucht ergreiffen mußte. Ihr Anführer der Herzog Aumale wurde gefangen, und ein großer Theil der Franzoſen blieben auf der Stelle.

Nach dieſen Sieg zog ſich Albrecht nach Mez, und unterſtüzte den Kaiſer bei der Belagerung; da aber der Winter einfiel und die Kälte zu groß wurde, ſo mußte Karl dieſelbe, ohne eigentliche Vortheile dadurch erhalten zu haben, aufheben, und die Truppen in die Winterquartiere verlegen.

Albrecht blieb aber nicht lange in dem guten Vernehmen mit dem deutſchen Reich, worinn er anjezt gekommen war. Der Biſchof von Bamberg hatte ſich beim Kammergericht beſchwert, daß er in ſeinem Lande werben ließe, und daß er, ohnerachtet er es ihm unterſagen laſſen, nicht davon ablaſſen wolle. Dem Marggrafen, dem das Mandat nicht gefiel, welches hierauf erfolgte, die Werbung einzuſtellen, und die Angeworbenen wieder in Freiheit zu ſetzen, kam dagegen durch ſeine Abgeordnete ein, und bat um die Wiederrufung des Mandats. Da nun eine Beſtätigung deſſelben erfolgte, und ihm gedrohet wurde, daß, im Fall er ſich nicht in Güte dazu verſtehen würde, Gewalt gebraucht werden

werden ſollte, ſo zog er, anſtatt Soldaten abzu-
danken, noch mehrere an ſich, und marſchirte mit ſeinem zuſammengebrachten Korps in das Gebiet des Biſchofs von Nürnberg, worinn er alles plünderte und verwüſtete. Er nahm Bamberg ein, kündigte dem niederländiſchen Adel den Krieg an, wenn er ſich ihm nicht ergeben würde, und legte in Schweinfurt eine Beſatzung.

Kurfürſt Moriz, dem die Vollſtrekung des kaiſerlichen Mandats aufgetragen war, konnte dem aufrühriſchen Marggrafen nicht ſo bald eine Armee entgegen ſchiken, als er ſchon aus ſeinem Standort ausrükte, ſich nach Sachſen zog, und ins Erfurtiſche Gebiet einfiel.

Der Kurfürſt hatte Albrechts ſchnelle Anrükung gar nicht vermuthen können, und mußte daher ſeinen Adel aufbieten, ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Allein er hätte dieſe Vorſicht nicht einmal nöthig gehabt, da Albrecht, ohne ſeinen Unterthanen, den geringſten Schaden zuzufügen, nach Halberſtadt gieng. Nachdem er hier den Geiſtlichen anſehnliche Kontributionen abgenommen, fiel er in die braunſchweigiſchen Länder ein, und hauſete herrlich darinn herum.

Unterdeſſen hatten ſich die ſächſiſchen Truppen, welche von des Marggrafen Marſch nach Sachſen Nachricht erhalten, wieder zurükgezogen, und vereinigten ſich bei Nordhauſen mit der Armee Heinrichs, Herzogs von Braunſchweig, von da ſie, weil Albrecht nach Minden fortgerükt war, nach Eimbek marſchirten, um ihm vorzukommen, ehe er einen neuen Einfall in Franken thun möchte. Endlich ſchlug er bei Oſterode ſein Lager auf, um von

da den Feind zu erwarten, und ſchikte dem Marggrafen, durch einige junge Adeliche das Manifeſt zu, worinn er ihm im Namen des Kaiſers und Reichs den Krieg ankündigte.

Als dieſes Manifeſt an Albrecht überbracht wurde, befanden ſich die Geſandten des Kurfürſten von Brandenburg, welche ihn zum Frieden bewegen ſollten, bei ihm im Lager. Nachdem er das Manifeſt geleſen, trug er es ſeiner Armee vor, und frug, ob ſie mit ihm Glük oder Unglük verſuchen wollte? Da ſich alle dazu beſtimmten, ſo ließ er den jungen Adelichen, der das Manifeſt überbracht hatte, vor ſich kommen, und ſagte zu ihm: „Dein Herr hat ſchon dreimal ſein Wort „gebrochen, und gottlos gegen mich gehandelt, und „das iſt nun der vierte Streich von dieſer Art. Er „mag kommen, ich werde ſehen, was er vermag. „Das kannſt du ihm in meinem Namen wieder ſa„gen.“ Er gab ihm darauf einige Dukaten zum Geſchenk, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte, und ſchikte ihn wieder zum Kurfürſten zurük. Die brandenburgiſchen Abgeordneten fragten ihn darauf, ob er ihrer nun ferner nicht mehr nöthig hätte? Nein! antwortete Albrecht, ihr könnt anjezt immer wieder nach Hauſe zurükkehren.

Indeſſen merkte er wohl, daß er mit ſeinem Starrkopf nicht durchkommen möchte, und ſuchte daher den Herzog Erich von Braunſchweig zu bereden, daß er ihn beim Kaiſer entſchuldigen möchte. Der Herzog verſprach ihm auch, dieſes für ihn zu thun, ehe er aber abreiſen konnte, waren die Nürnberger und ihr Biſchof in Albrechts Lande eingefallen. Der Marggraf zog ſich mit ſeiner Armee über die Weſer. Hier gerieth er mit Mo-

rizs

rizs Truppen ſo zuſammen, daß ein Haupttreffen unvermeidlich war. Lange blieb es unentſchieden, wer Sieger ſeyn würde. Die Infanterie konnte ſich keinen ſolchen Schaden zufügen, der das Ende des Gefechtes hätte beſtimmen können. Endlich that die Reiterei von Moriz, welche der feindlichen Anzahl und Geſchiklichkeit ſehr überlegen war, den Ausſchlag. Albrecht kam noch glüklich nach Hannover, und hatte von ſeiner Reiterei auſſer den Gefangenen vier tauſend Mann auf der Stelle verlohren.

So glüklich es auch abgelaufen zu ſeyn ſchien, ſo wurde der Vortheil, den die Gegenparthie von Albrecht erhalten hatte, doch durch den Tod des Kurfürſten Moriz ſehr vermindert. Er war mit einer Musquetenkugel in Unterleib getroffen worden, woran er ohnerachtet aller Mühe, welche angewendet wurde, ſeinen Geiſt zwei Tage nachher aufgeben mußte. Kurz vor ſeinem Ende ließ er noch an ſeinen Bundesgenoſſen den Biſchof von Würzburg einen Brief ſchreiben, worinn er ihm eine umſtändliche Nachricht vom ganzen Treffen gab, und ihm ſeinen Sieg dabei meldete. Er rieth ihm dabei Albrecht aufzuſuchen, den er als Flüchtling leicht werde ergreifen können.

Morizs Tod gab zu einer neuen Unruhe in Deutſchland Gelegenheit. Sein Bruder Herzog Auguſt, der ſich bisher in Dännemark aufgehalten hatte, machte auf die erledigte Kur Anſprüche, und war nach Wittenberg gekommen, wo er ſich huldigen ließ. Johann Friedrich fieng ſeine Forderungen auf das Kurfürſtenthum ebenfalls zu erneuern an, und hatte einige Räthe an die vornehmſte Stände geſchikt, von denen er verlangte,

daß

daß ſie ihm die entriſſene Kurwürde, und die damit verbundenen Länder wiedergeben möchten.

Der Kaiſer, der nicht gerne entſcheiden wollte, ließ den Landſtänden den Auftrag thun, daß ſie ſich Mühe geben möchten, die ſtreitenden Fürſten mit einander zu vergleichen. Doch war dieſes nicht zu erhalten, und Auguſt bekam, ohnerachtet aller Proteſtation Johann Friedrichs, die Kurwürde.

Ehe ich den Erfolg hievon erzähle, will ich noch kürzlich anführen, wie es mit Albrecht wurde, der nach der Niederlage nach Hannover geflüchtet war.

Morizs Tod und der Streit der beiden Fürſten Auguſt und Johann Friedrich hatten ihm Gelegenheit verſchaft, daß er ſeine ziemlich zerſtreute und zuſammengeſchmolzene Armee ein wenig wieder verbeſſern konnte. Er hatte, ſo viel es ihm in der Geſchwindigkeit möglich geweſen war, ein ziemliches Heer wieder zuſammen gebracht, und ſuchte, da er heimlich erfahren, daß ſein Gegner, Heinrich von Braunſchweig ſeinen Truppen wegen ausgebliebenen Gelder den Sold nicht zahlen könne, ihm dieſelben abſpenſtig zu machen. Er würde dieſes vielleicht auch erhalten haben, wenn nicht die ſchon lange erwarteten Summen endlich angekommen wären. Albrecht ſtand in Braunſchweig, und die Armee Heinrichs in einer nicht weiten Entfernung von der Stadt. Der Marggraf ließ ſich einfallen herauszurüken, und kam mit dem Feinde, auf den er ſtieß, in ein Handgemenge. Sein Korps war ſehr gering, und mußte daher nothwendig von Heinrich, der zwanzig Fahnen Infanterie

auf ihn ſchikte, geſchlagen werden. Er floh darauf mit dem ganz kleinen Ueberreſt nach der Stadt, und als er durch ſeine Kundſchaft erfuhr, daß Heinrich die Stadt Braunſchweig belagern wollte, ſo zog er in Geſchwindigkeit ſo viel von ſeiner Cavallerie zuſammen, als er nur konnte, und gieng damit nach Thüringen. Er eilte in ſeinem Marſch ſo ſehr, daß er ſchon in wenig Tagen nach Weimar gekommen war, wo ſich Johann Friedrich aufhielt, der ihn mit viel Freude empfieng. Von hier gieng er nach Franken, und übertumpelte die kurz vorher vom Graf Plauen eroberte Stadt Hof. Er machte die darinn befindliche Beſatzung nieder, und verließ es, nachdem er eine kleine Beſatzung zurükgelaſſen hatte.

Herzog Heinrich hatte Braunſchweig gleich, nachdem er es verlaſſen, belagert, und ließ es gleich mit groben Geſchüz beſchieſſen. Allein da es ihm an Sold fehlete, und ſeine Soldaten gewiß, wenn er nicht zur Bezahlung Anſtalten getroffen hätte, rebellirt haben würden; ſo nahm er das Anerbieten des Belagerten an, und war mit einer Summe zufrieden, womit er den rükſtändigen Sold bezahlen konnte. Er hob alſo die Belagerung auf, und richtete ſeinen Marſch nach Thüringen.

Von Weimar ſtieß er zum Lager ſeiner Bundesgenoſſen, welches bei Lichtenfels war. Mit Hülfe dieſer eroberte er Lichtenfels, und machte die kleine Garniſon von Albrechts Armee zu Gefangenen. Darauf belagerten ſie Plaſſenburg, 1554 eine der vornehmſten von Albrechts Feſtungen.

Die Beſatzung darinn war ſehr ſtark, und Heinrich wandte vergeblich Mühe an, ſie einzunehmen,

nehmen. Nicht beſſer giengs ihm mit der Belagerung von Schweinfurt, welche er kurz nachher unternahm, und eben ſo fruchtlos endigen mußte, weil Albrecht zu viel Lebensmittel in die Stadt geſchikt hatte.

Heinrich wurde endlich des Herumziehens müde, da er keinen Vortheil davon ſah, und entſchloß ſich kurz, zumal da der Kaiſer den Marggrafen Albrecht ſchon in die Acht erklärt, und die Vollſtrekung einem benachbarten Reichsfürſten aufgetragen hatte, und zog ſich mit ſeiner übrigen Mannſchaft in aller Ruhe, durch die Länder Johann Friedrichs nach Hauſe zurük.

Ich verfolge nun die Streitigkeiten Auguſts und Johann Friedrichs. Friedrich konnte über die Beleidigung ſich nicht zufrieden geben, daß man dem Bruder desjenigen, dem man ſchon vorher die Länder, die ihm eigentlich zugehört hatten, gegeben, auch dieſem aufs neue zuſprach und entriß. Es war ihm das eine Beleidigung, die er rächen mußte, und gerochen haben würde, wenn ihm nicht der Swiegervater ſeines Feindes, der König von Dännemark, darinn zuvorgekommen wäre. Dieſer ſah leicht, daß ſein Schwiegerſohn Auguſt die Kur nicht erhalten, wenigſtens nicht in Ruhe beſitzen würde, und glaubte daher, daß es klug wäre, wenn ſich Auguſt mit ſeinem Gegner dieſerhalb vergliche. Er ſchlug ihm ſelbſt einen Vergleich vor, den er auch durch des Kurfürſten von Brandenburg Vermittelung unterſtüzt, durchſezte.

Er kam zu Naumburg 1554 zu Stande, und ſind darinn die Rechte der Erneſtiniſchen und Al-

bertiniſchen Linie, die noch bis jezt ihre Gültigkeit haben, beſtimmt worden. Johann Friedrich unterſchrieb dieſen Vergleich, als er ſchon dem Tode ſehr nahe war. Er ſtarb an einer Engbrüſtigkeit. Er hat um den Fortgang der Reformation in Deutſchland unendliche Verdienſte. Selbſt papiſtiſche Schriftſteller haben ſich nicht enthalten können, ihm ſein verdientes Lob beizulegen. —

Albrechts Achtserklärung wurde nicht ſogleich vollzogen, wie man vielleicht vermuthet haben mochte. Der Kaiſer war durch ſeine Kriege in den Niederlanden, und mit Frankreich zu ſehr beſchäftiget, als daß er auf die Vollſtrekung, der wider den Marggrafen verhängten Reichsacht hätte genauere Acht haben können. Da ſie nicht vollzogen war, ſo bat er weiter nichts, als daß er eine Zeit nachher ihm die Achtserklärung noch einmal bekannt machen und zuſchiken ließ.

Indeſſen ließ er den Reichstag zu Augsburg, der ſchon einmal ausgeſetzet worden war, durch ſeinen Bruder, den König Ferdinand, eröfnen. Es waren nur einige Stände gegenwärtig, als Ferdinand ankam, und die übrigen hatten ſich meiſtentheils wegen der Unruhen, welche Albrecht im Reiche verurſachet, entſchuldigen laſſen. Er eröfnete dem ohnerachtet die Sitzungen, und ließ die ausgebliebenen Fürſten durch ſeinen Boten einladen.

Als der König noch dieſe erwartete, erhielt er die Nachricht von des Pabſtes Julius des Dritten Tod. Der Kardinal, den er zum Reichstag hatte ſchiken wollen, war eben auf der Reiſe, und mußte, da Julius vor ſeiner Ankunft ſtarb, nach Rom zurükkehren.

Da wenige von den Fürſten erſchienen, ſo mußte Ferdinand den Reichstag nur fortſetzen. Sein Vortrag betraf den Landfrieden, die Abſtellung des Kammergerichts und die Religionsſtreitigkeiten vorzüglich, welche bisher die Quelle aller Stöhrungen und Zerſtreuungen geweſen waren. Es wurde lange geſtritten. Der geiſtliche Vorbehalt verurſachte die größte Schwierigkeit. Ferdinand entſchied dieſen Streit endlich folgendergeſtalt, daß, wenn ein römiſchkatholiſcher Geiſtlicher zur augsburgiſchen Konfeßion übergehen werde, er zwar ſeine Benefizien und Pfründe, doch ohne Nachtheil ſeiner Ehre, verlieren ſollte. Die Proteſtanten haben dieſe Beantwortung durch ihr Stillſchweigen, da ſie dagegen, wenn ſie ihnen nicht gefallen hätten, proteſtiren konnten, zu bewilligen geſchienen, welches die Römiſchkatholiſchen, wenn ſie auf den Punkt wegen des geiſtlichen Vorbehalts mit den Proteſtanten ſtreiten, ſehr wohl für ſich anzuführen wiſſen.

Ferdinand wollte den Reichstag ſchon aufheben, und bis zum folgenden Jahr verſchieben, da die Proteſtanten und Katholiken einander ſo viel Hinderniſſe in Weg legten, daß es gar nicht ſchien, als wenn ein Religionsfriede zu Stande kommen könne. Allein auf Anhalten vieler Reichsfürſten ließ er ſich noch bewegen, die Unterhandlungen fortzuſetzen, und einen Vergleich zu verſuchen.

Es ward denn auch nach langem Hin- und Hergezänke, nach vielen Vorſtellungen und Berathſchlagungen endlich ein Vergleich zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken getroffen, der unter dem Namen des Religionsfriedens vom Jahr 1555 bekannt genug iſt.

Albrechts von Brandenburg-Kulmbach Anverwandte waren, gleich nachdem der Kaiſer die Reichsacht über ihn verhängt hatte, eingekommen, und baten, daß er dieſelbe ſuſpendiren, und den Streit durch einen Vergleich beilegen möchte. Zur beſſern Behandlung hielten ſie um ſicheres Geleit für ihn an, welches ihm der Kaiſer auch im Namen des Reichs ertheilen ließ, damit er aus Frankreich, wohin er ſich begeben hatte, nach Deutſchland kommen konnte.

Die fränkiſchen Einigungsverwandte hatten ſich nicht nur aller Länder des verjagten Marggrafen Albrechts bemächtiget, ſondern ſie weigerten ſich auch dieſelben deſſen Vetter, dem jungen Marggraf George Friedrich zu Brandenburg-Anſpach zurükzugeben, dem ſie eigentlich zufallen mußten, wenn Albrecht der Regierung entſetzet ſeyn ſollte. Ueberhaupt hatten ſie in ſeinem Landesantheile ſehr gehauſet, und viele Verheerungen angerichtet.

Die Beilegung dieſer Beſchwerden wurde auf den nächſt zu haltenden Reichstag zu Regensburg verwieſen, auf welchem alle übrige Reichsangelegenheiten abgemacht, und vorzüglich über die Hülfe wider die Türken berathſchlaget werden ſollte. Allein durch viele Verhinderungen und Nebenumſtände mußte derſelbe, der zwar zu verſchiedenen Zeiten ſchon ausgeſchrieben worden war, wieder aufgeſchoben werden, ſo, daß er erſt im folgenden Jahre zu Stande kam.

Eine der vorzüglichſten Hinderungen war die 1556 merkwürdige Begebenheit in der Regierungsgeſchichte Karls des Fünften, da er ſeinem Sohn

Sohn Philipp, der ſchon König von England und Neapolis war, die Regierung aller ſeiner weitläufigen Reiche übertrug. Es gehört nicht in dieſe Geſchichte, was ihn für Gründe dazu bewogen haben, ſondern ich überlaſſe das dem Politiker; aber anführen mußte ich doch dies Faktum.

Nicht minder verzögerten die zwiſchen dem Pabſt und dem Kaiſer durch die päbſtlichen Enkel veranſtaltete Händel, die Haltung des verſprochenen Reichstages.

Der von ſeinem Enkel eingenommene und betrogene Pabſt, Paul der Vierte, hatte ſich einmal vorgeſezt, das Königreich Neapolis dem König Philipp zu entziehen, und einem franzöſiſchen Prinzen zuzuwenden. Es wollten daher alle Vorſtellungen des Kaiſers bei ihm nichts helfen, ſondern Paul ließ ihm vielmehr durch den ſpaniſchen Geſandten eine ſehr ſtolze und trotzige Antwort geben, und in die an das Königreich Neapolis angränzende Oerter des Kirchenſtaats ſtarke Beſatzung legen.

Paul ſchien zwar bald hernach gegen den Kaiſer freundſchaftlicher zu ſeyn, allein es war blos Verſtellung, wie man nachher deutlich genug ſah, daher auch der Kaiſer den Herzog von Alba mit einer anſehnlichen Armee nach den Kirchenſtaat ſchikte, um den übermüthigen Pabſt ein wenig zu demüthigen. Doch that der bigotte Karl dieſes nicht eher, als bis er einige Gutachten eingezogen hatte, worinn bewieſen war, daß er ohne Verluſt ſeiner Seligkeit bei ſolchen Umſtänden gerade auf den Pabſt losgehen könne.

Ich mußte die Urſachen, die Pauln bewogen, ſo wider den Kaiſer zu handeln, anführen, um dadurch die Meinung zu widerlegen, da einige geglaubt haben, als wenn er heimliche Anſchläge wider die Mitglieder der augsburgiſchen Konfeßion gefaßt habe. Viele mögen zu der Zeit wohl eben das geglaubt, und den Grund davon in dem Mißtrauen, welches die Proteſtanten einmal in den römiſchen Hof ſezten, haben finden wollen.

Die wirkliche Eröfnung des Regensburgiſchen Reichstages geſchah endlich den funfzehnten Julius, durch den Herzog Albrecht von Baiern, der als Kommiſſarius des römiſchen Königs denſelben mit einer weitläufigen Rede anfieng, worinn er die Verzögerung deſſelben und Ferdinands Abhaltungen, und die zu verhandelnden Sachen anführte. Vorzüglich ſollte die Türkenhülfe und die Religionsvergleichung betrieben werden. Allein die Kurfürſten zögerten gar zu lange mit der Inſtruirung ihrer Geſandten, und wollten den Religionspunkt zuerſt vornehmen, weil ſie beſorgten, daß, wenn die Türkenhülfe nur beſchloſſen wäre, die Religionsſachen gewiß nicht berührt werden würden.

Die proteſtantiſchen Fürſten trugen auf ein Religionsgeſpräch an, da die ſtreitenden Materien hier nicht ausgemacht werden konnten; allein die Katholiſchen wollten ſich dazu gar nicht verſtehn, ob ihnen gleich Ferdinand, als er hievon Nachricht erhielt, zur Annahme dieſes billigen Vorſchlages rieth.

Selbſt Ferdinands Ankunft zu Regensburg konnte die Angelegenheiten nicht beſchleunigen, und

und da 1557 die Proteſtanten und Katholiken in einen neuen Streit über den geiſtlichen Vorbehalt verfielen, welchen der römiſche König, nach dem neuerlichen Religionsfrieden, zum Vortheile der Katholiken rechtlich vertheidigen mußte, weil die Proteſtanten darinn in denſelben gewilligt hatten, ſo war weder Hurtigkeit in Verhandlung der Sachen, noch Beilegung der Streitigkeiten zu hoffen.

Indeſſen mußten die katholiſch-geiſtlichen Stände doch geſchehen laſſen, daß der Kurfürſt Auguſt von Sachſen und Herzog Chriſtoph von Würtenberg von Seiten der Proteſtanten, zu dirigirenden Beiſitzern des Religionsgeſprächs ernennet wurden, welches auf den nächſten Bartholomäustag zu Worms gehalten werden ſollte.

Nach dieſen wurden die Punkte, wegen der Türkenhülfe, der Handhabung des Landfriedens, des Kammergerichts, und deutſchen Reichsjuſtizweſens, und des Reichsmünzweſens vorgetragen, und deren Entſcheidungen dem Reichsabſchiede eingerükt, auf welchen ich mich hier beziehen muß.

Marggraf Albrechts Sache ſollte eben vorgelegt und entſchieden werden, als man die Nachricht von ſeinem Tode erhielt. Indeſſen waren ſeine Länder doch den fränkiſchen Einigungsverwandten abgenommen, und dem römiſchen Könige zur Sequeſtration bis zur ausgemachten Sache im Jahr 1558 durch ſeine Vermittelung unter ihnen und dem jungen Marggraf George Friedrich zu Anſpach einen Vergleich zu Stande brachte.

So ſchloß ſich endlich der Regensburger Reichs-

tag, der in Betracht der Religionsſtreitigkeiten, und in ſo ferne merkwürdig iſt, als auf demſelben das zu haltende Religionsgeſpräch angeſezt wurde.

Ehe dieſes Geſpräch aber noch zu Stande kam, auf welchem ſich doch die Katholiken mit den Proteſtanten über die Glaubenslehren vereinigen ſollten, werden unter beiden noch die bitterſten Streitigkeiten geführt. Unter dieſen iſt vorzüglich die Diſpüte merkwürdig, welche Melanchthon mit Flaccius hatte. Dieſer, der als ein unruhiger und heftiger Mann bekannt genug iſt, grif Melanchthon, der friedliebend und weniger zankſüchtig, als er war, auf allen Seiten an, wo er nur konnte. Unter andern hezte er den Barbiſchen Superintendenten Werner auf, welcher ihm entgegen vertheidigte, daß der Ausdruk von dem Sohn Gottes, wie es Melanchthon vorher behauptet und bewieſen hatte, in der Bibel nicht anders, als in der Offenbahrung Johannis gebraucht werde, welche doch zu die apokryphiſchen Bücher gerechnet wäre. Beide haben ſich über dieſe Meinungen weidlich miteinander herumgezankt, und alle Verſuche der Güte, welche viele vernünftige Gottesgelehrte unternahmen, konnten den Streit nicht endigen.

Auf den Fürſtentag zu Frankfurt, auf welchem vorläufige Berathſchlagungen wegen des Religionsgeſprächs gehalten werden ſollten, erſchien der unruhige Flaccius ebenfals, und war der einzige, welcher nicht zugeben wollte, daß man, wie die übrigen Glieder es beſchloſſen hatten, die augsburgiſche Konfeßion bei dem Geſpräch zum Grunde legen möchte; Er hatte dagegen ſo viel Einwendun-

wendungen und ſo viel Erinnerungen, daß die übrigen Proteſtanten nicht für rathſam fanden, dieſen zänkiſchen Mann mit zum Kolloquenten zu ernennen, ſondern ihn lieber zu entfernen ſuchten.

Er ſchikte indeſſen doch, als ſich die übrigen zum Religionsgeſpräch in Worms verſammlet, die Punkte, welche er für die wichtigſten hielt, ein, und verlangte in dieſen, daß vorzüglich die Sakramentirer, Schwenkfeldiſten, und übrigen kleinen Sekten der Proteſtanten verdammt würden, ehe ſie ſich mit den Papiſten in das Geſpräch einlaſſen möchten. Er hatte dieſes auch einigen ſeiner Anhänger, Schnepf und Strigel aufgebunden. Dieſe waren eben ſo unruhige Köpfe, als er, und befolgten ſeinen Auftrag pünktlich, daß in den kleinen Berathſchlagungen, welche die Proteſtanten einige Tage vorher unter ſich hielten, nichts ausgemacht werden konnte.

Indeſſen ward die erſte Sitzung am eilften September gehalten. Julius von Pflug, Biſchof von Naumburg, welcher den Vorſiz führen ſollte, hielt gleich anfänglich eine feierliche Rede, welche auch von den Proteſtanten und Katholiken beantwortet ward. Nach dieſen wurde ein Verzeichniß der ſtreitigen Artikel übergeben. Als aber nur die erſten, worunter der von der Erbſünde war, vorgenommen wurden, ſo geriethen die Proteſtanten unter einander ſchon in ſo große Zänkereien, daß es unmöglich war, einen Schluß darüber abzufaſſen. Flaccius Anhänger gaben darauf beim Biſchof von Pflug eine Proteſtation ein, und reiſeten, ohne weiter zu warten, ſogleich von Worms ab.

Nichts konnte den Papiſten angenehmer, als dieſe Uneinigkeit ihrer Gegner ſeyn, und da ſie überdem, ob ſie ſich zwar äuſſerlich ganz anders geſtellet hatten, mit dem Geſpräch nicht zufrieden waren, ſo übergaben ſie ebenfals eine Proteſtation, und baten daſſelbe aufzuheben, weil ſie mit den zänkiſchen Lutheranern nichts anfangen könnten.

Die Befehle Ferdinands, an den der Biſchof dieſe Uneinigkeit berichtet hatte, waren nicht im Stande, die beiden Partheien zu vereinigen, und Julius von Pflug ſah ſich genöthigt das Geſpräch aufzuheben.

So war das Ende des berühmten Wormſer Religionsgeſprächs, wovon man ſich bei Anordnung deſſelben ſo viel in Deutſchland verſprochen, gerade das Gegentheil von dem, was man durch daſſelbe zu erhalten geſucht hatte, war der Erfolg. Beide Partheien wurden noch erbitternder gegen einander, als ſie vorher es geweſen waren, und was das Uebelſte bei dem allen noch war, ſo hatten ſich die Proteſtanten ihrem Gegner dadurch ſich ſehr in der Blöße gezeigt. Kein Theil hat den Willen gehabt, auch nur das geringſte nachzugeben, und der Schriftwechſel, welcher ſtatt einer mündlichen Unterredung, gleich anfangs erwählt wurde, war ſo weitläufig, daß man zehn und mehrere Jahre damit würde haben zubringen müſſen, ehe man zu Ende gekommen wäre. Aus der Erbitterung der proteſtantiſchen Theologen in den Berathſchlagungen, konnte man leicht dieſen fruchtloſen Ausgang ſchlieſſen. Beide Theile hingegen ſchoben nachher in öffentlichen Schriften die Schuld der Zerrüttung des Geſprächs auf einander, da ſie doch im Grunde beide Schuld hatten. Ihren bittern Haß

gaben ſie durch Schriften gegen einander deutlich zu erkennen, von welchen katholiſcher Seits ein Ungenannter Johannes von Via, und Bartholomäus Batomus die erſtern ausgeſtreuet haben, wogegen ſich die Proteſtanten, wie man leicht vermuthen kann, wacker vertheidiget, und dadurch die Uneinigkeit noch weit mehr vergröſſert haben.

Während dieſen Federkriegen geſchah eine Thronveränderung im deutſchen Reich. 1558

Karl, der des Lebens ſatt, und vielleicht durch Beſchwerden und Mühſeligkeiten, deren er ſeine ganze Regierung hindurch hinlänglich genug gehabt hatte, werden müſſen, legte den Scepter nieder, und mußte es geſchehen laſſen, daß der König Ferdinand an ſeiner Stelle zum römiſchen Kaiſer erwählt wurde, ob er es gleich gerne geſehen hätte, wenn ihm ſein Sohn Philipp von Spanien hätte folgen können.

Der neue Kaiſer ließ bei ſeiner Thronbeſteigung dieſelbe dem Pabſt durch einen Geſandten bekannt machen. Allein der Pabſt, der aus verſchiedenen Gründen mit Ferdinands bisheriger Aufführung nicht zufrieden geweſen war, wollte den Geſandten weder vor ſich laſſen, noch ſeinen Herrn für einen rechtmäſſigen Kaiſer erkennen, er mußte dann reſigniren, und die Beſtätigung alsdenn von ihm erwarten wollen. Ferdinand lachte aber über des heiligen Vaters Einfalt, und bewieß, daß ſein Anſehen, welches er ehemal im deutſchen Reich gehabt hatte, aniezt ziemlich geſunken ſey, indem er ſeinem Vicekanzler aufgab, den einfältigen Mann ein wenig herumzunehmen und zu demüthigen, welches dieſer auch in einer kleinen

nen Schrift that. Zur Stillung der unter den Proteſtanten, unter ſich und den Katholiken entſtandenen Streitigkeiten, welche immer ernſthafter wurden, und leicht einen unerſezlichen Schaden der evangeliſchen Kirche in Deutſchland hätten nach ſich ziehen können, beriefen die proteſtantiſchen Kurfürſten ſämtliche Fürſten der augsburgiſchen Konfeßion nach Frankfurt. Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, Herzog Chriſtoph von Würtenberg, und Landgraf Philipp von Heſſen, begaben ſich auch, weil dieſe am meiſten Ruhe wünſchten, ſogleich dahin, und trugen Melanchthon und dem Probſt Brenzen auf, einen Vergleichsaufſaz von den vorzüglichen ſtreitenden Glaubensartikeln aufzuſetzen. Dieſer wurde nachher in Form eines Abſchiedes gebracht, welchen alle Fürſten unterſchrieben haben, und unter den Namen des frankfurtiſchen Receſſes von 1558 bekannt iſt.

Die chriſtliche Abſicht dieſes Abſchiedes den proteſtantiſchen Zänkereien unter ſich ein Ende zu machen, wurde im geringſten nicht, wie man intendirt hatte, erreicht. Die Urtheile der Gottesgelehrten und Prediger fielen davon ſo verſchieden aus, je nachdem ein jeder eine beſondere Meynung von den in dem Proceß beſtimmten Glaubenspunkten hatte. Vorzüglich war keiner der Artikel vom Abendmahl deutlich genug gefaßt, (wie es nicht anders war) und das Streiten gieng von neuem los. Anhalt, Pommern, Meklenburg, Magdeburg, und am allerwenigſten wollte man im Weimarſchen den frankfurtiſchen Abſchied annehmen, wo die unruhigen Köpfe Flakzius und Amsdorf ſehr viel galten. Freilich würde Flakzius nicht mit ſolchem Nachdruk haben widerſtehen kön-

können, wenn er nicht durch den Herzog von Sachſen, Johann Friedrich, wäre unterſtüzt worden. Dieſer, welcher vermöge eines Vergleichs von 1557 die Regierung allein in Händen bekommen hatte, nahm an dieſen theologiſchen Streitigkeiten ſo groſſen Antheil, daß er in Unterhaltung derſelben mehr ſuchte, als ſie zu dämpfen bemühet war, wovon der Grund ohnſtreitig in politiſchen Abſichten geſucht werden muß, welche nachher von Seiten Kurſachſens entdekt, und bei den hernach ausgebrochenen Grumbachiſchen Händeln in öffentlichen Schriften bekannt gemacht worden ſind. Flakzius ſchien ihm der Mann zur Ausführung ſeiner Abſichten zu ſeyn, der ſich hiezu auch willig gebrauchen ließ, da er unter dem Dekmantel der Religion, und unter dem Schuz des ſächſiſchen Herzogs, ſeine Privatrache gegen **Melanchthon** deſto freier und ungeſtrafter laſſen konnte.

Zweiter

Zweiter Abſchnitt.

Innre Geſtalt der chriſtlichen Kirche.

Erſte Abtheilung.

Allgemeine Betrachtungen über die römiſche und griechiſche Kirche.

I. Die römiſche Kirche.

Kardinäle. Die römiſche Kirche hat ſich weit und breit durch die ganze Welt erſtrekt, und iſt dem Biſchofe der Stadt Rom unterworfen, der ſich für den Nachfolger des Amts ſowohl, als aller Rechte des heiligen Petrus, für einen Geſandten und Statthalter Chriſti ausgiebt. Er wird izt von dem Ausſchuß der römiſchen Geiſtlichkeit, ſechs Biſchöfen des römiſchen Gebiets, funfzig Prieſtern der römiſchen Kirche, und vierzig Diakonen der römiſchen Hoſpitäler und Diakonien, die mit einem alten Ausdruke Kardinäle genannt werden, erwählt.

Dieſe Kardinäle ſind gleichſam in einer Art von Gefängniß eingeſchloſſen, welches Konklave heißt. Daſelbſt berathſchlagen ſie ſich über die Wahl eines neuen Pabſtes, damit dieſes ſchwere Geſchäfte deſto geſchwinder vollendet werden möge. In neuern Zeiten haben Frankreich, Spanien, Portugall, und der römiſche Kaiſer auf

die

die Beſezung der Kardinäle groſſen Einfluß, und es hängt oft von ihnen das allermeiſte ab. Doch ſind diejenigen der päbſtlichen Würde nur empfänglich und fähig, die geborne Italiäner ſind.

Von den Kardinälen hängt der Pabſt in vielen Stüken ab. Was er in Abſicht der Kirche beſchlieſſet, das muß er nach dem Rathe der Kardinäle beſchlieſſen. In Religionsſachen iſt er verbunden, die Gottesgelehrten um ihre Meynung, und Gutachten zu befragen. Durch die ſogenannte Congregationen, oder Verſammlungen der Kardinäle, wobei einer oder mehrere den Vorſiz haben, wird ſeine Gewalt indeſſen nicht wenig eingeſchränkt. Solcher Congregationen ſind funfzehn, die man alle als ſo viele Barrieren und Riegel gegen die Macht des Pabſtes betrachten kann. Sie ſind, ſo zu reden, ſo viele beſondere Departements zur Verwaltung der Angelegenheiten der Kirche. Man zählt funfzehn derſelben: z. B. die Congregation der Inquiſition, die Congregation zur Ausbreitung des römiſch-katholiſchen Glaubens, die Congregation der Cenſur u. ſ. f. Auſſerdem giebt es noch ſechs andere, welche die weltliche Regierung in dem päbſtlichen Gebiete verſehen. In dieſen iſt der Pabſt niemals zugegen. Es werden darinnen alle Juſtiz-Civil- und Kriminalſachen, Auflagen, und Taxen, Beſtellung guter Statthalter in den Provinzen und Städten u. ſ. f. verwaltet.

Anſehn und Gewalt des Pabſtes.

Luther und die Glaubensverbeſſerung, welche er veranſtaltete, haben der römiſchen Kirche allerdings einen groſſen Stoß gegeben. Seit dieſer Zeit bis auf den heutigen Tag iſt das Anſehn des römiſchen Pabſtes auſſerordentlich geſunken. Be-

ſonders haben Könige und Fürſten ihre ihnen zu- kommende Rechte gegen den Pabſt ausgeübt, und izt muß er oft groſſes Herzeleid von ſeinen Söh- nen erfahren.

Man konnte es ihnen nicht verdenken, daß ſie alles thaten, um ſich wieder emporzuheben. Ein beqvemes Mittel, ſich das verlohrne Anſehn ei- nigermaſſen wieder zu verſchaffen, ſchien ihnen zu ſeyn, wenn ſie auſſerhalb Europa ſowohl unter den heidniſchen Völkern, als unter den chriſtlichen Sekten ihre Herrſchaft auszubreiten ſich angelegen ſeyn lieſſen. Zum Werkzeuge, ihren vorgeſetzten Endzwek zu befördern, bedienten ſie ſich kluger und verſchmizter Geiſtlichen. Beſonders traten hier die Jeſuiten aufs Theater, und es iſt nöthig, etwas von ihrem Urſprunge hier zu ſagen.

Jeſuiten. Ignatius Loyola.

Ignatius Loyola, der Stifter dieſes Ordens ward im Jahre 1491 in dem kleinen Länd- chen Guipoſcoa, welches zu der ſpaniſchen Provinz Biscaya oder Kantabrien gehört, gebo- ren. Er ſtammt aus einem alten adelichen Hauſe von Ignaz und Loyola ab; als der jüngſte un- ter ſeinen Brüdern konnte er zur väterlichen Erb- ſchaft, und zum Beſiz der Güter des Vaters nicht gelangen. Er verſuchte alſo ſein Glük im Kriege. Da er an dem Hofe Ferdinands des Katholi- ſchen unter den jungen Adelichen erzogen worden war, ſo erhielte er bald eine Stelle in der Armee. Er diente unter dem Antonius Manriquez, dem Herzoge von Najara, und bewies ſich ungemein tapfer.

In der Belagerung der Hauptſtadt in Na- varra, Pampelona, die im Jahre 1521 unter- nommen

nommen wurde, legte er ein entſcheidendes Zeugniß ſeiner Unerſchrokenheit ab. Er ſtellte ſich gerade an den Ort, wo der Angrif am ſtärkſten war, hatte aber hier das Unglük, daß eine feindliche Stükkugel ſein rechtes Bein zerſchmetterte, und ein durch die Kugel von der Mauer geriſſener Stein ihm an die linke Hüfte dermaſſen anſchlug, daß auch dieſe ſehr gefährlich verlezt wurde. Die Feinde begegneten ihm nach der Uebergabe des Schloſſes mit der größten Freundlichkeit, lieſſen ihn in einer Sänfte nach Loyola tragen, damit er ſich daſelbſt könne heilen laſſen. Die Kur gieng langſam von ſtatten; indeſſen wurde er endlich glüklich wieder hergeſtellt, auſſer daß ihm das eine Bein ſeine ganze Lebenszeit hindurch etwas kürzer, als das andere blieb.

In dieſer Krankheit, bei den auſſerordentlichſten Schmerzen ſeines Körpers, und dem Gefühle von Langeweile nahm er ſeine Zuflucht zur Lektüre, und mußte, weil man ihm ſeine Lieblingsſchriften, Romanen nicht geben wollte, zu geiſtlichen Büchern ſeine Zuflucht nehmen. Unter andern Andachtsſchriften gab man ihm eine, welche die Blüte der Heiligen hieß. Ich weiß nicht, was die groſſe Veränderung bei ihm hervorbrachte, — genug, ſie war mehr als abentheuerlich. Er ſympathiſirte gar bald mit den Heiligen, deren Lebensgeſchichten er las. Dazu kamen vorgegebene Wunderwerke, die ihn in ſeinem Vorſaze beſtärkten. Er entſchloß ſich nemlich, den Heiligen ähnlich zu werden, und, wie ſie, die Welt zu verlaſſen, die Einſamkeit zu ſuchen, und daſelbſt durch Faſten, Wachen und Beten alle Verſuchungen zu überwinden.

Er entſchloß ſich nunmehro, den Soldatenſtand zu verlaſſen, ein anders weit ſtrengeres Leben zu führen, ja ſo gar nach des heiligen Dominikus, und Franziskus Beiſpiel, einen beſondern Orden unter den geiſtlichen Brüdern zu ſtiften.

Ueberhaupt kann man hier die Bemerkung machen, daß Ignatius mit dem berühmten Ritter Don Quixote ſehr viele Aehnlichkeit gehabt habe. Dieſer ward durch Leſung vieler Fabeln, Romanen und Abentheuer ein irrender Ritter, und jener durch Leſung der heiligen Legenden ein Heiliger.

Verſchiedene vorgegebene Wunder beſtärkten ihn in ſeinem Vorſatze. So betete er einmal vor dem Bilde der Jungfrau **Maria**, daß ſie ihm in dem Kampfe, den er nunmehr antreten würde, beiſtehen und Kraft geben möchte, alles zu überwinden, was ſich ihm widerſetzen würde. Als er noch im Gebete begriffen war, erfolgte eine ſchleunige Erſchütterung des Zimmers, in welchem er auf ſeinen Knien lag. Er erklärte ſich dieſe Erſcheinung dergeſtalt, daß ſie entweder ein Zeichen ſeyn ſollte, es wäre ſein Gebet erhört, oder es hätte der Satan unter ſolchem Donner und Krachen ſeinen Abſchied von ihm genommen. Ein andermal, als er ſeine bevorſtehende Reiſe nach Jeruſalem überlegte, erſchien ihm die Mutter Gottes mit dem Jeſuskindlein auf ihren Armen; und dadurch wurde er dermaſſen geſtärkt, daß ihm die Weltluſt und das bisher geführte Leben ganz zum Ekel wurde.

Seine erſte Reiſe ſollte nach Jeruſalem gerichtet ſeyn. Auf dem Wege nach Barcellona hatte er, ehe er nach **Montſerrat** kam, folgendes

Abentheuer. Er ließ ſich mit einem Saracenen, dem er begegnete, in ein Geſpräch über die immerwährende Jungfrauſchaft der heiligen Maria ein. Beide wurden hizig; der Saracene fand ſich nicht überzeugt, ſahe die ganze Sache für Narrheit an, und ritte davon. Ignatius ward darüber äuſſerſt entrüſtet, ſo, daß er in dem erſten Anfalle des Zorns ihn beinahe mit ſeinem Degen durchſtoſſen hätte. Bei einiger Beſinnung wollte er endlich ſeinem Mauleſel den Ausſchlag der ganzen Sache überlaſſen. Es giengen zwei Wege, ein groſſer, auf welchem der Saracene geritten war, und ein kleiner. Auf dem Scheidewege ließ er ſeinem Eſel freien Lauf, mit dem Entſchluß, daß, wenn er den groſſen gehen würde, es ihm ein Zeichen ſeyn ſollte, dem Saracene das Leben zu nehmen. Der Eſel aber gieng den kleinen Weg.

Kurz vor Montſerrat kaufte er ſich ſeinen Wanderhabit, einen Reiſerok aus Hanf und dem gröbſten Werg, wie ein Sak zugenähet, ein paar Schuhe von Baſt, einen Strik ſtatt ſeines Soldatengürtels, einen gedrechſelten Stok zum Wandern, und eine Flaſche zum Waſſertrinken. Mit dieſer Rüſtung, die er an den Sattel des Mauleſels hieng, hielt er zu Montſerrat ſeinen Einzug. Daſelbſt beichtete er einem Geiſtlichen ſeine Sünden, erhielt Abſolution, hängte ſeine Waffen neben dem Bildniß der heiligen Jungfrau an einen Pfeiler auf, und ſezte ſeine Pilgrimsreiſe weiter fort, und ſo kam er 1523 in Rom an, gieng von da über Venedig nach Jeruſalem, wollte auch anfänglich daſelbſt bleiben, wurde aber durch die üble Begegnung des Franciskaner-Provinzials bewogen, wieder zurükzukehren.

Er unternahm die Rükreiſe unter unglaublichen Beſchwerden über Ferrara und Genua, wo ihn der ſpaniſche General, Roderich Potundus mit nach Spanien überführte. — Zu ſeinem neuen Geſchäfte erwählte er ſich, überall einen Bußprediger abzugeben, noch mehrere Gehülfen anzunehmen, und alsdenn von neuem eine Wanderſchaft durch die ganze Welt anzutreten. Zu dem Ende ſchien es ihm von der äuſſerſten Nothwendigkeit, vorher erſt einige Kenntniſſe in den Sprachen und Wiſſenſchaften ſich zu erwerben. Er beſuchte alſo die Univerſität zu Salamanka, und gieng von da nach Paris.

Hier brachte er an acht Jahre unter den gröſten Bekümmerniſſen zu, mußte mit Mangel und Noth, mit Dürftigkeit und Verachtung kämpfen. Seine Kenntniſſe nahmen hier nicht nur mehr zu, ſondern ſie wurden auch geordneter. Er machte ſich theils durch öffentlichen Widerſpruch gegen die damals aufkommende neue Lehre Luthers, theils durch Aufrichtung einer förmlichen Geſellſchaft bekannt. Unter ſeinen Geſellſchaftern war Franz Xaver vor andern berühmt. Mit dieſem und noch acht andern Bekannten verband ſich Loyola durch ein feierliches Gelübde am Tage der Himmelfahrt Mariä, nach Paläſtina zu gehen, und daſelbſt das Bekehrungsgeſchäfte zu treiben. Dies ſcheint die erſte Grundlage des ganzen Jeſuitenordens geweſen zu ſeyn.

Der Krieg der Türken mit den Venetianern hielt Ignazen ab, nach Paläſtina zu reiſen, unter deſſen ſchikte er aber ſeine Geſellſchafter auf die italiäniſchen Akademien, die Studirenden von den Kezereien abzuziehn. Daher kam es zum Theile,

daß

daß er bei dem Pabſt in der Folge ſo großen Eingang fand. Aber noch mehr erhielte er durch eine vorgegebne Erſcheinung. Auf dem Wege nach Rom, woſelbſt er ſich zum Prieſteramt einſegnen und ſeine Geſellſchaft beſtätigen laſſen wollte, erſchien ihm Gott der Vater mit ſeinem Sohne Jeſu Chriſto. Der Vater übergab den Ignaz ſeinem Sohne, und dieſer verſprach, ihm in Rom eine gute Aufnahme zu verſchaffen.

Der Pabſt Paul der Dritte nahm den Ignaz und ſeine beide Gefährten bei ſeiner Ankunft ſehr gnädig auf. Faber trug die ſcholaſtiſche Theologie vor; Lainez erklärte die heilige Schrift; und Ignaz arbeitete durch geiſtliche Uebungen und chriſtlichen Unterricht an der Beſſerung der Sitten.

Drei Kardinäle mußten auf Verfügen des Pabſtes die ganze Einrichtung der neuen Geſellſchaft unterſuchen. Dieſe, beſonders Guidicio, machten dagegen viele, nicht unerhebliche Schwierigkeiten, und es hätte nicht viel gefehlet, daß damals der ganze Orden in ſeinem Entſtehn wieder untergegangen wäre. Die Häupter der Geſellſchaft wußten indeſſen den Pabſt ſchon ſo weit zu bringen, daß er 1540 den 27ten September die Geſellſchaft zwar beſtätigte, aber dabei ihr es zur Hauptbedingung machte, daß ſie nur aus ſechzig Perſonen beſtehen ſollte. Sie erhielt nach dem Wunſche des Loyola den Namen der Geſellſchaft Jeſu. Errichtung der Geſellſchaft Jeſu.

Der Orden war ganz monarchiſch. Ignaz nahm nach einiger Weigerung auf Zureden ſeines Beichtvaters, eines gelehrten Franziskaners, den Titel eines allgemeinen Vorgeſezten,

oder Generals an. Paul der Dritte erlaubte ihm 1543 ſo viele Geſellſchafter aufzunehmen, als er wollte, und gab ihm viele und wichtige Privilegien. Es ward ihm erlaubt, allenthalben zu predigen, Beichte anzuhören, die Beichtenden von allen Sünden, ſelbſt in den Fällen, die ſich der Pabſt ſelbſt vorbehalten hat, loszuſprechen, die Meſſe zu beliebiger Zeit zu leſen.

Im Jahre 1526 erhielt Ignaz die Freiheit, die Geſellſchafter nach gewiſſen Klaſſen einzutheilen, Prieſter zu ordnen, und geiſtliche ſowohl als weltliche Mitglieder anzuſetzen. Dieſe Privilegien wurden im Jahre 1549 anſehnlich vermehret, ſo daß dieſe Väter darüber ſehr beneidet wurden. Der Pabſt räumte dem General, der ſeinen Siz allezeit in Rom hat, die Gewalt ein, alle Jeſuiten nach ſeinem Willen zu regieren, und verordnete, daß derſelbe blos dem Pabſte unterwürfig ſeyn ſollte. Er ſtellte es jedermann frei, den gewöhnlichen Beichtvater vorbeizugehen, und bei den Jeſuiten Meſſe zu hören, und das Abendmahl zu empfangen. Er verbot endlich allen Regenten und Prälaten, bei Strafe des Bannes, die Jeſuiten nicht zu beunruhigen, zu berauben, zu hindern oder ihre Privilegien anzutaſten.

Die Jeſuiten nennten dieſe Bulle das groſſe Meer. Indeß iſt ihre Meßhaltung im Jahre 1703 wieder eingeſchränkt worden. Julius der Dritte beſtätigte im Jahr 1550 alle dieſe Privilegien, Kollegien zu errichten und zu betteln, wo ſie wollten. Seine Bulle vom Jahre 1552 berechtigte ſie, gewiſſe Perſonen in ihren Kollegien zu akademiſchen Ehrenſtufen zu erhöhen, die mit den graduirten Perſonen auf den Univerſitäten

einerlei Vorrecht genießen ſollten. Im Jahr 1556 ſtarb Loyola in einem Alter von 65 Jahren. Es hat dieſer Mann das Schikſal gehabt, von ſeinen Freunden auſſerordentlich gelobt, und von ſeinen Feinden allzu bitter getadelt zu werden. Sein Soldatenſtand, ſagt ein neuer Schriftſteller, hatte ihn hart und zu einem ſtrengen Beobachter der Unterordnung und des Gehorſams und in manchen Fällen grauſam gemacht.

Als ein Spanier beſaß er vielen Stolz und eine feurige Einbildungskraft, die durch ſtrenge Lebensart noch mehr in Unordnung gebracht wurde, welcher man auch alle die Entzükungen, Erſcheinungen und Geſichte zuzuſchreiben hat, mit welchen die Jahre von ſeiner Bekehrung an bis zu ſeinem Generalate ſo häufig bezeichnet ſind. Nach der Beſtätigung ſeines Ordens werden ſie ſeltener, und verlieren ſich bis auf einzelne Anfälle gar; vielleicht, weil ſein Gemüth mit ernſthaftern Gegenſtänden beſchäftigt war. —

Man darf eben nicht ſo lieblos ſeyn, alle dieſe Erſcheinungen für Betrügereien auszugeben. Eine übelgeordnete Einbildungskraft iſt mit Hülfe der Unwiſſenheit fähig, deren noch mehrere hervorzubringen. Ignaz ſcheint von Natur ein redliches Herz gehabt zu haben, welches nach ſeiner mangelhaften Einſicht aufrichtig zu handeln ſuchte, und es vielleicht nicht ohne vielen Kummer ſahe, daß ſein Orden, den er blos der Schwärmerei gewidmet hatte, zu ganz andern Abſichten gebraucht wurde. Da er zu ſchwach war, den Abſichten des römiſchen Hofes, und dem Stolze und Ehrgeize ſeiner eigenen Geſellſchafter zu widerſtehen, ſo vergällte dis die lezten Tage ſeines Le-

bens, und ſein Gemüth, das durch die ehedem an ſeinem Leibe ausgeübten frommen Grauſamkeiten in Zerrüttung gerathen war, wurde von Zeit zu Zeit mit einer ſchwarzen Schwermuth geplaget.

Bei Loyola's Tode hatten die Jeſuiten ſchon hundert Profeßhäuſer und Kollegien angelegt, und ſolche in zwölf Provinzen vertheilt. Die andern Orden, welche ſie ſehr beneideten, mußten ihren Unwillen verbeiſſen, um ſich nicht den Bannſtrahlen des Pabſtes blos zu ſtellen. Allein es entſtanden wegen der Wahl eines neuen Generals nicht wenig Mißhelligkeiten. Lainez wurde zwar Vicarius; allein erſt 1558 ward in ſeiner Perſon ein neuer General erwählt. Der Pabſt Paul der Zehnte war kein ſo großer Gönner des Ordens, als die vorigen Päbſte. Er begegnete ihnen mit einiger Härte, und ſie mußten ſehr behutſam verfahren. Indeß währte dieſer Zwang nicht lange, indem Paul ſchon 1559 die Welt verließ. Lainez hatte ſchärfere Augen, und weit ausſehendere Abſichten, als Ignaz.

Dieſer hatte ſeinen Orden, durch Schwärmerei geſammlet, und in alle Welttheile verbreitet; die Politik des Lainez aber gab ihm eine geſeztere und männlichere Geſtalt. Die Laineziſchen Auftritte hörten auf; und was anfänglich ſo lächerlich und abgeſchmakt ſchien, fing nach und nach an, ſich zu einem Meiſterſtüke des Staats umzubilden. Des Lainez Werk ward hernach unter dem Aquaviva der Vollkommenheit immer näher gebracht. Lainez war ein Schwärmer. Wiz und Beleſenheit kann man ihm nicht abſprechen. Seine große Gelehrſamkeit aber, die ihm ſeine Geſellſchafter ſo freigebig beilegen, ſchränkte ſich

blos

blos auf ſcholaſtiſche Spizfindigkeit ein, ſo wie man es von einem römiſchen Gottesgelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts erwarten konnte. Seine Verſchlagenheit und Geſchiklichkeit in Unterhandlungen ſticht in ſeinem Charakter am meiſten hervor; allein ſie verleitete ihn auch oft zu niedrigen und unwürdigen Ränken. Wenige ſeiner Unternehmungen ſchlugen ihm fehl.

Er war nichts weniger, als ein Schwärmer; er verſtand aber die Kunſt, die Neigungen und Kunſtgriffe eines ſo ehrſüchtigen Herzens, als das ſeinige war, vor den Augen der Ungeübten, unter dem Schleier der Demuth und Frömmigkeit zu verbergen. Der Ehrgeiz war überhaupt ſeine herrſchende Leidenſchaft. Kaum wurde ſie durch eine unumſchränkte Herrſchaft über einen ſo anſehnlichen und mächtigen Orden befriediget, und ſie verleitete ihn oft zu den unanſtändigſten Unverſchämtheiten.

Der Pabſt Pius der Vierte beſtätigte im Jahr 1561 die Privilegien des Ordens, ertheilte aber im Jahr 1561 den Befehl: daß niemand ohne Einwilligung des Pabſtes und Generals, den Orden verlaſſen, und alsdenn in keinen andern, als in den ſtrengen Cartheuſerorden aufgenommen werden ſollte. Unter dieſem Pabſte wurden auch die Jeſuiten auf die tridentiniſche Kirchenverſammlung geſchikt, wo ſie ihre Rolle meiſterlich ſpielten. Pius der Fünfte ertheilte im Jahre 1568 eine neue Beſtätigung ihrer Freiheiten, und im Jahre 1571 das Recht, öffentlich die Sprachen, die freien Künſte, die Philoſophie, die Theologie auch an ſolchen Orten zu lehren, wo hohe Schulen wären.

George

George der Dreizehnte brauchte ſie zu ſeinen geheimſten Geſchäften, und wollte durch ſie die ganze Welt bezwingen. 1575 machte er ſie zu päbſtlichen Bibliothekarien, und berechtigte ſie, die Bücher zu verändern, und darinn Stellen nach Belieben wegzuſtreichen, und zu verbeſſern, oder vielmehr zu verfälſchen. Sie thaten dieſes bei manchen Kirchenvätern. 1576 gab er ihnen ſo gar Erlaubniß, die Arzneikunſt zu treiben. Sixtus der Fünfte war ihnen weniger gewogen, kränkte aber doch ihre Rechte nicht.

Was die innere Einrichtung dieſes Ordens betrift: ſo werden die Neulinge (Novitii) wenigſtens zwei Jahre geprüft. Die Lehrer (Scholaſtici), die theils lehren, theils lernen, ſtehen unter dem Rektor des Collegii. Ein Profeſſe muß, wenn er angenommen wird, ſchon 45 Jahre alt ſeyn, und ſich dem Prieſterſtande gewidmet haben. Der Profeſſen Vorgeſezter wird vom General geordnet oder geweihet.

Der Vorgeſezte hat ſeinen Rathgeber, ſeinen Erinnerer, (Monitor) Gerichtsprokurator und Beichtvater des Hauſes, welchen der Provinzial ernennet; die Profeßhäuſer ſind nicht prächtig, aber rein und ordentlich. Ein Profeſſe geht gemeiniglich zu Fuſſe. Sein Vorgeſetzter führt eine ſchlechte Tafel, da er doch oft ein Herr von etlichen Millionen iſt, die er zum Nutzen der Geſellſchaft anwenden kann. Er ſtehet unter dem Provinzial, in gewiſſen Fällen unter dem General. Zuweilen ſendet der General einen Viſitator, der das Verhalten der Provinzialien und Vorgeſezten der Profeßhäuſer unterſuchen muß.

Unter dem Provinzial ſtehen alle Profeßhäuſer und Collegien in dem ihm angewieſenen Diſtrikte, welcher eine Provinz genennet wird. Die Vorgeſezten der Profeßhäuſer heiſſen Superioren. Der Provinzial muß jährlich, wo möglich, alle ſeine Jeſuitenhäuſer ſeiner Provinz viſitiren. Der General (Präpoſitus Generalis) iſt in dieſer Jeſuitiſchen Monarchie gleichſam der König. Er ſtehet, wie oben erwähnet worden, blos unter dem Pabſte. Er hat aber einen Kardinal zum Beſchützer ſeines Ordens. Er wird durch die Ordensbrüder in einer Generalkongregation gewählt. Wenn der General ſchwach werd, ſo ſorget er, daß ein Generalplazverweſer (Vicepräpoſitus Generalis) erwählet werde.

Er darf ſich aber vor ſeinem Tode des Generalats nicht gänzlich begeben. Stirbt er, ſo muß jener ſeine Geſchäfte fortſetzen, und für die neue Wahl ſorgen. Iſt derſelbe ſchon vorher zu ſeinem Nachfolger beſtimmt worden, ſo iſt keine neue Wahl nöthig. Wenn bei der Wahl eines neuen Generals alle Stimmen auf eine Perſon fallen, ſo wird ſolches Inſpiratio, wenn aber die meiſten auf ſie fallen, Scrutinium genennet. Von der erſten Art iſt bei allen ſiebenzehn Generalen, die vom Anfange des Ordens regieret haben, kein Beiſpiel vorhanden. So bald der erwählte General bekannnt gemacht iſt, treten die Wählherren vor ihn, und küſſen ihm die Hand; der Erwählte aber darf ſich weder der Wahl, noch dieſer Ehrenbezeugung widerſetzen.

Die Staatsräthe des Generals ſind der Admonitor und vier Aßiſtenten, die von der Geſellſchaft erwählt werden. Aus jeder Nation wird einer erwählt, der das Intereſſe ſeiner Nation beſorgen

ſorgen muß. Der Erinnerer kann der Beichtvater des Generals, oder ein anderer Jeſuite ſeyn, welchen die Geſellſchaft dem Generale an die Seite ſetzet. Dieſer Erinnerer trägt dem Pabſte dasjenige vor, was überlegt oder ausgefertiget werden muß. Dem Generale wird hierdurch ſeine Mühe erleichtert, aber auch den Provinzialen der Weg offen gelaſſen, auf welchem ſie das Vorhaben des Generals erfahren, und ihre geheime Anſchläge vor dem General bringen können.

Der **Erinnerer** muß nahe bei dem Generale ſeyn, und ſich ſehr ehrerbietig gegen ihn betragen. Die **Aßiſtenten** muß der General bei der Ordensangelegenheit zu Rathe ziehen. Sie müſſen ſich eidlich verpflichten, daß ſie den Provinzialen melden wollen, wenn der General etwas unternimmt, das die Abſetzung verdienet.

Sie ſind alſo des **Generals Räthe**, und **der Provinzialen Spionen.** Durch ſie wird der General ſehr eingeſchränkt. Und die Provinziale können, wenn unter ihnen Einigkeit herrſcht, den General ſo klein machen, als ſie wollen. Sie machen ſolche, die allzu viel Herzhaftigkeit und Entſchloſſenheit haben bliken laſſen, nicht zu Generalen. Wer zu dieſer Würde gelangen will, muß die äuſſerſte Vorſichtigkeit ausgeübet haben. Der Aßiſtent einer Nation ſteht insgemein im gleichen Anſehen mit dem Beichtvater des Beherrſchers einer Nation. Richtet ſich der General nicht nach dem Hofwinde der Nationen, ſo hat er die Kaltſinnigkeit des Aßiſtenten einer Nation zu befürchten. Iſt aber der Aßiſtent dem Generale ſehr ergeben, ſo ziehen ſich beide nicht wenig Verdruß zu. Der General muß ein Regiſter halten,

in

in welches alle Jeſuiten nach ihren Eigenſchaften eingezeichnet ſind; aber auch ein Regiſter von den Einkünften aller Kollegien, welches jährlich erneuert wird. Die Geſellſchaft kann dem General die Schranken ſeines Aufwandes zur Tafel und Kleidung beſtimmen. Die Regeln des Ordens durften anfänglich nicht bekannt gemacht werden; allein 1584 wurden ſie herausgegeben. Doch kann man leicht denken, daß dieſe Ausgabe ſehr unvollkommen gerathen. Denn, da nicht einmal alle Jeſuiten die Geheimniſſe ihres Ordens wiſſen, ſo wird das Publikum noch viel weniger davon unterrichtet werden. Selbſt der Pabſt und die Kardinäle wiſſen nicht alle ihre Staatsmaximen, ſondern nur der General.

Im Jahre 1635 wurde zu Antwerpen Ratio et inſtitutio Societatis Jeſu gedrukt; allein nachher iſt vieles geändert, und von den Generalen manche neue Einrichtung getroffen worden. Viele beſondere Nachrichten findet man in den Secretis Societatis Jeſu, die ein Buchhändler zu Amſterdamm druken laſſen, als ſie ihm bei Aufkauf einer Bibliothek zu Antwerpen wider Vermuthen in die Hände gefallen. Im Jahre 1725 iſt davon eine teutſche Ueberſetzung ans Licht getreten, welche den Titel führt: Machiavellismus politicus, oder beſondrer hiſtoriſch-politiſches Tractat, in welchem die Geheimniſſe und Kunſtgriffe, wie auch alle heimliche Anſchläge, und beſondere Lehren der Jeſuiten enthalten ſind. Nur wenige Jeſuiten hatten vorher dieſe Schrift unter Verſprechung eines beſtändigen Stillſchweigens geſehen. Der General iſt mit ſeinem Staatskörper viel reicher und vermögender, als der Pabſt. Vielleicht hat auch der General

geſchik-

geſchiktere und ſcharfſichtigere Gehülfen. Wenigſtens kennen die Provinzialen die Staaten und die große Welt weit beſſer, als der ganze päbſtliche Hof. Jene ſind mit der möglichſten Vorſichtigkeit aus vielen Nationen gewählt, und haben durch ihren häufigen Umgang die Welt und die menſchlichen Gemüther ſehr ausſtudiret. *)

Geiſtlichkeit der römiſchen Kirche.

Die römiſche Geiſtlichkeit überhaupt genommen, blieb in ihrem vorigen Zuſtande, nur daß hie und da mehr Aufklärung, und hellere Einſichten ſich unter verſchiednen Mitgliedern derſelben verbreiteten. Die Biſchöfe bemühten ſich zwar auf das äuſſerſte, ihre ihnen von den Päbſten genommenen alten Rechte wieder zu erlangen, und ſuchten es dem heiligen Vater begreiflich zu machen, daß ſie ihre Gewalt von Jeſu Chriſto ſelbſt erlangt hätten, mithin, daß ſie auch göttlichen Urſprungs wären. Sie predigten aber tauben Ohren, und fanden in der verſchlagenen Liſt und verſchmizten Klugheit des Pabſtes ein zu mächtiges Hinderniß, als daß ſie auf die Erfüllung ihrer Abſichten und Wünſche hätten rechnen können. Sie blieben vor, wie nach abhängig vom römiſchen Stuhle, der Pabſt behielt das erſte Anſehn über ſie, und glaubte, daß ſie als ſeine Geſandten und Diener ihre Gewalt lediglich der Gnade und Freigebigkeit des apoſtoliſchen Stuhls zu verdanken hätten. Auf dem tridentiniſchen Konzilium hat man ſich über die Verbeſſerung des Lebens und Wandels der Diener der Religion berathſchlaget, und verſchiedene ſehr vernünftige Geſetze gegeben. Sie wurden aber früh genug übertreten.

*) Die ganze Schilderung habe ich aus Mosheims Kirchengeſchichte und Herr von Einem Anmerkungen genommen.

treten. Die Chorherren fuhren faſt überall fort, ihrer vorigen Art zu leben ergeben zu ſein, und die Güter, welche den Armen gewidmet waren, zu verzehren. Die niedrige Geiſtlichkeit vermiede mehr, als ihre Vorgeſezten, ihren Gemeinen Anſtoß und Aergerniß zu geben, und enthielt ſich wenigſtens öffentlicher und grober Ausbrüche des Laſters.

In der Finſterniß herrſchten unter den Mönchen noch immer die Laſter, deren ſie ſich in den verfloſſenen Jahrhunderten ſchuldig machten; — aber mehr äuſſere Vorſicht, und Behutſamkeit vor der Welt fingen ſie an zu beobachten. Viele erneuerten die Strenge der alten Regeln; andre ſtifteten zum allgemeinen Beſten der Kirche ganz neue Orden. So entſtand durch den frommen Eifer des Matthaeus von Baſchi aus Italien der Orden der Kapuziner *); — ſo theilte ſich ein Zweig vom Franziskanerorden ab, der in Frankreich Rekollekten hieß, und im Jahre 1532 von Klemens dem Siebenten die Rechte eines von den übrigen abgeſonderten Kollegiums erhielt. Die Karmeliten theilten ſich in zwei Klaſſen ein, in die von der alten, oder gemäſſigten, und in die von der neuen, oder ſtrengen Obſervanz. Mönche Kapuziner

Auſſerdem ſammlete ſich eine ganze Menge kleiner Orden, z. B. Theatiner, (von dem Städtchen Theatiner

*) Er hat ſeinen Namen von der Kapuze (Kappe) die an den Franziskanerrok geheftet iſt, und womit ſie das Haupt bedeken. —

chen Theate ſo genannt) die von der Freigebigkeit guter, wohlthätiger Menſchen lebten, und dazu geſezt waren, den Kranken und Sterbenden beizuſtehen, ſich den Ketzern zu widerſezen, und die geiſtliche Beredſamkeit von Widerſprüchen und Ungereimtheiten zu reinigen; — die Barnabiten, (von der ihnen im Jahr 1545 zu Mailand eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas ſo genannt) welche klüger als die vorhergenannten, ſich Güter und gewiſſe Einkünfte anſchafften, und geiſtliche Geſandſchaften zur Bekehrung der Sünder übernahmen. — Die regulirten Geiſtlichen des heiligen Majolus, denen oblag, Unwiſſende, beſonders die Jugend, in den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens zu unterrichten, u. ſ. f.

Barnabiten.

Die römiſche Kirche nahm zwar nur eine **doppelte** Erkenntnißquelle der Religion an, die heilige Schrift, und die mündliche Ueberlieferung: indeſſen entſtanden ſo ungeheure Streitigkeiten über den Sinn und die Auslegung dieſer doppelten Quelle, und über den berechtigſten Ausleger derſelben, daß der Pabſt, der an Chriſti ſtatt die Kirche zu regieren glaubte, ein Collegium niederſezen mußte, welches die geringern Streitigkeiten entſchiede, die wichtigern hingegen vor ihn ſelbſt brachte. Die franzöſiſchen Gottesgelehrten denken ganz anders, und halten dafür, daß es jedem Vorſteher der Religion erlaubt ſein müſſe, zu dieſer gedoppelten Quelle hinzugehn, und die Vorſchriften des Glaubens und des Lebens daraus für ſich und das Volk zu ſchöpfen.

Die

Die Tridentiniſche Kirchenverſammlung ſollte zwar ein Mittel ſeyn, durch Beſtimmung der Glaubenslehren, und Feſtſezung derjenigen Säze, welche man annehmen muß, allem Zwiſpalt, und jeder Unordnung früh vorzukommen, ſie wird aber von verſchiedenen Provinzen der römiſchen Kirche nicht ſchlechthin, ſondern nur unter gewiſſen Bedingungen angenommen; — und Frankreich hat ihr bis auf dem heutigen Tag keinen Beifall gegeben. Tridentiniſche Kirchenverſammlung.

Es wurden vornemlich folgende Säze in derſelben feſt geſtellt:

1) Die Ueberlieferung ſolle der heiligen Schrift gleich geachtet, die Auslegungen der Bibel nach dem Sinn der Kirche eingerichtet, und keine Bibeln oder Erklärungen ohne der Verfaſſer oder Herausgeber Namen, und ohne biſchöfliche Cenſur gedrukt werden.

2) Die Lehre von der Erbſünde, ſo wie ſie die herrſchende Kirche annahm, wurde beſtätigt; die Frage von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau hingegen unentſchieden gelaſſen. Die Lehrſäze von der Rechtfertigung, von der Taufe, vom Abendmale, von der Anruffung der Heiligen, u. ſ. f. wurden beſtätigt und die entgegengeſezten verworfen.

3) Der Kaiſer ſo wenig, als andre Fürſten konnten durch ihre Bitten um die Prie-

ſterehe und den Laienkelch das geringſte ausrichten.

Dieſe und mehrere dergleichen Lehrſäze wurden zwar auf dieſer Kirchenverſammlung feſtgeſezt; die römiſche Kirche iſt aber in der Folge ſelbſt auf ſo verſchiedene Weiſe davon abgegangen, und hat ſo viele Gegenbehauptungen, und Abänderungen hervorgehn laſſen, daß man ſie, wenigſtens in vielen Gegenden, nicht mehr mit der ehemaligen Hochachtung anſieht.

Wie die Glaubenslehre, — ſo verhielte ſich auch die Sittenlehre der römiſchen Kirche, — ſie war, wie jene, willkührlichen Beſtimmungen, ſchwankenden Zweideutigkeiten, und frevelhaften Erklärungen überlaſſen. Man hielt es für politiſch, unklug, nur an ihre Verbeſſerung zu denken. Die Einrichtung ihres kirchlichen Staats erlaubte es nicht, ſie vorzunehmen; — viele Lehren und Gebräuche, von denen ihr Wohl und Wehe abhängt, würden groſſe Gefahr gelitten haben, wenn die wahre chriſtliche Frömmigkeit vor allen Augen ſo vorgeſtellt und beſchrieben wäre, wie ſie wirklich beſchaffen iſt.

Streitigkeiten in der römiſchen Kirche.

Bei einem ſo ſeltſamen Lehrgebäude ließen ſich Uneinigkeiten ohne Zahl vermuthen. Hier zankt ſich ein Franziskaner mit dem Dominikaner über ganz geringfügige Nebenſachen, die weder zum Weſen des Glaubens noch der Sittenlehre das geringſte beitragen: dort führen die Skotiſten mit den Thomiſten einen ewigen Krieg. Die Biſchöfe liegen mit den Päbſten wegen des Urſprungs und der Grenzen ihrer Gewalt unaufhörlich zu Felde; — und die Päbſte werden von den Franzoſen, Nieder-

derländern und andern offenbar bekämpft. — Auſſer dieſen geringeren Zänkereien giebt es andre, von gröſſerer Bedeutung, deren Urheber vorzüglich die Jeſuiten waren, denen nichts mehr am Herzen lag, als das alte Lehrgebäude der römiſchen Kirche zu erhalten. Einige unter ihnen, welche hell genug dachten, als daß ſie nicht den ganzen groſſen Wuſt ihrer Gottesgelahrtheit verabſcheuen, nur an einer Verbeſſerung ihres Lehrgebäudes hätten arbeiten ſollen, verurſachten dann freilich Aufſehn; — Staunen, — oft auch Bewunderung, nur ſelten hie und da, jedoch Nachahmung.

Dahin die wirklich bedeutenden Uneinigkeiten der römiſchen Kirche überhaupt, mit dem **Orden der Geſellſchaft Jeſu insbeſondere.** Hieher gehören:

1) **Die Uneinigkeiten über die Grenzen und den Umfang der Gewalt des römiſchen Pabſtes,** dem die Jeſuiten eine völlige Untrüglichkeit zuſchreiben, von welchem ſie alle von Jeſu Chriſto der Kirche verliehene Gewalt herleiten, der nach ihrer Meinung an keine Geſetze der Kirche und der Konzilien gebunden ſeyn ſoll. — —

2) **Der Streit über den Umfang und die Rechte der Kirche.** Die Jeſuiten behaupteten, daß viele von denen, welche auſſer dem Schoos der chriſtlichen Kirche lebten, ja ſelbſt unter den Heiden ſelig werden könnten, und auch ſelig würden. Sie wurden ſo gar im folgenden Jahrhundert im Jahre 1653 zu Spoleto verklagt, in ihren öffentlichen Unterweiſungen behauptet zu haben, — es ſei

wahrſcheinlich, daß manche Ketzer ſelig würden.

3) Ueber die Beſchaffenheit, Kraft und Nothwendigkeit der göttlichen Gnade, über die Erbſünde, über das natürliche Vermögen, den göttlichen Geſetzen zu gehorchen. Die Jeſuiten glaubten die Größe unſrer in der Natur verborgen liegenden Sünde ſei nicht ſo ſehr erheblich, — wir hätten viele Kräfte zu einem rechtſchaffnen Wandel übrig behalten; — die göttliche Gnade werde allen Menſchen in einem ſo hohen Grade dargeboten und gegeben, als zur Erlangung der ewigen Seligkeit nöthig iſt.

4) Ueber verſchiedene die Sittenlehre und das Leben der Menſchen betreffende Dinge. Die Jeſuiten glaubten, wenn man nur thue, was Gott haben wolle, ſo wäre es gleich viel, aus welchen Gründen man es thue, ob aus Furcht vor der Strafe, oder aus wahrer Liebe und Ehrerbietung vor Gott; — wem das göttliche Geſez unbekannt ſei, wer es nicht recht verſtehe, wer ſich, wenn er ſündigt, deſſelben nicht erinnere, der könne auch keiner Sünde beſchuldigt, und keiner Strafe theilhaftig werden.

5) Ueber die Verwaltug der Sakramente, ſonderlich des heiligen Abendmals und der Buſſe.

6) Ueber die rechte Unterweiſung der Chriſten.

Die

Die kleinern Streitigkeiten ſind von zu geringem Gewicht, als daß ich ſie hier anführen ſollte. Vielmehr muß ich noch einige Betrachtungen

2. über die morgenländiſche Kirche

anſtellen.

Die morgenländiſche Kirche.

Die griechiſche Kirche iſt diejenige, welche mit dem konſtantinopolitaniſchen Patriarchen verbunden iſt. Sie iſt von einer doppelten Art. Die eine verehrt die höchſte Gewalt und Gerichtsbarkeit der Patriarchen zu Konſtantinopel, die andre hat Religion und Gottesdienſt mit ihm zwar gemein, hat aber ihre eigene Vorgeſetzte, die unter niemanden ſtehen, und gehorcht den Legaten des Patriarchen auf keine Weiſe. Jene theilt ſich nach altem Herkommen in vier groſſe Kirchengebiete ein, in das konſtantinopolitaniſche, alexandriniſche, antiocheniſche, und hieroſolymitaniſche. Allen dieſen iſt ein Patriarch vorgeſetzt, welcher aber unter dem zu Konſtantinopel ſteht. Den leztern wählen die zwölf Biſchöfe, welche der Stadt am nächſten ſind; — der türkiſche Kaiſer hingegen muß ihn beſtätigen, und in den wirklichen Beſitz ſeiner Gewalt ſetzen. Sein Anſehen bei dem gemeinen Volke iſt ſehr groß. Ihm ſteht es frei Kirchenverſammlungen zu berufen und in Kirchenangelegenheiten und bei Religionsſtreitigkeiten den Ausſchlag zu geben. Er verwaltet ſo gar mit Wiſſen des Kaiſers Recht und Gerechtigkeit, und entſcheidet weltliche Rechtsſachen. Seine Einnahme zieht er von den Abgaben, die er den unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtehen-

ſtehenden Kirchen bald im hohen, bald im geringen Maß auflegt.

Die Griechen nehmen auſſer der heiligen Schrift die ſieben ſogenannte ökumeniſche Kirchenverſammlungen als Erkenntnißgründe ihrer Religion an. — Der Patriarch und ſeine Gehülfen können einzig und allein entſcheiden und verordnen, was göttlich ſeyn, und auf das heiligſte aufgenommen werden ſoll. *)

Auſſerdem haben ſich noch im Morgenlande verſchiedene Religionsparteien bekannt gemacht. Dahin gehören die Jakobiten, die Kopten und Abyßinier, — ferner einige Ueberreſte alter Sekten z. B. die Sabier, die Jaſidianer, die Durſi, u. ſ. f. Man erinnere ſich aber meines vorgeſezten Zweks, von kleineren Sekten nur beiläufig zu reden, und ich werde genug entſchuldigt ſeyn, wenn ich hier weiter nichts von ihnen ſage.

Zweite

*) Vollſtändige Nachricht von dem Glaubensſyſtem der griechiſchen Kirche findet man in dem Liber ſymbolicus Ruſſorum, oder in dem gröſſern Catechismus der Ruſſen, den auch die ganze griechiſche Kirche angenommen hat.

Zweite Abtheilung.

Innre Beſchaffenheit der lutheriſchen Kirche.

1. Glaubenslehre.

Die lutheriſche Kirche, die ſich auch die evangeliſch-lutheriſche nennet, nimmt ihren Anfang, ſeit der Zeit, da Luther mit ſeinen Gehülfen von dem Pabſt Leo dem Zehnten aus der römiſchen Kirche geſtoſſen wurde; — oder, wenn man von ihrer eigenthümlichen Verfaſſung redet, ſeit dem Jahre 1530, in welchem auf dem Reichstage zu Augsburg der förmliche Hauptinhalt der ſo genannten lutheriſchen Lehre aufgeſezt und vorgelegt wurde. Durch den Vertrag, den Moriz von Sachſen mit Karl dem Fünften im Jahre 1552 zu Paſſau wegen der Religionsangelegenheiten machte, iſt ſie vom Pabſte gänzlich unabhängig geworden, und hat das Anſehn einer rechtmäſſigen Geſellſchaft unter den Deutſchen erhalten.

Luther drang ſo ſehr auf das Leſen, und auf eine vernünftige Auslegung der heiligen Schrift, aus welcher einzig und allein Wahrheit hergeleitet werden könnte, und folglich auch hergeleitet werden müſſe. Und doch giengen ſeine Schüler, ungenügſam mit dieſer lautern Quelle, zu löcherigen Brunnen, in der Meynung, auch aus ihnen zu ſchöpfen. Es entſtanden bald genug ſo genannte Glaubensbekenntniſſe, oder Schriften, wel-

che die Lutheraner neben der Bibel annahmen, in denen ſie groſſe Schätze der Erkenntniß ſuchten, denen ſie von Zeit zu Zeit ein immer gröſſeres Anſehn beilegten.

Glaubensbekenntniſſe der lutheriſchen Kirche.

Im Anfang ſahe man dieſe Nebenſchriften, welche noch bis auf dieſen Tag ſymboliſche Bücher genennet werden, als Produkte der Gelehrſamkeit und des Scharfſinns an, und legte ihnen einen groſſen Werth bei, als den man jeder gut gerathnen Schrift eines Gelehrten zu geben pflegt. Als aber über die Glaubenswahrheiten mancherlei Zank und Streit entſtand, und die Gottesgelehrten in ihren Meynungen nicht einig werden konnten; ſo wurden ſie als gute Anweiſungen zur richtigen Erklärung der heiligen Schrift, als tüchtige Hülfsmittel zur Entſcheidung der ſtreitigen Punkte, — zulezt als Regeln des Glaubens angenommen.

Dieſe Bücher ſind folgende:

1) Das augsburgiſche Glaubensbekenntniß. Dieſes beſteht aus den Artikeln, welche auf Anrathen des Kurfürſten von Sachſen als der Hauptinnhalt der lutheriſchen Lehre aufgeſezt, öffentlich zu Augsburg verleſen wurden. Melanchthon, ihr Verfaſſer, ein Mann, der Frieden und Ruhe über alles ſchäzte, hatte beſonders in der Schuzſchrift, die er für die Konfeßion gegen die Widerlegung der Katholiken aufſezte, beinahe zu viel eingeräumt, indem er von der Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmale ſagt: das Brod ſei nicht nur ein Bild des Fleiſches, ſondern werde wirklich in Fleiſch verwandelt, und den Ausdruk

in

in der Liturgie der Meſſe, wo es heißt: der Prieſter bete, daß das Brod ſich in den Leib Chriſti verwandeln möge, billigt. Hierüber wurde nun ſehr geſtritten, und am Ende eine Apologie der Konfeßion übergeben, und die Konfeßion ſelbſt in den hieher paſſenden Stellen verändert.

2) Die ſchmalkaldiſchen Artikel. Luther ſezte ſie auf, und ſie wurden zu Schmalkalden auf der Zuſammenkunft der proteſtantiſchen Kurfürſten, Fürſten und Stände gutgeheiſſen, und unterzeichnet. Die Abſicht derſelben gieng dahin, zu zeigen, wie weit die Lutheraner wohl gehn würden, um einen öffentlichen Bruch zu verhüten, und in welchem Sinne ſie die Lehre von der Gegenwart Chriſti im Abendmale anzunehmen bereit wären.

3) Luthers groſſer und kleiner Katechismus. Dieſen ſezte Luther gleichfalls gewiß in keiner andern Abſicht auf, als ihn zu einer Unterweiſung für Kinder und Einfältige zu beſtimmen.

4) Die von ſehr vielen lutheriſchen Gemeinen angenommene Formel der Vereinigung (Formula Concordiae.)

Die Gelegenheit hiezu war dieſe.

In Sachſen fanden ſich ſeit 1570 ſehr viele heimliche Anhänger Kalvins und ſeiner Lehre. Melanchthon ſelbſt ſcheint ihr zugethan geweſen zu

Formula Concordiae.

zu ſeyn. Sein Schwiegerſohn **Peucer**, Kanzler zu Wittenberg, der Liebling des Kurfürſten von Sachſen, wußte es dahin zu bringen, daß ſehr viele angeſehne Gottesgelehrte, ſelbſt vornehme Staatsbediente am Hofe zu **Dresden** die körperliche Gegenwart Chriſti im Abendmale leugneten, Luthers Lehre hievon und von der Perſon Chriſti abſchaffen, und **Kalvins** Meynung an ihre Stelle ſetzen wollten.

Dieſe Verehrer Kalvins, welche **Kryptokalviniſten** hieſſen, erklärten ſich in einem 1571 erſchienenen **deutſchen** Buche, über ihre Meynung ausführlich, gaben aber dadurch Veranlaſſung, daß gegen ſie allerlei Bewegungen entſtanden, Unterſuchungen angeſtellt wurden, und es ſo weit kam, daß die Formula Concordiae ihren Urſprung nahm. Zuförderſt vereinigten ſich die ſtrenge Lutheriſchgeſinnten gegen den ehrlichen **Peucer**, brachten es ſo weit, daß ſie ihn der Gnade ihres Landesherrn verluſtig machten, und ihn in die Gefangenſchaft brachten, in welcher er zehn Jahre lang zubrachte.

Der Kurfürſt **Auguſt** von Sachſen drang auf eine genaue Unterſuchung. Er befahl alſo, daß ſeine vornehmſten Geiſtlichen und Profeſſoren zu **Dresden** zuſammenkommen, und gemeinſchaftlich berathſchlagen ſollten, wie die neuen Unruhen am leichteſten, und durch die gelindeſte Mittel geſtillt werden könnten. Dieſe im Jahre 1571 zu Dresden gehaltene Verſammlung ſezte eine **Vereinigungsformel** auf, in welcher die Allgegenwart des Leibes Chriſti geleugnet wurde.

Die gemäßigten, friedlich denkenden Lutheraner fanden ſie für ſich ſehr günſtig; ſelbſt der Kurfürſt

fürſt, der mit Melanchthon einerlei Meynung hatte, billigte ſie. Allein er trat leider zu bald auf die andere Seite, von den ſtrengen Lutheranern verblendet, und aufgebracht. Er ſchrieb noch in eben dem Jahre die berühmte Zuſammenkunft zu Torgau aus.

Hieſelbſt verfertigten funfzehn Theologen unter Aufſicht und Anführung des durch ſeine ſchlechte Aufführung bekannt gewordenen Doktor Andrä das Torgauer Buch, in welchem beſonders gegen die Reformirten bitter und heftig, auch öfters ſehr lieblos deklamirt wurde. Der Kurfürſt von Sachſen ſchikte es hierauf beinahe allen lutheriſchen Fürſten zu, um es zu billigen, und einführen zu laſſen. Viele verwarfen es, die meiſten gaben ihm aber Beifall. Die Verfaſſer mußten es hierauf von neuem durchgehen, und ſo entſtand zu Bergen, einem bei Magdeburg gelegenen alten Benediktinerkloſter die berufene **Formel der Einigkeit**, die man aber billig die **Formel der Zwietracht** nennen könnte.

Sie beſteht aus zwei Theilen. Der erſte enthält ein von den ſechs *) zu Bergen verſammleten Gottesgelehrten nach ihren beſten Einſichten entworfenes theologiſches Syſtem. In dem zweiten iſt ein feierlicher Bann gegen alle diejenigen enthalten, welche anders denken würden, oder anders dächten, als dieſe ſechs Theologen. In dieſem Bannſpruch ſind alle Chriſten mit dem Namen der Ketzer belegt, und aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, welche ſich weigern würden, dieſe

Ihre Schikſale.

*) Dieſe Theologen hieſſen Jacob Andrä, Martin Chemniz, Nikolaus Selnekker, Andreas Muskulus, Christoph Cörner, und David Chyträus.

dieſe Formel zu unterſchreiben. In Deutſchland wurden ſogar alle Obrigkeiten aufgefordert, mit dem Schwerdte dergleichen Ketzer zu verfolgen und auszurotten.

Dieſe Formel unterſchrieben drei Kurfürſten, der Kurfürſt von Sachſen, der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, und der Kurfürſt Johann George von Brandenburg, zwei und zwanzig Fürſten und eben ſo viele Grafen, vier Freiherren, fünf und dreißig Reichsſtädte, und mehr als achttauſend Gottesgelehrte. Nur verſtehe man wohl, daß man unter den achttauſend Theologen alle und jede Prediger und Schulmeiſter auf dem Lande mit begriffen. Sehr viele Gelehrte und einſichtsvolle Männer unterſchrieben ſie mit Zwang, und aus Furcht vor den ihnen im Weigerungsfalle angedroheten Strafen.

Ganze Provinzen verwarfen ſie. Die Reformirten ſtritten geradezu gegen ſie, auſſer Deutſchland die Schweizer und Niederländer, in Deutſchland aber die Pfälzer, die Anhaltiner, die Badenſchen Theologen. Die Lutheraner ſelbſt waren groſſentheils damit unzufrieden, und konnten weder durch Bitten, noch durch Gründe bewogen werden, ſie anzunehmen und den ſymboliſchen Büchern beizufügen. Die Pommern, die Nürnberger, die Heſſen, die Holſteiner, die Schleſier, die Braunſchweiger, die Dänen, und andre mehr verwarfen ſie gänzlich.

In Sachſen regten ſich ſehr viele gegen ſie heimlich und öffentlich. Nach Auguſts des Kurfürſten Tod, hatte ſein Nachfolger Chriſtian der erſte immer die gelindeſten Mittel gebraucht, die

die neue Lehre auszubreiten, und, an die ſanftern Geſinnungen Melanchthons gewöhnt, auch eine vorzügliche Zuneigung zu ſeinen Meinungen bewieſen. Die heimlichen Reformirten hatten unter ſeiner Regierung ſehr erwünſchte Schikſale und die Vornehmſten des Hofes zu ihren Freunden und Anhängern. Dieſe brachten es durch ihr Anſehn ſo weit, daß ſo gar die Formel der Beſchwörung bei der Taufe (Exorcismus) abgeſchaft, ein neuer deutſcher Katechismus herausgegeben, und eine neue deutſche Ausgabe der heiligen Schrift mit Salmuths Anmerkungen veranſtaltet wurde.

Aber dieſes Glük daurte nicht lange. Nach des Kurfürſten Tode veränderte ſich die Scene. Diejenigen Geiſtlichen, welche ſich der Formel widerſezt hatten, wurden zum Theil ihrer Würden entſezt, zum Theil aus dem Lande gewieſen. Nikolaus Crell, der erſte Staatsminiſter Chriſtians, der Beſchützer der Kryptokalviniſten muſte ſeine duldende Geſinnung mit ſeinem Kopfe büſſen. Er ward im Jahre 1601 enthauptet.

Uebermäßige Verehrung der ſymboliſchen Bücher.

Den andern ſymboliſchen Büchern ward gleiche Verehrung in der lutheriſchen Kirche bewieſen. Man fieng an, ihnen große Titel zu geben, und mit lobpreiſenden Ausdrüken ſie zu erheben. Man nannte ſie kanoniſch; man behauptete, ſie wären von Gott unmittelbar eingegeben, der heilige Geiſt habe den Melanchthon das eingegeben, was er geſchrieben habe. Man achtete ſie ſo hoch, als die heilige Schrift, und glaubte, ſie jedem, der ein geiſtliches Amt antreten wollte, mit gutem Gewiſſen zur Unterſchrift vorlegen zu kön-

können. Dabei blieb es nicht. Um die Gewiſſen noch mehr zu feſſeln, wurde ein Eid aufgeſezt, welchen alle diejenigen ſchwören muſten, die zu einem geiſtlichen Amte zugelaſſen wurden. — In der Folge wird ſich noch öfters Gelegenheit darbieten, von den ſymboliſchen Büchern zu reden.

2. Gottesdienſt. Liturgie. Predigten. Katechiſation.

Die gewöhnliche Art, wo ſich die neuen Gemeinen verſammleten, waren zwar Kirchen, indeſſen findet man auch ſchon in den damaligen Zeiten Beiſpiele von beſondern Zuſammenkünften an einen Ort, auſſerhalb der dazu beſtimmten Kirche. Das war beſonders der Fall in Gegenden, wo die Lutheraner noch keine Kirchen hatten. Aber ſelbſt orthodoxe Lutheraner dieſes Jahrhunderts billigten es, daß man an jedem Orte ſich zur Verehrung des höchſten Weſens einfände, und ſogar Luther ſcheint kein groſſer Freund der Kirchen zu ſeyn. *)

Es

*) Luther drükt ſich hierüber in ſeiner Kirchenpoſtille folgendergeſtalt aus: „Keine andre Urſache iſt, Kirchen zu bauen, ſo je eine iſt, denn nur, daß die Chriſten mögen zuſammenkommen, beten, Predigt hören und Sakrament empfangen. Und wo dieſelbe Urſach aufhöret, ſoll man dieſelben Kirchen abbrechen, wie man allen andern Häuſern thut, wenn ſie nimmer nütze ſein. Aber izt will in aller Welt ein jeglicher Menſch eine eigene Capelle oder Altar, oder je eine Meſſe ſtiften, in keiner anderen Meinung, denn daß er achtet, dadurch ſelig zu werden, und den Himmel zu kaufen. Es wäre beſſer, daß man alle Kirchen und Stift in der Welt auswurzelte, und zu Pulver verbrennte,

Es herrſchte in der Art des Gottesdienſtes der lutheriſchen Kirche ſehr groſſer Aberglauben. Ich halte es für nöthig, hierüber etwas zu ſagen, weil er in unſern erleuchteten Zeiten noch nicht aufgehört hat, ſondern, beſonders in manchen Provinzen, immer noch ſeine alte Rechte beobachtet. Art des Gottesdienſtes.

Beinahe möchte ich ſagen, daß die **Lutheraner** in dieſem Jahrhundert in der Feier dieſes Gottesdienſtes weniger Klugheit bewieſen, als die Katholiken. Dieſe beobachteten doch Strenge, Zucht und Anſtand, aber jene vergaſſen es, daß die Verbeſſerung der Lehre, auch Verbeſſernng der Sitten hervorbringen müſſe. Der Sonntag ward für einen Tag angeſehn, an welchem man ſich alles erlauben konnte. Man verlegte auf denſelben Jahrmärkte; an den hohen Feſttagen trieb man in den Städten, und auf dem platten Lande, ſo wie izt, die gröbſten Ausſchweifungen, — man hielte Masqueraden, beſonders in der ſogenannten Faſtenzeit, und trieb ein auſſerordentliches üppiges Leben gerade an dem Tage, an welchem man zur Ehre Gottes zuſammengekommen war.

Der Gottesdienſt ſelbſt bedurfte einer groſſen Verbeſſerung. Die Kirchen ſelbſt gaben zum Aberglauben Anlaß. **Luther** hatte zwar gegen die Bilder, welche die Katholiken in denſelben aufgeſtellt

te, wäre auch weniger Sünde, obs auch jemand aus Frevel thäte, denn daß einige Seelen in ſolchen Jrrthum verführet und verdrehet würden. Denn Gott hat nichts von Kirchen, ſondern allein von den Seelen geboten, welche ſeine rechten eigentlichen Kirchen ſind. „

ſtellt hatten, ſehr geeifert, ſie wurden aber bald wieder aufgehängt, und ſind noch izt in vielen lutheriſchen Kirchen üblich. Der Geſang wurde gröſtentheils in lateiniſcher Sprache gehalten. Im Anfang der Reformation rieth Luther ſelbſt an, daß man an den hohen Feſttagen die lateiniſchen Lieder beibehalten ſollte, weil man noch keine deutſche hatte; man hätte aber die deutſchen überall einführen ſollen, als verſchiedene geiſtreiche Männer viele verfertigten. —

Deutſche Lieder. Zu dieſen Liedern gehören vor allen Dingen Luthers nervichte und kraftvolle Geſänge, welche ſelbſt nach dem Geſtändniß der Katholiken auſſerordentliche Wirkung gethan haben. So ſchreibt Adam Congenius: die Lieder Lutheri haben mehr Seelen getödtet, als ſeine Schriften und Predigten. Es iſt zu verwundern, wie diejenigen Lieder das Lutherthum fortpflanzen, die in deutſcher Sprache haufenweiſe aus Luthers Werkſtatt geflogen ſind. Etliche ſind nach dem Katechiſmo geſezt, etliche lehren, etliche ſind aus den gottſeligen Pſalmen genommen, und erzählen und beſtrafen die Laſter der Chriſten. Das Lied: Es iſt das Heil uns kommen her, hatte eine erſtaunende Kraft auf das Herz einer ganzen Gemeine zu Heidelberg. Dieſe fieng auf einmal mit einhelliger Stimme dieſen Geſang in der Kirche zum heiligen Geiſt an zu ſingen. Dies bewog den Kurfürſten, der ſich bisher aus Furcht vor dem Kaiſer geweigert hatte, manche papiſtiſche Ceremonien abzuſchaffen, und das Abendmal hinführo deutſch und unter beiderlei Geſtalt halten zu laſſen.

So

So haben wir in dieſem Jahrhundert noch mehr herzrührende Lieder, z. B. von Hans Sachſen den Geſang: Warum betrübſt du dich mein Herz. Poliander hat: Nun lob mein Seel den Herren; Martin Böhme hat geſezt: Herr Jeſu Chriſt, mein's Lebenslicht, und: O ſtarker Gott ins Himmels Thron, u. d. gl. mehr.

Und doch, troz dieſer vortreflichen Lieder ſung man lateiniſche Metten und Veſpern, und ſingt ſie zum Theil noch in dieſem achtzehnten Jahrhundert in vielen lutheriſchen Kirchen. Ja man hat ordentliche Reſponſa, in welchen der lateiniſche Geſang der Domherren gut geheiſſen und gleichſam kanoniſirt wurde. Unter dieſe halbdeutſche Lieder gehören: In dulci iubilo; Puer natus in Bethlehem. —

Vor der Reformation war an guten vernünftigen Predigten ein groſſer Mangel. Eraſmus klagt darüber unter andern auſſerordentlich: Jezund, ſagt er, ſpringen auf die Kanzel ſolche Leute, die durch keine Unterweiſung zu dem Amte zubereitet ſind, die unverſchämt ſich nur auf ihre Zunge verlaſſen, ſchreien und blöken daher, was ihnen nur ins Maul kömmt, oder was ihnen andre unnütze Leute vorgeſchrieben haben, oder auch, was ihnen ihre unreine Affekten eingeben, daß ich nicht gedenke, wie wir oft ſo viele müſſen predigen hören, die nur auf Schmeichelei, Pralerei und Gewinnſucht ſehen, ja, was noch ärger iſt, auf Haß und Neid gegen ihren Nächſten, und zwar ſo öffentlich, daß auch oft das unwiſſende Volk aufſtehet, und davon gehet. Predigten.

Nach der Reformation gab **Luther** zwar ein muſterhaftes Beiſpiel von einer geiſtvollen Predigtmethode; es ahmten auch viele proteſtantiſche Prediger dieſem Beiſpiele nach; allein es ſchlichen ſich bald viele Misbräuche ein. Man hielte das Predigen für das Hauptſtük des Gottesdienſtes, und ſezte in daſſelbe das ganze Amt eines Geiſtlichen mit Uebergehung des ſo nöthigen Katechiſirens. Einige verſtiegen ſich in das Schwülſtige einer erkünſtelten Beredſamkeit: andre redeten die niedrigſte Sprache des Pöbels. Beſonders hielte man viel auf gelehrte Predigten, und es war nichts ungewöhnliches, daß man ſich mit hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Wörtern gewaltig brüſtete, und in ein ganz unverſtändliches Gewäſch von Worten und Redensarten, wobei man nichts dachte, die Kanzelberedſamkeit ſezte. Auch kamen damals ſchon die Poſtillen auf, deren ſich vorzüglich die Prediger auf dem Lande bedienten. **Luther** riethe es ſelbſt an, zumal unwiſſenden und einfältigen.

Katechiſiren. In dem erſten Katechiſmus, den **Luther** ſchrieb, verlangte er weiter nichts, als daß er die zehn Gebote, das apoſtoliſche Symbolum, und das Vater unſer enthalten ſollte. Die Lehren von der Taufe und Abendmale hielt er damals nicht eben für nöthig. Im Jahre 1529 gab er ſeinen kleinen Katechiſmus heraus, von welchem er ſehr beſcheiden ſagt, daß er nur ein auf die Nothdurft der damaligen Zeit eingerichteter Entwurf wäre, der nach Erforderung der Umſtände abgeändert, und verbeſſert werden könnte. Dahin gehörten auch, ſagt er, die angehängten Beichtformeln, die er nur dem rohen, dummen Haufen zu Gefallen geſchrieben hätte.

Er

Er brachte es auch ſo weit, daß öffentliche Befehle an die Geiſtlichen ergiengen, in welchen ſie zum fleißigen Katechiſiren angehalten und ermahnt wurden. So gar der Kurfürſt Johann ließ den Kurprinz Johann Friedrich öffentlich unter andern Kindern den Katechiſmus in der Kirche mitbeten; leider! wurden es die Geiſtlichen bald müde. Sie hatten es bloß aus Zwang und aus Furcht vor der Strafe, wenn ſie dem obrigkeitlichen Befehl nicht gehorchen würden, gethan; — daher lieſſen ſie es bald, beſonders nach Luthers Tod, da die Zänkereien unter ihnen anfiengen, liegen. So hielten ſie das Jahr über nur viermal, und zwar jedesmal nur vierzehn Tage lang Katechiſmus-Unterricht. Zulezt fielen die unwiſſenden dummen Geiſtlichen auf die Katechiſmus-Predigten, die ihnen freilich mechaniſch leichter wurden, als der Unterricht der Kinder.

3) Verwaltung der Sakramente, Kirchenzucht.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß im Anfang der Kirchenverbeſſerung einige lutheriſche Gemeinen die Kindertaufe für gleichgültig anſahen, ſie in die chriſtliche Freiheit ſezten, keinen dazu zwangen, keinen verfolgten, der ſie unterließe, aber auch keinen abhielten, ſein Kind taufen zu laſſen. So ſagt ein lutheriſcher Geiſtlicher der damaligen Zeit: „anſtatt der Taufe laß ich die Gemeine zuſammen kommen, bringe das Kindlein hin, und erkläre das Evangelium deutſch aus Matth. 19.: Da brachten ſie Kindelein zu ihm. Darauf gebe ich ihm einen Namen, und die Gemeine kniet nieder, und betet für das Kind, befiehlt es in die Hände Chriſti, daß er ihm gnädig ſei. Wo aber die Eltern Taufe.

noch ſchwach ſind, welche mit Ernſt das Kind wollen getauft wiſſen, ſo taufe ich es, und bin in der That mit den Schwachen eine Zeitlang ſchwach, bis ſie eines beſſern unterrichtet werden, aber in dem Worte weiche ich ihnen nicht auf einen Buchſtaben. “

Sonſt wurden mit der Taufe bedaurenswürdige Misbräuche getrieben; man überließ ſich bei den Kindtaufen dem üppigſten Betragen, und der unanſtändigſten Schwelgerei, glaubte durch Pracht und koſtbaren Schmuk ſich vor andern auszuzeichnen, und vergaß dabei den Endzwek dieſer wichtigen Handlung.

Abendmal. So herrſchte auch im Anfang der Glaubensveränderung beim Gebrauch des heiligen Abendmals eine Einfalt und lobenswürdige Andacht. Man überließ es dem Gewiſſen eines jeden, wenn er ſich deſſelben bedienen wollte. Luther ging abermals den Geiſtlichen mit einem vortreflichen Beiſpiel vor, — er ſchrieb unter andern: „er „wollte, daß die Privatkommunion ſchlechterdings aufgehoben würde, und man dem Volke „ſagte, ſie ſollten des Jahres drei oder viermal „kommuniziren, und hernach könnten ſie durch „das Wort geſtärkt, allezeit entſchlafen, wenn ſie „ſterben müßten. Denn die Kirche müſſe auch „nicht ſo zum Sklaven gemacht werden, zumal „denen, die ſonſt allezeit das Sakrament verachteten, und hernach ſtraks einen Knecht haben „wollten, der ihnen bei allem Vorfall aufwartete.

Unwiſſenheit, Schwärmerei, Geiz und andere niedrige Abſichten verdunkelten aber zu bald das reizende Gemählde, das man von manchen Gemei-

nen

nen wirklich machen konnte. Man hielt die Feier des Abendmals, ſo ſehr auch Luther und Carlſtad dagegen ſtritten, für eine ſchlechterdings nothwendige Sache, um die Seligkeit zu erlangen.

Die Beichte behielt Luther bei, erklärte ſich aber ausdrüklich, daß es bloß zur Unterweiſung der Einfältigen und zum Troſt der Schwachen geſchehe. So wurde auch in der augsburgſchen Konfeßion geſagt, daß nicht viele auf einmal zur Beichte kommen dürften, damit ſie alle könnten verhöret und unterrichtet werden. Die Beichte und Abſolution wären nicht zu verwerfen, ſonderlich wegen der zarten und erſchroknen Gewiſſen, und um der unbändigen Jugend willen, damit man ſie verhöre und unterweiſe in der chriſtlichen Lehre — —

So verwarf man auch die Ohrenbeichte noch nicht ganz, ſondern ſahe ſie als ein nöthiges Mittel an, die Kirchenzucht aufzurichten, die Leute ihres gottloſen Lebens halber anzuſprechen, und mit ihnen von einer Diſciplin zu reden. Bei allen dem wurde aber alles Ernſtes verboten, daß niemand einem Kirchendiener vor Reichung der Taufe und des Abendmals das geringſte geben ſollte. Die Formel der Abſolution war gleichfalls ſo vernünftig, als möglich eingerichtet, indem der Geiſtliche nach der Beichte ſich bloß der Worte bediente: Ich verkündige dir die Vergebung der Sünden. Wie ſehr man doch in der folgenden Zeit von dem einfachen Glauben in der lutheriſchen Kirche abgewichen iſt! es giebt noch in unſern Tagen große Gemeinen dieſer

ſer Konfeßion, deren Lehrer ſich der Macht anzumaßen ſcheinen, Sünden vergeben zu wollen.

Die ſo genannte Kirchenzucht, über deren Werth oder Unwerth ich mich nicht einlaſſen will, wurde ſehr vernachläßiget, und die Gemeinen befanden ſich in dem äuſſerſten Verfall. Melanchthon geſtand ſelbſt gleich im Anfang: es wäre noch nicht einmal ein Schatten von einer Kirchenzucht eingeführet, geſchweige denn eine ernſthafte Einrichtung des ganzen Lebens, oder der wahren Uebung der chriſtlichen Mäſſigkeit.

Konſiſtoria.

Dagegen nahmen die Konſiſtorien ihren Anfang, durch deren Errichtung die Proteſtanten dem Pabſte die Befugniß nahmen, in geiſtlichen Sachen alles nach ſeinem Gutdünken und Belieben entweder ſelbſt, oder durch Biſchöfe und andre Geiſtlichen entſcheiden zu laſſen. Ihnen wurden die Univerſitäten gleichſam zu Hülfe gegeben, welche vermittelſt ihrer Gutachten (Reſponſa) manches mit entſcheiden ſollten.

Luther war herzhaft genug, den Wunſch zu thun, daß man das päbſtliche Recht ganz ausſchlöſſe, und die Fürſten einmal das Herz nähmen, ſolche Gerichtsbarkeit und Cenſuren ganz abzuthun. Er ließ auch im Jahre 1520 das ganze kanoniſche Recht zu Wittenberg vor dem Elſterthore, in Gegenwart vieler hundert Studenten, und andrer verbrennen. Indeſſen mußte er den Rechtsgelehrten nachgeben, welche freilich gern ſahen, wenn der Kleriſei ihr Anſehn, ihre Einkünfte und andre Vortheile beſchnitten, oder wohl gar genommen würden; — die aber

ſogleich

ſogleich entrüſtet wurden, und ſich mit aller Macht dagegen wehrten, als man ihnen ihre Einnahmen nur ſchmälern wollte. Luther mochte alſo noch ſo ſehr toben — die Juriſten und Kanoniſten Eſel, und ihre Sachen Eſelskunſt und Teufelsmiſt nennen; ſie fuhren fort, vor dieſen ihren Gözen niederzufallen, ihn anzubeten, darüber zu leſen, ſich auf die ſeit langer Zeit hergebrachte Gewohnheit zu berufen, und andre zu zwingen, daß ſie dies Joch tragen mußten, welches ihnen ſo ſehr beſchwerlich war, und welches ſie ſo gern abzuſchütteln wünſchten.

So maßten ſich die Konſiſtoria verſchiedene Dinge an, die keinesweges vor ſie gehörten, ließen ſich beikommen, Ehen zu trennen, Gewiſſensfälle zu erheben, und darinnen vieles feſtzuſezen. Doch, es wird ſich hierüber bei dem folgenden Jahrhunderte mehreres ſagen laſſen. Eben ſo wenig halte ich mich bei den ſo unbedeutenden Streitigkeiten auf, welche in dieſem Jahrhundert in der lutheriſchen Kirche obgewaltet haben; ſondern gehe zu den Reformirten über.

Dritte Abtheilung.

Innre Beſchaffenheit der reformirten Kirche.

1. Geſchichte der reformirten Kirche im ſechszehnten Jahrhundert.

Ulrich Zwingli.

Die Zeit, wann dieſer berühmte Reformator geboren worden, iſt nicht ganz ausgemacht. Gewöhnlich nimmt man den erſten Jenner des Jahres 1484 für ſeinen Geburtstag an. Sein Genie äuſſerte ſich gar bald. Im zehnten Jahre brachte man ihn nach Baſel, und Georg Bingli, ein braver, gelehrter und auſſerordentlich ſanftmüthiger Mann war ſein Lehrmeiſter. Zu der Muſik hatte er ungemein viel Luſt. Er leiſtete hierinn mehr, als man von ſeinen Jahren erwarten konnte. Bingli entdekte zu viel Talente an ſeinem Schüler, als daß er ihn länger bei ſich in der Schule haben wollte, er gab ihm daher den Rath, anderswohin eine, ſeinen vorzüglichen Fähigkeiten angemeſſene Nahrung, zu ſuchen. Weil Heinrich Lupulus zu Bern damals wegen ſeiner Gelehrſamkeit ſehr berühmt und ein Dichter war, ſo

ſo kam Zwingli zu dieſem nach Bern, und erhielt von ihm die Bildung ſeines Geſchmaks. Von hier gieng er nach Wien, und ward 1501 Magiſter.

Im Jahre 1506 ward er Pfarrer zu Glaris. Während ſeinem zehnjährigen Aufenthalt daſelbſt, ſezte er ſein Studiren fleißig fort. Er las die klaſſiſchen Schriftſteller, beſonders den Valerius Maximus. Eben ſo fleißig las er die heilige Schrift, und ſah daher nach und nach einige Irrthümer in der Kirche ein. Die gelehrten Schriften des Johann Picus von Mirandula, der in dem vorhergehenden Jahrhundert gelebt hatte, giengen ihm inſonderheit ſehr zu Herzen. Durch das Leſen vieler Schriften, und durch ſeine Art zu ſtudiren machte ſich Zwingli zwar bei den Prieſtern verhaßt, und kam bei ihnen in Verdacht der Kezerei.

Er predigte aber nichtsdeſtoweniger nach ſeiner Art fort, doch ſo, daß er von den Irrthümern und Mängeln der römiſchen Kirche niemals, oder nur ſelten etwas erwähnte. Er wollte lieber, daß die erkannte Wahrheit in den Herzen ſeiner Zuhörer ihre Wirkung hervorbrächte, weil er glaubte, daß vor dem Licht der Wahrheit, das Falſche von ſelbſt verſchwinde. Durch ſeinen angenehmen Umgang und unterhaltende Geſpräche wußte er ſich bei jedermann beliebt zu machen. Dieſe einnehmende Eigenſchaften nebſt ſeiner Geſchiklichkeit in der Muſik, zogen ihm die Gunſt der vornehmen Damen daſelbſt in ſolchem Grade zu, daß ihre Ehemänner darüber beunruhiget wurden, und er in einen Verdacht kam. Er gieng von hier fort, und begab ſich in das Kloſter Einſiedeln. Der Abt dieſes Kloſters, Karl von Rechtorg, war ein geſchikter und ehrlicher Mann. Er traf die Veranſtaltung

ſtaltung, daß ſeine Kloſterleute, darunter ſehr gelehrte Männer waren, die Schriften der Kirchenväter und des Eraſmus fleißig laſen. Zwingli verſah allhier durch Vermittelung des Abts die Pfarre. — —

Er fieng darauf an, in ſeinen verſchiedenen Predigten wider verſchiedene Misbräuche der römiſchen Kirche, beſonders wider das Wallfahrten und der Verehrung der Maria zu eifern; er empfahl den Zuhörern die Bibel in deutſcher Sprache zu leſen, und erlaubte denen, die ſich bei dem Keuſchheitsgelübde nicht wohl befanden, zu heurathen.

Weil er aber ſah, daß es mit ſeinen Predigten allein nicht ausgemacht war; ſo wandte er ſich an den Biſchof Hugo zu Koſtniz, und ſtellte dieſem mit allem Ernſt und Nachdruk vor, daß er vermöge ſeines biſchöflichen Amtes dafür ſorgen ſollte, daß durch die ungehinderte Predigt des reinen Worts Gottes die Kirche von ſo vielen groben Irrthümern und Aberglauben, die dieſelbe ſo ſehr entſtellten, gereiniget würde: denn wenn er das nicht thäte, ſo möchte, da das Licht der Wahrheit nun einmal durchgebrochen wäre, und begierige Lehrjünger gefunden hätte, allerlei Unordnung entſtehen. Er wandte ſich auch an den Kardinal, und Biſchof zu Sillen. Beide hörten ihn, und dabei blieb es.

Im Jahre 1584 kam Zwingli nach Zürich, wo er eine Pfarrſtelle erhielt. Hier trat er 1529 bei dem groſſen Münſter ſein Lehramt an, und erklärte ſich über die Lehrart, die er in Zukunft beſorgen wollte. Er ſagte, er wäre geſinnt, mit

Hintan-

Hinkanſetzung der ſcholaſtiſchen Theologie und alles eitlen Menſchentandes, die von den Kirchenvätern gebrauchte altchriſtliche Methode der Homilie wieder einzuführen, und ohne ſich an die Sonntäglichen Evangelien zu binden, das Evangelium des Matthäus, der Ordnung nach, zur Erbauung der Rechtſchaffenen zu erklären.

Den Sonntag darauf machte er mit dieſer Methode den Anfang. Es waren nicht bloſſe Wortforſchungen, exegetiſche Unterſuchungen und kalte theologiſche Abhandlungen; immer richtete er ſein Augenmerk dabei auf den kirchlichen, ſittlichen und bürgerlichen Zuſtand ſeiner Zuhörer. Was ihre gegenwärtige Bedürfniſſe erforderten, das predigte er. Wenn er ſie auf das Weſentliche der Religion, auf Gott und Chriſtum geführet hatte, ſo redete er auch mit Macht, gegen die mit der Vernunft und Schrift ſtreitende Irrthümer, den herrſchenden Aberglauben und die Heuchelei ꝛc. Nicht zufrieden, die bisherigen eitlen Stützen umgeſtürzt, und die Zuhörer in Verlegenheit und Verwirrung geſezt zu haben, zeigte er ihnen, was ſie zu thun hätten. Er drang mit allem Ernſte auf die Beſſerung des Lebens, auf chriſtliche Liebe, Redlichkeit und Rechtſchaffenheit. Er lehrte mit Faßlichkeit und Herablaſſung, ſo, daß ihm Leute von aller Gattung häufig zulieſen, beſonders der Pöbel, und alle die, welche die Unmäßigkeit, die Geilheit, die Ueppigkeit, den Geiz, und das heuchleriſche Gepränge der Prieſter ſchon lange von der Kirche abgehalten hatte, und die man deshalb für Ungläubige hielt. Das iſt einmal, ſagten die beiden Säkelmeiſter Räuchli und Füeßli, welche Feinde des prieſterlichen Verfolgungsgeiſts waren, ein rechter Prediger der Wahrheit, der wird ſagen, wie die Sachen ſtehen. Um

Bernhard Samſon. Um dieſe Zeit nun kam Bernhard Samſon mit dem Ablaß nach der Schweiz. Dieſer arme Schelm verſah es darinn, daß er ſeine Bullen bei dem Biſchof zu Konſtanz nicht vidimiren ließ. Der Biſchof verbot daher allen Pfarrern ſeines Bisthums, dieſen Mönch in ihre Kirchen zu laſſen. Er ſchrieb an Zwingli, als an den Prediger in dem vorderſten Orte der Eidgenoſſenſchaft. Zwingli that alſo auf Befehl ſeines Biſchofs den erſten Angrif gegen den Pabſt. Ungeachtet des Verbots, zog Samſon von Bern nach Lenzburg. Er war im Jahre 1518 über Gotthart nach Uri gekommen, wo er aber nicht viel eingenommen hatte.

Zu Zug gelang es ihm beſſer. Da war ein ſolches Gedränge des Volkes um ſeine Waare, daß ſeine Bedienten riefen; „Man ſoll nicht ſo „ſehr hineindringen; man ſoll erſt die, ſo Geld „haben, herankommen laſſen, man werde hernach „den andern, die nichts haben, auch guten Be„ſcheid geben.„

In Baden ſpielte Samſon eine gar artige Komödie. Er ließ die mit Geld losgekauften Seelen, unter Todtengeſang und feierlicher Prozeßion auf den Kirchhof, aus dem Fegfeuer in den Himmel fliegen.

Zwingli predigte ruhig gegen den Ablaß fort, Ariſtoteles, Plato und Seneka, welchen leztern er zur Bildung und Ausbeſſerung des moraliſchen Charakters vortreflich fand, Thucydides, und Saluſt, Demoſthenes, Theokrit, Ariſtophanes, Heſiodus, Homer und Pindar beſchäftigten ihn wechſelsweiſe. Er drang ganz in

den

den Geiſt dieſer Schriftſteller hinein; nichts was ihr Genie und ihren Charakter unterſchied, entgieng ſeinem beobachtenden Auge.

Auch die ſchwerſten unter den alten Dichtern las er nicht mit dem ängſtlichen Fleiße eines Philologen und Kritikers, ſondern mit der gefühlvollen Seele eines wahren Kenners, und mit dem nachſtrebenden Flug eines Genies. Sein Herz ſchloß ihm mehr von Verſtande, und geheimen Schönheiten auf, als das kalte Nachforſchen jener niemals erreichen wird und kann.

So reizend auch das Leſen der Alten für Zwingli ſeyn mußte, ſo vergaß er doch ſeinen Hauptzwek dabei nicht. Nichts war ihm angelegentlicher, als die heilige Schrift in der Grundſprache zu verſtehen. Er fand, daß das Leſen der Alten, inſonderheit der Dichter, und unter dieſen des Pindars, einem Ausleger der heiligen Schrift groſſen Vortheil bringe.

Frei zu denken und frei zu reden, ging bei Zwingli über alles. Auf die Güte ſeiner Sache ſich verlaſſend, nahm er ſeine Zuflucht niemals zu den Künſten der Verſtellung und einer falſchen Klugheit. Er hatte bisher noch immer einen Gehalt von dem Pabſt bekommen; er begab ſich aber deſſen freiwillig, ohngeachtet Leo der Zehnte weit davon entfernt war, ihm ſolchen zu nehmen, ob er ſich gleich ſeinem Kram widerſetzet hatte. Man will hievon den Grund angeben, daß Zwingli ſich dadurch bei den Schweitzern ein Anſehen geben, und ſich in die Regierung einmiſchen wollen.

So lange die Lehren, die Zwingli vortrug,

den Nutzen oder das Anſehen der geiſtlichen Oberherren nicht ſchmälerte, ſo konnte er ungeſtört fort predigen. So bald aber die Zuhörer anfingen ſich nach ſeinen Worten in Anſehung des Fleiſcheſſens zu richten, ſo blieb die Geiſtlichkeit nicht länger in Ruhe. Der Biſchof zu Konſtanz ließ einen Befehl wider dieſe Neuerung bekannt machen, und ſchikte eine Geſandtſchaft nach Zürch, welche im Namen des Biſchofs ermahnte, bei den hergebrachten Gebräuchen und Ordnungen zu bleiben. Der Rath faßte nach einer Berathſchlagung den Schluß, den Biſchof zu bitten, durch eine Verſammlung der Prälaten und gelehrter Männer des ganzen Biſthums, die ſtreitigen Artikel unterſuchen zu laſſen, und zu beſtimmen, woran man ſich zu halten habe.

Da der Biſchof bei dem Rath zu Zürich ſo wenig ausgerichtet hatte, wandte er ſich nun an den Probſt und an das Kapitel in einem langen Schreiben, worinn er ſie vor den neuen Lehren warnete, und ſie aufforderte, ſich denſelben zu widerſetzen. Zwingli, der eben Chorherr geworden war, ſahe, daß der Biſchof vornemlich auf ihn ziele, verlangte alſo, daß man ihm das Schreiben übergäbe, damit er eine Schuzſchrift dagegen verfertigen könnte. Man gab es ihm, und er ſchrieb ſeine Architelos in lateiniſcher Sprache. Er ſchonet darinn den Biſchof, und zeigt viel Mäßigkeit und Beſcheidenheit. Bei eben dieſem Biſchof ward auch Urban Wiß, Pfarrer zu Viſisbach, verklagt, daß er nach dem neuen Glauben predige. Wiß ward gefangen nach Konſtanz geführt, und von dem Biſchof lange Zeit im Gefängniß gehalten, wo Zwingli ihm durch Briefe zur Standhaftigkeit ermunterte. Dis, ſagt Bullinger,

ger, war der Anfang, daß die Eidgenoſſen das Evangelium verfolgten, und zwar auf Anſtiften der Geiſtlichen, welche zu allen Zeiten Chriſtum, den Pilatus und Herodes vorſtellten. Hierauf machten ſich nun mehrere an Zwingli. In der Stadt waren drei Bettelorden; der Prediger, der Barfüßer, und der Auguſtiner. Dieſe kamen bei dem Rathe mit der Klage wider Zwingli ein, daß er ſie auf der Kanzel angriffe und bei dem Volke verächtlich mache. Es ward alſo verboten, wider die Mönche zu predigen und zu disputiren.

Weil beide Partheien auf der Kanzel gegen einander loszogen, ward ihnen alles unterſagt, was Zwietracht und Trennung verurſachen könnte, man habe es denn vorher an das Kapitel bei dem großen Münſter gebracht. Dieſen Schluß wollte Zwingli nicht annehmen, ſondern ohne Einſchränkung predigen. Die Ordensleute wollten aus dem Thomas, Scotus ꝛc. predigen; allein es ward ihnen geboten, dieſe ruhen zu laſſen, und jeder ſollte nichts auf die Kanzel bringen, als was er aus dem Worte Gottes darzuthun wiſſe.

Zwingli hob ſein Haupt immer mehr empor, und wußte einen Prediger in Zürich, der nicht an ihm glaubte, auf eine gute Manier abzuſetzen, und die Pfründe einem folgſamern Prieſter zu übergeben. Um dieſe Zeit wagten es eilf angeſehene Geiſtliche, eine Bittſchrift, die Zwingli verfertigte, dem eidgenoßiſchen Geſandten und dem Biſchof zu Konſtanz zu übergeben, worinn ſie ſagten, daß ſie die Menſchen nach dem Evangelium zu unterrichten, entſchloſſen wären, und die Nothwendig-

keit vorſtellten, das Eheverbot für die Geiſtlichen aufzuheben.

Bei der Verſchiedenheit der Denkungsart in Religionsſachen, die ſich in Zürich je länger je mehr ausbreitete, war es nichts ſeltenes, daß einem Lehrer von der einen Parthei, wenn er vor dem Volke predigte, von einem Lehrer der andern Parthei, auch oftmals von gemeinen Bürgern öffentlich widerſprochen ward, daß dieſer jenem ſeinen Irrthum vorhielt und ihn widerlegte; jener hingegen Schmähworte und Verketzerungen ausſtieß, woraus nothwendig viel Unordnung und Aergerniß entſtehen mußten. Um dieſen Mißhelligkeiten vorzubeugen, begehrte Zwingli von dem großen Rath die Erlaubniß, von ſeiner Lehre öffentlich Rechenſchaft abzulegen. Sein Vorſchlag war, der Rath ſollte ein Religionsgeſpräch von Gelehrten und Ungelehrten veranſtalten, wobei er verſprach, daß er ſich wolle zurecht weiſen laſſen, wenn man etwas irriges und falſches in ſeiner Lehre fände, und bat zugleich, daß man ihn bei demjenigen ſchützen möchte, was er hinlänglich dargethan hätte. Als dieſes der Rath bewilligt hatte, verfaſſete Zwingli ſeine Lehre über die ſtreitigen Punkte, in ſieben und dreißig Artikeln, und übergab ſie der Drukerpreſſe. Dieſe Sache erregte ein allgemeines Erſtaunen. Die meiſten eidgenoſſenſchen Stände hatten zwar den ihrigen verboten, dieſer Diſputation beizuwohnen. Dennoch erſchienen am neun und zwanzigſten Januar 1523, als den beſtimmten Tag auf dem Rathhauſe zu Zürich, nebſt dem Abgeſandten des Biſchofs zu Konſtanz, ſeinem Hofmeiſter Fr. von Anweil, Ritter, und ſeinem Vikar und Kanzler, Johannes Faber, nebſt noch andern, beinahe ſechshundert

dert vornehme und andere Gelehrte, geiſtliche und weltliche Perſonen, Prälaten, Doktoren, Magiſters auch von entfernten Orten.

Die Verſammlung eröfnete der Burgermeiſter Rouſt. Dieſen Herren Bürgermeiſter muß man nicht mit andern Wohlweißheiten in Parallel ſetzen. Er war ein Mann wie Heidegger, dergleichen man ſelten findet. Er ſprach von den theologiſchen Streitigkeiten mit Freimüthigkeit und Gelaſſenheit, daß man ſich darüber wunderte, und hörte nachher ſeine Gegner mit einer großen Sanftmuth an. Ob er gleich einer der Vornehmſten in Zürich war, ſo glaubte er nicht, daß ſein Anſehen das geringſte für die Wahrheit entſcheiden würde.

Die Abgeordneten des Biſchofs wollten ſich in keine Diſputation einlaſſen, unter dem Vorwande, ſie wären nur darum zugegen, um die entſtandenen Streitigkeiten beizulegen. Die vorgelegten Artikel, ſagte Faber, müßten auf einem zu haltenden Konzilium unterſucht werden, und man müßte auf einer berühmten Univerſität darüber diſputiren. Zu der Zeit ſah man die Mängel auf Univerſitäten, wie man hieraus ſieht, noch nicht ſo ein, wie jezt. Denn jezt möchte ſich wohl ſchwerlich jemand auf das Urtheil einer Akademie berufen, ohne ſich ausdrüklich vorzubehalten, an einer andern appelliren zu können. Faber fing endlich an mit ihm über die Fürbitte der Heiligen und die Meſſe zu ſtreiten. Ueber die Quelle der Beweisgründe waren ſie verſchieden. Zwingli wollte alles aus der heiligen Schrift bewieſen haben, da Faber ſich

immer auf Traditionen und Konzilien berief. Faber ſagte, wenn die Schrift ſich widerſpricht, ſo muß man doch einen Richter haben, um den wahren Sinn zu unterſcheiden.

Nein, ſagte Zwingli, der Geiſt der Schrift entſcheidet, und richtet ſich ſelber. Zwingli zeigte in der ganzen Streitigkeit viel Gegenwart des Geiſtes, Munterkeit und gute Laune. Nach Endigung deſſelben machte der große Rath zu Zürich die Verordnung, daß Zwingli mit der Verkündigung des göttlichen Worts muthig fortfahren könnte, und daß alle Prediger keine andere Lehre vortragen ſollten, als die ſie aus der Schrift darthun könnten, übrigens aber, was die Hauptſache war, vor allen Schmähungen und Ketzereien ſich ſorgfältig hüten möchten.

So wenig auch nun hierdurch die ſtreitigen Religionspunkte erörtert, und ſo wenig die Gegner von dem Ungrund ihrer Meinung überführt wurden, ſo hatte doch die Sache für die Reformation einige Folgen. Die Prediger der neuen Lehre ſahen wohl ein, daß, wenn ſie die herrſchenden Irrthümer und Unordnungen beſtraften, das Volk zuerſt die Augen auf ſie richten würde. Es war ſehr natürlich, daß ſie ihre Werke nach ihren Worten einrichten würden. Sie ſahen wohl ein, daß nicht ein jeder Kirchendiener die Enthaltſamkeit hatte, um nun kein Aergerniß weiter zu geben, fingen ſie an, ſich öffentlich zu verheirathen. Zwingli verheirathete ſich mit einer adelichen Wittwe, Anna Reinhard, die vierzig Jahr alt, und zuvor mit Junker von Sturnau, Herr zu Weiningen verheirathet geweſen war, dem ſie einen Sohn und zwei Töchter gebohren hatte. Dieſe Heirath gab Gelegenheit zu allerlei Anmerkungen.

Weil

Weil aber die Prieſter, die ſeine Gegner waren, gegen ihn nichts ausrichten konnten, ſo legten ſie ſich auf den alten Kunſtgrif der Geiſtlichkeit, ich meyne, das Verläumden. Sie ſprengten aus: Zwingli habe in Zürich gepredigt, die Eidgenoſſen verkauften Chriſtenblut, und äßen Chriſtenfleiſch. Weil aber die große Rathsverſammlung den Streich gleich merkte, ſo ward Zwingli losgeſprochen. Die Obrigkeit, die ſchon anfing die Augen aufzuthun, und das Joch der Kleriſei abzuſchütteln, machte bekannt, daß den Nonnen frei ſtünde, aus dem Kloſter zu gehen, wenn ſie wollten, und von ihren Sachen mitzunehmen, was ihnen beliebte. Die aber, welche bleiben wollten, müßten ihre Ordenskleider ablegen, und mit Hintanſetzung ihrer abergläubiſchen Uebung, die Predigten beſuchen. Im Jahr 1523 fing man auch an die Taufe in teutſcher Sprache, mit Weglaſſung der Beſchwörung, des Salzes, Staubes, Kreutzes und Chryſams zu verrichten. Nicht lange darauf machte der Rath die heilſame Verordnung, daß man die große Anzahl unnützer und doch wohl beſoldeter Geiſtlichen vermindern, und nur ſo viel beibehalten ſollte, als zur Verrichtung des Gottesdienſtes nöthig wären.

Allein die wichtigſten Stüke des päbſtlichen Aberglaubens ſtanden noch feſt. Noch immer wurde Meſſe geleſen; noch hatte man Bilder und verehrte ſie. Zwingli machte ſich zuerſt an die Meſſe. Er unterſuchte in einer Schrift die Geſchichte des Groß-Kanons, die Veränderungen, die damit vorgenommen worden, und zeigte die Irrthümer, die er darinn zu finden glaubte. Ein gewiſſer Ludwig Hebzer ging auf die Bilder los. Ungeduldig und voll Eifer gingen einige Bürger

und gruben ein großes Krucifix, das zu Stadelhöfen ſtand, aus, und ſtürzten es um. Der eifrigſte unter dieſen Bilderſtürmern war der Schuſter Niklas Hottinger. Die Bilderſtürmer wurden verklagt. Die Anhänger des Zwingli von den Geiſtlichen aber nahmen ſie in ihren Schuz, vertheidigten ſie öffentlich von der Kanzel, ohne daran zu denken, daß ſie ſich der Verbrechen der Bilderſtürmer theilhaftig machten. Doch die Reformatoren ſchloſſen immer die Obrigkeit mit ein. Sie waren alles in allem; denn ſonſt war es ein eben ſo großer Eingrif in die Rechte der Obrigkeit, Bilder niederreiſſen zu laſſen, als das Corpus iuris canonici zu verbrennen, oder öffentlich auf der Kanzel zu ſagen, daß man der Obrigkeit nicht gehorſam ſeyn dürfte.

Indem die Verbeſſerungen zu Zürich ſo gut fortgiengen, entſchloſſen ſich die übrigen zu Lucern verſammlete Kantons, die katholiſche Religion in ihren Ländern unverändert beizubehalten. Sie ſchikten eine Geſandtſchaft nach Zürich. Dieſe Schrift ward von den Rathsgliedern und andern Gelehrten unterſucht, und eine Gegenantwort bekannt gemacht, wobei man ſich anerbot, mit den angezeigten Univerſitäten ſich weitläufiger einzulaſſen.

Nun legten Zwingli, Engelhart und Leo Jul dem Rath eine Bittſchrift vor, in welcher ſie verlangten, daß die Prozeßion und andere thörichte Dinge abgeſchafft würden. Man öfnete die Särge in den Kirchen, um ſie an ihre gehörige Oerter zu bringen. Die Gebeine der Märtyrer, die Kohlen, Ziegelſteine, Aſche und dergleichen Waaren wurden anſtändig beerdigt. Auch die Ilgenhaut, die man

man fand, die als Reliquie eines Heiligen war verehret worden, ward beigeſezt. Dieſer Feud brachte die Obrigkeit ſo auf, daß ſie auf einmal die Orgeln, das Grab und Welterleuchten, die Gaben und Opfer für die Todten, die Prozeßionen, das Beichtgeld, das Segnen der Palmen, das Weihwaſſer, die Kerzen und Lichter, die lezte Oelung, als abergläubiſche Gebräuche und Sachen abſchaffte. Nicht lange darauf befahl auch der Rath, alle Bilder ſofort aus den Kirchen fortzuſchaffen. Einige Herren des Raths begaben ſich nebſt den drei Pfarrern, dem Baumeiſter der Stadt, nebſt Schmieden, Schlöſſern und Steinmetzern in die Kirchen, und nahmen alle Bilder weg. Der übertriebene Eifer zerſtörte hier manches herrliche Stük. Ein Bildniß Karls des Groſſen, das in der Kirche war, und aus Unwiſſenheit für einen gewiſſen Heiligen gehalten und verehret wurde, mußte das gleiche Schikſal erfahren.

Um dieſe Zeit fand auch der Rath für gut, die Orden der Bettelmönche aufzuheben. Er machte die Verordnung, daß man die jungen und ſtarken Mönche, um ihren Unterhalt zu finden, Handwerker und Profeßionen lernen, die fähigen Köpfe dem Studium widmen, die übrigen aber bei dem Genuß ihrer Pfründen ausſterben laſſen ſollte.

Da man alſo die Ehe wieder in ihren natürlichen Zuſtand zurük geſezt hatte, ſo gehörte ſie auch unter die weltliche Gerichtsbarkeit. Es ward alſo zu Zürich ein Ehegericht angeordnet, worüber der Biſchof zu Konſtanz ſich ſehr betrübte. Zwingli war von allen Seiten angegriffen.

Auch der Landſchreiber zu Uri, Valentin

Compar, beſtritt in einer Schrift, die er vor geſammter Landgemeine vorgeleſen, verſchiedene Lehrpunkte, die Zwingli in ſeinen Artikeln behauptete, als von dem Fegfeuer, von den Bildern, von der Tradition und dem Anſehn der heiligen Schrift. Compar behauptete, die Kirche habe die ächten Evangelien von den untergeſchobenen unterſchieden, dieſe verworfen, und jene gutgeheiſſen. Die Evangelien hätten alſo kein ſo groſſes Anſehen, wenn die Kirche, d. i. der Pabſt, die Konzilien nicht gut geheiſſen hätte. Zwingli antwortete darauf ſehr artig: Wenn ein ehrlicher Landesmann, ſagt er, zu Uri gelebt hätte, ehe die Landverfaſſung in ein Buch aufgezeichnet geweſen, die Geſetze aber alle in friſchen Gedächtniß hätte, wenn nun das Geſezbuch ſelber verlohren gienge, und an deſſen ſtatt viele gegen einander ſtreitende Bücher ausgeſtreuet würden, einer dies, ein anderer jenes für das unfehlbare Geſezbuch gehalten wiſſen wollte: ob Valentin in ſolchen Fällen, durch die Mehrheit der Stimmen entſcheiden laſſen wollte, welches Buch für das Original zu halten ſei? Ob man nicht auf dieſe Weiſe leicht einen groſſen Fehler begehen könne? Ob man hierinn ſicher auf des gemeinen Mannes oder jenes redlichen Patrioten Urtheil gehen dürfte? Dieſe Patrioten wären alle und jede gleich. Weil Gott ſein Geſez in ihre Herzen ſchriebe; ſo kennten ſie die Stimme Gottes, und kennten ſie die Stimme Gottes, ſo konnten ſie auch die Stimme eines Fremden unterſcheiden. Man könne alſo ſolche Entſcheidung der Verſammlung von ſolchen Menſchen, die in dem Geſez Gottes ſchlecht unterrichtet ſind, den päbſtlichen Konzilien nicht überlaſſen. Da der Pabſt und ſeine Konzilien ihre Lehre aus den Dekreten und den Dekretalen bewieſen, ſo könne ein Gläubiger ihre

Schriften

Schrifterklärung nicht annehmen, obgleich die ganze Welt denſelben Beifall gäbe, und nur welche Päbſte, welche Konzilien dieſen Unterſchied gemacht hätten? Ein ſolcher Unterſchied wäre eher beobachtet worden, ehe man den Pabſt für die Kirche gehalten: deswegen durch die Kirche, die dieſen Unterſchied gemacht, niemand zu verſtehen ſei, als die Gläubigen, deren Glaube zwiſchen Gottes Wort und menſchlichen Gedichten einen Unterſchied zu machen wiſſe.

Keine aber von ſeinen Schriften, die er um dieſe Zeit verfertigte, erregte mehr Aufſehen, und zog ihm in der Folge der Zeit ungünſtigere Urtheile zu, als ſein Buch von der wahren und falſchen Religion. Hierinn wollte man allerlei Anſtößiges gefunden haben. Das Unheil, das man ſonſt Erbſünde nennt, hielt er für eine Krankheit, die erblich auf andere Menſchen fortgepflanzt würde. Seine Religionsbegriffe kamen oft mit den Entſcheidungen des Auguſtins und der ſcholaſtiſchen Philoſophie nicht überein. In dieſem Buche hatte er ſeine bekannte Meynung vom heiligen Abendmal ausführlich vorgetragen. Es wurde darüber nachher in Gegenwart einiger Mitglieder des Raths diſputirt, und die Meſſe abgeſchafft.

So hatte nun Zwingli dem Pabſtthum eine ziemliche Wunde verſezt. Er hatte einen groſſen Theil der Wahrheit ſchon eingeſehn, ehe ſich Luther mit dem Pabſt einließ. Er ſchaffte nicht nur aus der Religion und dem äuſſern Gottesdienſt manches weg, davon Luther glaubte, daß man es beibehalten könnte, als die Altäre, die Lichter, die Beſchwörungsformuln, die Beichten u. ſ. w. Er ſchrieb ſeinen Landesleuten nicht nur ſeinen äuſſerlichen

lichen Gottesdienſt voll Einfalt vor, ſondern er trug auch von einigen Religionswahrheiten, beſonders vom Abendmale andre Begriffe, als Luther, vor. Und gewiß wird ihm bei der Nachwelt das groſſe Verdienſt bleiben, in dieſen Gegenden das Wort Gottes wiederum zu ſeinem Anſehn und Glanz verholfen zu haben. Er wird immer den Ruhm behaupten, die heilige Schrift über alles menſchliche Anſehn erhoben, und mit derſelben die Tyrannei des Pabſtthums groſſentheils niedergeſtürzt zu haben. Man wird es ihm nicht ſtreitig machen, daß er manchen ſchädlichen Irrthum glüklich entdekt und beſtritten, das Joch unnatürlicher und drükender Menſchenſatzung muthig zerbrochen, dem Reiche des Aberglaubens ſtarken Abbruch gethan, den Menſchen zu ihren angebornen Rechten und Freiheiten wieder verholfen, und ſie von der niedrigſten Sklaverei, dem geiſtlichen Deſpotiſmus, und den der Tugend nachtheiligen Vorurtheilen gerettet habe. Ja, er hat ihnen Weisheit, Tugend und Rechtſchaffenheit wieder möglich gemacht, aber niemals dabei ein Stifter der Parthei ſeyn wollen. Nein, ſagt er ſelbſt, ſich nach ſeinen Lehren benennen, das heißt, aus der Lehre Chriſti eine Sekte oder Ketzerei machen. O frommer Chriſt, laß dir keines Menſchen Namen auflegen, und leg ihn auch niemanden auf. Sprich nicht zu deinem Nächſten: Sei auch lutheriſch, ſondern frag ihn, was er auf die Lehre Chriſti halte? Wie ihm das Wort Gottes gefalle? ob er ein Chriſt ſei, d. i. ein unabläßiger Wirker des Guten gegen Gott und die Menſchen? —

Es war ihm nicht genug, die ſpekulativiſchen Meynun-

Meynungen ſeiner Zeitgenoſſen, ſo viel es ſich thun ließ, in manchen Stüken zu berichtigen, ſie von den Blendwerken des Irrthums und des Betruges zu befreien: ſondern er wollte zugleich ihr Herz und Leben beſſern; nicht nur die Verderbniſſe aus dem Verſtande und Lehrbegriffe, ſondern auch die moraliſchen Verderbniſſe, aus dem Herzen und Leben wegſchaffen; Tugend und Rechtſchaffenheit wieder in ihre alte Rechte einzuſetzen; die einigen und unveränderlichen Pflichten der Religion und Rechtſchaffenheit an die Stelle willkührlicher unnützer Worte, und äuſſerlicher Scheinheiligkeit ſetzen, und beſchwerliche Menſchenſatzungen, durch die Wiederbringung ächter Gottesgefälliger Geſinnungen und Handlungen verdrängen. Seine Abſicht war nicht blos die Religion ihrer erſten urſprünglichen Einfalt und Lauterkeit wieder näher zu bringen, ſondern auch die Herzen mit den unausſprechlichen Annehmlichkeiten der wahren Gottesfurcht wieder vertrauter, und dieſelben durch ſein eigenes Beiſpiel und durch die gemeinnützigen, heldenmüthigen und erbaulichen Wirkungen, die man an ſeinen Schülern wahrnahm, liebenswürdig machen.

Er ſchrieb bereits im Jahre 1523 Wahlfahrten, Ablaß kaufen, für Lohn beten, ſingen, die Wände im Tempel vergolden, und dergleichen von Menſchen ohne Zahl erfundene Gaukeleien, ſo wie ſie nicht aus Gott kommen, ſo ſind ſie auch eine lautere Gleißnerei, und wenn nun derſelben weniger geſchieht, ſo iſt es kein Wunder; denn wo das Licht hinkömmt, da weicht die Finſterniß; wo der Geiſt Gottes haucht, da verweht er alles Geſtöber und Spreu der Gleißnerei, und treibt andere Blüte hervor.

Bei der Reformation lief freilich viel Fehlerhaftes, viel Menſchliches mit unter. Die Glaubensverbeſſerer wurden oft zu ganz entgegen geſezten Grundſätzen überraſcht, und zu Schritten fortgeriſſen, die ſie als Ueberreſte des Pabſtthums hätten erkennen müſſen. Vernünftige Sachwalter der katholiſchen Kirche geſtehen ein, daß die Bemühungen der Glaubensverbeſſerer dem menſchlichen Geiſt einen neuen Trieb gegeben, daß ſie die Aufmerkſamkeit deſſelben von erhabenen Dunkelheiten, von unbeſtimmten chimäriſchen Fragen und Unterſuchungen abgezogen, und auf wirklich groſſe, edlere, richtigere, philoſophiſchere Gegenſtände geleitet und veranlaßt habe, die gegenſeitigen Rechte der Freiheit und des Anſehns zu unterſuchen, daß eben dieſe Kirche dabei mehr Wachſamkeit und Behutſamkeit gelernt habe, und den muthigen Eifer, womit Hadrian, und nachher andere Häupter derſelben, an Verbeſſerung des römiſchen Hofes, an Wiederherſtellung der Kirchenzucht, an Abſchaffung und Einſchränkung vieler Misbräuche gearbeitet haben, groſſentheils eben dieſem Störer der Ruhe der Kirche zu danken habe.

Zwingli predigte an den Sonntägen und in der Woche immer fleißig, auſſer wenn Krankheit, oder andere Arbeiten ihn davon abhielten. Kein Prediger war ſo beliebt als er, aber keiner wußte auch mit ſo vieler Weisheit zu der Faſſung ſeiner Zuhörer ſich herab zu laſſen. Wegen der natürlichen Ordnung, die er in ſeinen Vorträgen befolgte, war er allen verſtändlich. Seine Sprache war vertraulich, ländlich, und von allem, was unverſtändlich war, entfernt. Nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in Deutſchland, Frankreich und Italien breitete er ſeine Grundſätze durch ſeine

ſeine Schriften aus. Die Verfertigung derſelben mußte ihn ſchon beſchäftigen, und ſehr viele Zeit wegnehmen, und da es ihm gewöhnlich daran fehlte, ſo iſt ihm ſelten eine Schrift nach Wunſch gelungen. Er ſchlug niemanden ſeine Dienſte ab; half, wo er konnte, und wo ſein Vermögen nicht zureichte, zeigte er immer ein bereitwilliges Gemüth. Er war eher zu gütig als zu ſtrenge.

Von keinem Laſter war er weiter entfernt als vom Geiz. Er ſchreibt: was man auch etwa von mir ſagt, meine Brüder, deshalber ihr euch meiner zu ſchämen Urſache haben möchtet, ſo erwäget dabei immer, aus welchem Grunde und Herzen es herrührt. Sagt man euch, ich ſündige mit Hoffart, Freſſen, Unlauterkeit, ſo glaubt es leicht, weil ich dieſen und andern Laſtern unterworfen bin; ſo man euch aber ſagen würde, ich wollte um Geldes willen unrecht lehren, das glaubt nicht, man ſchwöre auch, wie theuer man wolle, indem ich keinem Herrn auf Erden jemals um einen Heller verbunden bin. Er wurde bald böſe, aber auch bald wieder gut. Neid und Haß wohnten nicht in ſeinem Herzen; aber von ſeinen Feinden erfuhr er Schmähungen und Läſterungen genug, wie es immer denen gegangen iſt, die verjährte Vorurtheile angegriffen haben; allein er ertrug alles geduldig, doch wußte er auch, wo es nöthig war, ſeine Unſchuld zu rechtfertigen, und ſeinen guten Namen zu retten. Er war ein Freund der Muſik.

Er liebte den Umgang und die Geſpräche rechtſchaffener Perſonen. Seine Zeit war dem Studiren gewidmet, wovon ihn nur wichtige Geſchäfte wegrufen konnten. Er ſtudirte immer ſtehend. Morgens ſtand er früh auf, bis um zehn Uhr

las er, predigte und überſezte, oder gab Unterricht, nachdem es die Umſtände erforderten. Nach dem Mittagseſſen unterhielt er ſich mit denen, die ihm etwas berichten, oder um Rath fragen wollten. Geſpräche mit ſeinen Freunden und Spazieren waren Erholungen bis um zwei Uhr. Dann kehrte er wieder an ſeine Arbeit zurük. Nach dem Abendeſſen ſpazierte er wenig, und ſchrieb Briefe, wenn dringende Geſchäfte es erforderten, bis um Mitternacht.

Mit den Wiedertäufern machte ſich Zwingli ebenfalls zu ſchaffen. Dieſe Sekte kam in Sachſen zum Vorſchein. Niklas Stork und Thomas Münzer waren die Häupter derſelben. Luthers Schrift von der chriſtlichen Freiheit, worinn er behauptete, daß ein Chriſt Herr aller Dinge und niemanden unterworfen ſei, ward von ihnen mißverſtanden. Sie gaben göttliche Erſcheinungen und Offenbahrungen vor. Das Pabſtthum mißfiel ihnen, aber auch Luthers Reformation ſchien ihnen unzulänglich, und ſie verwarfen die Kindertaufe.

Als Münzer Sachſen verließ, kam er nach Baſel. Zu Waldshut hatte ſeine Reformation den erwünſchten Fortgang. Ein Prediger daſelbſt, Balth. Hubmeyer, war ſein Anhänger und eifriger Vertheidiger, und predigte in kurzer Zeit ſo viel Anabaptiſten zuſammen, daß ſie die übrigen Katholiken zur Stadt hinaus jagten, und ſich zur Belohnung ihrer Güter bemächtigten. In Zürich fingen auch einige an die Lehre anzunehmen. Konrad Grebel, ein gelehrter, aber hypochondriſcher Mann, ging heftig auf die Kindertaufe loß. Er ſagte: ſie wäre die gröſte Gottloſigkeit,

loſigkeit, eine offenbare Abſcheulichkeit, die vom Teufel herkomme, und den Pabſt Nikolaus den Zweiten zum Urheber habe.

In kurzer Zeit ließen ſich dreizehn in Zürich von neuem taufen. Sie führten unter ſich die Gemeinſchaft der Güter ein, erhoben die Lehre Münzers, als die einige wahre, und verachteten alles andere. Indeſſen fanden ſich doch nur wenige, die es mit ihnen halten wollten; ſie ſuchten ſich alſo durch andere Manieren feſtzuſetzen. Sie gaben ſich ſämmtlich für Propheten aus, lieſen mit Sohlen von Weiden gebunden, durch die Gaſſen: Wehe über Zürich! in vierzig Tagen ſoll die Stadt untergehen; und ſtellten ſich, als ob ſie den Strafen zu entgehen, ihr unglükliches Vaterland verlaſſen wollten.

Manz und Grebel kamen auf andere Gedanken, ſie wollten es fernerhin mit den Wiedertäufern nicht halten, wenn Zwingli es dahin vermitteln könnte, daß man einige Chorherren abſezte, und dafür zwei Profeſſuren errichtete. Manz hofte die hebräiſche, und Grebel die griechiſche Profeſſur zu bekommen. Zwingli ſchlug ihnen dieſes ab. Sie hielten es alſo für rathſam, zu der Heuchelei ihre Zuflucht zu nehmen. Sie ſuchten ſich einen größern Anhang, und zogen durch ihren äuſſern Schein von Frömmigkeit und Regelmäßigkeit auch Leute von Anſehen in ihre Parthei. Viele Leute ließen ſich von neuem taufen. Die Obrigkeit hielt es für rathſam den 17. Jan. 1525 auf dem Rathhauſe ein Geſpräch zwiſchen den Pfarrern und Wiedertäufern anzuſtellen. Zwingli antwortete auf die Gründe der Wiedertäufer, und die Obrigkeit vermahnte ſie, ihre Meinungen

nungen zu widerrufen. Allein ſie antworteten: man müßte Gott mehr als den Menſchen gehorchen, errichteten eine beſondere Kirche und hielten alles miteinander gemein. Nun fingen diejenigen, die bisher unter dem Joche des Pabſtes ſo erbärmlich geſeufzet, und ſich mit Gewalt davon loßgemachet, an, ihre Brüder, die nicht mit ihnen einerlei Meinung waren, gefangen zu ſetzen, und alle Fremde von dieſer Parthei aus dem Lande zu jagen. Die aus dem Lande, wurden auf verſprochener Beſſerung, das hieß, wenn ſie von nun an, an Zwingli glauben wollten, loßgelaſſen; die Hartnäkigen wurden noch einige Zeit im Gefängniß gehalten, hernach mit Geldſtrafe und Landesverweiſung belegt. Man verbot auch ſich wiedertaufen, oder die Kinder ohne Taufe zu laſſen, mit dem Befehl an die Prediger, die Kinder auch wider den Willen ihrer Eltern zu taufen. Dis war das rechte: Nöthige ſie herein zu kommen.

Als die Wiedertäufer ſahen, daß die Obrigkeit auf Anhetzung der Geiſtlichkeit ihre Gewalt mißbrauchte, und rechtſchaffene Bürger blos eines veränderten Glaubensformulars wegen nicht die Rechte, die ſie als Bürger erlangen konnten, zugeſtehen wollte, ſondern ſo gar blind genug war, den weltlichen Arm der Geiſtlichkeit zu leihen, woraus immer die betrübteſten Folgen floſſen, ſo fingen ſie an die Macht und das Anſehen der weltlichen Obrigkeit, gänzlich zu verwerfen. Sie waren aber zu ſchwach, und mußten ſich ergeben.

Die Kantons hatten die Zürcher ſchon einigermaßen ermahnt, von den Meinungen abzuſtehen; allein jedesmahl zur Antwort bekommen, daß, wenn man ſie aus dem Worte Gottes beſſer belehre,

lehre, ſie willig wären, daſſelbe anzunehmen. So lange dies aber nicht geſchähe, wollten ſie bei dem bleiben, was ſie fürs beſte hielten. Da nun die Biſchöfe, Prälaten und Geiſtlichen, auf deren Antrieb und unter deren Anleitung die Kantons handelten, ſahen, daß zum wenigſten dem Schein nach, ein Verſuch zur Belehrung geſchehen müſſe, und daß der größte Hauſe begierig und daran ſchon gewöhnt ſei, den Ausſchlag von einer öffentlichen Diſputation zu erwarten, ſo waren ſie auf ſolche Diſputation bedacht. Sie wollten aber im voraus die Maaßregeln ſo nehmen, daß ſie für ihre Parthei dabei keine Gefahr liefen, und des Ausgangs völlig verſichert wären. Das erſte waralſo, daß ſie ſich nach einen beherzten und erfahrnen Mann in ſolchen theologiſchen Kämpfen, und einen geſchikten Sachwalter des römiſchen Glaubens umſahen. Nun kannten ſie keinen berühmtern, als den Doktor Johann Maier von Eck, den Vicekanzler von Jngolſtadt in Baiern, der zu Leipzig gegen Luthern und Karlsſtadt das Pabſtthum vertheidigt hatte. Man erkundigte ſich alſo ſchon 1524 bei dem, ob er ſich zu einer Diſputation in der Schweiz wollte gebrauchen laſſen.

Jn einem Schreiben antwortete Eck unter andern: Die von Zürich nehme er bei der Diſputation nicht zu Richtern an; er hoffe aber zu Gott und der werthen Mutter Gottes, die frommen Bilderleute zu Zürich ſollten ſich in kurzer Zeit ſo chriſtlich bezeigen, daß ſie lieber Türken ſeyn, als lutheriſch werden wollen. Zwingli kam dieſer plözlich gefaßte Entſchluß, über die Religion zu diſputiren, verdächtig vor, indem die Biſchöfe zu Konſtanz und Baſel ſich zu allen in Zürich gehaltenen Diſputationen bis dahin widerſezt, und die

Kantons und ſogar der Kaiſerlichen ihren Geiſtlichen verboten hatten, ſich dabei einzufinden. Er ſahe es für einen Fallſtrik an, und den man ihm legen wollte, um ihn aus Zürich wegzubringen, und ihm denn das Leben zu nehmen; er antwortete alſo, er könnte mit Sicherheit weder nach Baden noch nach Lucern gehen; dieſe Städte wären nichts weniger als unpartheiiſch, man habe darinn ſeine Lehre verdammt, ſeine Schriften verboten, und in der lezten ſo gar ihn in ſeinem Bilde verbrannt. Er könne auch nicht zugeben, daß die Kantons dabei Richter ſeyn ſollten, denn er erkenne in Religionsſachen keinen andern Richter als das Wort Gottes. Wenn Eck nach Zürich kommen wollte, um mit ihm zu diſputiren, ſo werde man ihm ein ſicheres Geleit geben, und alle Sicherheit verſchaffen, wenn ihm aber Zürich nicht zum Ort der Diſputation gefalle, ſo ſchlage er ihm Schaafhauſen oder St. Gallen vor. Die Diſputation wurde noch zu verſchiedenenmalen aufs Tapet gebracht, weil ſie aber wegen des Orts, wo ſie vor ſich gehen ſollte, nicht einig werden konnten, ſo blieb es dabei.

Unter dieſer Zeit bekam er einen groſſen Gegner. Zwingli hatte vom Abendmal andere Gedanken als Luther, und das war hinlänglich, ſie zu verfolgen, und zu verketzern; indeſſen kann man doch mit dieſer Streitigkeit noch zufrieden ſeyn. Luther konnte ſeine eigene Meynung vom Abendmal nicht begreifen, ſondern ſagte zu Muſa, der ſich über die Unverſtändigkeit, wie er meynte, bei ihm beſchwerte. Gottlob, daß es andern auch ſo geht, wie mir. Zwingli urtheilte von Luthern ſehr vortheilhaft.

Er ſagte: meines Erachtens iſt Luther ein ſo treflicher Streiter Gottes, der da die Schrift mit ſo groſſem Ernſte durchforſchet, als binnen tauſend Jahren irgend einer auf Erden geweſen iſt. Ich achte es gar nicht, wenn die Päbſtler mich mit ihm einen Ketzer ſchelten werden, mit dem männlich unbewegten Gemüthe, womit er den Pabſt von Rom angegriffen hatte, iſt ihm keiner jemals gleich geworden, ſo lange das Pabſtthum gedauert hatte; alle andere ungeſcholten, was in dem ewigen unveränderlichen Worte Gottes behalten worden, das trägt er reichlich vor, und zeigt den himmliſchen Schaz den armen angeführten Chriſten, und achtet nicht, was Gottes Feinde dawider wagen; er giebt auch nicht Acht auf ihr Sauerſehen und Drohen. Ich habe mit Abſicht einige von ſeinen Schriften geleſen, doch was ich geleſen habe, in ſo weit es Lehren, Meynungen und Sinn der Schrift betrift, das iſt gemeiniglich ſo wohl beſehen und gegründet, daß es nicht möglich iſt, daß es jemand umkehre. Es giebt in etlichen Dingen den Blöden zu viel nach, worinn ich nicht ſeiner Meynung bin; predigt Luther Jeſum, ſo thut er es eben ſo, wie ich es thue, wiewohl, Gott ſei Lob, dadurch eine unzählbare Welt mehr, denn durch mich und andere, denen Gott ihr Maaß gröſſer oder minder macht, wie er will, zu Gott geführt wird. Doch will ich keinen Namen tragen, als meines Hauptmanns Chriſti, deſſen Streiter ich bin, der wird mir Amt und Sold geben, ſo viel ihm dünken wird gut zu ſeyn. Jezt hoffe ich, daß jedermann verſtehe, warum ich nicht wollte lutheriſch geſcholten ſeyn, da ich doch Luthern ſo hoch halte, als ein Lebender. Dennoch bezeuge ich vor Gott und allen Menſchen, daß ich keinen Buchſtaben, alle meine Tage, je an ihn geſchrie-

den habe, noch er an mich, noch verſchafft, daß geſchrieben werde. Ich habe ſolches nicht unterlaſſen, daß ſich jemand deshalb gefürchtet habe, ſondern weil ich damit allen Menſchen habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geiſt Gottes ſei, da wir ſo weit von einander entfernt, uud doch ſo einmüthig, jedoch ohne alle Verabredung die Lehre Chriſti vortragen, wiewohl ich ihm nicht zuzuzählen bin; ein jeder thut, ſo viel ihm Gott weiſet. —

Als nun Karlſtadt 1524 in einigen Blättern ſeine Meynung von dem heiligen Abendmal bekannt machte: Er behauptete, Chriſtus habe bei dem Einſetzungswort: **Das iſt mein Leib**, auf ſeinen eigenen Leib gewieſen, — ſo erſchrak der Rath zu Zürich über dieſe neue Meynung, und verbot den Verkauf dieſer Blätter. Zwingli hingegen vermahnte den Rath, und zwar von der Kanzel, daß er erlauben möchte, dieſelben nebſt andern Bücher zu leſen, und munterte dazu ſeine Zuhörer auf, ohnerachtet er Karlſtadts Erklärung nicht billigte. Im folgenden Jahre trug Zwingli ſeine Lehre in dem Buche von der wahren und falſchen Religion vor. In Frankreich, und in der Schweiz wurden viele dadurch zur genauern Erwägung, und zur Annahme dieſer Erklärung bewogen: vornehmlich pflichtete derſelben Oekolampadius, Pfarrer zu Baſel bei; denn ob gleich er den Tropus in dem Worte: **Leib**, und nicht in dem Worte: **iſt**, ſuchte, und eine Metonomye annahm, da der Name des Zeichens der bezeichneten Sache gegeben wird, ſo hatte er im Grunde die gleiche Meynung.

Als nun Zwinglis Schrift vielen Beifall erhielt,

erhielt, brach Luther mit einmal los, und machte ſeine Predigt wider die Schwärmer vom Sakrament des Leibes und Blutes Chriſti bekannt. Endlich ergriff auch Zwingli 1527 die Feder, und ſchrieb an Luther ſeine freundſchaftliche Erzählung der ganzen Lehre von dem heiligen Abendmal. Luther antwortete in einem heftigen Ton. Zwingli antwortete jedoch ſo, daß er immer Luthers ſchonte, und ſeine Vorzüge mit Lob erkannte. Ein vortheilhafter Umſtand war es für Zwingli, daß er ſelbſt Luthers Schrift, und ſo gar die römiſch-katholiſche über dieſen Gegenſtand zum Leſen empfahl; Luther hingegen, wo er die Oberhand hatte, brachte es dahin, daß Zwinglis Schriften nicht geleſen wurden. Weil nun dieſe Streitigkeit viel Aufſehen machte, ſo beſchloß der Landgraf von Heſſen 1529 zwiſchen den vornehmſten Lehrern beider Partheien ein freundſchaftliches Geſpräch über die Lehre vom heiligen Abendmal in Marpurg anzuſtellen, damit ſie ſich unter einander vergleichen möchten. Er lud Zwingli dazu ein. Zwingli fuhr den dritten September mit Ludwig Collin, Profeſſor der griechiſchen Sprache, begierig ganz in der Stille ab. Von Baſel reiſete er mit Oekolampadius nach Strasburg. Von heßiſchen Reutern begleitet, langten ſie zu Marpurg an, und wurden in dem fürſtlichen Schloſſe beherberget. Folgenden Tages langte Luther an, mit Luthern kam Melanchthon und Juſtus Jonas; von Nürnberg Oſiander, von Halle Joh. Brent, und von Augsburg Stephan Agrikola. Aus allen Gegenden waren berühmte und gelehrte Männer zugegen; ſie durften aber der Unterredung nicht beiwohnen.

Der Landgraf glaubte, es würde zuträglich

ſeyn, wenn vor dem öffentlichen Geſpräch beſondere Unterredungen gehalten würden. Er ordnete einen Hitzigen und Sanfteren zuſammen. Luther zum Oekolampadius, und Melanchthon zu Zwingli. —

Dieſe mußten ſich zuerſt von der Gottheit Chriſti, von den Mitteln der Seligmachung, und von der Erbſünde unterreden. Sie verglichen ſich hierüber ſehr bald, aber die Lehre des Abendmals verurſachte vielen Streit, eben ſo, wie Luther und Oekolampadius nicht recht einig mit einander werden konnten.

Es ward darauf eine öffentliche Unterredung angeſezt, welcher der Landgraf und die Hofleute nur allein beiwohnten. Zwingli wollte zwar, daß ein jeder dazu gelaſſen würde, allein Luther war ihm darinn zuwider.

Luther erklärte ſich gleich zum voraus, er werde die Meinung ſeiner Gegner nicht annehmen, und ſchrieb die Worte: Hoc eſt corpus meum, vor ſich auf den Tiſch, damit er die Silben beſtändig vor ſich ſehe, und ſich von dem buchſtäblichen Sinn nie abbringen laſſen möchte, und ſagte dabei, daß Gott über alle mathemathiſche Gründe und Menſchenverſtand wäre.

Oekolampadius.

Oekolampadius fing die Diſpüte mit Luther an, aber ſie währten nicht lange. Deſto hitziger ward der Streit, als Luther und Zwingli zuſammen diſputirten. Zwingli behauptete, Chriſtus habe ſich unter andern auf Johann. Kap. 6. über das Eſſen ſeines Leibes erkläret; allein Luther wollte dis nicht zugeben, ſondern ſagte, er wolle ihn

nur

nur damit überpoltern, und die Stelle gehöre gar nicht hieher. Zwingli erwiederte, ſie gehört gewiß hieher, und wird euch den Hals brechen. Darüber gerieth Luther ſehr in Hitze, und antwortete ihm: daß er in Heſſen und nicht in der Schweiz ſei, wo man die Hälſe einander ſich nicht ſo leicht bräche. — Ohnerachtet aller Entſchuldigung Zwinglis, daß dieſer Ausdruk in der Schweiz ganz gebräuchlich ſei, gerieth Luther doch ſo in Feuer, daß der Landgraf endlich das Wort nehmen und Luthern beſänftigen mußte.

Ueber die Worte: das iſt mein Leib, konnten ſie ſich aber gar nicht vergleichen, denn Luther hing an dem buchſtäblichen Sinn, und ermahnte die andern zur Eintracht, um daß ſie ſeine Meinung annehmen möchten. Allein Zwingli, Oekolampadius und Bucer bezeugten, daß er ſeine Lehre nicht aus der Schrift habe darthun können; daß ſie ihm aber ſeinen Irrthum gewieſen und ihre Lehre bewieſen hätten.

Weiter konnte in dem Geſpräch nichts ausgemacht werden, denn eine anſtekende Krankheit, welche mit einmal in der ganzen Gegend viel Leute hinrafte, machte den Aufenthalt zu Marpurg unſicher, und vereitelte die Abſicht des Landgrafen, dieſe Männer zu vereinigen, die er doch nach einiger Vermuthung hätte erhalten können.

Da dieſe Zuſammenkunft großes Aufſehen gemacht hatte, ſo wünſchte der Landgraf, daß ſie nicht völlig unfruchtbar und vergeblich geſchienen haben möchte, und ließ daher in aller Eil einige Artikel abfaſſen, worinn beide Partheien übereinſtimmten, dieſe mußten ſich unterſchreiben, und

der Fürſt bediente ſie ſich vorzüglich dazu, um ſie dieſerhalb zur Eintracht und zu brüderlichen Geſinnungen zu ermahnen.

Zwingli wünſchte auch nichts ſehnlicher, als eine Vereinigung, und Oekolampadius und Bucer erklärten ſich, daß ſie Luthern und ſeine Anhänger gerne für ihre Brüder anerkennen wollten. Nur Luther konnte ſich nicht zur Vereinigung bewegen laſſen, und ſagte ihnen: Daß er ſich wundere, wie ſie ihn für einen Bruder erkennen könnten, da ſie ſeine Lehre vom heiligen Abendmal für falſch hielten. Beim Abſchied verſprachen ſie ſich einander doch gegenſeitige Freundſchaft und den Frieden zu erhalten zu ſuchen.

Zwingli verließ gleich darauf Marpurg, und zeigte ſich durch dieſe Unterredung der Welt in einem ſo vortheilhaften Licht, als ſie ihn noch nicht geſehen hatte. Seine fruchtloſe Willfährigkeit, ſeine friedfertigen Geſinnungen, die ihm ſo gar den Vorwurf des Wankelmuths in ſeinen Geſinnungen zugezogen, ſeine Mäßigung, ſeine nach Maaße des Zeitalters aufgeklärte Denkungsart, mußten im Gegenſaz von Luthers unfreundlichem und rauhem Betragen für ihn günſtige Eindrüke machen. Er erwarb ſich würklich von Anfang an die Zuneigung des Landgrafen, der verſchiedene beſondere Unterredungen mit ihm hatte, und erhielt dadurch bei vernünftigen Menſchen mit ſeiner Meinung eher Beifall.

Franz Lambert.

Franz Lambert, der ehemals mit ihm zu Zürich über die Anrufung der Heiligen diſputirt hatte, war damals Lehrer der Gottesgelahrtheit zu Marpurg. Dieſer war mit Luthern bekannt geworden,

worden, und legte ſich in der Lehre vom Abendmal auf ſeine Seite. Jedoch hatte er ſich noch nicht gänzlich beſtimmt, ſondern wollte erſt die Gründe von beiden Seiten anhören, und die Meinung alsdenn annehmen, die dem Worte Gottes gemäßer zu ſeyn ſchien. Als er darauf Zwingeln hörte, ward er mit einmal ſo für ihn und ſeine Lehre eingenommen, daß er derſelben beitrat.

Eine ſo große und plötzliche Veränderung, als die Reformation hervorbrachte, konnte in einem Zeitalter, wo der große Hauſe über ſeine wahren Vortheile noch ſo wenig erleuchtet, und wo es alſo der Geiſtlichkeit, die ſo viel für ihren zeitlichen Nutzen, Macht und Anſehen dabei einbüßte, ſehr leicht war, denſelben in Harniſch zu bringen, nicht ohne Unruhen und Aufruhr geſchehen.

In dem Lande Hasle, Berner Gebiets, entſtand ein Aufruhr. Die Einwohner wollten das Pabſtthum wieder einführen, und die Unterwaldner begünſtigten dieſe Empörung, und ſuchten ſie noch zu vergröſſern. Zürich und Bern wurden natürlich gegen die Unterwaldner erbittert, und wollten ſie gar nicht mehr für ihre Mitverbundene anerkennen. Es kam endlich gar zu einen Ausbruch, und ſie ergriffen die Waffen, wobei die Kantons Lucern, Uri, Schweiz und Unterwalden auf die Seite der leztern traten. Sie glaubten zur Erhaltung der Reformation, die ſchon völlig die Oberhand über die Bürger erhalten hatte, ſolche ſtrenge Mittel zu ergreifen, berechtigt zu ſeyn.

Zwingli ging mit in dieſem Feldzuge als Feldprediger, und hatte die geheime Vermuthung, die

Kantons hätten dabei auf eine Oligarchie ihr Anſehen gerichtet, er dachte, ein unabhängiger Staat werde durch die gewaltſamen Zunöthigungen der Kantons in Abſicht der Religion, in ſeinen natürlichen Rechten gekränkt, und dürfe und müſſe alſo den freien Gebrauch und die Ausübung derſelben auf eine nachdrükliche Weiſe vertheidigen, man müſſe ſich auch in gleicher Abſicht der mißgehandelten annehmen, und die Beleidiger aller natürlichen Rechte und Pflichten nöthigen, von fernern Gewaltthätigkeiten abzuſtehen, durch friedliche Vorkehrungen alſo die allgemeine Ruhe und Sicherheit zu erhalten trachten, und ſeine Freiheit mit Muth behaupten, allein auch dabei beſtändig ſeyn und Liebe bezeigen.

Auf die erſten Bewegungen der Züricher und Berner hatten einige unpartheiiſche Kantons Geſandte an ſie geſchikt, um ihnen von einem einheimiſchen Kriege abzurathen; allein ſie beſtanden auf ihren Entſchluß, und kündigten den katholiſchen Kantons den Krieg förmlich an.

Doch kam es nicht zum Treffen, ſondern der Landamtmann von Glaris hielt ſie von Feindſeligkeiten ab, brachte zuerſt einen Waffenſtillſtand zuwege, und durch die Vermittelung der unpartheiiſchen Kantons, kamen Friedensunterhandlungen zu Stande. So erfreulich nun die plötzliche Erſcheinung dem Anſehen nach war, ſo hatte ſie doch das Schikſal aller Veränderung in dieſer Art. Friede war in jedem Munde, aber im Herzen bei dem einen Groll, bei dem andern Mißtrauen. Zwingli ſelbſt, der die Geſinnungen der Gegner aus häufigen Proben kannte, traute dem Frieden nicht, und hätte gewünſcht, daß man dieſe Ge-

ſe Gelegenheit gebraucht hätte, den Feinden der Reformation unmöglich zu machen, derſelben in Zukunft mehr zu ſchaden. Er ſagte ſelbſt, er habe in dieſem Kriege mehr Bosheit und Ränke erfahren, als er in ſeinem ganzen Leben aus eigener Erfahrung, oder aus Büchern gekannt hätte.

Zwingli bemühte ſich, ohnerachtet die katholiſchen noch fortfuhren, Feindſeligkeiten auszuüben, den Frieden zu erhalten, und die Reformation, ſo viel er nur konnte, auszubreiten. Er wohnte 1529 der Synode zu Frauenfeld bei, auf welcher über die Angelegenheiten der Religion Berathſchlagungen gehalten werden ſollten, und machte verſchiedene gute Verſuche zur Verbeſſerung der Kircheneinrichtungen.

Als Karl der Fünfte den Reichstag zu Augsburg hielt, wo die der Reformation zugethane Fürſten ihr Glaubensbekenntniß überreichten, verfertigte Zwingli ebenfalls ein beſonderes Glaubensbekenntniß, welches die drei Kantons Zürich, Bern und Baſel dem Kaiſer überreichten. In dieſem hat er ſeine Meinung vom Abendmal vorzüglich ausgeführt, und ſie hernach noch in eine Schuzſchrift an die deutſchen Fürſten, da Eck ſeine Lehre vom Abendmal ſo ſehr getadelt hatte, aufs neue bewieſen.

Mitten in dieſen unruhigen Zeiten, da die Reformation ſich dennoch ſo glüklich in der Schweiz ausbreitete, und dabei ſo heftig verfolgt ward, dachte Zwingli darauf, dieſelbe von falſchen Anklagen, da ihre Feinde ihr gerne die Verirrung der Wiedertäufer beimaßen, auch bei den auswärtigen zu retten, und durch Wegſchaffung

der Vorurtheile wider dieſelbe, die Gemüther gegen ſie zu beſänftigen und ihr einen leichtern Zugang zu verſchaffen.

In dieſer Abſicht verfertigte er die Auslegung des chriſtlichen Glaubens in lateiniſcher Sprache, die an den König in Frankreich Franciſcus dem Erſten gerichtet war, von welcher er hofte, daß ſie gütig würde aufgenommen werden, und ſo bei ihm der Reformation günſtige Geſinnungen unterhalten und befördern, dergleichen er aus ſeiner angetragenen Vermittelung vermuthete. Dieſe Schrift kam aber erſt fünf Jahr hernach zum Vorſchein. Bullinger ſagt, Zwingli habe ſich darinn ſelbſt übertroffen; allein ſeine ältern und neuern Gegner aus dem Pabſtthum urtheilen darüber ganz anders, die durch eine Stelle in der Schrift ſich berechtigt glaubten, ihn zum Heiden und Naturaliſten zu machen, und ihn mit den unbilligſten Vorwürfen zu überhäufen. Luther ſelbſt und einige ſeiner eifrigen Anhänger dachten davon nicht gelinder, und mancher Zwinglianer, der ſonſt die Ausſprüche deſſelben als Orakel verehrte, der menſchliche Auſſagen neben oder über das Wort Gottes ſezte, ſah ſich in der gröſten Verlegenheit, wie er Zwinglis chriſtliche Rechtgläubigkeit retten, und ſeinen Worten einen erträglichen Anſtrich geben wolle.

Die Stelle iſt folgende. — Zwingli hatte mit vieler Einfalt und Kürze die vornehmſten Artikel der chriſtlichen Lehre, wie er ſie in der heiligen Schrift zu finden glaubte, erklärt. Endlich kömmt er auf die Lehre von dem Zuſtand des Menſchen nach dem Tode und ewigen Leben. Nachdem er einige philoſophiſche Begriffe von der Fortdauer

dauer der Seele vorangeſchikt, redet er in einer Beſchreibung des Himmels den König ſelber an.

„Du kanſt hoffen, ſagt er, die Geſellſchaft und „den vertrauten Umgang aller heiligen, gläubigen, „klugen, ſtandhaften, tapfern und tugendhaften „Männer, die vom Anfang der Welt an gelebt „haben, anzutreffen; da wirſt du zween Adam ſe„hen, und Enoch, Noah, Abraham, Iſaak, Ja„kob, Judas, Moſes, Joſua, Gideon, Samuel, „Pineas, Elias, Eliſa, Eſaias, nebſt der von ihm „verkündigten Gottesgebährerin: David, Heſe„kias, Joſias, den Täufer, Petrus, Paulus; da „ſollſt du ſehen Herkules, Theſeus, Sokrates, Ari„ſtides, Antigonus, Numa, Kamillus, die Kato„nen und Scipionen: da deine königliche Voräl„tern, die im Glauben von hinnen geſchieden ſind, „kurz, es iſt kein rechtſchaffener Mann, keine hei„lige Seele, kein gläubiges Herz, das du nicht dort „bei Gott antreffen wirſt. Kann man ſich wohl „ein freudigeres, anmuthigeres und ehrenvolleres „Schauſpiel denken!“

Daß Zwingli Heiden und nicht nur einen Sokrates und Ariſtides, ſondern ſo gar einen Herkules und Theſeus in Himmel ſezte, kam vielen unerhört vor. Von Luthern hätte man darüber Nachſicht erwarten ſollen, der auch ſo gar einen Franciscus und den Stifter der Inquiſition, Dominikus, in Himmel ſezte. Gewiß hätten einige Zwingli nicht mit ſo vieler Strenge getadelt, und andere hätten ihn vielleicht darüber nicht ſo erhoben, wenn ſie Zwingli durch ſich ſelbſt erklärt, und ſeine Begriffe von dem Religionszuſtand der Heiden und dem Geſetz der Natur zu Rathe gezogen hätten.

Ich will ſeine Gedanken darüber anführen:

„Das Geſez der Natur iſt nichts anders, als das Leiten und Weiſen des göttlichen Geiſtes. — Darum, wenn Paulus Römer 2. ſagt, die Ungläubigen haben das Geſez der Natur in ihren Gemüthern geſchrieben, daher ſind ſie nicht ohne Geſez; denn das Geſez der Natur ſchreibt Gott allein in die Herzen der Menſchen; wo er lehrt, da iſt Geſetzes genug. Man muß aber das Geſez der Natur anderswo her ermeſſen, als von dem Menſchen, der von Adam her gebohren iſt; denn er hat in ſeiner Art und Meynung, über andere Menſchen ſeyn zu wollen. — Wir haben alſo das Geſez der Natur nicht von uns ſelber her, oder von unſern Köpfen, die wir von Adam her haben, ſondern von Gott her, dem erſten Vater und Schöpfer aller Dinge. Wie kann aber einer von Gott her ermeſſen, der nicht glaubt, daß ein Gott ſei? Warum muß ſeyn, daß der das Geſez der Natur erkennen will, von Gott her den Brunnen aller Dinge haben muß, daß er vorher glaube, daß Gott den Menſchen erſchaffen habe? Und ſo er das glaubt, ſo thut er das nicht aus ſeinen Kräften, und Verſtand, ſondern der Glaube allein kömmt von dem ziehenden Gott. Alſo erkennet auch das Geſez der Natur allein der Gläubige, denn es muß allein aus Gott erkannt werden, an den glaubt aber keiner, als den Gott ziehet. Alſo folgt auch, daß das Geſez der Natur erkennen allein vom heiligen Geiſt kömmt. Vernimm es alſo: daß wir gleich nakend werden und ſterben, iſt wohl ein Bild, daß wir Brüder ſind, aber darnach verführt und verfälſcht uns die Ungleichheit der Vernunft, Reichthum, Schöne, Stärke, daß jeglicher eigennützig und eigenſchätzig wird, ſich über andere erhebt,

hebt, daß wir aber feſt glauben, daß wir von einem Vater hergekommen ſind, das macht das Geſez der Natur erſt klar, denn daraus erkennen wir, das wir alle Brüder ſind, und alles, was wir beſonders haben, gehöre von Gott her in die Gemeinde, und ſei niemand ſeiner ſelbſt, ſondern gemeiner Brüder, gleichwie er wolle, daß aller Brüder Gaben ihm gemein ſind, alſo erkennet er auch, daß ſeine Gaben gemein ſind. Jezt ſiehe dem Naturgeſetze ins Angeſicht, ſo findeſt du, was du willſt, das dir geſchehe, das thue einem andern auch. Das lernſt du allein in Gott, daß du glaubſt, daß ein Gott ſei, und dich alſo geſchaffen habe, das kömmt auch von Gott, alſo kömmt das Geſez der Natur auch allein von Gott, und iſt nichts anders, denn der lautere Geiſt Gottes, der inwendig zieht und erleuchtet. Darum auch die Heiden das Geſez nicht aus ihrem eigenen Verſtand, ſondern aus dem erleuchteten Geiſt Gottes, (ihnen unbekannt) haben. Denn unſer Fleiſch verſteht es nicht, bis daß es von einem Vater unſer aller kömmt, das geſchiehet aber nur durch den Glauben. So nun ſie den Glauben nicht gehabt, und doch das Geſez verſtanden haben, ſo hat es allein aus Gott kommen müſſen.

Kalvin brachte es in der Rechtsgelehrſamkeit ſehr weit, legte ſich auch zugleich auf das Griechiſche, weil Alciat die Gloſſatoren gar weidlich herumnahm, daß ſie die griechiſchen Stellen im römiſchen Recht nicht mit Gloſſen verſehen, ſondern zu ihrer Entſchuldigung angeführet hatten, das iſt Griechiſch, ergo können wir es nicht leſen. Weil er in Frankreich flüchtig werden mußte, ſo gieng er nach Baſel, und lernte daſelbſt das Hebräiſche. Er war noch nicht lange hier, als er Kalvin.

ſich

ſich ſchon genöthigt ſah, ſeine chriſtliche Unterweiſung herauszugeben. Er kam hierauf nach Genf. Dies hatte man als eine beſondere Schikung Gottes angeſehen. Er blieb alldort, weil ihm ſolches im Namen Gottes anbefohlen worden.

Alſo mußte Kalvin den Beruf ſowohl zum Predigen, als zum öffentlichen Lehramte in der Gottesgelahrheit annehmen. Im Jahre 1537 ließ er das ganze Volk ein Formular mit Verwerfung des Pabſtthums beſchwören; weil aber die Verbeſſerung der Lehren, das Verderbniß der Sitten, das in Genf geherrſcht hatte, noch auch den Rottengeiſt weggenommen, der die vornehmſten Familien getheilt hatte, ſo erklärte Kalvin, daß man das heilige Abendmal, ſo lange als dieſe Unordnungen dauerten, nicht halten könnte. Er erklärte auch, daß man den Verordnungen ſich nicht unterwerfen könnte, die der Synodus des Kanton Berns gemacht hätte, dafür er aber ſehr rechtlich weggejagt wurde. Er glaubte, daß er mit gutem Gewiſſen, ſtatt des ungeſäuerten Brods, geſäuertes beim heiligen Abendmal eſſen könne. Er begab ſich alſo nach Strasburg, und ſtiftete hier eine franzöſiſche Kirche, bei welcher er der erſte Prediger, auch zugleich Profeſſor wurde. Er hatte zu dieſer Zeit die Ehre, daß der Kardinal Sedoletus ein ſehr verbindliches Schreiben an ihn erließ. Zwei Jahre darauf wollten die Theologen in Strasburg, daß er dem Reichstag beiwohnen ſollte, den der Kaiſer nach Worms und Regensburg ausgeſchrieben hatte, um zu ſehen, ob es möglich wäre, die Religionsunruhen beizulegen. Im Jahre 1541 kam er wieder nach Genf. Das erſte, das er daſelbſt that, war die Einführung eines Formulars der Kirchenzucht und eines

Kirchen-

Kirchengerichts, welches die Ausübung der geiſtlichen Cenſuren und Strafen, auch den Kirchenbann in Händen hatte. Einigen vernünftigen Leuten misfiel dies Ding gar ſehr; ſie hielten nicht ohne Grunde dafür, daß Kalvin nur den Namen der päbſtlichen Tyrannei veränderte. Nichtsdeſtoweniger aber wurde dennoch die Sache ausgeführt. Die Geiſtlichen und die Laien machten ſich verbindlich, dieſe Verordnung zu halten. Kalvin, der ſo wie andere Reformatoren, auch für ein weltliches Oberhaupt angeſehen werden wollte, verurſachte ſehr oft die größten Unordnungen in der Stadt. Berteliers Beiſpiel ſoll das einzige ſeyn, das ich anführen will.

Als dieſer Mann im Jahre 1552 von Kalvin von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen wurde, ſo beklagte er ſich deswegen bei dem Rath. Dieſer ließ Kalvin und ſeine Mitgehülfen vor ſich kommen, und erklärte den Bann für rechtlich. Nach Verlauf von anderthalb Jahren nahm Bertelier ſeine Zuflucht nochmals zum Rath, welcher nach angehörten Einwürfen Kalvins ausſprach, daß Bertelier zum heiligen Abendmal zugelaſſen werden ſollte. So bald Kalvin hievon Nachricht erhielt, ſtellte er es dem Rathe vor, daß er eher das Leben verlieren, als einen ſolchen Menſchen zum Abendmal laſſen wollte. Kalvin, der den größten Haufen auf ſeiner Seite hatte, wußte wohl, daß der Pöbel nicht zulaſſen würde, daß er den vernünftigen Befehlen ſeiner rechtmäßigen Obrigkeit gehorſamen durfte. Es war ihm eine Kleinigkeit, alle Köpfe in Feuer zu ſetzen. Allein die Obrigkeit ließ ſich diesmal durch einen Prieſter nicht verblenden. Der Rath der Zweihundert machte die Verordnung, daß die Sachen, die den Kirchen-

bann beträffen, vor dem Rath, als der lezten Inſtanz gehören ſollten, und daß derſelbe die Verbannten nach ſeinem Gutbefinden befreien könnte. Der Rath verwilligte alſo dem Bertelier Erlaſſungsbriefe, die mit dem Siegel der Republik beſiegelt wurden. Allein am Ende triumphirte dennoch die Geiſtlichkeit, wie ſie es immer gewohnt geweſen iſt, und ſezte nun eine Sache mit Gewalt durch, die ſie mit Liſt nicht bewerkſtelligen konnte. Man ſollte in zwei Tagen das Abendmal ausſpenden. Er mußte ſtehenden Fuſſes ſeinen Entſchluß faſſen: er predigte über die Verachtung des Abendmals, um die Obrigkeit bei dem Pöbel anzuſchwärzen. Er machte gewaltige Bewegungen auf der Kanzel, erhob Stimme und Hand, und ſagte: daß er dem heiligen Chryſoſtomus nachahmen, daß er der Gewalt keine Gewalt entgegen ſetzen, ſich aber eher in Stüken reiſſen laſſen, als ſeine Hände dazu gebrauchen wollte, die heiligen Geheimniſſe denen auszuſpenden, die als Unwürdige verurtheilt worden; das Feuer, das in dem Kopfe des Pöbels bisher nur geglimmt hatte, brach nun in vollen Flammen aus, und kluge Leute riethen dem Bertelier, daß er ſich nicht bei der Kommunion einfinden möchte. Die Geiſtlichkeit, der man die Rachſucht immer mit Grunde vorgeworfen hat, zeigte ſich auch bei dieſer Gelegenheit auf die rachgierigſte Weiſe. Den Tag nach dem Abendmale verlangte Kalvin in einer Prozeßion, um immer friſches Oel ins Feuer zu gieſſen, (denn er ließ ſich von allen andern Prieſtern begleiten) von dem Magiſtrat und dem Rath der Zweihundert die Erlaubniß, zu dem Volke wegen dieſer Sache zu reden, weil ſie die Abſchaffung eines Geſetzes beträffe, das vor dem Volke gemacht worden. Dieſes machte auf die ſchwachen Köpfe, die aber die mehreſten

Hände

Hände hatten, einen ſolchen Eindruk, daß man den Schluß faßte, die Schweizerkantons um Rath zu fragen, und die Vollſtrekung des Schluſſes der Zweihundert ſo lange zu ſuſpendiren, damit man nicht ſagen könnte, als ob man in die alten Verordnungen einen Eingrif gethan hätte. Durch dieſes Mittel erhielt Kalvin und ſein Kirchenrath einen vollkommenen Sieg, und legte dem Rath der Zweihundert und dem Magiſtrat ein Stillſchweigen auf. Was kann eine vernünftige Obrigkeit in einem Lande thun, wo das Volk die höchſte Gewalt hat? Kann man da wohl einen Menſchen zwingen, der dem Volke von der Kanzel zuruft, daß er ſich eher umbringen laſſen wollte, als die Entweihung der heiligen Dinge zuzugeben. Das zu gelegener Zeit angeführte Beiſpiel des heiligen Chryſoſtomus, iſt eine ſehr feine Art, den Herren von der Regierung mit einem Aufſtand zu drohen.

Diejenigen Leute, die die mehreſte Duldung nöthig haben, ſind immer die intoleranteſten geweſen, und ſind es auch noch, beſonders, wenn ein anderer neben ihnen aufſtehet, der ſie an Einſicht vielleicht übertrift, und der alſo ihren Ruhm und Beiſtand vielleicht vermindern könnte. Dies urtheilte Kalvin von Servet, der ſich bei ihm ſchlecht empfahl, weil er auch eine Reformation vornehmen wollte. Was ſeine Lehre betrift, ſo wird ſolche verſchieden erzählt, und, wie es zu geſchehen pflegt, auf der ſchlimmſten Seite vorgetragen. Er verwarf den gewöhnlichen Namen Dreifaltigkeit, und man ſetzet hinzu, er habe ſie einen Cerberum genannt, wobei aber andere bemerken, daß er dieſes nur von dem harten, und fleiſchlichen Begrif verſtanden habe.

Hier ſind einige von dieſen Meynungen. Er ſoll gelehrt haben: Gott ſei ſowohl im Weſen als in der Perſon einig. Chriſtus ſei vor der Geburt von der Maria, nur in dem Sinne Gottes bildnißweiſe per ideam bekannt geweſen. Chriſtus werde Gott genannt wegen der Empfängniß aus dem heiligen Geiſt, und der Innwohnung göttlicher Gnade und der Salbung: das göttliche Weſen ſei ein Theil aller Kreaturen, und ſei auch in den Teufeln: die Kindertaufe ſei nichts nüze, und dergleichen; dazu man noch ſezet: er habe der Seelen Unſterblichkeit geleugnet, die alte jüdiſche Kirche einen Schweinſtall genannt, Moſes einen lächerlichen Betrüger u. ſ. w. Sobald er im Jahr 1553 von ungefähr durch Genf reiſen wollte, ließ ihn Kalvin anhalten und in Arreſt nehmen. Kalvin hat dies ſelbſt geſtanden. Er ſchrieb dazumal an Sulzern: „Ich leugne es nicht, daß ichs für meine Schuldigkeit geachtet, dieſen verſtokten und unbändigen Menſchen zu bezähmen, damit er niemand weiter anſteken möge. Und da die Papiſten in ihrem Aberglauben ſo ſcharf beharren, ſo ſollte ſich eine chriſtliche Obrigkeit ſchämen, daß ſie die Wahrheit nicht beſſer vertheidiget, der doch Gott das Schwerdt gegeben hat.“ An Farel ſpricht er in einem andern Briefe: „Ich verhoffe, er werde es zum wenigſten mit dem Leben bezahlen müſſen!“ Und an die Kleriſei in Frankfurt: „Sie ſollten die Buchläden viſitiren, und ſeine Bücher verbrennen. Kalvin ließ ihm damal auch zweihundert Goldkronen und eine goldene Kette abnehmen, worüber Servet ſich noch bei der Obrigkeit beſchwerte, und glaubte, man hätte wohl dafür dürres Holz zum Scheiterhaufen kaufen können.

Aus dieſen Umſtänden ſieht man, daß Kalvin den

den Vorſaz gehabt hat, Servet aus dem Wege zu räumen. Er ſchrieb auch unter andern an Grotius: „Ich höre, daß Servet hieher kommen werde, mit mir ſich zu vergleichen; ich aber werde nun bei der Obrigkeit mein ganzes Anſehen anwenden, daß er nicht wieder lebendig davon kömmt. Daher Grotius ſagte: der Antichriſt iſt nicht allein an der Tyber, ſondern auch an der Genferſee erſchienen. —

Streit in der reformirten Kirche.

Die reformirte Kirche, welche ihre Verfauſſng den beiden Reformatoren Ulrich Zwingli, und Johann Kalvin zu verdanken hat, ward gleich im Anfang ihter Entſtehung durch verſchiedene Streitigkeiten beunruhiget. Hieher gehört beſonders der Streit über die Rathſchlüſſe Gottes von der Menſchen Seeligkeit, deſſen Urheber Kalvin war. Die erſten Lehrer und Geiſtlichen in der Schweiz näherten ſich faſt alle der Meynung, welche Zwingli behauptete, daß nemlich allen denen, welche nach der geſunden Vernunft lebten, der Himmel offen ſtünde, — und daß Gott allen Menſchen die Seeligkeit zugedacht habe, ſo bald ſie ſich derſelben durch ein frommes Leben theilhaftig machen würden. —

Kalvin hingegen lehrte, Gott habe die zukünftigen Schikſale der Menſchen nach ſeinem bloſſen Gutdünken und Willkühr beſtimmt, ohne darauf zu ſehen, wie ſie leben und wandeln würden. Durch die ganze reformirte Kirche verbreitete ſich dieſe Uneinigkeit, ja ſie wurde in einigen Gegenden den öffentlichen Lehren der Kirche mit angehänget.

2) Ueber die damalige Verfaſſung der reformirten Kirche.

Kalvin, deſſen Lebensgeſchichte ich eben izt kürzlich geſchildert habe, gab der reformirten Kirche eine ganz andere Geſtalt. Er ſuchte bei dem großen Anſehn, das er in Genf als erſter Geiſtlicher hatte, dieſe Stadt zur Mutter der ganzen reformirten Kirche zu machen, und von daher Töchtergemeinen in alle Gegenden zu ſenden. Zu dieſem Endzwek glaubte er deſto früher zu gelangen, wenn er theils aus Frankreich, Italien und andern Ländern begüterte, und angeſehne Leute nach Genf zöge, theils auch den Rath zu Genf dahin brächte, daß er eine hohe Schule daſelbſt anlegte. Das lezte geſchahe im Jahre 1558. Auſſer ihn ſelbſt ward der berühmte Beza zum Lehrer beſtellt, und die Univerſität durch ihre gründliche Lehrer in kurzer Zeit ſo berühmt, daß aus England, Schottland, Frankreich, Italien und Deutſchland viele Studirende dahin kamen. Nach ſeinem im Jahre 1564 erfolgten Tode dauerten dieſe und ſeine andern Anſtalten noch fort, und die Univerſität blühte beſonders unter Beza.

Univerſität zu Genf.

Kalvins Einrichtungen der Kirche.

Die Verfaſſung der reformirten Kirche litte unter Kalvin eine anſehnliche Abänderung. Zwingli hatte dem obrigkeitlichen Stand eine vollkommne Aufſicht über die Geiſtlichen, und das Recht, ihnen in allen Kirchenſachen zu befehlen, überlaſſen. Der ehrſüchtigere Kalvin konnte auf der einen Seite freilich der Obrigkeit verſchiedene Rechte und Befugniſſe nicht nehmen, die ihr einmal über die Kleriſei gebührten; indeſſen ſezte er doch ihrer Gewalt und ihrem Anſehn in

Ange-

Angelegenheiten der Religion engere Gränzen, behauptete eine Unabhängigkeit der Kirche, und trug darauf an, daß nach Art der alten chriſtlichen Kirche gewiſſe Synoden beſtellt, und in denſelben Aelteſte geſezt würden, denen die Regierung der Kirche überlaſſen werden müſte. Die Geiſtlichen ſollten ſich alle einander gleich ſeyn. Er errichtete alſo zu Genf eine Art von geiſtlichem Gericht, oder ein ſo genanntes Konſiſtorium, welches aus regierenden, und aus Lehrälteſten beſtand. Er gab ihm die Gewalt, Geſetze in Religionsſachen abzufaſſen, die Sünder von der Gemeinſchaft der Kirche auszuſchlieſſen u. ſ. f.

Den Lutheranern wollte er ſich gern in Religionsmeinungen nähern, und den Frieden mit ihnen beſchleunigen. Er führte alſo einen andern Begrif von der Lehre der Kirche über die Einſezungsworte ein. Zwingli gab nur eine ſymboliſche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im heiligen Abendmale zu, und hielt es für weiter nichts, als für eine Ceremonie, dadurch man ſich Chriſti und ſeines Verſöhnungstodes auf eine fruchtbare Weiſe erinnerte. Kalvin ging einen Schritt weiter, und nahm gewiſſermaßen eine geiſtliche Gegenwart an, das heißt: er lehrte, daß die Gläubigen und Wiedergebohrnen im heiligen Abendmale auch mit dem Menſchen Chriſto vereiniget würden. Ueberdem führte er noch den Lehrſaz von dem unbedingten Rathſchluß Gottes von der Seligkeit der Menſchen ein, nach welchem Gott keine andre Urſache gehabt habe, die Menſchen von Ewigkeit her zur Seligkeit zu erwählen, oder zur ewigen Pein zu beſtimmen, als ſeinen Willen, der ſchlechterdings an gar keine Geſetze gebunden wäre.

Es läßt ſich wohl keine ungereimtere und verabſcheuungswürdigere theologiſche Meinung erſinnen, als dieſe; — und doch nahmen ſie, durch Kalvins Machtſprüche verleitet, ſehr viele Gemeinen in der Schweiz an, ſo wie es auch dieſer auf ſeinen Kopf beſtehende Gottesgelehrte ſo weit zu bringen wußte, daß die reformirte Kirche nach und nach ſeinen Meinungen Beifall gab. Die Abweichungen der Reformirten in den folgenden Jahrhunderten werde ich an ihrem Orte umſtändlicher anführen.

Reformirte in der Pfalz.

Die reformirte Lehre fand großen Beifall. Friderich der Dritte, Kurfürſt in der Pfalz, ſezte 1560 die lutheriſchen Lehrer ab, und an ihre Stelle reformirte ein, befahl auch ſeinen Unterthanen, die Lehrſäze und Kirchengebräuche der Genfer anzunehmen. Der Nachfolger Ludwig erhob zwar die Lutheraner wieder empor, und ertheilte ihnen die genommenen Vorzüge und Rechte wieder; ſie behielten ſie aber nur ſehr kurze Zeit, indem Johann Caſimir, der ihm folgte, der reformirten Lehre den Vorzug wieder einräumte, ſo daß ſeit dieſer Zeit die pfälziſche Kirche unter den Reformirten den zweiten Plaz einnahm, und in großen Anſehn ſtand. Der Heidelbergiſche Katechiſmus wurde auch in der ganzen Kirche eingeführt, und als ein ſymboliſches Buch angeſehen und angenommen.

Reformirte in Frankreich.

In Frankreich verließen viele Familien die römiſch-katholiſche Religion, nahmen die Lehre der Reformirten an, und bekannten ſich in der Mitte dieſes Jahrhunderts für Brüder und Freunde der Genfer. Im Jahre 1559 hielten die reformirten Gemeinen ihre erſte Nationalſynode zu

Paris,

Paris, nahmen ein von dem Prediger Chandieu zu Paris entworfnes Glaubensbekenntniß an, und verabredeten eine einförmige Kirchenverfaſſung. Heinrich der Zweite gab ſchon ſcharfe Befehle wider ſie, welche nach ſeinem Tode unter der Regierung Franz des Zweiten, welchen eigentlich ſeine Mutter, Katharina von Medices in Händen hatte, weit mehr geſchärft wurden. Die Guiſen waren beſonders Feinde der Reformirten, und verübten viele Grauſamkeiten gegen ſie.

Unter Karls des Neunten Regierung, welche Katharina, weil er minderjährig war, noch immer führte, erhielten die Hugonotten *) Freiheiten, und, da ſie auf Anſtiften der Guiſen abermals in Kriege verwikelt, und in Führung derſelben glüklich waren; ſo erhielten ſie unter andern 1570 einen feierlichen Frieden, den der König, die Königinn, und die vornehmſten Generale beſtätigten, und die Haltung deſſelben beſtärkten. Dieſem Frieden folgte indeſſen leider! eine der allerverruchteſten Handlungen, deren ſich die franzöſiſche Nation auf immer zu ſchämen Urſache hat, — ich meine die Pariſer Bluthochzeit.

An dem Hochzeitstage des reformirten Königs von Navarra, Heinrichs des Zweiten, der gerade den 24 Auguſt 1572 fiel, wurden die vornehmſten Reformirten unter dem Schein der Hoch- Pariſer Bluthochzeit.

*) Der Name Hugonotten wird auf verſchiedene Weiſe abgeleitet. Vermuthlich iſt er aus einer franzöſiſchen und verderbten Ausſprache des deutſchen Worts Eidgenoſſen entſtanden. So nennten ſich die Reformirten in Genf, die mit den Kantons in der Schweiz in Bund traten.

achtung und Freundſchaft eingeladen, heimlich aber traf man die Abrede, ſie des Morgens, wenn zum Frühgebet geläutet würde, durch gewiſſe dazu beſtellte Perſonen, überfallen zu laſſen, und alle zu ermorden. Dieſes abſcheuliche Blutbad fing ſich bei dem tapfern Admiral Coligny an, und endigte ſich mit den übrigen Hugonotten, ohne Unterſchied des Standes, Geſchlechts und Alters. Eben dieſe Grauſamkeit wurde nicht nur in Paris, ſondern auch in den vornehmſten Städten Frankreichs an dem nemlichen Tage vollzogen, und mehr als hunderttauſend Unglükliche wurden ein Opfer dieſes unſinnigen Religionseifers.

Edikt von Nantes.

Der kluge Heinrich der Vierte nahm zwar aus Staatsabſichten die katholiſche Lehre wieder an, gab aber den Reformirten in dem Edikte von Nantes im Jahre 1598 eine vollkommene Religionsfreiheit, und die ruhigſte Sicherheit. Auſſer den ihnen ſchon von andern Königen bewilligten Freiheiten, die er beſtätigte, ertheilte er ihnen noch neue von großer Wichtigkeit; die freie Anwartſchaft zu verſchiedenen Aemtern, Ehrenſtellen und Bedienungen, Einſezung von Gerichtshöfen, und Kammern, deren Gliederanzahl unter beiden Religionsverwandten gleich ſeyn ſollte; Recht der Proteſtanten, ihre Univerſitäten zu haben, auf welchen ſie ihre Jugend erziehen laſſen möchten, je nachdem es ihnen gefiele.

Reformirte in England u. Schottland.

England nahm die Geſetze der Genfer nicht an, ſondern trat mit ihnen unter Eduard dem Sechſten, bloß unter der Bedingung in Gemeinſchaft, daß ſie ihre alte Kirchenverfaſſung und Gebräuche, welche dem größten Theile der Reformirten abergläubiſch zu ſeyn ſcheinen, beibehalten wollten,

wollten, und dieſe ging von der genfiſchen auſſerordentlich ab. — Dies zog dem Staate und der Kirche viele Gefahren zu, und es entſponn ſich mehr als ein Krieg. Da entſtanden nun Conformiſten, und Nonconformiſten; jene richteten ihren Gottesdienſt der von Eduard gegebnen Verordnung gemäß eine, dieſe meinten, Eduards Liturgie ſei nicht von allem Aberglauben frei, und forderten mehr Reinigkeit und Unſchuld in dem äuſſerlichen Gottesdienſte. Dieſe Streitigkeiten haben ſich bis izt fortgepflanzt, und beide Sekten beſtehn noch bis auf den heutigen Tag. Die Namen veränderten ſich in Episkopalen und Puritaner.

Jene wurden beſonders vom Hofe unterſtüzt; indeſſen fehlte es dieſen auch nicht an Macht und Gewicht. Den Unterſchied beider Partheien will ich aus Neals Geſchichte der Puritaner herſetzen. Episkopalen und Puritaner

1) Die Episkopalen, die es mit der Königinn und dem Parlament hielten, behaupteten das Recht zu reformiren, oder die Irrthümer in der Religion und in dem Gottesdienſte zu tilgen, wäre ein Majeſtätsrecht. Die Puritaner hingegen leugneten, daß dieſes Geſchäfte der Obrigkeit von Gott aufgetragen ſei, und behaupteten, es gehöre vielmehr vor dem geiſtlichen Stand, den Glanz und die Würde der Religion wieder herzuſtellen.

2) Jene behaupteten, die rechte Einrichtung des Gottesdienſtes und der Kirchen-

zucht

zucht ſei nicht allein aus der heil. Schrift, ſondern auch aus den Schriften und Anordnungen der erſten Chriſten in den erſten Jahrhunderten herzunehmen. Die Puritaner glaubten, die heil. Schrift ſei die einzige, ächte Quelle, woraus man alle Regeln der Einrichtung ſowohl bei Verbeſſerung der Religion, als der Kirche ſchöpfen müßte.

3) Jene hielten die römiſche Kirche für die wahre, ob ſie gleich auf mannichfaltige Weiſe verunſtaltet worden ſei; der Pabſt ſei zwar kein allgemeines Oberhaupt der Kirche, aber doch ihr rechtmäßiger Biſchof, und die auf ſeinen Befehl geweiheten Lehrer verwalteten den Gottesdienſt mit dem vollkommenſten Rechte. Die Puritaner hielten den Pabſt für den Antichriſt, ſeine ganze Kirchenverfaſſung für ungegründet, abergläubiſch, und der Bibel gänzlich zuwider.

4) Die Episkopalen hielten die Verfaſſung der chriſtlichen Kirche in den fünf erſten Jahrhunderten für vollkommner, als die von den Apoſteln herſtammende; die Puritaner hingegen nahmen an, daß die in der heiligen Schrift und durch die Apoſtel feſtgeſezte kirchliche Einrichtung die vorzüglichſte ſei, daß, wenn auch nicht alles, was zu einem guten Kirchenregiment erfordert werde, aus der Bibel abgeleitet werden könne, demohnerachtet die freie und unabhängige Macht, ſolchem Mangel abzuhelfen, nicht der Obrigkeit

rigkeit, ſondern bloß den Geiſtlichen zukäme.

5) Jene glaubten, die Obrigkeit könne in Abſicht der Gebräuche beim öffentlichen Gottesdienſt, der Feſttage, der Kleidung der Geiſtlichen u. ſ. f. alles nach ihrem Gefallen anordnen, und diejenigen, welche ſich gegen die von ihr gegebne Geſeze auflehnten, verſündigten ſich im Grunde eben ſo ſehr als die Uebertreter der bürgerlichen Geſeze. Dieſe hielten es für unanſtändig, das, was Chriſtus frei geſtellt hätte, als nothwendig anbefehlen zu wollen, ihrer Meinung nach wären alle Gebräuche, die zum Aberglauben führten, gottlos und unheilig, und werth, daß ſie gänzlich abgeſchaft würden.

Beide Theile forderten eine gewiſſe Gleichförmigkeit in dem öffentlichen Gottesdienſte als nothwendig; beide begehrten zur Aufrechthaltung ihrer ſo ſehr verſchiednen Grundſäze, daß die weltliche Obrigkeit ihnen ihr Schwerdt leihen ſollte, — und ſtifteten dadurch unerſetzlichen Schaden. Die Regel einer ſolchen Gleichförmigkeit war nach dem Sinn der Biſchöfe das Supremat der Könige, das heißt, ihre höchſte Gewalt in Kirchenſachen, — nach der Meinung der Puritaner waren es die Schlüſſe der Provinzial- und Nationalſynoden, welche die weltliche Obrigkeit genehmigt und beſtätigt hatte. Keine von beiden Partheien war aber für die Einſchränkung der Gewiſſensfreiheit, welche doch ſo ganz ein natürliches Recht jedes Menſchen iſt, ſo fern ſie nemlich die Ruhe und den Frieden der bürgerlichen Verfaſſung, in welcher er lebt, nicht ſtöhret.

In

Reformirte in den Niederlanden.

In den niederländiſchen Provinzen wollten die, welche ſich von der römiſchen Kirche entfernten, ſich anfänglich zu den Lutheranern wenden, bekannten ſich aber im Jahre 1571 zu der Lehre der **Schweizer**; ſie nannten ſich aber, ſo lange ſie unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtanden, **augsburgiſche Konfeßionsverwandte.**

Reformirte in Pohlen.

In Pohlen lieſſen ſich erſt die Lutheraner aus Sachſen nieder, nachher ſtreueten die vertriebenen böhmiſchen Brüder, einige Schweizer, die Wiedertäufer, und Socinianer ihre Lehren daſelbſt aus. Sie errichteten auch, um friedlich neben einander zu wohnen, im Jahre 1570 den ſendomirſchen Vergleich, der aber von den Lutheranern angegriffen, und im folgenden Jahrhundert gänzlich aufgehoben wurde.

In Preuſſen, in den Thälern von Piemont, in Hungarn und Siebenbürgen im Anhaltſchen.

Nach Melanchthons und Luthers Tode ſammleten ſich in Preuſſen anſehnliche reformirte Gemeinen. Die Nachkommen der Waldenſer in den Thälern von Piemont, durch die Nachbarſchaft der Franzoſen und Genfer bewogen, nahmen von beiden die Lehre und die äuſſere Einrichtung des Gottesdienſtes an. In Hungarn und Siebenbürgen breitete ſich 1550 die Lehre der Schweizer vom heiligen Abendmale und von der Kirchenzucht aus. Die Fürſten von Anhalt bekannten ſich zwar (Zerbſt ausgenommen) zur reformirten Kirche, ſetzten auch überall, wo ſie das Patronatrecht hatten, reformirte Prediger ein, lieſſen aber doch den Unterthanen vollkommene Gewiſſensfreiheit, und den Adelichen nebſt ihren Vaſallen freie, öffentliche Uebung ihrer Religion. In einem 1679 errichteten Vertrage erhielten die Lutheraner vollkommene Erlaubniß, neue Kirchen bauen zu können.

Die

Die reformirte Kirche hatte in dieſem Jahrhundert auſſerordentlich groſſe Männer. Ich will nur folgende nennen. Ulrich Zwingli, Kalvin, Theodor Beza, Johann Oekolampadius, Heinrich Bullinger, Wilhelm Farell, Peter Viret, Peter Martyr, Theodor Bibliander, Wolfgang Muſculus, Konrad Pellikan, Ludwig Lavater, Rudolph Hoſpinian, Zacharias Urſinus, Thomas Cranmer, Erzbiſchof von Kanterbury, Stephan Szegedin u. ſ. f.

Vierte Abtheilung.

Chriſtliche Gemeinen,

die von den damaligen

Religionsbegriffen

in ihrem Glauben abwichen.

1) Die Wiedertäufer.

Der Urſprung der Sekte der Wiedertäufer, oder wie ſie ſonſt auch heiſſen, Mennoniten, Anabaptiſten, iſt in ſehr viele Dunkelheit verhüllt. Denn man ſah ſie unvermuthet in verſchiedenen Gegenden Europens durch Leute von ganz verſchiedener Geſinnung und zwar gerade zu einer Zeit entſtehen, in welcher die erſten Streitigkeiten mit den Katholiken die Köpfe ſo ſehr beſchäf-

Dunkler Uſprung der Wiedertäufer.

ſchäftigten, daß man kaum von dem übrigen, was vorgieng, auch nur eine kleine Notiz nahm. Die heutigen Mennoniten behaupten, daß ihre Vorfahren eine von aller ſtrafbaren Begierde, den Staat zu beunruhigen, ſehr weit entfernte Nachkommenſchaft der unterdrükten Waldenſer geweſen. Hingegen ſuchen ihre Widerſacher zu erweiſen, ſie wären Abkömmlinge jener unruhigen Wiedertäufer, welche verſchiedene Länder, und inſonderheit Weſtphalen mit ſo vielen Kriegen und Widerwärtigkeiten bedrükt, hätten aber nachher durch die Bemühungen des Menno Simonis nach und nach eine geſündere Denkungsart angenommen. Es ſcheint aber nicht, als wenn eine von beiden Meynungen richtig ſei. Denn es iſt nicht glaublich, daß diejenigen Mennoniten gänzlich die Unwahrheit ſagren, welche ſich rühmen, daß ſie von den ſogenannten Zeugen der Wahrheit vor Luthern, den Waldenſern und andern abſtammen. Vor Luthers Zeit lebten faſt durch ganz Europa ſehr viele im Verborgenen, den der Saz tief in der Seele lag, welchen die Waldenſer, Wiclefiten und Hußiten vertheidigt hatten, daß nemlich diejenige Geſellſchaft, welche Jeſus Chriſtus auf Erden geſtiftet, ein Hauſe heiliger Leute ſei, der keine Gottloſe, und Sünder unter ſich dulde. Dieſer Saz enthält alles, was die Religion der Mennoniten ſonderbares und neues in ſich faßt, und es iſt gewiß, daß die meiſten von denen, welche auf die angezeigte Art von der chriſtlichen Kirche urtheilten, den größeſten Theil dieſer ſonderbaren Lehren ſchon einige Jahrhunderte vor Luthern gebilligt haben. Einige von dieſen Leuten, die es wohl begreifen konnten, daß durch menſchliche Bemühung, nie eine ſolche Kirche, wie ſie ſie ſich dachten, zu Stande kommen würde, hegten die einfältige Meynung

nung, daß ſich Gott ſelbſt eine reine Kirche ſtiften, und die Vorſteher derſelben mit einem göttlichen Lichte erfüllen würde. Andere hingegen dachten weit klüger, und meynten, es bedürfe keiner auſſerordentlichen göttlichen Dazwiſchenkunft, ſondern die Kirche könnte durch die menſchliche Wachſamkeit von dem anſtekenden Verderben böſer Leute gereinigt, und ihr diejenige alte Geſtalt wieder gegeben werden, die Chriſtus ſelbſt vorgezeichnet hätte, dafern man nur für die Wiederherſtellung der alten chriſtlichen Gebräuche beſorgt wäre.

Dieſer Haufe, der lange Zeit hin und her getrieben war, ſchöpfte wiederum neuen Muth, wie er vernahm, daß Luther den verderbten Zuſtand der Kirche zu verbeſſern angefangen hätte. Weil aber die Vornehmſten dieſer weit ausgebreiteten Sekte in dem Irrthume ſtekten, daß das erwartete Reich Chriſti von allen Mängeln frei ſeyn würde: ſo glaubten ſie, Luthers angefangene Verbeſſerung der Kirche thue dieſer wichtigen Sache noch kein Genüge, und fiengen daher ſelbſt eine genauere Verbeſſerung derſelben an.

Die erſten Bewegungen dieſer Sekte.

Es iſt eine ganz unnöthige Unterſuchung, ob der Anfang dieſer Sekte, die der Kirche eben ſowohl als dem Staate ſchädlich war, in der Schweiz, oder in Holland und Deutſchland zu ſuchen ſei. Es ſcheint ganz unſtreitig, daß dieſe Leute in mehrern Gegenden zu einer Zeit, das iſt, kurz nach dem Anfange der von Luthern unternommenen Kirchenverbeſſerung entſtanden. Sie ſind gleich vom Anfang an unter einander uneins geweſen, ob ſie gleich alle die Kindertaufe für unrecht hielten, und die in ihrer Kindheit Getauften, von neuem feierlich ins Waſſer tauchten. Der ſchlechtere Theil dieſes in

in viele Geſtalten eingekleideten Haufens, nemlich der, welcher meynte, die Stifter der ganz vollkommenen Kirche, zu der ſie den Plan entworfen hatten, würden von einer göttlichen Kraft belebt, und mit Wundern bewaſnet werden, fieng 1521 an, Sachſen und die benachbarten Länder, unter Anführung des **Thomas Münzer**, **Markus Stübner**, und anderer heftig zu beunruhigen. Anfangs wurde die Sache mit Worten, Gründen, Erzählung himmliſcher Erſcheinungen, welche die Häupter dieſer Sekte gehabt zu haben vorgaben, betrieben. Wie ihnen aber dieſes nicht geſchwind genug von ſtatten gehen wollte, ergriffen ſie die Waffen. **Münzer** beſtritt mit ſeinen Anhängern im Jahre 1525 alle Geſetze, und bekriegte alle Obrigkeiten, indem er ankündigte, Chriſtus würde in Zukunft ganz allein regieren. Allein mit dieſen Truppen richtete er nichts aus, denn ſein Heer ward von dem Churfürſten von Sachſen und andern Fürſten geſchlagen, und Münzer, der Anführer dieſes Aufruhrs, mit der Todesſtrafe belegt.

Hierdurch wurden zwar die übrigen, die von eben dem ſchwärmeriſchen Geiſte getrieben wurden, furchtſamer, aber doch nicht klüger. Es iſt bekannt, daß von dieſer Zeit an viele, die eben die Schandthaten verübt, wodurch ſich Münzer den Untergang zugezogen hatte, in Deutſchland, in der Schweiz, und in Holland umhergezogen ſind, und die Kirche ſowohl als den Staat, an vielen Orten durch aufrühreriſche Reden erſchüttert, hier gröſſere, dort kleinere Verſammlungen zu Stande gebracht, den Obrigkeiten und Städten im Namen Gottes einen plözlichen Untergang angekündigt, und, ob ſie gleich für göttliche Boten angeſehen ſeyn wollten, dennoch oft durch Frevelthaten

und grobe Verbrechen, die Ehre und Majeſtät Gottes auf eine dreiſte Art angetaſtet haben. Unter andern Perſonen dieſes übermüthigen Haufens ſtehen bei der Nachkommenſchaft in einem ſehr üblen Ruf die Namen eines Ludw. Hetzers, Balthaſ. Hübmeyers, Felix Manz, Conr. Grebels, Melch. Hofmanns und anderer, welche, wenn ſie gekönnt, die Schweiz, Holland und Deutſchland durch Aufruhr und Kriege in Feuer und Flammen geſezt hätten. Es fanden ſich unter ihnen Leute, die bis zum Erſtaunen raſeten, und ſich unglaubliche Träumereien in den Kopf ſezten.

Diejenigen, welche nicht ganz unvernünftig unter ihnen waren, lehrten folgendes: „1) Die Kirche Chriſti müßte ganz ohne Sünde ſeyn. 2) Es müßte eine Gemeinſchaft aller Güter eingeführt werden. 3) Aller Wucher, Zehend und Abgaben müßten abgeſchafft werden. 4) Die Kindertaufe ſei eine Erfindung des böſen Geiſtes. 5) Alle Chriſten hätten die Befugniß zu lehren. 6) Die chriſtliche Kirche könne daher der Geiſtlichen oder der Lehrer entbehren. 7) Man brauche auch in dem Reiche Chriſti keine Obrigkeit. 8) Gott offenbare noch izt gewiſſen Menſchen ſeinen Willen durch Träume und Geſichte. — Es iſt nicht zu zweifeln, daß unter denen, die ſowohl dieſen vernünftigern, als auch jenen ganz auf Abwege gerathenen Wiedertäufern angehangen, ſehr viele verſtändige und wahrhaftig fromme Leute geweſen ſind, die ſogar die Einfalt ihres Herzens, und die lobenswürdige Begierde, die Kirche wieder hergeſtellt zu ſehen, ſich zu dieſer Parthei zu ſchlagen bewogen hat. —

Da ſich nun dieſe Sekte faſt überall in Europa Verordnete Strafe

wider dieſe Sekte. pa ausbreitete; ſo ſezten ihr Könige, Fürſten und Obrigkeiten die ſtrengſten Verordnungen, und endlich gar Lebensſtrafe entgegen. Allein weder Furcht noch Schreken vermochte ein Volk auf andere Gedanken zu bringen, das durch ſchwärmeriſche Wuth getrieben, und durch das Band der Religion gefeſſelt wurde. Unzählige Menſchen dieſer Art, lieſſen ſich lieber verbrennen und enthaupten, als ihrer einmal angenommenen Meynung zu entſagen. Die Mennoniten zeigen daher noch heutiges Tages ungeheure groſſe Bände, worinn die Unternehmungen, und das Ende derer beſchrieben worden, die aus ihnen wegen ſolcher Verbrechen, die ſie gegen den Staat, oder gegen die Kirche begangen haben ſollten, mit dem Tode beſtraft worden ſind. Es wäre zu wünſchen, daß man unter dieſen elenden Leuten eine Auswahl getroffen, und nicht alle ſo grade zu getödtet hätte, die ohne Bosheit und Betrug ihre Irrthümer vertheidigten. Allein die meiſten erzählten ihre Träume von der Aufrichtung einer neuen chriſtlichen Kirche, und von der Aufhebung aller Obrigkeiten, aller Geſetze und Strafen, dem Pöbel; daher dachte man gleich bei dem Namen Wiedertäufer, an einen aufrühriſchen Menſchen. Es iſt wahr, daß man viele von ihnen, nicht als gottloſe, ſondern als unheilbare Ketzer nach dem alten päbſtlichen Rechte hingerichtet hat. Allein das iſt auch wahr, daß die meiſten darum getödtet worden ſind, weil ſie Meynungen hegten, die wider den Staat und der Obrigkeit waren.

Das betrübteſte Beiſpiel davon haben wir an den Unternehmungen der 1533 aus Holland gekommenen Wiedertäufer, zu Münſter; verblendete Leute machten unter Anführung einiger ungelehrten und ſchlechten Männer, des Johann Matthäus,

thäus, Johann Bokold, eines Schneiders aus Leiden, eines gewiſſen Gerhards und anderer, nicht allein dem Pöbel, ſondern auch einigen Gelehrten weis, das himmliſche Jeruſalem müßte zu Münſter errichtet werden. Unter dieſem Vorwand ſezten ſie den Rath ab, übernahmen ſelbſt die Regierung der Stadt, und verübten allerlei albernes Zeug. Johann Bokold wurde zum König und Geſezgeber dieſes himmliſchen Staates erwählt. Dieſer Mann rannte ſplitternakt auf den Gaſſen herum: nahm eilf Weiber zu gleicher Zeit, um zu zeigen, daß er die Polygamie billige, und gab ſich den Titel eines Königs von Zion. Aber das war nur noch das wenigſte von der Raſerei des Narrenkönigs.

Dies Schauſpiel nahm indeſſen einen erbärmlichen und traurigen Ausgang. Denn, nachdem die Stadt 1536 von ihrem Herrn und Biſchof Franz, eingenommen war; ſo wurde dies neue Jeruſalem der Wiedertäufer zerſtört, und der König deſſelben mit einer erſchreklichen Lebensſtrafe belegt, indem er mit glüenden Zangen gekniffen, mit einem Dolche durchs Herz geſtoſſen, und in einem eiſernen Käfig am höchſten Thurme aufgehangen wurde.

Die Auftritte von Tumult, Aufruhr und Blutvergieſſen, ſo dies verruchte Geſindel in Holland erregte, waren gleichfalls abſcheulich. Sie hatten den Anſchlag geſchmiedet, Leiden in einen Aſchenhaufen zu verwandeln; er wurde aber glüklich entdekt, und ſie mit exemplariſcher Strenge geſtraft. Johann von Leiden, dieſer närriſche Anabaptiſtenkönig zu Münſter, hatte ſich in den Kopf geſezt, Gott habe ihm die Städte Amſterdam, De-

venter und Weſel in ſeine Hände gegeben. Dem zu Folge ſandte er ſeine Biſchöfe nach dieſen drei Orten, ſein Evangelium, d. i. das Evangelium des Aufruhrs und des Blutvergieſſens daſelbſt zu predigen. Mit dem Anfange des Jahrs 1535 verſammelten ſich zwölf Wiedertäufer, und darunter fünf Weibsperſonen, zu Mitternacht in einem Privathauſe in Amſterdam. Einer von dieſen, ſeiner Profeßion ein Schneider, fiel in eine Entzükung, und, nachdem er vier Stunden lang geprediget, zog er ſich ganz nakend aus, warf ſeine ſämmtlichen Kleider ins Feuer, und befahl ſeiner ganzen Verſammlung ein gleiches zu thun. Man gehorchte ihm: darauf befahl er ihnen, in ſolchem Stande der Unſchuld, ihm durch die Straſſen zu folgen: auch das thaten ſie alle, und ſchrien dabei, indem ſie durch die Straſſen liefen, mit einem fürchterlichen Geheule: Wehe, wehe! Zorn Gottes! Zorn Gottes! Wehe dir, Babylon! Als man ſich dieſer raſenden Perſonen bemächtigt, und ſie der Obrigkeit in die Hände geliefert hatte, bot man ihnen Kleider an, ihre Blöße zu bedeken: aber ſie weigerten ſich hartnäkig, ſie anzunehmen, und riefen überlaut: Wir ſind die nakte Wahrheit. Als man ſie endlich auf das Blutgerüſte brachte, ſangen und tanzten ſie, und gaben lauter Zeichen eines ſchwärmeriſchen Wahnwitzes von ſich. —

Da man ſich nun überzeugte, auf was für Abwege leichtſinnige und unvorſichtige Menſchen durch die Lehren dieſer Schulen gerathen konnten; ſo iſt es kein Wunder, wenn die Obrigkeiten mit Feuer und Schwerdt ſo groſſe Uebel mit der Wurzel auszurotten bemüht geweſen ſind.

Dieſe

Dieſer elende und in das gröſſeſte Schreken gejagte Haufe fand einen groſſen Troſt und eine groſſe Unterſtützung bei dem Menno Simonis, einem Friesländer, der ehedem ein römiſcher Prieſter, und, wie er ſelbſt geſteht, ein laſterhafter Menſch geweſen war. Dieſer gieng 1536 zu den Wiedertäufern über, nachdem er ſein bisher unter den Katholiken geführtes Amt niedergelegt hatte, und endlich nahm er unter ihnen das Amt eines Lehrers an. Von dieſer Zeit an bis zu ſeinem Tode, faſt fünf und zwanzig Jahre lang, durchwanderte er mit ſeiner Frau und Kindern unter beſtändigem Elende und täglicher Lebensgefahr ſehr viele Länder, zuerſt Weſtfriesland, das Gröningergebiet, und Oſtfriesland, hernach Geldern, Hollant, Braband, Weſtphalen, und die an der Oſtſee liegenden deutſchen Provinzen bis nach Liefland, und vermehrte ſeine Sekte mit unzähligen Mitgliedern, ſo, daß er der allgemeine Lehrer und Biſchof faſt aller Wiedertäufer, und der Vater dieſer izt noch blühenden Parthei ganz recht genennt wird. Menno beſaß viel Genie, das aber, wie ſeine Schriften beweiſen, nicht recht ausgebildet war, und eine natürliche Beredſamkeit; er war gerade ſo gelehrt, als er es nöthig hatte, um unter einem rohen und unwiſſenden Haufen für einen grundgelehrten Mann, und gleichſam für ein Orakel gehalten zu werden. Er war auſſerdem ehrlich, ſanft, gefällig, und konnte Beſchwerlichkeiten eben ſo leicht als Beleidigungen ertragen. Er liebte endlich die Frömmigkeit ſo, daß er das ſelbſt mit ſeinem Leben treulich ausdrükte, was er von ſeinen Zuhörern foderte. Ein ſolcher Mann findet leicht bei einem jeden Volke Anhänger, und vorzüglich bei einem ſolchen, als damals die Wiedertäufer waren. Menno hatte für ſich einen Lehrbegrif entworfen, der weit gelinder und erträgli-

eher als die Lehre der raſenden und ſchwärmeriſchen Wiedertäufer war. Er verwarf die Hofnung, mit Gewalt, nach Vertreibung der Obrigkeiten, ein neues Reich Jeſu Chriſti auf Erden anzurichten, die eine ſehr fruchtbare Mutter von ſo vielem Frevel und Aufruhr war; er verwarf eine wunderthätige Wiederherſtellung der Kirche durch eine neue und auſſerordentliche Ausgieſſung des heil. Geiſtes; er verwarf die zügelloſe Freiheit der Vielweiberei und Eheſcheidungen, und er wollte endlich diejenigen nicht dulden, die dafür hielten, daß der heilige Geiſt ſich, wie beim Anfange des Chriſtenthums, über viele herabgelaſſen habe, und ſeine Gegenwart durch Wunder, Weiſſagungen, göttliche Träume und Geſichter zu erkennen gäbe. Dasjenige, was die Wiedertäufer von der Kindertaufe, vom tauſendjährigen Reiche Chriſti, von den in der chriſtlichen Kirche nicht zu duldenden Obrigkeiten u. ſ. f. insgemein lehrten, behielt er zwar bei, aber mit ſolchen Verbeſſerungen und Einſchränkungen, daß es den allgemeinen Lehren der verbeſſerten Religion ſich zu nähern ſchien.

Menno müßte aber ein Gott geweſen ſeyn, wenn er einen ſo unharmoniſchen und aus ſo verſchieden denkenden Gliedern beſtehenden Körper hätte zur Verträglichkeit bringen und durch das Band der Uebereinſtimmung in Ordnung erhalten können. Zwiſchen den Leonhard Bouvenſon und Theodor Philippi entſtand ohngefähr in der Mitte des Jahrhunderts unter den Wiedertäufern über den Bann ein heftiger Streit. Dieſe Leute lehrten, es müßten nicht nur alle Sünder, auch diejenigen, die ihren Fall beweinten, ohne vorhergegangene Ermahnung aus der Gemeinde geſtoßen werden, ſondern man wäre auch befugt,

die

die ausgeſtoßenen alles Umgangs mit ihren Weibern, Männern, Brüdern, Schweſtern, Kindern und Anverwandten zu berauben. Allein dieß ſchien vielen Wiedertäufern zu unmenſchlich und zu hart. Sie trennten ſich daher plötzlich in zwo Sekten, wovon die eine gegen die Sünder billiger und die andre unbilliger war. Zwar ſuchte Menno ſeinen Anhängern den Frieden wieder zu geben, und wie er hierzu keine Möglichkeit ſah, ſchwankte er zwiſchen beiden bis an ſeinen Tod. — Dieſe beiden Partheien der Wiedertäufer werden noch bis izt durch die Namen der Groben und Feinen von einander unterſchieden. Die ſogenannten Groben beobachten und bewahren die alten Glaubenslehren ſowohl als Kirchenzucht der Wiedertäufer, mit mehr Sorgfalt als die übrigen. Die Feinen hingegen gehen hievon ſchon mehr ab, und nähern ſich den Einrichtungen der Proteſtanten. Sie beſtanden anfänglich aus Einwohnern einer Gegend von Nordholland, welche Waterland genennt wird, daher auch die ganze Sekte Waterländer heißen. Von den Strengern oder Groben waren die meiſten aus Flandern, daher die Sekte den Namen der Flanderer bekam. Unter dieſen Flanderern entſtanden bald nachher neue Streitigkeiten über die Sünder, die mit dem Kirchenbann ſollten belegt werden. Daher thaten ſich unter dieſen wieder zwo Sekten hervor, nemlich die Flanderer und Frieſen, die in den Sitten und in der Kirchenzucht von einander abgingen. Zu dieſen geſellte ſich die dritte Sekte der Deutſchen, denn es waren auch viele aus Deutſchland nach Holland und in die Niederlande gekommen. Der größeſte Theil der Flanderer, Frieſen und Deutſchen ging allmälig zu der gemäßigten Parthei der Waterländer über, und machte mit ihr Friede.

Bei aller übrigen Verſchiedenheit waren doch alle Partheien darinn einig, daß die ganze Religion einzig und allein aus der heiligen Schrift müſſe geſchöpft werden. Und damit dieſes recht ſichtbar werde; ſo haben ſie ihre Bücher, worinn ſie ihre Lehren von Gott und von der rechten Art des Gottesdienſtes verfaßt, faſt ganz in bibliſchen Ausdrüken verfertigen laſſen. Das Bekenntnis, welches die Waterländer gebrauchen, iſt unter den übrigen das vornehmſte. Man möchte aber nicht ohne Grund fragen, ob denn auch in den Schriften alles, was die Mennoniten für wahr halten, ausgedrükt ſtehe, oder ob nicht manches, woraus man den innern Zuſtand dieſer Leute beurtheilen könne, ausgelaſſen ſei? Das wird zwar ein jeder, auch nur mittelmäßig aufmerkſamer Leſer derſelben wahrnehmen, daß die Lehren, ſonderlich die von der Obrigkeit und von dem Eide, auf das ſorgfältigſte beſtimmt und eingekleidet ſind, damit ſie nicht zu ſehr auffallen.

Wenn man den Glauben der Mennoniten aus den Bekenntniſſen beurtheilen ſoll; ſo geht er nur in wenigen Stüken von den Reformirten ab, und ihre Kirchenzucht iſt nicht viel anders eingerichtet, als bei den Presbyterianern. Die Lehren, welche allen Partheien gemein ſind, gründen ſich auf dieſen einzigen Saz: Das Reich, welches Jeſus Chriſtus auf dieſer Welt geſtiftet hat, oder die Kirche, iſt ein ſichtbarer Staat, worinn nur heilige und fromme Leute Plaz haben, und folglich alles das fehlt, was die menſchliche Weisheit um der Gottloſen willen veranſtaltet hat. Zu dieſem Satze bekannten ſich die ältern Mennoniten offenbar: die neuern hingegen bedeken ihn entweder mit ihren Bekenntniſſen, mit zweideutigen Worten,

ten, oder ſie ſcheinen ihn zu verwerfen; in der That aber können ſie ihn nicht verwerfen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt widerſprechen wollen. — Die heutigen Mennoniten bekennen einmal, die Kirche Chriſti falle den Menſchen nicht in die Augen, oder ſie ſei unſichtbar, und durch alle chriſtliche Partheien zerſtreut. Hiernächſt ſetzen ſie das Kennzeichen der wahren Kirche nicht, wie ehedem in die Heiligkeit aller ihrer Glieder; hingegen behaupten ſie, die Erkenntniß der von Chriſto vorgetragenen Wahrheit, und die Uebereinſtimmung aller Glieder der Kirche im Bekenntniß und Vertheidigung dieſer Wahrheit wären Kennzeichen der wahren Kirche. Indeſſen fließen aus jenem Lehrſatze der alten Wiedertäufer von der Kirche die vornehmſten Meinungen, wodurch ſie von den übrigen Chriſten unterſchieden werden. Dieſe Lehre erfodert: 1) Daß ſie keine andre durch die Taufe in ihre Kirche aufnehmen, als die bereits erwachſen und des Gebrauchs ihrer Vernunft fähig ſind. Denn ob Kinder fromm ſeyn werden, iſt ungewiß, und ſie können der Kirche nicht verſprechen, daß ſie ſich eines heiligen Wandels befleißigen wollen. 2) Daß ſie weder Obrigkeiten zulaſſen, noch auch leiden, daß einer unter ihnen ein obrigkeitliches Amt verwalte. Denn wo keine Böſe ſind, da braucht man auch keine Obrigkeiten. 3) Daß ſie behaupten, man müſſe nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben, und Kriege zu führen ſei ungerecht. 4) Daß ſie für alle Arten von Strafen einen Abſcheu tragen. 5) Daß ſie Gott nicht zum Zeugen anrufen, oder etwas mit einem Eide bekräftigen dürfen.

Die Mennoniten hielten vormals dafür, die Wiſſenſchaften und was nur Gelehrſamkeit hieße, Gelehrſamkeit

ſonder.

und Wiſſenſchaften

ſonderlich die Philoſophie, wären dem Wachsthume der Frömmigkeit höchſt ſchädlich. Die Strengern der Sekte bleiben dieſem Wahne ihrer Vorfahren bis auf den heutigen Tag ergeben, verachten die Bildung des Verſtandes, und widmen ſich den Künſten, den Handwerken und der Handlung. Doch ſind die Waterländer auch hierinn beſſer. Denn ſie geben zu, daß einige unter ihnen Sprachen, Hiſtorie, Alterthümer, ſonderlich aber die Arzneigelahrtheit, deren Nutzen ſie nicht läugnen können, auf hohen Schulen erlernen. Daher giebt es unter ihnen noch heutiges Tages, ſo viele Geiſtlichen, welche die Titel der Doktoren der Arzneigelahrtheit erhalten haben. In unſern Tagen legen ſich die verſtändigern Mennoniten auch auf die Philoſophie, doch bleiben ſie bei der Meinung, daß die Theologie rein und für ſich bleiben, und mit den Lehren der Philoſophie nicht müſſe vermiſcht werden.

Wiedertäufer in England.

Die unter den Engländern die Kindertaufe verwerfen, wollen Baptiſten heißen. Sie ſtammen wahrſcheinlich von den Deutſchen und Holländern ab, ſie ſind aber heutiges Tages in vielen Stücken von den übrigen Mennoniten unterſchieden. Man theilt ſie in zwo Sekten, wovon die eine den Namen der Generalbaptiſten oder Remonſtranten führt, weil ſie glauben, daß Gott niemand durch einen freien Rathſchluß von der ewigen Seligkeit ausgeſchloſſen habe; die andern hingegen die Gemeine der Partikularbaptiſten oder der kalviniſchen Baptiſten genannt wird, weil ſie ſich dem Religionsſyſtem der Kalviniſten am meiſten nähert. Die leztre dieſer Sekten hält ſich hauptſächlich in London auf, und iſt ſo ſehr ausgeartet, daß ſie mit den übrigen Wiedertäufern

fern nichts mehr gemein hat, als daß ſie keine andre als nur Erwachſene tauft, und diejenigen, welche ſie in ihre Kirchengemeinſchaft aufnimmt, ganz ins Waſſer taucht. Sie geben daher zu, daß ein Chriſt auf Erfodern der Obrigkeit, einen Eid ablegen, Krieg führen, und ein öffentliches Amt im Staate verwalten könne. Die ganze Gemeine wird von ſtudierten Leuten regiert.

Die Generalbaptiſten ſind in großer Zahl in vielen engliſchen Provinzen umher zerſtreut, und beſtehen aus Leuten von ſchlechtem Stande und ohne Gelehrſamkeit. Denn ſie verachten, nach Art der alten Mennoniten, die Wiſſenſchaften und die Gelehrſamkeit. Sie haben auch noch andre eigne und beſondre Grundſätze: 1) Sie halten, nach Art der alten Mennoniten, ihre Kirche für die einzige, wahre und chriſtliche, und meiden ſehr ſorgfältig die Gemeinſchaft mit allen übrigen Kirchen. 2) Sie tauchen die Täuflinge nicht drei, ſondern nur einmal unter, und halten es für einerlei, ob die neuen Chriſten im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes, oder nur allein im Namen Jeſu getauft werden. 3) Sie erwarten ein tauſendjähriges Reich mit dem Menno, billigen auch 4) dem größeſten Theile nach ſeine Meinung vom Urſprunge des Leibes Chriſti. 5) Von der Seele behaupten ſie, daß ſie vom Tode des Körpers an bis zu deſſen Auferwekung am jüngſten Tage weder Freude, noch Schmerz empfinde, ſondern ſchlafe. 6) Sie bedienen ſich der lezten Oelung. Dieſe Baptiſten haben Biſchöfe, welche ſie Geſandten oder Boten nennen.

2) Die

2) Die Socinianer.

Urſprung der Socinianer.

Die Socinianer ſtammen von der vornehmen Familie der Sozziner her, die in der ſehr berühmten Stadt Siena lange geblühet, und berühmte Männer hervorgebracht hat. Aus ihr entſprungen Lälius und Fauſtus Socinus, die insgemein für die Väter dieſer Sekte gehalten werden. Lälius Socinus, ein ſehr gelehrter, und ſelbſt nach dem Zeugniſſe ſeiner Feinde, rechtſchafner Mann, verließ der Religion wegen 1547 ſein Vaterland, durchreiſte verſchiedene Länder, und erkundigte ſich fleißig nach den Meinungen derer, welche die römiſche Kirche verlaſſen hatten, um die Wahrheit herauszubringen. Endlich ließ er ſich zu Zürich in der Schweiz nieder, wo er im ſieben und dreiſſigſten Jahre ſeines Alters ſein Leben endigte. Er beſaß Scharfſinn, aber vielleicht zu viel Hochſchätzung ſeiner eignen Einſichten; viel Geſchiklichkeit, Knoten zu knüpfen, aber deſto weniger Luſt, die Auflöſung derſelben anzunehmen, unter dem Vorwande, daß ſie ihm kein Gnüge thäten; viel Vernunft, aber zu viel Neigung, ſie zu oft am unrechten Orte ſchimmern zu laſſen. An ſeiner Verſtellung und Zurükhaltung hatte ohnſtreitig ſeine Vorſichtigkeit und Furchtſamkeit, die ihm natürlich war, oder auch wohl durch Servets Verbrennung, von der er ein Augenzeuge war, vermehrt wurde.

Fauſtus Socinus

Fauſtus, ſeines Bruders Sohn und ſein Erbe, ſoll die wahren Meinungen des Lälius in Religionsſachen, aus deſſen hinterlaſſenen Papieren geſchöpft, und durch deren Bekanntmachung die Sekte geſammelt haben. Dieſer auſſerordentliche Mann kam im Jahre 1539 zu Siena zur Welt.

Die

Die ſchönen Wiſſenſchaften und die Rechtsgelehrſamkeit waren es, womit er ſich in ſeiner Jugend mit einem mittelmäßigen Fleiße beſchäftigte. Sein Onkel, Lälius Socinus flößte ihm zeitig durch Briefe ſeine Meinungen ein, welchen er doch anfangs nicht viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchien. Lälius hielt ſich zwölf Jahre am Hofe des Großherrn von Florenz auf. Weil er aber daſelbſt ſeine Meinungen nicht ohne viele Gefahr bekannt machen konnte; ſo verließ er Italien 1574 und ging nach Baſel, wo er ſich drei Jahre lang in der Stille aufhielt, die Theologie ſtudierte, ſich in den Meinungen ſeines Vetters feſtſezte, und dieſelben auszubreiten anfing. Jemehr er nachmals in Streitigkeiten verwikelt wurde: deſto deutlicher legte er ſie an den Tag. Er wurde alſo der vornehmſte Stifter der ſocinianiſchen Sekte, ihrer Ausbreitung in Pohlen, und der daſelbſt erhaltenen Religionsübung. Nach Pohlen aber ging er 1579, wo ihn jedoch die Unitarier nicht in ihre Gemeinſchaft aufnahmen, weil ſeine Lehre nicht in allen Stüken mit der ihrigen übereinſtimmte. Indeſſen nahm er doch in ſeinen Schriften ihre Parthei, lebte zu Krakau, und ſammlete ſich viele Anhänger, die den Namen der Socinianer erhielten. Nach einem vierjährigen Aufenthalt zu Krakau, begab er ſich auf das nicht weit davon entlegene Gut des Chriſtoph Morßin, Herrn von Pawilikofsky, heirathete deſſen Tochter, und kam dadurch in die Verbindung der vornehmſten Familie. Seine Frau verlohr er wieder im Jahre 1587, nachdem er ſeine Tochter mit Namen Agnes mit ihr gezeuget hatte, welche nachmals an den pohlniſchen Edelmann Stanislaus Wiſſowatius verheiratet wurde. Nach dem Tode des Großherzogs von Florenz

wurden

wurden Socius Güter in Italien eingezogen; 1588 gieng er wieder nach Krakau, wo er zwar mehrere Anhänger bekam, aber auch allerlei Ungemach zu erdulden hatte. 1598 erregten die Studenten nebſt dem Pöbel einen Aufruhr, ſtürmten des kranken Socius Haus, ſchleppten ihn heraus, prügelten ihn, und würden ihn getödtet haben, wenn ihn nicht der Profeſſor Badowita aus ihren Händen errettet hätte. Auch an ſeinen Schriften und Hausgeräthe erlitt er bei dieſer Gelegenheit einen groſſen Verluſt, ſonderlich bedauerte er ſein Buch wider die Atheiſten, welches er eben in Händen hatte. Hiedurch ward er bewogen, Krakau auf immer zu verlaſſen, und ſich aufs Land zu dem Abraham Blonesky zu begeben, bei dem er 1605 im 65. Jahre ſeines Lebens ſtarb. Man kann ihm einen lebhaften Wiz, eine gute Beurtheilungskraft und ein trefliches Gedächtniß nicht abſprechen. Er war friedlich, geſprächig, verſöhnlich, mäßig, dienſtfertig, großmüthig und arbeitſam. Allein man hat auch angemerkt, daß er jähzornig, hochmüthig, vorwitzig, ehrgeitzig und harnäkig in Vertheidigung ſeiner Meynungen geweſen. Ueberdem hat man an ihm getadelt, daß er die Sache ſeines Onkels mit blinder Ehrfurcht als untrügliche Wahrheiten angenommen, und aus Furcht ſeine jährlichen Einkünfte aus Italien zu verliehren, viele ſeiner Schriften ohne Namen und unter einem erdichteten Namen herausgegeben habe.

Fortſetzung über den Namen der Socinianer.

Man pflegt das Wort Socinianer in einer zweifachen Bedeutung zu gebrauchen, nemlich in einer eigentlichen und uneigentlichen, in einer engen und weitläuftigern. Denn man pflegt theils alle diejenigen mit dem allgemeinen Ausdruke Socinianer zu belegen, welche Dinge lehren, die an den

die Meinungen der Sociner grenzen, ſonderlich die den chriſtlichen Lehrſaz von der göttlichen Natur unſers Heilandes und den drei Perſonen im göttlichen Weſen entweder ganz läugnen oder erſchüttern; theils aber auch alle diejenigen im engern Verſtande, ſo zu nennen, die die Lehrbegriffe entweder ganz, oder nur zum Theil annehmen, welche Fauſtus Socinus entweder ſelbſt ausgedacht, oder als eine Erfindung ſeines Onkels ausgeſchmükt, und den Unitariern, die ſich in Siebenbürgen aufhielten, angeprieſen hatte.

Die erſten Schritte zur Religionsverbeſſerung waren kaum gethan, als ſchon einige Leute ſich bemüheten, die Gottheit unſers Erlöſers und die damit verbundenen Lehren zu untergraben, und die ganze Religion blos auf die Gottſeligkeit einzuſchränken. Allein die Wachſamkeit der Katholiken, Lutheraner und Reformirten legte ihnen zeitig Hinderniſſe in den Weg, daß ſie keine Sekte ſammlen konnten.

Für die proteſtantiſche Kirche war ein noch furchtbarer Mann, Michael Servede, oder Servetus, ein ſpaniſcher Arzt, aus Villa Juepha in Arragonien, ein Mann von einem gar nicht gemeinen Verſtande, und einer ausgebreiteten Erkenntniß. Dieſer grif in den herausgegebenen ſieben Büchern von den Irrthümern in der Lehre der Dreieinigkeit, und in den zweien Geſprächen von der Dreieinigkeit, die gewöhnliche Lehre der Chriſten mit der größten Kühnheit an. Hiernächſt erſann er eine neue und ſonderbare Art der Religion, die er in einem Buche vortrug, welches er zu Vienne unter dem Titel: Wiederherſtellung des Chriſtenthums 1553 heimlich her- Michael Servet.

ausgab. Sein Vorhaben ſchienen viele Dinge zu begünſtigen: Wiz, Gelehrſamkeit, Beredſamkeit, Muth. Allein alle Hofnung ward vom Kalvin zu Grunde gerichtet, welcher den Servet, der aus dem Gefängniſſe zu Vienne entflohen war, und durch die Schweiz nach Italien gehen wollte, 1553 zu Genf in Verhaft nehmen, und von ſeinem Bedienten der Gottesläſterung wegen anklagen ließ.

Geſchichte des Mich. Servet.

Dieſer ſo ganz auſſerordentliche Mann, deſſen Geſchichte vielleicht die einzige in ihrer Art iſt, verdient hier einer kurzen Erwehnung. — Michael Servet wurde, wie bereits erwehnt, zu Villa in Arragonien 1509 gebohren. Einige ſagen, er habe jüdiſche Eltern gehabt, welches aber auf keine Art zu erweiſen ſtehet. Sein Vater war ein Juriſt und Notarius publikus.

Nach ſeiner eigenen Ausſage hatte er ſich eine Zeitlang zu Toulouſe aufgehalten, woſelbſt er auch die Advokatur beim Parlament ſoll getrieben haben. Allein er wurde der Juriſterei bald überdrüßig, nachdem er eine Bibel in die Hände bekommen hatte, und reiſte nach Spanien zurük. In ſeinem vierzehntem Jahre begab er ſich in die Dienſte des kaiſerlichen Beichtvaters, Johann Quintana, mit dem er auch nach Italien reiſte, und zu ſehen Gelegenheit hatte, wie der Pöbel den Pabſt anbete. Mit dieſem Quintana reiſte er 1530 nach Deutſchland. Wo und wie er des Quintana Dienſte verlaſſen, iſt bis jezt unentſchieden. Er ging nun mit ſeinem Buche von den Irrthümern in der Lehre von der Dreieinigkeit ſchwanger. Hierzu bewegte ihn die ſpaniſche Schultheologie: und vielleicht würde es ihm nie einze-

eingefallen ſeyn, eine neue Lehre von der Dreieinigkeit zu erſinnen, wenn ihm die alten Schulgrillen nicht ſo gar ſehr anſtößig geweſen wären. — Im Jahre 1530 reiſete er nach Baſel, wo er ſich mit dem Oekolampadius, dem vornehmſten Lehrer dieſer Stadt, über ſeinen neuen Glauben von der Dreieinigkeit und der Perſon Chriſti ſtritt. Im November und December hielten Oekolampadius, Zwingel, Bucer, Capito, Bullinger eine Zuſammenkunft, um gemeinſchaftlich darüber zu rathſchlagen, durch welche Mittel die evangeliſche Lehre könnte am beſten wider ihre Feinde erhalten und fortgepflanzt werden. Bei dieſer brachte Oekolampadius ſeinen Streit mit dem Servet, von dem noch niemand wußte, auf die Bahn, um das Gutachten der anweſenden Geiſtlichen zu erfahren. Zwingel antwortete: daß die Lehre des Spaniers unerträglich wäre;— wenn Chriſtus nicht wahrer Gott wäre; ſo könnte er auch nicht der Heiland der Welt ſeyn. Er erſuchte daher den Oekolampadius, den Servet auf beſſere Gedanken zu bringen. Servet und Oekolampadius ſchieden mit Unwillen auseinander. Erſterer ging 1531 nach Strasburg, und unterredete ſich mit dem Capito und Bucer über ſeinen neuerdachten Glauben. Aber ihre Mühe, ihn zu dem alten Glauben der Chriſten zurükzubringen, ware ohne Erfolg. Servets Buch, welches zu Hagenau war gedrukt worden, verurſachte große Bewegungen, und einen heftigen Widerwillen gegen den Urheber. Johann Quintana brachte es bei dem Kaiſer 1532 dahin, daß das Buch unterdrükt, und der fernere Verkauf unterſagt wurde. Servet kehrte in der Mitte des Jahres wieder nach Baſel zurük. Oekolampadius empfing ihn ungemein hart, und

hielt es für ſeine Pflicht, die Ankunft deſſelben der Obrigkeit zu melden. Dieſe foderte von ihm ein Gutachten, was von dem Buche zu halten ſey, und wie man mit dem Urheber deſſelben zu verfahren habe. Servet ließ ein demüthiges Schreiben an den Oekolampadius ergehen, er möchte ihm doch an der Abſendung ſeiner Bücher nach Lion zur Meſſe nicht hinderlich ſeyn. Oekolampadius ſchikte ſein Gutachten ein: was es aber gefruchtet, iſt bis izt noch nicht bekannt geworden. So viel iſt indeſſen ſicher, daß der Rath zu Baſel den Verkauf des Buchs unterſagt, aber die Exemplarien nicht wegnehmen laſſen, und daß Servet bald nachher Baſel verlaſſen habe. Unter Weges gab er ſeine zwei Geſpräche von der Dreieinigkeit unter die Preſſe.

Fortſezung.

Von dem Jahre 1532 — 1533 hat Servet in Frankreich, aber an verſchiedenen Orten, gelebt. Zuerſt ging er nach Paris, wo er kein Brod fand, und endlich verfügte er ſich nach Lion, wo er zwei Jahre das damals gar nicht verächtliche Amt eines Correktors verwaltete. Nachdem ſich Servet hier etwas Geld geſammelt hatte, zog er wieder nach Paris, ward Magiſter, und las über die Mathematik und Sternkunde. Er ſelbſt hörte Vorleſungen von berühmten Männern über die Arzeneikunde: und kaum hatte Servet über etwas ein Jahr auf der Bank der Lehrlinge in der Arzneikunſt geſeſſen, ſo war er ſchon geſchikt, ſelber einen Lehrer abzugeben. Sein Ruhm vermehrte ſich von Tage zu Tage, und zugleich auch der Neid anderer Aerzte gegen ihn. Er verfiel in einen heftigen Proceß mit der Zunft der Aerzte, der ſo wenig genügend für ihn ausfiel, daß er beſchloß, Paris zu verlaſſen, und ſich vorher zum Doktor der Arzeneikunſt

zeneikunſt machen zu laſſen. Nach einigen kleinen Herumzügen, ward ihm die kleine Stadt Charlieu, als ein Ort vorgeſchlagen, wo ſich ein Arzeneiverſtändiger durch ſeinen Fleis ernähren könnte. Er zog alſo dahin, blieb hier nicht völlige drei Jahre, und ging 1540 wieder nach Lion. Nun machte er mit den Buchhändlern Frellons Bekanntſchaft, und arbeitete für ſie als Correktor und Ueberſetzer. Sie nahmen ihn in ihre geheime Freundſchaft auf. Der eine von dieſen Brüdern, Johann Frellon, war zugleich ein eifriger Anhänger Kalvins, und unterhielt mit dieſem einen öftern Briefwechſel. Vermuthlich fing auch Servet, auf des J. Frellon Anrathen, in dieſem Jahre einen Briefwechſel mit dem Kalvin an, und ſandte ihm ſeine Wiederherſtellung des Chriſtenthums zur Prüfung zu. Dieſer Briefwechſel trug nichts zu Servets Meinungsveränderung bei, ſondern ſchlug zu ſeinem Unglüke aus. — Er ging hierauf mit dem Erzbiſchof von Vienne nach dem Orte gleiches Namens, wo er gleich nach ſeiner Ankunft zwei gelehrte Arbeiten vornahm, die er nach ſeiner gewöhnlichen Arbeitſamkeit in kurzer Zeit endigte. Die erſte war, eine neue und verbeſſerte Ausgabe des Ptolomäus, und die andre eine veränderte und vermehrte Ausgabe der lateiniſchen Bibel des Santes Pagninus. Die beigefügten Anmerkungen ſind an und für ſich ſchlecht. Er ſucht darinn zu zeigen, daß die Weiſſagungen des A. B. alle ſchon vor Chriſto in der Geſchichte des jüdiſchen Volks und ſeiner Könige dem Wortverſtande nach ſind erfüllt worden, und nur in einem höhern und geiſtlichen Verſtande auf Chriſtum zielen.

Fortſe-
zung.

Nachdem ſich Servet durch die Herausgabe dieſer beiden Werke, ein kleines Vermögen erworben hatte, ließ er alle gelehrte Arbeiten liegen, und beſchäftigte ſich theils mit ſeiner Arzneikunſt, theils mit ſeiner neuen Religion. Die leztere war der Hauptzwek, der ſeine meiſten Gedanken an ſich zog. Aber ſein bisheriges Glük verwandelte er ſelbſt in das gröſſeſte Unglük, durch die unwiderſtehliche Neigung ſeine **Wiederherſtellung des Chriſtenthums** gedrukt, und in jedermanns Händen zu ſehen. Er verfiel in eine Art von Schwärmerei. Er ſah den Erzengel Michael, der nach dem Ende dieſer Zeit mit dem Drachen ſtreiten ſollte, ſchon auf dem Kampfplaze. Er ſelbſt glaubte von Gott zu einem der vornehmſten Mitſtreiter Michaels ausserſehen zu ſeyn. Er ſparte weder Geld noch Mühe, dieſe ſeine Begierde zu vergnügen. Und da ſie kaum halb vergnügt war, ſaß er ſchon auf den Hals gefangen. Indeſſen wurde ſein Buch heimlich gedrukt. Kalvin war einer der erſten, der dieſes Buch las.

Wilhelm Trie, ein von Lion bürtiger Franzoſe, der ſich ſeiner Religionsveränderung wegen nach Geneve begeben hatte, unterhielt mit Ant. Arneys, ſeinem Verwandten zu Lion, einen Briefwechſel. Arneys ermahnte ihn ſtets, zur römiſchen Kirche zurükzukehren, und er bemühete ſich, ſeinen Verwandten zur reformirten Kirche zu bekehren. — Vermuthlich wies Trie die Briefe, die er empfieng, dem Kalvin, und Kalvin unterrichtete ihn, wie, und was er antworten ſollte. Eine ſeiner Antworten an Arneys gieng am 26. Febr. 1553 ab, nachdem kurz vorher Servets Buch zu Genev wär bekannt geworden. Er ſchreibt unter andern an ihn: er habe ſich ungemein darüber verwundert, daß er

den

den Reformirten unter andern aufgerükt hätte, es ſei in ihrer Kirche weder Zucht noch Ordnung: er (Trie) ſähe vielmehr täglich das Gegentheil. Gotteslåſterung und ſchädliche Irrthümer würden keinesweges geduldet. Nicht ſo aber bei den Katholiken, und davon wolle er ein merkwürdiges Beiſpiel angeben. Er ſchildert hierauf den Servet als einen der ärgſten Ketzer, der allenthalben, wo er ſei, verbrannt zu werden verdiene — und beſtraft die römiſche Kirche, daß ſie einen ſolchen Menſchen beherberge. Dies iſt das berühmte Schreiben, von dem alles Leiden, und zulezt der traurige Tod des unglüklichen Spaniers herſtammt.

Arneys überlieferte das Schreiben dem Ketzerrichter **Math. Ory**, einem Italiäner, den der Kardinal Tournon damals zu Lyon hielt. Die Unterſuchung der Sache Servets nähm ſogleich ihren Anfang. Servet, der bei ſeiner Vorforderung ſogleich alle Briefſchaften und Papiere auf die Seite ſcheint gebracht zu haben, konnte ſo wenig der Ketzerei überführt werden, als man in ſeiner Wohnung, die man durchſuchte, etwas fand, das ihn verdächtig machen konnte. Ory ließ den Arneys nochmals an den Trie nach Genev ſchreiben, um das ganze Buch des Spaniers, und noch mehr Beweis zu erhalten. Trie überſandt ein paar dutzend eigenhändige Briefe des Servets an den Kalvin, aber nicht das gedrukte Buch. Weil aber Ory den Beweis aus den erwähnten Briefen für unzulänglich hielt; ſo mußte Arneys abermal an den Trie ſchreiben, um ſich noch ſtärkere Beweisgründe auszubitten. Fortſetzung.

Hierauf veranſtaltete Tournon eine groſſe geiſtliche Verſammlung zu Roußillon. In dieſer

überlieferte Ory die Stüke, die man von Geneve erhalten hatte. Die Briefe des Trie an ſeinen Vetter Arneys, mehr als zwanzig eigenhändige Briefe des Servets an den Kalvin, und zwei Blätter aus einem gedrukten Buche, auf deren Rande Servet einige Anmerkungen eigenhändig geſchrieben hatte. Man hielt dieſe Beweiſe für hinreichend, nahm den Servet in Verhaft, und ſtellte wider ihn eine gerichtliche Unterſuchung an. Im Verhör legte man dem Servet zuerſt die beiden Blätter vor, und man war liſtig genug, ihm das Bekenntniß abzuloken, daß es ſeine Hand wäre. Man rükte in der Folge mit den übrigen Beweiſen hervor. Ungeachtet Servet bei jedem Verhöre, wie es in den Ketzergerichten üblich iſt, einen Eid ablegen mußte, daß er die Wahrheit ſagen wolle; ſo behalf er ſich doch mit den größten Lügen und Ausflüchten. Er gab nicht zu, daß er Servet wäre: er behauptete: er habe ſich in den Briefen an den Kalvin nur ſo geſtellt, als wenn er Servet wäre, habe auch in der darinn vorgetragenen Lehre nicht beharren wollen, ſondern nur darum Servets Meynungen vorgetragen, damit er erfahren möchte, was Kalvin dächte, und was er auf des Spaniers Gründe antworten könnte. Servet merkte indeſſen, daß die Sache endlich ſchlimm ablaufen dürfte, indem man im Begrif war, eine genauere Unterſuchung anzuſtellen. Er rettete ſich daher durch die Flucht. Man gab ſich Mühe ſeiner wieder habhaft zu werden, aber vergebens. Das Gericht fährt indeſſen mit der Unterſuchung fort, und man war endlich ſo glüklich, die Umſtände von dem Druke des Buchs zu entdeken, machte daraus einen Auszug der vornehmſten Irrthümer des Servets, und übergab ſie dem geiſtlichen Gerichte, welches den 17. Julius das Urtheil fällte, daß

Servet

Servet nebſt den Exemplarien ſeines Buches, welche man habhaft geworden war, im Bildniſſe ſollte verbrannt werden.

Nach Servets Entwiſchung aus dem Gefängniſſe, wollte er nach Neapel gehen, um ſich daſelbſt unter ſeinen ſich da aufhaltenden Landesleuten durch die Arzneikunſt Brod zu verdienen. Zu Geneve lag er einen Monat ſtill, und wartete nur auf eine bequeme Gelegenheit, weiter zu kommen. Er vermied alle Gelegenheit bekannt zu werden. Als er ſich eben anſchikte zu Schiffe weiter zu gehen, ward er vom Kalvin entdekt, und auf deſſen Anſtiften von der Obrigkeit in Verhaft genommen. Kalvin ſezte 38 Klagartikel auf, und Nicol. de la Fontaine, ſein Schreiber und Bedienter, den er, weil es ſich für ihn nicht wohl ſchikte, zum Kläger beſtellt hatte, mußte ſie dem Gerichte übergeben. Zu den Büchern, die Fontaine dem Servet vorlegte, bekannte er ſich, allein die Irrthümer, deren er beſchuldigt ward, ſuchte er zu leugnen, oder behutſam zu verkleiden.

Fortſetzung.

Den folgenden Verhören mußte Kalvin mit ſeinen Kollegen beiwohnen, weil man bemerkt hatte, daß der ungeübte Kläger dem Servet nicht gewachſen war. Kalvin wußte den Beſchuldigten ſo zu faſſen, daß er ſich nicht ganz verbergen konnte. Die Richter urtheilten am Ende, daß die meiſten Stüke der Anklage gehörig wären bewieſen worden. Der Schluß war, daß hinführo der Oberſachwalter des Staates die Sache fortführen, und den ſchon überwieſenen Miſſethäter nach den Geſetzen verfolgen ſollte. Doch ward noch vorher ein Verhör über die Lehre von der Dreieinigkeit mit dem Servet angeſtellt. Dieſer vertheidigte

ſich heftig, Kalvin hob den Streit auf, und gieng davon. Servet merkte nun, daß der Streit ernſtlicher werden würde, bat ſich Papier, Feder und Dinte, und die benöthigten Bücher zu ſeiner Vertheidigung aus. Er ſezte eine Bittſchrift auf, worinn er den Magiſtrat zu Genev um einen Anwald anſuchte, allein ſie war fruchtlos. Bei dem erſten Verhöre legte er ſich noch aufs Bitten, und man würde ihn ganz vermuthlich zum Wiederruf gebracht haben, wenn man ihn mit guten Gründen beſtritten hätte. Allein man war entſchloſſen, den Regeln des Halsgerichtes zu folgen. Darüber gewann der Beſchuldigte Zeit, ſein niedergeſchlagenes Gemüth zu härten. Am Ende des zweiten Verhörs bat er nicht mehr um Gnade, ſondern erklärte ſich auf die Frage, ob er nicht geneigt wäre, ſeinen Irrthümern abzuſagen, ganz frei, daß er bei ſeinem Glauben ſchlechterdings beharren wolle, dafern man ihn nicht von der Falſchheit deſſelben klar überführen würde.

Fortſetzung. Unterdeſſen hatte man an die Obrigkeit zu Vienne geſchrieben, und ihr gemeldet, daß Servet zu Geneve ergriffen ſei, zugleich bat man um mehrere Auskunft in dieſer Sache. Der Schloßhauptmann von Vienne kam ſelber mit der Antwort, und der Abſchrift des daſigen Urtheils an, und mußte den Rath zu Geneve erſuchen, den Gefangenen auszuliefern, damit das über ihn ergangene Urtheil zu Vienne vollzogen werden könnte. Der Rath ließ dem Servet die Wahl, ob er lieber hier oder zu Vienne ſich wolle richten laſſen. Servet, der noch immer hofte, daß ſeine Sache zu Geneve leidlicher ablaufen würde, warf ſich auf die Erde, vergoß eine Menge Thränen, und bat, daß die Herren von Geneve ſeine Richter bleiben möchten. Man

ver-

verſicherte ihn, daß man ihn wider ſeinen Willen nicht ausliefern würde. — Nun war noch übrig, daß ihm die Geiſtlichen vor dem Gerichte zureden, ſeine Jrrthümer abzulegen. Kalvin hatte kaum zu reden angefangen, ſo wendete Servet ein: er wäre von Gram und Sorgen ſo abgemattet, daß er ſich in keinen Streit über Glaubensſachen einlaſſen könnte, und Religionsſachen gehörten überdem nicht vor die weltlichen Gerichte. Die ganze Sache ward zulezt an die Obrigkeit und Prediger der vier Städte Zürich, Bern, Baſel und Schafhauſen geſchikt, um ihr Gutachten darüber zu geben. Die Urtheile der ſchweizeriſchen Gemeinen fielen nicht alle gleich ſtrenge aus; alle aber kamen darinn überein, daß die Obrigkeit zu Geneve verbunden ſei, dem Muthwillen des Gefangenen zu ſteuern, und ihn an der ferneren Ausbreitung ſeiner gottloſen Lehren zu hindern. Aber keines beſtimmte die Art und Weiſe, wie dieſes geſchehen ſollte, keines ſprach dem Gefangenen ausdrüklich das Leben ab. Doch gaben die Baſeler nicht undeutlich zu verſtehen, daß eine ewige Gefängnißſtrafe genug ſeyn würde. Das Antwortſchreiben der Herrn von Bern war unter allen das ſchärfſte, und dadurch wurden die Genever gereizt, das Recht der Gnade vorzuziehen. Der Rath verdammte endlich den Servet einhellig zum Feuer. Selbſt Kalvin und die Prediger zu Geneve baten, man möchte dieſe Strafe in eine gelindere verwandeln. Allein es blieb bei der einmal gefällten Sentenz, und man machte ſie noch an eben dem Tage dem Servet bekannt. Dieſer erſchrak, verſtummte, ſeufzte: darauf erfolgte ein jämmerliches Heulen und Gewinſel, und zulezt ſchrie er laut um Gnade und Barmherzigkeit. Wilhelm Farell, Prediger zu Neufchatel, berei-

tete und begleitete ihn zum Tode, der den 27 Oct. 1553 erfolgte. Er ermahnte ihn, zu der wahren Lehre der Dreieinigkeit wieder zurükzukehren, und ſich mit dem Kalvin auszuſöhnen. Zu dem erſten verſtand ſich Servet nicht; aber deſto bereitwilliger zu dem leztern. Er ging endlich in Farells Begleitung an den Ort, wo der Rath verſammelt ſaß. Nachdem das Urtheil verleſen, fiel er auf die Knie, und bat flehentlich, daß man den ſtrengen Spruch mildern möchte. Wenn er geirrt hätte; ſo ſei es aus Unwiſſenheit geſchehen, er habe eine reine Abſicht gehabt ꝛc. ꝛc. Der Prediger redete ihm indeſſen noch immer ſcharf zu, und wie er drohte, den Servet zu verlaſſen; ſo ſchwieg dieſer ſtille, und brachte nichts mehr zu ſeiner Entſchuldigung vor. Farell, hierdurch gerührt, bat um Milderung ſeiner Strafe, aber vergebens. Wie der Verurtheilte an den Ort kam, wo er vom Feuer ſollte verzehrt werden, fiel er auf ſein Angeſicht, und blieb einige Zeit in dieſer Stellung. Servet ward im Scheiterhaufen an einen ſtarken Pfahl mit einer ſtarken Kette angeſchloſſen. Das Feuer kam ihm endlich zu nahe. Er ſchrie ſo entſezlich, daß die ganze Menge von Zuſchauern darüber erſchrak. Seine Marter daurete eine halbe Stunde, weil das friſche und naſſe Holz mehr Rauch und Dampf, als Flammen von ſich gab. — Iſt es, wie Kalvin meint, die Pflicht eines Märtyrers, die Lehre, die ihn um das Leben bringt, bis an den lezten Augenblik zu bekennen; ſo ſtarb Servet wenigſtens in dieſem Stüke als ein Märtyrer.

Falſcher und wahrer Urſprung des Socinianiſmus.

Weder der unglükliche Servet, noch irgend ein anderer von denen, die wir bisher genannt, hat ſich zu dem eigentlich ſocinianiſchen Lehrbegriffe bekannt. Die ſocinianiſchen Schriftſteller leiten

leiten den Urſprung deſſelben, gemeiniglich aus Italien her, und ſetzen ihn ins Jahr 1546. Was ſie in dieſer Abſicht erzählen, verdient hier nicht angeführt zu werden, weil man den Anfang und Fortgang der ſocinianiſchen Religionsmeinungen mit größerer Gewißheit vor Augen legen kann. Da ſowohl die Katholiken als die Lutheraner und Reformirten dahin ſahen, daß ſich keine Irrlehrer einſchlichen; ſo gingen die meiſten von den ſo genannten Socinianern nach Pohlen, in der Hofnung, daß dieſes Volk, welches alle Arten von Freiheiten liebt, auch dieſe Freiheit über göttliche Dinge zu urtheilen, nicht misbilligen werde. Anfangs bewieſen ſie viele Vorſichtigkeit, indem ſie furchtſam und ungewiß waren, was für einen Ausgang die Sache gewinnen möchte; daher kam es, daß ſie viele Jahre lang mit den Lutheranern und Reformirten vermiſcht lebten, und von ihnen weder vom Gottesdienſte, noch von öffentlichen Berathſchlagungen ausgeſchloſſen wurden. Nachdem ſie aber an einigen angeſehenen und reichen Leuten Freunde gefunden hatten, ſo unterſtanden ſie ſich herzhafter zu handeln, und den gemeinen Lehren der Chriſten den Krieg anzukündigen. Hieraus entſtanden zuerſt heftige Streitigkeiten mit den Schweizern, mit den ſie ſonderlich in Gemeinſchaft geſtanden hatten, wovon endlich der Ausgang dieſer war, daß ſie im Jahre 1565 auf dem Landtage zu Peerikau Befehl erhielten, ſich von ihnen zu trennen, und eine eigne Gemeine zu errichten. Sie bekannten ſich großentheils zu den Sätzen der Arrianer in der Lehre vom göttlichen Weſen.

Die Unitarier, welche ſich von den übrigen chriſtlichen Partheien trennten, hatten anfangs mit *Fortſetzung.*

mit vielen innerlichen und äußerlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aeuſſerlich mußten ſie von den Katholiken, Lutheranern und Reformirten vieles leiden: innerlich war zu beſorgen, es möchte der geringe und ſchwache Haufe in Partheien zerfallen, weil ſie noch keine allgemeine Lehrvorſchrift hatten. Einige hießen Farnovianer, weil ſie den Arrianern ergeben waren. Andre fanden es für beſſer, noch weiter zu gehen, und Chriſto faſt nichts als die Würde eines göttlichen Geſandten übrig zu laſſen. Die ärgſten unter dieſen waren die Büdnejaner, welche behaupteten, Chriſtus ſei eben ſo, wie andre Menſchen gebohren. Jedoch aus dieſen unangenehmen Umſtänden zog ſie das Anſehen und die Standhaftigkeit einiger Lehrer glüklich heraus, ſo daß ſie in kurzer Zeit in Krakau, Lublin, Pintſchow, und ſonderlich in Schmiegel, welches Städtchen der Botmäßigkeit des ſehr berühmten Andr. Dudiths unterworfen war, viel Gemeinen ſammelten, und die Freiheit erhielten, an zween Orten Bücher druken laſſen zu dürfen.

Nachricht von Dudith.

Dieſer eben erwähnte Dudith war einer von den gelehrteſten Männern des ſechszehnten Jahrhunderts, und zu Buda 1533 gebohren. Nachdem er auf den berühmteſten Univerſitäten ſtudiert, und beinah alle europäiſche Reiche durchreiſet hatte, erhielt er vom Kaiſer Ferdinand die Ernennung zum Bisthum von Tinia, und wurde deſſen geheimer Rath. Durch ſein fürtrefliches Genie, und durch das Leſen der alten Redner, hatte er eine ſo meiſterhafte und unwiederſtehliche Stärke in der Beredſamkeit erlangt, daß er in allen öffentlichen Berathſchlagungen mit ſeiner Meinung ſiegte. In der Kirchenverſammlung, wozu er im Namen

men des Kaiſers und der ungariſchen Kleriſei abgeſchikt war, redete er mit ſolchem Feuer und Nachdruk gegen verſchiedene Mißbräuche der römiſchen Kirche, zumal gegen den Cälibat der Geiſtlichen, daß der Pabſt, ſobald er durch ſeinen Legaten hievon benachrichtigt worden war, den Kaiſer erſuchte, ihn zurükzurufen. Ferdinand war ſo gefällig, es zu thun; aber, als er ſich nachher von Dudith ſelbſt berichten laſſen, was auf dieſer berühmten Kirchenverſammlung vorgefallen, genehmigte er deſſen Betragen völlig, und gab ihm zur Belohnung das Bißthum Chomat. Nach der Zeit vermählte er ſich mit einer Kammerfräulein der Königinn von Hungarn, und reſignirte ſein Bißthum; doch blieb der Kaiſer beſtändig ſein Freund und Beſchützer. Der Pabſt ließ den Kirchenbann wider ihn ergehen; aber er achtete ihn nicht. Endlich gieng er von der katholiſchen Parthei ab, floh nach Krakau, daſelbſt er ſich öffentlich zur proteſtantiſchen Religion bekannte, nachdem er ſchon eine gute Weile vorher in ſeinem Herzen ein Freund derſelben geweſen war. Man will, daß er einige Neigung zum ſocinianiſchen Syſteme habe bliken laſſen: einige von ſeinen Freunden leugnen dies; andre geſtehen es ein; behaupten aber, daß er in der folgenden Zeit ſeine Meynung über dieſen Punkt geändert habe. In manchen Feldern der Philoſophie und der mathematiſchen Wiſſenſchaften, wie auch in der Medicin, Hiſtorie, Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, war er ſehr bewandert. Von Cicero war er ein ſo enthuſiaſtiſcher Bewunderer, daß er die ſämmtlichen Werke dieſes unſterblichen Schriftſtellers dreimal mit eigner Hand ganz abgeſchrieben hat. Sein Lebenswandel war ordentlich und tugendhaft: ſein Umgang angenehm und artig: ſeine Dienſtfertigkeit und Wohlwollen feurig und uneingeſchränkt.

So

So viele Wohlthaten indeſſen den Socinianern bisher zugeſtrömt waren, ſo war dieſe doch noch die gröſſeſte, daß der Woiwode von Podolien Johann Sinienſky, ihnen die Erlaubniß gab, in Rakont, einem Städtchen in der ſendomiriſchen Woiwodſchaft, welches er 1569 erbaut hatte, zu wohnen. Und ſo war dieſer Ort gleichſam der Mittelpunkt ihrer Kirche.

Sobald ſie nun einen ſichern Fuß gefaßt hatten, ſo beſtand die erſte Sorge ihrer Vorſteher darinn, daß ſie die Bibel in die polniſche Sprache überſezten, und 1572 herausgaben. Sie hatten ſchon vorher 1565 mit den Schweizern eine Ueberſetzung gemeinſchaftlich verfertigt; aber dieſe ſchien ihnen nun zu ihrer Abſicht nicht mehr nüzlich zu ſeyn. Nachdem faßten ſie die Hauptſtüke ihres Lehrbegrifs in einem kleinen Buche zuſammen. Dies geſchah 1573, da der erſte Katechiſmus der unitariſchen Gemeinde zu Krakau herauskam. In dieſem Buche iſt ein ſehr ſimpler Lehrbegrif ohne alle Spizfindigkeiten enthalten: allein in ſolchen Stüken, die gleichſam die Sekte deſſelben ausmachen, ſieht er ſchon der ſocinianiſchen Lehrverfaſſung ziemlich ähnlich. Und darüber hat man nicht Urſach ſich zu verwundern, wenn man weis, daß des Lälius Socinus Papiere, die er ohne Zweifel in Polen zurükgelaſſen hatte, in vielen Händen geweſen ſind, und daß durch die Lehren derſelben die Arrianer, die vorhin die Oberhand gehabt hatten, bewogen worden, ihre Meynung von Jeſu Chriſto zu ändern. Uebrigens war das Wort Socinianer noch nicht aufgekommen. Diejenigen, welche man nachher mit dieſem Namen belegt hat, hieſſen bei den Pohlen insgemein Wiedertäufer, weil ſie in ihrer Kirche blos Erwachſene tauften,

und bei denen, die aus andern Kirchen zu ihnen kamen, dies Sakrament zu wiederholen pflegten.

Des Fauſtus Socinus Bemühungen

Fauſtus Socinus war ein Mann von dem fürtreflichſten Genie, von mittelmäßiger Gelehrſamkeit, aber von geſezten und ſtandhaften Gemüthe — zwar nicht ſo gelehrt als ſein Vaterbruder Lälius, war aber kühner und muthiger als jener: gab der Sache der Unitarier durch ſeine tiefen Einſichten eine neue Geſtalt. Er ſah ſich, als er im Jahre 1579 nach verſchiedenen Reiſen, die Gemeinſchaft der pohlniſchen Unitarier ſuchte, anfänglich vielen Verdrüßlichkeiten bei vielen Perſonen ausgeſezt, die einige ſeiner Lehrſätze für irrig hielten. Und es hatte in der That des Fauſtus Lehrbegrif, den er aus des Lälius Papieren geſchöpft haben ſoll, weit weniger Einfalt als der Lehrbegrif der Unitarier. Endlich überwand dieſer reiche und beredte Mann, der die Gunſt der vornehmſten Perſonen beſaß, alle Schwierigkeiten, und brachte es durch allerlei Mittel nach und nach dahin, daß die ganze Parthei der Unitarier ſeine vorhin verworfene Meynungen annahm, und mit Aufhebung aller Streitigkeiten, nun eine Kirche wurde.

Der Glaube der Unitarier wird abgeändert.

Der unbeſtimmte, ſchwankende und ſchlechtgeordnete Lehrbegrif der alten Unitarier wurde alſo durch ihn geſchikter eingerichtet, und ſchlauer vertheidigt. Unter einem ſo anſehnlichen Anführer wuchs daher bald der bisher ohnmächtige Haufe, und man ſah in kurzem eine ſehr beträchtliche Menge von allerhand Leuten, Vornehmen, Reichen und Bettlern in der Zahl ſeiner Mitglieder. Dieſe unterſtüzte die täglich zunehmende Kirche theils durch ihr Vermögen, theils aber auch durch ihre Beredſamkeit.

Der nunmehro faſt neu eingerichtete Lehrbegrif erforderte ein neues Lehrbuch, woraus die Beſchaffenheit deſſelben konnte eingeſehen werden. Der alte Katechiſmus wurde daher bei Seite geſezt, und Socinus verfertigte ſelbſt einen neuen Glaubensunterricht, wobei er ſich des Gutachtens angeſehener und verſtändiger Perſonen bediente: und hieraus entſtand das berühmte Buch, welches gewöhnlich der **krakauiſche Katechiſmus** genannt, und für das Bekenntnißbuch der ganzen Parthei gehalten wird.

Ausbreitung des Socin. in Siebenbürgen.

Aus Pohlen wurden die Lehren der Socinianer in das benachbarte Siebenbürgen durch die Bemühungen des George Blandrata gebracht, den der ſiebenbürgiſche Fürſt, Johann Sigismund zu ſeinen Leibarzt machte. Dieſer Mann beſaß viele Weltkenntniſſe, und wußte es ſo weit zu bringen, daß er ſelbſt den Fürſten und die Vornehmſten ſeines Landes mit ſeinen Meynungen anſtekte. Zwar waren die Bathoris, die nachher zu Fürſten von Siebenbürgen erwählt wurden, den Socinianern nicht günſtig; doch vermochten ſie nicht, die ſich bisher ſtark vermehrte Sekte zu vertreiben. Daher findet man, daß die Socinianer bis auf den heutigen Tag in dieſem einzigen Lande von den Vorrechten der Nation, und von gewiſſen Verträgen unterſtüzt, öffentliche Schulen und Kirchen haben, und ihre Zuſammenkünfte, obgleich unter täglichen Nachſtellungen, halten.

In Hungarn.

Faſt zu eben der Zeit wagte es dieſe Parthei, ſich in einen Theil von Hungarn und Oeſterreich feſtzuſetzen; doch hatte man ſowohl von katholiſcher als proteſtantiſcher Seite alle Kräfte angewandt, ihre Bemühungen fruchtlos zu machen. Nachdem die

die Socinianer in Rakow ihr Glük feſt gegründet hatten, und ſich auf das Anſehn groſſer Männer ſtützen konnten; ſo bemüheten ſie ſich, ihren Plan zu erweitern, und ihre Kirche durch ganz Europa auszubreiten. In dieſer Abſicht vertheilten ſie viele Bücher, die den Lehrbegrif ihrer Sekte in ſich faßten, und die ſie gröſtentheils in Rakow druken lieſſen. Hernach ſchikten ſie, wie man zuverläßig weiß, gegen das Ende des Jahrhunderts in mancherlei Länder, unter dem Vorwande gelehrter Reiſen, ihre Glaubensbothen aus, welche Schüler ſammeln, und neue Gemeinden errichten ſollten. Doch die Unternehmung dieſer Leute lief überall ſchlecht ab, worzu die Wachſamkeit der Gelehrten ſowohl, als die der Obrigkeit das meiſte beitrug.

Wir wollen hier die vornehmſten Glaubenslehren der Socinianer etwas näher auseinanderſetzen. Lehrſätze des Soci. nus.

I. Von Gott lehren ſie: in der Gottheit iſt nur eine Perſon, der Vater. Weder der Sohn noch der heilige Geiſt ſind Gott. Chriſtus wird zwar Gott genennt, aber dieſe Benennung kommt ihm nicht in der Abſicht zu, als ſei er mit dem Vater gleiches Weſens, ſondern deswegen, weil er vom Vater, als dem einigen wahren Gott geſandt, mit einer groſſen Macht und Gewalt begabt, und von ihm an Sohnes ſtatt angenommen worden.— Er iſt nicht der höchſte Gott, ſondern in der Zeit dazu gemacht, mit göttlichen Gaben und Würden aus Gnaden ausgerüſtet, und über alle Kreaturen erhoben. Erſt durch ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt iſt er zum Sohne Gottes geworden. Der heilige Geiſt iſt keine vom Vater und Sohne unterſchiedne Perſon, ſondern nur eine göttliche Kraft und Eigenſchaft, die nur durch eine Perſonifikation

ſinnlich ſo genannt wird. Da er aber in Gott, und alſo etwas Göttliches und Ewiges iſt; ſo kann er gewiſſermaſſen Gott genennt, und als etwas Drittes, das der Vater durch den Sohn dem Menſchen mittheilet, betrachtet werden.

II. Von dem urſprünglichen Zuſtande des Menſchen.

Das göttliche Ebenbild hat fürnehmlich in der dem Menſchen ertheilten Herrſchaft über die Geſchöpfe, nächſt dem aber in dem vernünftigen Weſen, womit der Menſch begabet worden, beſtanden — Gott hätte den Menſchen ſo erſchaffen, daß er nothwendig hätte ſterben müſſen, wenn er gleich nicht geſündigt hätte; doch hätte er ihn aus beſonderer Gnade beſtändig beim Leben erhalten können.

III. Vom Falle und von der Sünde.

Die Sünde Adams gieng nur ſeine Perſon, aber nicht ſeine Nachkommen an. Dieſe haben nicht mit ihm zugleich geſündigt, und folglich kann ihnen auch ſein Fall nicht zugerechnet werden. Es giebt daher auch keine Erbſünde. Die Luſt iſt etwas natürliches, und liegt in der Natur des Menſchen, folglich kann ſie nicht zur Erbſünde gehören. Der Menſch beſizt von Natur ſo viele Kräfte, daß er ſich bekehren und tugendhaft leben kann. Weil aber dieſe Kräfte ſchwach geworden, ſo muß ihm Gott einigermaßen mit ſeiner Hülfe beiſtehen, damit wirklich das Gute, dazu man ſich durch ſeine eigene natürliche Kraft lenken kann, geſchehe.

IV. Von Jeſu Chriſto.

Chriſtus iſt vor ſeiner menſchlichen Geburt von der Maria, nicht da geweſen. Es iſt wider die Vernunft, daß zwei ungleiche Selbſtſtändigkeiten eine Perſon ausmachen ſollten. Wenn zwei Naturen in Chriſto Statt fänden, ſo müßten zween Chriſti herauskommen, welches ungereimt wäre. Und wenn eine zwote Perſon in der Gottheit menſchliche Natur angenommen hätte, ſo müßte das auch vom Vater und heiligen Geiſt geſchehen ſeyn, indem die drei Perſonen ein göttlich Weſen unter ſich haben ſollen. — Die Erniedrigung Chriſti beſtand in der Ablegung der göttlichen Geſtalt, das iſt, ſeiner königlichen Würde, oder auch der ihm wegen ſeiner Wunderwerke gebührenden Verehrung. Sie geſchah zur Zeit ſeines Leidens, Todes und Begräbniſſes. Die darauf erfolgte Erhöhung hat er ſich durch ſeine Erniedrigung ſelbſt verdient. Selbſt aber hat er ſich nicht auferwekt. Bei ſeiner Auferſtehung hat er keinen unſterblichen und verklärten Leib empfangen, ſondern erſt bei ſeiner Himmelfahrt. Und dieſer Leib beſteht nicht mehr aus Fleiſch und Bein. — Ehe er ſein Amt antrat, ward er erſt in den Himmel verſezt, und empfieng von Gott den nöthigen Unterricht. Er iſt ein neuer Geſezgeber geweſen, indem er das moſaiſche Sittengeſez durch Zuſäze vollkommen gemacht, verſchiedene ganz neue Geſeze gegeben, und denen, die ſeine Gebote beobachten würden, das ewige Leben verheiſſen hat. Er hat an unſerer ſtatt ſo wenig das Geſez erfüllet, als er zu unſerer Verſöhnung den Tod erduldet hat. Er iſt nicht darum geſtorben, damit er unſerer Sünden wegen der göttlichen Gerechtigkeit eine Genüge leiſten, uns mit Gott verſöhnen, und die Gnade der Vergebung der Sünden und der ewigen Se-

ligkeit uns erwerben möchte. Denn das Wort Genugthuung ſtehet nicht in der Schrift. Wenn es aber auch in der heiligen Schrift ſtünde, daß Chriſtus für uns genug gethan, ſo glaub ichs doch nicht, ſagt Socin. Gott hat die Menſchen geliebt, ehe Chriſtus geſtorben. Die Schrift ſagt nicht, daß Gott mit uns Menſchen verſöhnt, ſondern, daß die Menſchen durch Chriſtum mit Gott verſöhnt worden. Und das zeigt nichts anders als die Bekehrung zu Gott an. Chriſtus hat uns, die wir durch die Sünde von Gott getrennt waren, den Weg gewieſen, wie wir uns zu Gott bekehren ſollen. Eine Genugthuung iſt etwas unnöthiges.— Denn kann ſchon ein Menſch ſeinem Beleidiger das angethane Unrecht ohne geſchehene Genugthung vergeben, warum ſollte es Gott nicht thun? Gott hatte auch wirklich ſchon den Menſchen die Sünde vergeben, ehe Chriſtus in die Welt gekommen.— Es wäre ungerecht, wenn der Unſchuldige für die Schuldigen hätte leiden ſollen. — Die Gnade Gottes und die Genugthuung Chriſti könnten nicht beiſammen beſtehn, ſondern eine müßte die andere aufheben. Wenn Chriſtus eine Genugthuung geleiſtet hätte, und zugleich Gott ſeyn ſollte, ſo müßte folgen, daß er derjenige ſei, der ſolche Genugthuung gefordert, und ſie auch ſelbſt gegeben und angenommen hätte. Dies aber wäre ungereimt. — Die Lehre von der Genugthuung iſt überdem ſchädlich, indem ſie den Menſchen Anlaß zur fleiſchlichen Sicherheit giebt, weil er denket, er dürfe leben, wie er wolle, weil Chriſtus für ihn geſtorben ſei, und für die Sünde genug gethan habe. Chriſti Leiden und Sterben hat keine andere Abſicht gehabt, als den Willen Gottes, den er verkündigen müſſen, mit ſeinem Blute zu verſiegeln, und ein Beiſpiel der Geduld und Standhaftigkeit

in allem Leiden zu geben, und ſich, weil er ſelbſt ſo viel Leiden erfahren, mit deſto mehrerer Sorgfalt aller hülfsbedürftigen Menſchen bei Gott im Himmel anzunehmen.

V. Vom Glauben.

Der wahre Glaube beſtehet eigentlich in der Haltung der göttlichen Gebote unter der Hofnung des ewigen Lebens. Man muß die Lehre Chriſti für wahr halten, und derſelben folgen. Denen, die ſeine Gebote halten, verheißt ſie das ewige Leben.

VI. Von der Rechtfertigung.

Gott vergiebt den Menſchen die Sünden, und ſchenkt ihnen das ewige Leben um des Glaubens willen, weil er nemlich den göttlichen Geboten Gehorſam leiſtet. Wandelt er nach Gottes Geboten, ſo vergiebt ihm Gott aus bloßer Gnade die dabei mit unterlauffende Fehler und Sünden.

VII. Von der Bekehrung.

Dieſe iſt eine Beſſerung des vorhin geführten Lebens. Man muß von den bisherigen Sünden ablaſſen, und ſich in der Zukunft eines ehrbaren Wandels befleißigen. Kleine Kinder können nicht wiedergebohren werden, weil bei ihnen keine Ueberlegungskraft anzutreffen, und ſie noch kein ſündliches Leben geführt haben.

VIII. Von Sacramenten.

Die Sacramente ſind blos Erinnerungsmittel gewiſſer Wahrheiten. Sie ſind zwar erlaubt, aber nicht nothwendig. Durch die Taufe werden wir nicht wiedergebohren und erneuert. Man kann ſie beibehalten und abſchaffen. Sie iſt eine menſchliche Ceremonie. Man ſoll, wenn man ſie beibehält, nicht die Kinder, ſondern nur erwachſene taufen. In der heiligen Schrift findet man weder ein Gebot, noch ein Beiſpiel von der Kindertaufe. Es iſt auch keine Taufe gültig, wenn ſie nicht durch eine Eintauchung geſchicht. Das heilige Abendmal iſt ein von Chriſto verordneter Gebrauch, dient aber zu weiter nichts, als daß ſich derjenige, der von dem Brodte iſſet und von dem Kelche trinket, des Todes Chriſti erinnert, und denſelben verkündigt. Wir ſollen dabei Chriſto für ſeine Liebe gegen uns, nach welcher er ſeinen Leib martern laſſen, und ſein Blut vergoſſen, öffentlich danken. Die Worte: das iſt mein Leib, das iſt mein Blut zeigen nichts anders an, als daß das Brechen des Brodtes eine Abbildung und Denkzeichen des Leibes Chriſti, der unſertwegen gleichſam werde zerbrochen, oder geſtochen, verwundet und gekreuziget werden; der Wein aber in dem Kelche ein Bild des Blutes, ſo er bald vergießen wollte, ſeyn ſollte.

IX. Von den lezten Dingen.

Der zeitliche Tod beſteht in einer gänzlichen Vernichtung des Leibes. Wenn die Seelen von den Leibern getrennet werden, ſo werden ſie nicht ſogleich

ſogleich der ewigen Seligkeit oder Verdammniß theilhaftig, ſondern befinden ſich gleichſam in einem tiefen Schlafe, und haben keine Empfindung. Bei der Auferſtehung werden wir Leiber bekommen, die von den jetzigen weſentlich unterſchieden ſind. Im ewigen Leben giebt es ſo wenig Stufen der Seligkeit, als bei der Verdammniß Stufen der Quaal. Die Strafen der Höllen werden nicht ewig dauren, ſondern die Gottloſen werden vernichtet werden.

Dis ſind die vornehmſten Sätze, die von dem größten Theile der Socinianer geglaubt werden. Man überläßt es einem jeden, ſie nach Belieben zu prüfen, oder zu widerlegen. Hier iſt der Ort nicht, ſich in dergleichen einzulaſſen.

Rakauiſcher Catechiſmus.

In dem Rakauiſchen Catechiſmus, den die erſten für das einzige Unterſcheidungszeichen dieſer Sekte halten, werden nur die für den gemeinen Mann faßlichen Lehren vorgetragen, nicht aber diejenigen, welche die Lehrer und Vorgeſezten im Gemüthe haben. Wer ſich alſo von ihren Meinungen und Grundſätzen unterrichten will, der muß die eignen Bücher der Lehrer nachſchlagen und darinn forſchen. Ueberdem ſind in dieſem kleinen Buche viel Einrichtungen der Socinianer ausgelaſſen, die der Sekte Haß verurſachen könnten. Es ſcheint daher daſſelbe mehr für die Auswärtigen, damit ſie den gefaßten Unwillen gegen die Sekte fahren laſſen möchten, als für die Socinianer ſelbſt geſchrieben zu ſeyn. Dieß läßt ſich ſelbſt daraus beweiſen, daß ſie die lateiniſche Ueberſetzung dieſes Buchs, dem Könige von Großbritannien Jakob dem Erſten, die deutſche aber

der Univerſität Wittenberg zugeeignet haben. Das Buch hat auch nie das Anſehen eines öffentlichen Geſetzes und einer Lehrvorſchrift unter ihnen erhalten, ſondern die Lehrer haben immer freie Macht gehabt, es zu verbeſſern, oder gar mit einer andern Lehrform zu vertauſchen.

Gelehrte Geſchichte der Socinianer.

Es iſt eine ſehr bekannte Sache, daß die erſten Socinianer unter ſich Männer von den gröſſeſten Einſichten gehabt haben. Nach deren Tode und Zerſtreuung ſcheinen die Unitarier in Pohlen, auf die Verbeſſerung der Seelenkräfte wenig bedacht geweſen zu ſeyn, und keine ſcharfſinnige und geſchikte Lehrer geſucht zu haben. Die Liebe zur Gelehrſamkeit äuſſerte ſich bei ihnen von der Zeit an, da Fauſtus Socinus anfing, ihre wankende Kirche zu befeſtigen und in Ordnung zu bringen, und ſich Männer von Kopf und hoher Geburt zu ihnen geſelleten. Da erſt fing man an, ſich auf die Beredſamkeit zu legen, die Jugend in den gelehrten Sprachen zu unterrichten und einigen muntern Genie's die Philoſophie zu lehren. In der Philoſophie wählten die Rakauer den Ariſtoteles zum Führer, wie aus Crell's Ethik das Mehrere hervorgeht.

Streitigkeiten der Socinianer.

Nach der Trennung der Unitarier von den Reformirten in Pohlen, zerfielen ſie in mancherlei Partheien. Sie ſtritten über die Würde Chriſti: ob es erlaubt ſei, kleine Kinder zu taufen? ob der heil. Geiſt eine Perſon, oder eine göttliche Kraft ſei? — Zwo der Sekten bewieſen ſich vorzüglich widerſpenſtig und ungelehrig, nemlich die Budnäaniſche und Favorianiſche.

Simon Budnäus

Die erſte hatte zum Anführer den Simon Budnäus, einen Mann, dem es gar nicht an ſchlich-

ſchlichten Verſtande fehlte. Er ſah mit ſcharfſinnigern Blicken, als alle übrigen, wohin die Säze des Lälius Socinus führten. Er nahm daher an, daß Jeſus Chriſtus weder angebetet, noch ſonſt göttlich verehrt werden dürfte, und daß er, gleich andern Menſchen, nach dem Laufe der Natur gebohren ſei. — Dieß kam aber den meiſten unerträglich vor. Es wurde daher Budnäus 1584 ſeines Lehramts entſezt, und mit ſamt ſeinem Anhange aus der Kirchengemeinſchaft geſtoßen. Dieſe Sekte pflegt ſonſt von den ſocinianiſchen Schriftſtellern die Semi-judaiſirende genannt zu werden.

Gegen die Franziskaner bewieſen ſich die Socinianer weit nachgebender; denn ſie wurden weder von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, noch ihre Meynungen zu wiederruffen genöthigt, ſondern ſie mußten ſich nur verbergen, und durften ſie nicht bei dem Gottesdienſte vortragen. Das Haupt dieſer Parthei war Stanislaus Farnovius oder Farneſius. Er behauptete: Chriſtus wäre vor Erſchaffung der Welt von dem höchſten Weſen entweder gezeugt oder aus Nichts hervorgebracht worden. Was er vom heiligen Geiſt gedacht und geglaubt habe, iſt weniger bekannt. Das aber iſt gewiß, daß er ſeinen Anhängern verboten habe, den heiligen Geiſt anzuruffen. Dem Farnovius ſchenkten eine Menge angeſehener und gelehrter Männer Beifall, als Mart. Czechovicius, welcher zulezt Prediger in Lublin war, und die Kindertaufe verwarf. Joh. Niemoiovius, ein Richter zu Inovladislav, welcher zwar anfangs das Daſeyn Chriſti vor ſeiner Geburt behauptete, ſich aber nachher mit dem Czechovicius, von dem er ſich hatte wieder taufen laſſen, völlig zu Socins Parthei

Farnovius.

Parthei ſchlug. George Rhomon, ein gebohrner Schleſier. Manche von ihnen, und noch andere wurden durch die Diſputirkunſt und Gelindigkeit, und ſelbſt durch die Klugheit des Socins beſiegt. Zulezt ward die ganze Sekte zerſtreut, nachdem das Haupt derſelben, Farnovius 1615 geſtorben war.

Siebenzehntes Jahrhundert.

Siebenzehntes Jahrhundert.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Betrachtungen über den äuſſern Zuſtand der chriſtlichen Kirche in dieſem Jahrhundert.

Kollegium zur Fortpflanzung des Glaubens.

Die Bemühungen der römiſchen Päbſte das Chriſtenthum und durch daſſelbe die Hoheit ihres Stuhls zu befördern, wurden in dieſem Jahrhunderte auf einen dauerhaften Fuß geſezt. Gregorius XV. ließ in dieſer Abſicht 1622 die berühmte Congregation zur Ausbreitung des Glaubens zu Rom ſtifteu, und mit ſehr reichen Einkünften verſehen. Dies Kollegium beſteht aus dreizehn Kardinälen und noch einigen Unterbedienten, und hat die Abſicht, die katholiſche Religion in allen Welttheilen auszubreiten, und zu ſchützen. Durch die Bereicherung Urbans VIII. kann es unermeßliche Koſten tragen: es ſendet Miſſionarien in die entfernteſten Theile der bewohnten Erde: giebt den jungen Leuten, die jährlich von auswärtigen Völkern nach Rom geſchikt werden,

um bei ihrer Rükkehr ins Vaterland, Lehrer ihrer Landesleute abgeben zu können, eine freie Erziehung und Unterhalt, und vollführt noch andere Dinge, die denen der Sache Unkundigen, faſt unglaublich vorkommen.

Urban VIII. verband 1627 mit dieſer Anſtalt das Kollegium oder Seminarium zur Fortpflanzung des Glaubens, worinn faſt aus allen Völkern zukünftige Lehrer erzogen, und in allen zu dieſem Amte erforderlichen Wiſſenſchaften ſorgfältig unterrichtet werden. Den Anfang dieſes großen Werks hat man dem Joh. Bart. Viles zu danken, der alle ſeine Beſitzungen und Güter dem Pabſte darzu darbot. Anfangs beſtellte Urban drei Chorherrn zu Vorſtehern dieſes Kollegiums; allein ſeit 1640 hängt es von den Befehlen der vorhin erwähnten Congregation ab.

Congregation der Franzoſen.

Im Jahre 1663 ward auf königlichen Befehl in Frankreich die Congregation der Prieſter zum Dienſte auswärtiger Mißionen, und von einigen Biſchöfen und Gottesgelehrten das pariſiſche Seminarium zu den Mißionen an auswärtige Völker geſtiftet, worinn die zukünftigen Heidenlehrer erzogen werden. Aus dieſem Seminarium kommen alle Mißionarien, die in die aſiatiſchen Länder geſchikt werden, und erhalten aus ſelbigen und der Congregation ihren Unterhalt. — Auch der franzöſiſchen ſo genannten Sakramentscongregation, die Rutherius, Biſchof von Bethlehem, geſtiftet hat, ward vom Urban VIII. im Jahre 1644 auferlegt, allzeit geſchikte Leute in Bereitſchaft zu haben, die auf Befehl des Pabſtes zu den Heiden zu gehen, willig wären.

Au

Aus dieſen Kollegien kam eine gewaltige Menge von Mißionarien, welche die Welt durchwanderten, und ſelbſt unter den wildeſten Völkern Gemeinen geſammelt haben. Die Jeſuiten, Dominikaner, Franciskaner und Kapuciner maßten ſich unter ihnen beſondre Vorzüge bei: doch liegen ſie ſich immer einander in den Haaren, beſchuldigen ſich einander öffentlich der Nachläßigkeit und der falſchen Vorſtellungsart der allerheiligſten Lehren. Inſonderheit aber ſtehen in dieſem Punkte die Jeſuiten in einem üblen Ruf. Denn ſie ſollen ihren Schülern nicht die wahre Lehre Chriſti, ſondern eine verſtümmelte Lebens- und Glaubenslehre einflöſen, durch Treibung des Handels und andre eben nicht anſtändige Dinge ſich den gröſten Reichthum erwerben, nach der Ehre dieſer Welt dürſten, die Freundſchaft mächtiger Perſonen durch Schmeichelei und Beſchenkungen zu erlangen ſuchen, ſich in weltliche Geſchäfte und in die Sachen der Höfe auf eine verwegene Art miſchen, öfters innerliche Unruhen und Kriege in den Staaten erregen, und endlich gar dem Pabſte ſelbſt nicht gehorchen wollen. Obgleich die Jeſuiten die ganze Macht ihrer Klugheit angewandt haben, ihre Kläger zum Schweigen zu bringen; ſo haben ſie es doch nicht hindern können, daß dieſe es den Nonnen ins Ohr geſagt haben. Dieß erhellet daraus, daß das römiſche Kollegium ſich ſparſamer und behutſamer, als vorher, ihrer bedient, und in bedenklichen Angelegenheiten auf die Capuciner mehr Rechnung macht, als auf den Reichthum, Muth und Witz der Jeſuiten.

Menge der Mißionarien. Jeſuiten.

Die Jeſuiten befolgten bei der Bekehrung der Völker zu Chriſto, ganz andre Regeln, als ihre Ge-

Streitigkeiten über die Bekeh-

rungsart der Jeſuiten.

Gehülfen, und dieß gab denn zu mancherlei Streitigkeiten Gelegenheit. Die Jeſuiten behaupteten, man müſſe durch Liſt und Kunſtgrif bei den in Aberglauben verſunknen Völkern Verſuche der Bekehrung machen, und ſie mit äuſſerſter Vorſichtigkeit zu Chriſto bringen. Wenn ſie in den Lehren des Con-fu-tze etwas antrafen, was mit dem chriſtlichen Glauben verwand iſt, oder damit einige Aehnlichkeit hat; ſo gebrauchen ſie alles ſorgfältig, die Uebereinſtimmung der alten mit der neuen Religion, die ſie zu ihnen bringen, zu zeigen. Hiernächſt dulden ſie alle Sitten der Völker, die ſie von ihren Vorfahren hatten, wenn ſie nur nicht der chriſtlichen Religion gänzlich entgegen ſind. Auch richten ſie ſich nach den natürlichen Meinungen der Völker, und meiden alles, was denſelben zuwider iſt. Sie bemühen ſich die Prieſter, deren Ausſprüche der Pöbel für Orakel hält, durch Geſchenke und dergleichen, auf ihre Seite zu bringen. Bei den Mächtigen ſuchen ſie die Freundſchaft durch Kultur verſchiedener Künſte, der Mathematik, Medicin, Mahlerei, auch durch Rath und Hülfleiſtungen in bedenklichen Umſtänden zu erhalten. Allein ihre Amtsbrüder halten dieſes alles für Kunſtgriffe, die für Boten Chriſti unanſtändig ſind, von den ſie glauben, daß ſie die Sache Gottes ohne Argliſt und Betrug treiben müſſen. Sie ſind alſo in der Bekehrungsart grade das Gegentheil von den Jeſuiten.

Ausbreitung der Religion in Indien.

Der Name Jeſu erſcholl in dieſem Jahrhundert faſt durch ganz Aſien. Die Indianer, ſonderlich die in den portugiſiſchen Beſitzungen, haben die Religion durch die Jeſuiten auch einigen Theatinern und Auguſtinern empfangen: allein von keiner unter allen den Mißionen, die man zu

dieſen

dieſen Völkern der Religion wegen, unternommen, wird mehr geſprochen, als von der maduriſchen, und keine ſoll auch bis izt reichere Früchte geſchaft haben. Als der Italiäner, Robert de Nobili, ein Jeſuit, von dem ſie angeſtellt worden, bei ſich überlegte, daß die Indianer alle Europäer äuſſerſt haſſen, hingegen das Geſchlecht der alten Brachmanen, als ein von den Göttern entſproſſenes Geſchlecht, einzig und allein verehren, und auſſer dieſen nicht leicht andre Lehren annehmen; ſo erdichtete er: er ſei ein aus entfernten Gegenden kommender Brachmane, und überredete das leichtgläubige Volk durch Anſtreichung ſeines Geſichts und Nachahmung der traurigen Lebensart, deren ſich die Sanianes, oder Büßenden befleißigen. Durch dieſen Betrug bewog er zuerſt zwölf Brachmanen, daß ſie ſich ſeiner Anleitung überließen, und ihr Beiſpiel beſtimmte eine große Menge Volks, ihn zum Lehrer anzunehmen. Dieſe beſondre Anſtalt ruhete nach Roberts Tode eine Zeitlang, ſie iſt aber nachgehends von den portugiſiſchen und franzöſiſchen Jeſuiten wiederum fortgepflanzt worden.

Nach Siam, Tunquin und Cochinchina, haben die Jeſuiten unter Anführung Alexander de Rhodes von Avignon, zu allererſt die Erkenntniß der durch Chriſtum geoffenbarten Wahrheit gebracht, und viele Anhänger gefunden. Dieſer neuen Kirche vertraute Alexander VII. im Jahre 1658 verſchiedene Biſchöfe an, und fertigte daher einige franzöſiſche Prieſter mit ſeinen Befehlen an ſie ab. Allein die Jeſuiten, welche ſich nicht gerne von ſolchen, die mit ihnen in gleichem Range ſind befehlen laſſen, und diejenigen, die höhern Ranges ſind, durchaus nicht leiden können, in Siam u. ſ.

beſchimpften dieſe adlichen Leute auf das ärgſte, und ließen ſich nicht in ihre Erndte greifen. Hierüber entſtand ein Streit am römiſchen Hofe, der lange genug gedauert hat. — Nachher komplimentirte Ludwig XIV. den Siamiſchen König, der damals einen griechiſchen Chriſten, Namens Conſtantius, zum erſten Staatsminiſter hatte, 1684 durch eine anſehnliche Geſandtſchaft, und ermahnte ihn, ein Chriſt zu werden. Allein der König von Siam ließ dem franzöſiſchen Geſandten zur Antwort ſagen: „Er gäbe es Sr. Allerchriſtlichſten „Majeſtät ſelbſt zu beurtheilen, anheim, ob es für „ihn (den König von Siam) eine Sache von geringer Erheblichkeit ſei, oder eine leicht einzuräumende Foderung ſei, eine Religion, welche „nun bereits an die 2229 Jahre in ſeinem Reiche „ununterbrochen geherrſcht habe, zu ändern — „Auſſerdem befremde es ihn gar ſehr, zu ſehen, „daß der König von Frankreich ſich ſo eifrig und „angelegentlich um eine Sache bemühe, die eigentlich Gott und nicht ihn anbeträfe; und um welche, ob ſie ſchon Gott anginge, gleichwohl die „Gottheit ſich nicht unmittelbar zu bekümmern; „ſondern ſie vielmehr lediglich der Einſicht und „Willkühr der Menſchen überlaſſen zu haben, „ſchiene?“ Alle Hofnung, die Siamer zu bekehren, ging mit dem Könige ſelbſt und ſeinem Freunde Conſtantius, der die Franzoſen eingeladen hatte, zu Grunde; denn beide wurden durch einen 1688 von den Großen des Reichs erregten Aufruhr ihres Lebens beraubt. Die Franzoſen ſahen ſich hiernächſt genöthigt nach Hauſe zu gehen.

Fortſchritte des Chriſtenthums in China.

Jeſuiten, Dominikaner, Franziskaner, Capuciner und andre in großer Zahl, gingen in dieſem Jahrhunderte nach China, um daſelbſt das Reich

Reich Chriſti auszubreiten. Alle insgeſammt erzählen Wunderdinge von ihren Bemühungen, insonderheit aber legen ſich die Jeſuiten das größeſte Lob bei. Denn wie dieſe ſahen, daß die Chineſer vielen Geſchmak an den Künſten und Wiſſenſchaften fanden; ſo ſchikten ſie dieſe Männer ab, die mit großer Erfahrung und Klugheit, viel Witz, Gelehrſamkeit und Kenntniſſe verbanden. Einige haben ſich durch ihre Talente aller Art in kurzer Zeit ſo hoch empor geſchwungen, daß ſie Ehrenſtellen vom Kaiſer erhielten, und zu den wichtigſten Geſchäften bei Hofe ſelbſt gebraucht wurden. Dieſes Glük aber litt einige Veränderung, als Kun-chi, der erſte Kaiſer aus dem Geſchlecht der Moguln geſtorben war, und einen unmündigen Prinzen hinterlaſſen hatte. Denn einige Großen, die längſt abgeſchworne Feinde der Chriſten waren, mißbrauchten ihre vormundſchaftliche Gewalt, und unterdrükten die Jeſuiten durch die grauſamſten Drangſale. Dem vornehmſten Jeſuit Johann Adam Schall, der wegen ſeiner anſehnlichen Bedienung und Gelehrſamkeit bei Hofe ehrwürdig war, wurde das Leben abgeſprochen, und die übrigen ins Elend geſchikt. Wie aber 1669 Cham-chi ſich ſelbſt an das Ruder der Regierung geſezt hatte; ſo wurde nicht nur das verfallene Chriſtenthum wieder hergeſtellt, ſondern auch mit der Zeit ſo glänzend, daß die Jeſuiten behaupten, es fange ſich mit dieſer Zeit das güldene Alter der Chriſten in China an. Denn der Kaiſer rief die Jeſuiten wieder an ſeinen Hof, und ſezte ſie in ihre vorigen Ehrenſtellen wieder ein. Hiernächſt ließ er noch andre geſchikte Männer aus eben dieſem Orden aus Europa kommen, brauchte ſie zu den wichtigſten weltlichen Geſchäften, und machte endlich einige, ſonderlich von den

Franzoſen, zu ſeinen vertrauten Freunden und Lehrern in der Philoſophie und Mathematik. Dieſe hohe Erhebung der Jeſuiten verſchaffte der chriſtlichen Religion ausnehmenden Schuz. Einen völligen Sieg ſchien Chriſtus in China zu erhalten, als der Kaiſer, der den Jeſuiten auſſerordentlich günſtig war, 1692 das weltberufene Geſez gab, worinn er erklärte, daß die chriſtliche Religion dem Staate nicht ſchädlich ſei, wie die Feinde derſelben behaupteten, und ſeinen Unterthanen die Erlaubniß ertheilte, dieſelbe anzunehmen, ja ſelbſt den Jeſuiten 1700 eine prächtige Kirche in dem Bezirke ſeines Pallaſtes erbaute.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſes alles von den Jeſuiten iſt veranſtaltet worden: ob es aber mit einer der chriſtlichen Religion angemeſſenen Würde geſchehen ſei — darüber iſt vieles geſtritten. Die Feinde der Jeſuiten, ſonderlich die Dominikaner behaupten mit Zuverſicht, ſie hätten dieſe Wohlthaten durch Verbrechen aller Art erkauft. Sie ſollen den Kaiſer überredet haben, es ſei wenig oder gar kein Unterſchied, zwiſchen der Religion der Chineſer und des Chriſtenthums, und unter dem Vorwande ſollen ſie glaubwürdig gemacht haben, Chriſtus ſei ſchon vor vielen Jahrhunderten unter den Chineſern geprediget und verehrt worden. Andere Beſchuldigungen übergehe ich hier der Kürze wegen. Manches geſtehen zwar die Jeſuiten, allein ſie bemühen ſich zugleich, es zu entſchuldigen. Es ſcheint indeſſen auch, als wenn Haß und Neid bei dieſem Streite einige Zuſätze gemacht haben. Die Hauptklage, womit die unter den Chineſern lebenden Jeſuiten beläſtigt worden iſt dieſe: daß ſie Licht und Finſterniß vereinigen, und um deſto eher den Zweifel der Chineſer

Hauptklage wider die Jeſuiten.

ſer zu beſiegen, die chriſtliche Religion mit dem chineſiſchen Aberglauben vermiſchen, und ihren Schülern die unheiligen Gebräuche der Vorfahren verſtatten. — Der berühmte Jeſuit Matth. Ricci, der Vater der chineſiſchen Kirche, hielt dafür, der gröſste Theil der Gebräuche, welche die Geſetze des Vaterlandes den Chineſern auferlegen, könnten von den neuen Chriſten beobachtet werden: denn ſie wären nicht der Religion, ſondern des Staates wegen erfunden. Das Gegentheil behaupteten die Dominikaner und Franciskaner, Amtsgehülfen der Jeſuiten. Dieſer Streit, der lange Zeit ein Privatſtreit geweſen, wurde im Jahre 1645 von den Dominikanern nach Rom berichtet, und ſeit der Zeit hat er die römiſche Kirche ſehr beunruhigt. Innocentius X. entſchied ihn zum Vortheil der Dominikaner. Alexander VII. hob dies Verfahren des Innocentius 1656 auf Anſtiften der Jeſuiten auf. Im Jahre 1684 wurde dieſer traurige Streit in China ſelbſt mit gröſſeſter Heftigkeit erneuert. Das Ende dieſes Streites gehört in das folgende Jahrhundert.

Bei dem Anfange dieſes Jahrhunderts war in Japan eine unglaubliche Menge Menſchen durch die Bemühungen der Jeſuiten, zur chriſtlichen Religion übergegangen, wozu beſonders folgende zwei Umſtände, ein Groſſes beitrugen. Der erſte war, die liebloſe Härte und Grauſamkeit der japaniſchen Prieſter oder Bonzen, gegen die Kranken und Armen, auf der einen Seite; und auf der andern der menſchenfreundliche Eifer, und Wohlthätigkeit der Miſsionarien. Die Bonzen ſtellten nemlich die Armen und Kranken gar nicht als Gegenſtände des Mitleids, ſondern als Elen- Chriſtenthum in Japan.

de und Verfluchte vor, auf denen der Zorn der Götter ruhte, flößten alſo den Reichen nichts als Verachtung und Abſcheu gegen dieſelben ein. Die chriſtliche Religion hingegen ſagt: daß die Leiden der Gerechten dermaleins mit Herrlichkeit und Seligkeit ſollen gekrönt werden. Dieſe war folglich allwege recht dazu gemacht, die Unglükliche zu tröſten, und konnte ihnen nicht anders als höchſt willkommen ſeyn, und großen Beifall finden. Dazu kam denn noch, daß auch die Mißionarien ſelbſt unermüdet beſchäftigt waren, ſie mit Koſt, Arznei und Wohnung zu verſorgen. Ein zweiter Umſtand, der wieder dem Chriſtenthum, ſo wie es die Mißionarien predigten, förderlich war, iſt eine gewiſſe Gleichförmigkeit und Aehnlichkeit deſſelben mit den Sitten, Meynungen und Lehrſätzen, die bei den Japanern üblich waren. — Allein dies blühende Glük zerſtöhrte theils der Haß, den die Großen des Reichs hie und da wider das Chriſtenthum hegten, theils die innern Zänkereien unter denen, welchen die Sorge für dieſe anwachſende Kirche anvertraut war. Den Jeſuiten warf man auch hier eine Geldbegierde, eine gar zu große Nachſicht gegen die Laſter und den Aberglauben der Japaner u. ſ. w. vor. Dieſe hingegen beſchwerten ſich über die gar zu große Nachläßigkeit, Mangel an Weltkenntniß, bäuriſche Lebensart ihrer Amtsgenoſſen, der Dominikaner, wodurch dem Chriſtenthume mehr geſchadet als genützet würde. Doch dieſes würde den Fortgang der Lehre Jeſu nicht gehemmet haben, wenn nicht ein anders fürchterliches und höchſt unglükliches Gewitter die Mißionarien und deren Gemeinen getroffen hätte.

Ausrottung des Im Jahre 1615 ließ der Kaiſer von Japan über die Chriſten eine ſo entſezliche Verfolgung ergehen,

gehen, daß man in der chriſtlichen Geſchichte nicht ihres gleichen findet. Die Verfolgung dauerte Jahre lang, und hörte nicht eher auf, bis das Chriſtenthum gänzlich ausgerottet war. — Der Kaiſer glaubte, die neue Religion ſei ſeinem Staate nachtheilig. Die ausländiſchen Chriſten, ſonderlich die Portugieſen und Spanier, mußten das Reich verlaſſen, und die neuen japaniſchen Chriſten entweder den Heiland läſtern, oder die grauſamſte Lebensſtrafe erdulden. Unzählige Menſchen, ohne Unterſchied des Geſchlechts, Alters und Standes, wurden aufgerieben: und haben die Jeſuiten bei Ausbreitung des Reiches Chriſti etwas verſehen, ſo haben ſie ihre Sünden gewiſſermaßen mit ihrem Blute getilgt. Denn die meiſten haben ſich mit der größeſten Standhaftigkeit hinrichten laſſen.

Chriſtenthums in Japan.

Die Urſachen von dieſer grauſamen Verfolgung werden verſchiedentlich angegeben. Die Jeſuiten wälzen ſie auf die Dominikaner, und dieſe wieder auf die Jeſuiten. Beide beſchuldigen inſonderheit die Holländer, daß ſie die Portugieſen und Spanier, und ſelbſt den Pabſt mit Fleiß bei dem japaniſchen Kaiſer verhaßt gemacht, damit ſie allein bei den Japanern die Oberhand haben, und den Handel treiben könnten. Dagegen vertheidigen ſich zwar die Holländer, indeſſen ſtimmen doch faſt alle darinn überein, daß der Kaiſer durch einen von den Holländern aufgefangenen Brief, und andere ſehr wahrſcheinliche Umſtände ſich habe bereden laſſen; die Jeſuiten trachteten darnach durch die Schüler der neuen Religion einen Aufruhr zu erregen, und Japan unter die Botmäßigkeit des Königs von Spanien zu bringen. Auſſerdem giebt man noch folgende Urſachen an: 1) Der Stolz des japaniſchen Kaiſers und der übrigen kleinen Könige,

Urſachen derſelben.

ge, da ſich einige von dieſen Kaiſern als Götter verehren laſſen, von den Mißionarien aber darüber getadelt worden. 2) Der Bonzen beſtändiges Anhetzen. 3) Die ſchlechte Aufführung der Portugieſen, und andrer Chriſten, die nach Japan gekommen. 4) Die unvorſichtige und ungereimte Pralerei eines ſpaniſchen Mönchs, der, als man ihn fragte: „Wie doch der König von Spanien ſo „viele Länder und Inſeln, die doch von Europa „ſo weit entfernt lägen, ſich unterwürfig gemacht?“ zur Antwort gegeben: „der König habe Prieſter „und Mönche vorausgeſchikt, das Evangelium zu „predigen; da ſie nun eine groſſe Menge Einwoh„ner bekehrt, und ſich zu des Königs Soldaten „geſchlagen, habe man die übrigen leicht bezwun„gen.“ Die Japaner konnten alſo ſehr leicht auf den Verdacht gerathen, eben dieſes zu befürchten, wenn ſie nicht das Chriſtenthum ausrotteten.

Proteſtantiſche Mißionen in Aſien.

Es bemüheten ſich in dieſem Zeitalter viele angeſehene Männer, unter den beſonders **Juſtin. Ernſt Freyherr von Wels** hervorragt, die Lutheraner zu ähnlichen Mißionen aufzumuntern. Allein es blieb bei dem bloſſen Aufmuntern, und dies rührte wohl hauptſächlich von den Umſtänden her, worinn ſich die lutheriſchen Fürſten befanden, zumal, da ſie nur wenige Länder auſſerhalb Europa beſitzen. Hingegen bekamen die Reformirten beſonders die Engländer und Holländer durch ihren Handel und Colonien, die ſchönſte Gelegenheit, das Chriſtenthum auszubreiten. Sie haben auch wirklich einiges gethan, obgleich nicht ſo viel geſchehen iſt, als hätte geſchehen können. Die Engländer vertrauten ſchon 1647 durch einen Parlamentsſchluß die Sorge für die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion einem beſondern Collegio an.

Hiedurch ſind beſonders den Amerikanern wichtige Vortheile erwachſen. Durch die Bemühungen der Holländer ſollen vorzüglich viele Menſchen auf der Inſel Ceylon, der malabariſchen Küſte, der Inſel Formoſa und andern aſiatiſchen Länder, die ſie den Portugieſen entriſſen, dem Götzendienſte der Vorfahren entſagt haben.

In den am Meere gelegenen Provinzen von Afrika iſt der heidniſche Aberglaube hin und wieder unterdrükt, und die katholiſche Religion an deſſen Stelle eingeführt worden. Doch geſtehen die Katholiken ſelbſt, daß in dieſem Welttheile nur wenige angetroffen werden, denen der Name ächter Chriſten gebühre. Indeſſen mag nun dies Wachsthum des Chriſtenthums ſo klein ſeyn als es will; ſo muß man doch alles dem Fleiße der Kapuziner zuſchreiben, die dieſe Bekehrung unter unglaublichen Hinderniſſen und Schwierigkeiten unternommen haben. In Afrika.

In Amerika hat man ſich gleichfalls bemühet, das Licht des Evangeliums leuchten zu laſſen, und man muß geſtehn, daß in den Provinzen, welche die Britten in dieſem Jahrhundert eingenommen haben, die Sache der chriſtlichen Religion, um die Dummheit und unglaubliche Freiheit der Indianer zu beſiegen, vielmehr und daher glüklicher betrieben worden. Die ſo genannten Independenten maßen ſich und mit Recht den Ruhm an, dies Geſchäft angefangen zu haben, die ihr Vaterland verlaſſen mußten, weil ſie von der durch Geſetze eingeführten Religion abwichen. Von dieſer Sekte giengen einige Familien, um ihre angenommenen beſondern Meynungen in Religionsſachen unverfälſcht auf die Nachkommen In Amerika.

fortzu-

fortzupflanzen, im Jahre 1620 von den Holländern nach Neuengland, und legten daſelbſt den Grund zu einer neuen Stadt. Die Puritaner folgten ihnen nach, wie ſie ſahen, daß die Sache ſo glüklich lief. Doch fanden ſie anfänglich ſo viele Schwierigkeiten in dieſem rauhen Lande, daß ſie ſich mit dem Unterrichte der Indianer nicht viel beſchäftigen konnten. Mehr Muth zeigten die Exulanten, die von der Parthei der Puritaner aus England ankamen: **Thomas Mahn, Thomas Shepards, Johann Eliot**, die im Jahre 1631 nach Amerika ſchifften. Sie machten ſich insgeſammt um die amerikaniſchen Völker ſehr verdient: keiner aber mehr als Johann Eliot, der die Bibel in die indianiſche Sprache, nebſt noch andern erbaulichen Büchern, überſezte. Dieſer erwünſchte Anfang wirkte in England einen Parlamentsſchluß, nach welchem auf öffentliche Koſten dieſe Unternehmung in mehrere Aufnahme ſolte gebracht werden. Hieraus entſtand das Kollegium, welches von der Fortpflanzung des Glaubens den Namen hat. — Dies Kollegium hat überhaupt wichtige Dinge zum Heil aller Völker, inſonderheit der amerikaniſchen, unternommen.

Feinde der Religion.

Die Zahl der Feinde aller Religionen überhaupt, und insbeſondre der chriſtlichen, wird von einigen vergrößert, von andern vermindert. Die Engländer behaupten, ihre Nation ſei ſeit Karls II. Zeiten von einer Seuche der entſezlichen Laſter und Gottloſigkeiten ergriffen, dieſe habe nachgehends eine unmäßige Freiheit über die Religion zu diſputiren, erzeugt, beides aber habe eine große Menge Menſchen hervorgebracht, die ihren verwegenen Wiz zur Tilgung aller Empfindungen von Gottesfurcht und Religion gemisbraucht. Und daß die-

ſe

ſe Klage nicht ungegründet ſei, zeigen mehrere Beiſpiele von ſolchen, die entweder der Religion den Krieg angekündigt, oder doch öffentlich behauptet haben, man müſſe blos der natürlichen folgen. — Vor allen andern aber überzeugt uns davon die berühmte Anſtalt des gelehrten Lords Robert Boyle, der im Jahre 1691 in ſeinem Teſtamente, einen vorzüglichen Theil ſeines Reichthums der Religion vermacht hat, von deſſen Zinſen alle Jahre eine Belohnung den ſcharfſinnigen und beredten Männern ausgezahlt werden ſollte, die dem Fortgange der Gottloſigkeit Widerſtand thun, und jährlich achtmal die Wahrheit der natürlichen ſowohl als geoffenbarten Religion in Predigten beweiſen und befeſtigen wollten. —

Nach der gemeinen Ausſage der Engländer, iſt der Anführer dieſer gottloſen Parthei, die ſich der Religion ſeit Karls II. Zeiten entgegen geſezt haben, Thomas Hobbes von Malmesbury, der ein kühner, verſchlagener und weit ſehender Mann, aber reicher an Wiz als an Gelehrſamkeit und Kenntniſſe göttlicher und menſchlicher Dinge war. Er hat aber doch auch auſſerhalb England Gönner gefunden, die ihn zu vertheidigen geſucht haben. Wenn man ihn indeſſen nicht ganz einen Gottesleugner, und einen Mann ohne alle Religion nennen will; ſo werden doch diejenigen, die ſeine hinterlaßne Schriften obenhin geleſen haben, ſo viel gerne zugeben, daß ſeine Sätze grade zu den Weg zur Verachtung aller Religion bahnen, und man findet darinn nicht undeutliche Kennzeichen einer von Chriſto und der chriſtlichen Religion ſehr weit entfernten Geſinnung. Doch ſoll er in ſeinem Alter (ſtarb im 92. Jahre) zum Beſinnen gekommen ſeyn, und ſeine vorhin vorgetragenen Meynungen ſelbſt öffent-

Thomas Hobbes.

öffentlich verdammt haben. Ob es aber aufrichtig geſchehen ſei, muß dahin geſtellt bleiben. Gewiſſer iſt die Bekehrung Joh. Wilmots, Grafens von Rocheſter, der noch wüthender als Hobbes, Gott und die Religion angegriffen hatte. Er war ein Mann von einer bewundernswürdigen Scharfſinnigkeit und feinem Witze, aber ausserordentlich leichtſinnig, und, ſo lange die Leibeskräfte der Seele gehorchten, laſterhaft und wollüſtig.

Schaftsbury. Dieſem iſt beizufügen, Anton Aſchley Cooper, Graf Schaftsbury, der zwar kein offenbarer Feind des Chriſtenthums, aber doch demſelben wegen ſeiner feinen Scherze, zierlichen Schreibart und wegen ſeines ungemein einnehmenden und großen Witzes deſto gefährlicher war, je vorſichtiger er ſich ausdrükte und je weniger er ſich blos gab. Er ſtarb 1703 zu Neapel an einer langſamen Schwindſucht. Man hat von ihm verſchiedene Schriften, die ſowohl wegen der vorgetragenen Sachen, als in Abſicht der Schreibart fürtreflich ſind, aber auf zarte und unzubereitete Gemüther einen ſehr ſchädlichen Eindruk machen können. Leland zeichnet mit ausnehmender Schärfe die Urtheilskraft, die Irrthümer, die Unrichtigkeiten, die Widerſprüche dieſes vornehmen Schriftſtellers aus: er läßt dem Guten in ſeinen mit ſo viel Genie geſchriebenen Werken alle Gerechtigkeit wiederfahren: er ſondert die Spreu ſorgfältig von dem Waizen ab; und lobt niemals und tadelt niemals durch die Bank; wie ſo viele andre gethan haben. Vorzüglich ſchön hat er mit einer ihm eignen Evidenz und ſcharfen Verſtande bewieſen, daß der Einfluß einer Hofnung auf die in dem Evangelio uns verheißenen Belohnungen gar nichts unedles noch ſklaviſches in ſich habe:

und daß dieß ſo weit entfernt ſei, mit einer Liebe zur Tugend um ihrer ſelbſt willen zu ſtreiten, daß es vielmehr grade im Gegentheil unſre Hochachtung für die Liebenswürdigkeit und den innern Werth der Tugend nur noch erhöhe.

An Feinheit und aufgeklärten Einſichten fehlte es, wenn er mit dem vorhergehenden in Vergleichung geſezt wird, dem Johann Toland, der gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ſich nicht geſcheuet hat, durch einige Schmähſchriften wider die chriſtliche Religion, ſich ſelbſt und ſein Vaterland in einen übeln Ruf zu bringen. Aber wie es denjenigen ſelten an Gönnern fehlt, die der Liebe zu den Laſtern Vorſchub thun; alſo hat auch dieſer prahleriſche und ſchändlich lebende Mann in den Augen der Unverſtändigen etwas vorgeſtellt. Wenn man auch einräumen wollte, daß Toland nicht ganz ungelehrt geweſen ſei; ſo muß man doch wohl dabei geſtehen, daß ſeine Gelehrſamkeit ein ſehr unverdautes Ding geweſen; und daß, wenn er ſie in ſeinen Schriften angebracht hat, er es mit eben ſo vielem Unverſtande als Unverſchämtheit gethan habe. Eine Unterredung über die Authentie der heiligen Schrift, die er im Jahre 1701 zu Berlin in Gegenwart der Königinn von Preuſſen mit M. Beauſobre hielt, und in welcher er eine ſo verächtliche Figur machte, iſt ein Beweis des erſteren; und ſeine Schriften werden, ſo lange ſie vorhanden ſind, allen nur Halbgelehrten und Halbvernünftigdenkenden das leztere beweiſen. Toland gelangte erſt nach und nach, Schritt vor Schritt, zu dem Gipfel des Unglaubens. Sein erſter Schritt war Socinianismus; denn der liegt am Tage in ſeinem Buche: Das Chriſtenthum ohne Geheimniſſe. Dieſe Schrift

Johann Toland.

zog ihm großes Ungemach von Seiten des Parlaments in Irland zu, und veranlaßte eine Gegenſchrift von Brown, nachmaligen Biſchofe von Cork, welcher, unglüklicher Weiſe, triftige Gründe nicht für hinreichend hielt, eine gerechte Sache zu verfechten, wenn ſie nicht zugleich durch den Arm weltlicher Obrigkeit unterſtüzt würde, deren Beiſtand er mit großer Hitze ſuchte und misbrauchte.

Cherbury. Man kann auch noch hieher, um die weniger wichtigen mit Stillſchweigen zu übergehen, den Eduard Herbert von Cherbury rechnen. Dieſer wollte es nicht Wort haben, daß er die Göttlichkeit des Evangelii läugne: er ſagte ſo gar deutlich ſeine Meinung und Abſicht ſei gar nicht, die chriſtliche Religion anzufeinden, als welche er ſelbſt mit ausdrüklichen Worten die Beſte nennt. Aber aller dieſer ſchönen Geſtändniſſe ungeachtet, läßt doch der Lord keine Gelegenheit vorbei, verdächtige Aeuſſerungen gegen alle geoffenbarte Religion, als wäre ſie ganz und gar ungewiß, und als zu wenig oder gar nichts nütze, ſich merken zu laſſen. Dennoch hat eben dieſer Deiſt, der erſte und vielleicht am wenigſten beträchtliche von dieſer Klaſſe in England, eines der ſtärkſten Exempel von Fanaticismus und Ungereimtheit, ſo ſtark als man es nur jemals geſehen haben mag, ſchriftlich hinterlaſſen.

Vaini. Zu Toulouſe in Frankreich ward im Jahre 1629 Julius Cäſar Vanini, ein Italiäner, und Verfaſſer des Amphitheaters der Vorſehung und der Geſpräche von der Natur, als ein verwegener Feind der Religion öffentlich verbrannt. Dieſer Vanini legte ſich in ſeinen jüngern Jahren mit beſondern Eifer auf die Theologie, Philoſophie,

phie, Phyſik, Arzeneikunſt und Rechte. Nach Endigung ſeiner akademiſchen Studien, ließ er ſich zum Prieſter weihen, und that ſich durch Predigten hervor. Weil er aber faſt allenthalben irriger Lehren verdächtig wurde; ſo ging er von einem Orte zum andern. Zu London ſaß er 1614 drei Wochen ſeiner Irrthümer wegen gefangen. 1617 hielt er zu Toulouſe mediciniſche, philoſophiſche und theologiſche Vorleſungen. Allein ſeine Spöttereien gegen den katholiſchen Glauben zogen ihm auch hier das Gefängniß und endlich den Tod zu. Ueber ſeine Verdammung zum Feuer ſoll er ſehr erbittert worden ſeyn und läſterlich von Gott und Chriſto geredet haben. Auf die Foderung, daß er Gott, dem Könige und den Richtern Abbitte thun ſollte, gab er die Antwort: Gott könnte er es nicht abbitten, weil er keinen glaube, den König hingegen und die Richter hätte er nicht beleidigt; ſie aber verführen mit ihm höchſt ungerecht. Bei ſeiner Hinrichtung ſchnitt man ihm die Zunge aus, verbrannte den Körper und ſtreute die Aſche in die Luft. In ſeinem Buche von den Geheimniſſen der Natur redet er verächtlich von der chriſtlichen Lehre, und behauptet, ſie erfodere einfältige und dumme Leute.

Benedikt von Spinoza, ein portugieſiſcher Jude, der im Jahre 1677 im Haag verſtarb, wird für den vornehmſten und ſcharfſinnigſten unter allen, die in dieſem Jahrhunderte ſelbſt den Urheber aller Dinge in die, an die ewigen Geſetze des Schikſals und der Nothwendigkeit gebundene, Natur verwandelt haben, gehalten. Er lebte zwar weislicher und ehrbarer, als unzähliche unter den Chriſten und unter denen zu leben pflegen, die ſich niemals einen Zweifel an Gott und an den

Benedikt von Spinoza.

Pflichten der Menschen gegen Gott haben in den Sinn kommen laſſen, und ſuchte nicht die Leute zur Verachtung des höchſten Weſens und zu einem gottloſen Wandel zu verleiten. Er wurde 1632 zu Amſterdam von jüdiſchen Eltern gebohren. Sein durchdringender Verſtand, der ſich früh zeigte, bewog die Eltern, daß ſie ihm erlaubten, zu ſtudiren. Er lernte die lateiniſche Sprache, aber auch zugleich atheiſtiſche Grundſätze von dem Arzeneigelehrten Franz van dem Ende, deſſen Unterricht man die vornehmſten Kinder zu Amſterdam anvertraute, ehe man merkte, daß er ſeinen Schülern etwas anders, als das Latein, beibrachte, der aber, als man ſolches merkte, flüchtig werden mußte, und endlich in Frankreich durch den Strang ſein Leben einbüßte. Spinoza beſchäftigte ſich einige Jahre mit der Theologie. Weil er aber keinen Geſchmak an Dingen fand, die er nur glauben ſollte, ſondern alles auf das ſtrengſte bewieſen wiſſen wollte; ſo wurde ihm die Philoſophie weit reizender. Und als die Werke des Carteſius ihm in die Hände fielen; ſo wählte er ihn zum Führer in derſelben. Der Grundſatz deſſelben, man müſſe nichts für wahr annehmen, was nicht durch bündige Gründe erwieſen worden, bewog ihn bald, die lächerlichen Lehrſätze der Rabbinen ganz in Zweifel zu ziehen, mit den jüdiſchen Lehrern nicht viel und vorſichtig umzugehen, und ſelten die Synagoge zu beſuchen. Als die Juden daher den Abtritt von ihrer Religion argwohnten, boten ſie ihm einen jährlichen Gehalt von tauſend Gulden, und wie er dieſe nicht annehmen wollte, beſtellten ſie einen Meuchelmörder. Dieß aber brachte ihn zu dem Entſchluſſe, die Juden zu verlaſſen, die ihn denn auch endlich ganz aus der portugieſiſchen Gemeine ausſchloſſen. Indeß nahm

er nie-

er niemals die chriſtliche Religion an, ließ ſich auch nicht taufen. Er begab ſich aufs Land, um von aller Unruhe entfernt, ſich gänzlich philoſophiſchen Betrachtungen überlaſſen zu können, nachdem er vorher das Glasſchleifen und Zeichnen mit gutem Erfolge gelernt hatte, um ſich den nöthigen Unterhalt erwerben zu können. Zulezt hielt er ſich auf Anhalten ſeiner Freunde im Haag auf, wo er von ſeinem Wirthe und deſſen Frau den 21 Febr. 1677, als ſie aus der Predigt kamen, todt gefunden ward.

In ſeinen Schriften, ſonderlich von denen, die nach ſeinem Tode ans Licht getreten ſind, iſt ſeine Bemühung offenbar dahin gerichtet, es auſſer Streit zu ſetzen, daß dieſe Welt gar nicht von Gott unterſchieden ſei, und daß alles, was geſchieht, durch ein ewiges und unveränderliches Geſetz der Natur, die von undenklichen Zeiten nothwendig da ſei und würke, geſchehe. Wäre dieſes wahr, ſo wäre ſich ſchon ein jeder ſelbſt Gott, und könnte auf keine Weiſe ſündigen. Allein die Carteſianiſche Art zu philoſophiren, der er gänzlich ergeben war, hat ihn ſonder Zweifel zu dieſer Meinung verleitet. Denn weil er den Grundſaz aller Weltweiſen annahm: „es wäre in Gott alles, was würklich iſt — welches man insgemein Realitäten nennt — im höchſten Grade anzutreffen:“ hiernächſt aber aus den Sätzen ſeines Carteſius dieß als ganz unzweifelhaft voraus: „es wären nur zwei Würklichkeiten, der Gedanke und die Ausdehnung, wovon jener den Geiſtern, dieſe aber der Materie eigen wäre,“ ſo war es der Sache gemäß und nothwendig, daß er dieſe beiden Realitäten, die Ausdehnung und den Gedanken ohne alles Ziel und Maaß Gott bei- *(Fortſetzung.)*

legte. Nun war nichts weiter übrig, als daß er aus Gott und der Welt nur ein Weſen machte und annahm, es wäre nur eine wahre Subſtanz, von welcher alles herkomme, und in welche alles zurük gehe. Uebrigens iſt ſeine Lehre gar nicht von der Art, wie auch die Freunde dieſes Mannes nicht leugnen wollen, daß ſie durch ihr Licht und durch die Deutlichkeit der Beweisgründe reizen könne.— Die vornehmſten unter des Spinoza Schülern, die lieber von der Lehre, die ſie ſich zu eigen gemacht haben, Pantheiſten heiſſen, als von ihrem Lehrer den Namen führen wollen, ſind Ludewig Meyer, ein Arzt, (den Spinoza darzu brauchte, dasjenige, was er holländiſch geſchrieben hatte, ins lateiniſche zu überſetzen) mit dem er ſehr vertraut umging, ein gewiſſer Lukas, gleichfalls ein Arzt, und einige andre.

Fortgang der Wiſſenſchaften

Es erhellet aus unzähligen Zeugniſſen, wie ſehr und wie glüklich zu dieſer Zeit alle Gelehrſamkeit, Künſte und Wiſſenſchaften, ſowohl diejenigen, mit welchen ſich die Vernunft und der Verſtand beſchäftigt, als auch ſolche, die ein Werk des Witzes, des Gedächtniſſes und der Einbildungskraft ſind, in der ganzen Chriſtenheit verbeſſert und erweitert worden. Der ſehr große Mann, Franz Bako von Verulam, ein wahrer Apoll der Engländer, feuerte die Gemüther, die ſchon in einige Wärme geſezt waren, noch mehr an, darinn fortzufahren, und zeigte ihnen beim Anfange dieſes Jahrhunderts, auf eine ſehr weiſe Art den Weg, auf welchem ſie fortfahren mußten. Er that es fürnemlich durch ſeine Bücher von der Würde und dem Wachsthume der Wiſſenſchaften und durch ſein neues Organon der Wiſſenſchaften. Es iſt nicht zu zweifeln, daß es durch

durch unſern Franz Bako von Verulamio, vorzüglich ſo weit gekommen, daß viele nach und nach aufgehört haben zu glauben, es beſtehe, wie ſich in den vorigen Jahrhunderten die meiſten eingebildet hatten, die menſchliche ganze Gelehrſamkeit nur in Treibung der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, und in Kenntniſſen der freien und ſchönen Künſte, und einſehen lernen, es fehle dem Weiſen nicht an geſunder Weide ſeines Geiſtes. Die Kenntniſſe der Künſte, ſonderlich der Mathematik, Phyſik und Aſtronomie hat ſich unter den meiſten Völkern unſers Europa, zu einer ſo hohen Stufe hinangeſchwungen, daß es eine ganz ausgemachte Sache iſt, daß unſere Vorfahren in dieſen Dingen nur Kinder geweſen.

Die Loſung hat in Italien Galliäus von Galliläis gegeben, der durch die Freigebigkeit der Großherzoge von Toskana unterſtüzt worden.

Ihm ſind nachgefolgt, unter den Franzoſen: Rhenatus Carteſius, Peter Gaßendus, und nach dieſen unzählige andere. — Unter den Dänen Tycho de Brahe. Unter den Engländern Robert Boyle, und Iſaak Neuton. Unter den Deutſchen Joh. Kepler, Gottfried Willhelm Freiherr von Leibniz. Unter den Schweizern die Bernoulli. Zu dieſen Männern vom erſtern Range haben ſich unzählig viele geſellt, ſo daß man jezt ſchwerlich in Europa ein Land finden wird, das nicht einen fürtreflichen Geometer, Phyſiker und Aſtronomen aufzuweiſen hätte. Zur Verbreitung der Wiſſenſchaften thaten ſehr vieles die Könige von Frankreich und Großbrittannien, Ludwig der XIV. und Karl der II. Dieſer hat zu London, jener aber zu Paris eine Akademie, oder eine Ge-

ſellſchaft weiſer und forſchender Männer geſtiftet, welchen obliegt, die Natur der Dinge auf das ſorgfältigſte zu durchforſchen, und keine von ſolchen Künſten zu vernachläßigen, wodurch unſer Verſtand geſchärft werden kann, die Wahrheit recht einzuſehen, und noch mehr zur Bequemlichkeit des menſchlichen Geſchlechts beizutragen. Ihre Bemühungen haben auch inſonderheit auf das Wohl der chriſtlichen Religion einen mächtigen Einfluß gehabt, und durch ſie hat der Aberglaube die gewaltigſten Stöße erlitten.

Die Geſchichte.

Zur Zerſtreuung der Finſterniß unter den Chriſten hat auch eine genauere Erkenntniß der Geſchichte, beſonders der alten chriſtlichen Hiſtorie ſehr vieles beigetragen. Denn, nachdem die Quellen und die Urſachen verſchiedener Meynungen, welche die Länge der Zeit gewiſſermaßen geheiligt hatte, vermittelſt derſelben entdekt worden, ſo haben unzählige Irrthümer, die vorher die Gemüther eingenommen und beunruhigt hatten, ihr Anſehn verlohren. Sie hat ſehr vielen, welchen entweder die Bosheit oder die Unwiſſenheit der vorigen Zeit den Flekken der Ketzerei angehängt hatte, ihren guten Namen wieder gegeben. Sie hat es ins Licht geſezt, daß verſchiedene Religionsſtreitigkeiten, welche die Völker vorher unter ſich entzweiet, und den Staat durch Morden, Frevelthaten und Aufrührer zerrüttet haben, aus den nichtswürdigſten Urſachen, aus Unwiſſenheit, Aberglauben, Neid und Eiferſucht, oder auch Herrſchſucht entſtanden ſind. Sie hatte gelehrt, daß die Vorſteher der Religion einen nicht geringen Theil der weltlichen Hoheit durch böſe Kunſtgriffe an ſich geriſſen, und die Könige durch die Religion in Furcht geſezt, und ihre Schätze an ſich gebracht haben. Wie heilſam dieſes alles fürs Chriſtenthum geweſen, wie viel Gelindigkeit

keit es gegen Leute von andern Meynungen, wie viel Behutſamkeit und Klugheit es in Beurtheilung der Meynungen anderer erzeugt, wie viel Hülfe es den Rechtſchaffnen und Unſchuldigen wider die Böſen gewähret, wie viel von ſchädlichen Künſten, Betrügereien und Irrthümern es aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannet habe, das lernen wir täglich zu unſerm Beſten.

Recht der Natur.

Nachdem das Recht der Natur, oder der geſunden Vernunft ſorgfältiger als zuvor unterſucht und deutlicher erklärt worden; ſo hat die Sittenlehre Chriſti und ſeine Erbothen eine beſſere Geſtalt, und mehrere Unterſtützung gegen das, was ihr hie nnd da nachtheilig ſeyn konnte, erhalten. Der ganze fürtrefliche **Hugo Grotius** bot ſich in ſeinen Büchern vom Rechte des Krieges und Friedens zum Anführer in dieſem Stüke dar; und ſelbſt die Größe und Nuzbarkeit der Sache brachte es dahin, daß auch die größten Genies ihm munter folgten. Seit ſeiner Zeit ſind wenigſtens die Gränzen der chriſtlichen und natürlichen Sittenlehre genauer abgemeſſen, einige Pflichten der Chriſten, deren Beſchaffenheit die Alten nicht allzuwohl eingeſehen hatten, klärer beſtimmt, die groſſen Vorzüge der göttlchen Geſetze und Vorſchriften der Vernunft deutlicher bewieſen, allgemeine Begriffe und ſichere Sätze zum Grunde gelegt worden, woraus alle Zweifel und Streitigkeiten über das, was bei Chriſten gerecht und ungerecht iſt, entſchieden werden könne, und die Unbeſonnenheit dererjenigen nachdrüklicher abgewieſen worden, die ganz kühn behauptet hatten, es ſtritten die Lehren Jeſu Chriſti mit den Sätzen der geſunden Vernunft, ſezten die Natur völlig herunter, wären fähig, die Glükſeligkeiten der Staaten zu Grunde zu richten, machten die Menſchen

verzagt, und zögen ſie von den Geſchäften dieſes Lebens ab, und dergleichen mehr.

Ariſtoteliſche Philoſophie.

Beinahe der ganze Hauſe der Philoſophen war beim Anfang dieſes Jahrhunderts in zwo Sekten, die Sekte der Peripatetiker, und der Feuerphiloſophen, oder Chymiker getheilt. Dieſe ſtritten untereinander in ſehr vielen Schriften mehrere Jahre hindurch um den Vorzug mit der größten Heftigkeit. Die Peripatetiker hatten faſt alle Lehrſtühle der hohen ſowohl, als niedern Schulen inne, und wütheten nicht anders, als wenn ſie Verräther des Vaterlandes und öffentliche Feinde vor ſich gehabt hätten, gegen alle diejenigen, die ſich erklärten, man müſſe den Ariſtoteles entweder verbeſſern, oder gar nicht mehr gebrauchen. Die Chymiker oder Feuerphiloſophen ſtrichen faſt alle europäiſche Provinzen durch, nahmen den dunkeln und betrüglichen, jedoch dem Scheine nach ehrwürdigen Namen der Roſenkreuzerbrüder an, und beſchuldigten, der eine noch ungeſchikter und zankſüchtiger als der andere, die Peripatetiker in unzählig kleinen Schriften eine Verfälſchung der Vernunft und Religion. Der Engländer Robbert Fluddus, ein Mann von einem bewundernswürdigen Genie, Jakob Boehme, ein Schuſter zu Görliz, und Michael Mayer ſind gleichſam die Anführer dieſes Haufens geweſen. Doch darf niemand denken, daß bei dieſen Leuten eine Uebereinſtimmung in den Meynungen herrſche. Denn weil ein groſſer Theil ihrer Lehre auf eine gewiſſe innere Empfindung, auf die Einbildung und auf die Zeugniſſe der Augen und Ohren gegründet iſt, ſo beſtehet dieſe Parthei faſt aus ſo vielen verſchieden denkenden Lehren, als ſie Schriftſteller hat, die in einigem Anſehn ſtehn.

Indeſſen

Indeſſen nehmen ſie doch alle gemeinſchaftlich an, daß man blos durch Aufloͤſung der Koͤrper vermittelſt der Kraft des Feuers zur wahren Weisheit gelangen, und auf die erſten Beſtandtheile aller Dinge kommen koͤnne; alle erdenken ſich eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Religion und Natur, und nehmen an, Gott handle nach eben den Geſezen im Reiche der Gnaden, nach welchem er im Reiche der Natur verfaͤhrt; daher es denn geſchieht, daß ſie die Lehren der Religion mit chymiſchen, und ihrer Philoſophie eigenen Woͤrtern ausdruͤken, anderer Lehrſaͤze nicht zu gedenken.

Weisheit des Peter Gaſſendus und des Carteſius.

Dieſem Streite zwiſchen der chymiſchen und peripatetiſchen Weltweisheit ſezten Schranken, und brachten einige verſchiedene Arten zu philoſophiren auf die Bahn, die beiden groſſen Franzoſen Peter Gaſſendus, Profeſſor der Mathematik zu Paris, ein ſo wohl gelehrter, als auch in den ſchoͤnen Wiſſenſchaften geuͤbter, zugleich beredter, und in der ganzen Mathematik, in der Aſtronomie, und in andern Wiſſenſchaften ſehr erfahrner Mann, und Renatus Carteſius (des Cartes) ein franzoͤſiſcher Edelmann und Offizier, ein Mann, der einen groſſen Scharfſinn und feinen Wiz beſaß, aber an Gelehrſamkeit und Kenntniſſen der Litteratur vom Gaſſendus weit uͤbertroffen wurde. Jener griff ſchon im Jahre 1624 den Ariſtoteles herzhaft und wizig an; allein er zog ſich durch dieſe Arbeit ſo viel Haß zu, und machte ſich ſo viele Feinde, daß er als ein Mann, der nichts ſo ſehr, als Friede und Ruhe liebte, davon abſtund. — Dieſer, nemlich Renatus Carteſius philoſophirte auf eine ganz andere Art. Denn er nahm ſeine Zuflucht zu allgemeinen Begriffen, um die Wahrheit, die er liebte,

te, zu finden. Nach einigen angenommenen und faßlichen Sätzen bemühete er ſich zuerſt, deutliche Begriffe von der Seele, von dem Körper, von Gott, von der Materie, von der Welt, u. ſ. f. zu machen. Kaum hatte er ſeine Gedanken ans Licht geſtellt, ſo wurden ſie von ſehr ſcharfſinnigen Männern angenommen, und gebilligt, und erklärten zugleich, daß ſtatt der Peripatetiker Carteſius der ſtudirenden Jugend zu empfehlen ſei. Die Freunde der Peripatetiker hingegen, unterſtüzt von den Gottesgelehrten, kehrten das Unterſte zu Oben, und damit ſie wider den neuen Philoſophen deſto glüklicher Krieg führen möchten; ſo beſchuldigten ſie ihn mit der gröſſeſten Bitterkeit nicht nur der wichtigſten Irrthümer, ſondern auch der Gottesläſterung. Mit kaltem Blute ſtritten die Chymiker und Roſenkreuzer; doch war niemand unter ihnen, der ſich die Lehrſätze der Peripatetiker für viel erträglicher hielt, als die Erfindung des Carteſius. Der Ausgang dieſes langwierigen Streites war endlich der, daß der klügere Theil von Europa ſich erklärte, man müſſe nur nach Carteſius Beiſpiele freier, als vorhin geſchehen, philoſophiren, und ſich von der Sklaverei des Ariſtoteles losreiſſen.

Von dieſer Zeit an theilten zwo berühmte Partheien von Philoſophen die Chriſtenheit, die nur aber doch in Abſicht der erſten Grundſätze der ganzen Philoſophie und der erſten Gründe der menſchlichen Erkenntniß mit ungemeiner Heftigkeit einander entgegen ſind. Man könnte dieſe beiden Partheien ganz ſchiklich die methaphyſiſche und die mathematiſche nennen. Jene tritt in die Fußtapfen des Carteſius; dieſe nimmt die Grundſätze des Gaßenſus an. Jene glaubte durch Schlüſ-

ſe,

ſe, dieſe durch Verſuche und Beobachtungen, die Wahrheit leichter finden zu können. Jene räumet wenig den Sinnen, das meiſte aber der Betrachtung und Vernunft, dieſe wenig der Vernunft, das meiſte hingegen den Sinnen und der Unterſuchung der Dinge ein. Jene leitet aus wenigen Grundſätzen der Methaphyſiker, eine lange Reihe von Lehrſätzen her, und verſichert, daß ſie ſich dadurch zu einer gewiſſen und genauen Erkenntniß der einigen Beſchaffenheit Gottes, der Seelen, der Körper und der ganzen Welt, den Weg bahne; dieſe verwirft zwar die Sätze der Methaphyſik nicht, erklärt ſie aber für unzulänglich, ein vollkommenes Gebäude der Weltweisheit aufzuführen; im Gegentheil hält ſie eine lange Erfahrung und oft wiederholte Verſuche für die beſten Hülfsmittel, zu lernen und in der Erkenntniß zu wachſen. Jene thut kühne Schwünge in die Höhe, und forſchet zuerſt nach der Quelle aller Wahrheit, und nach den Urſachen und Gründen aller Dinge, und wenn ſie dieſe gefunden, läßt ſie ſich herab, die Veränderung der Natur der Dinge, die Rathſchlüſſe und Eigenſchaften Gottes und ſo weiter, zu erklären; dieſe, die weniger wagt, betrachtet zuerſt mit der größten Aufmerkſamkeit dasjenige, was gleichſam vor den Augen und Füßen liegt.

Verbeſſerte Philoſophie durch Leibnitz und Malebranche.

Die Freunde der Carteſiſchen Philoſophirungsart haben ſich viele Mühe gegeben ſolche zu befeſtigen, vollkommner zu machen und zu verbeſſern: und ihrer hat es ſonderlich unter den Holländern und Franzoſen eine nicht geringe Anzahl gegeben. Weil aber einige davon, unter welchen Benedikt von Spinoza der vornehmſte iſt, nicht undeutlich Gott und die Religion verächtlich zu machen ſich bemühet haben; ſo ſich auch dadurch nach und nach

den bitterſten Haß zugezogen. Niemand hat auf eine ſcharfſinnigere Art die metaphyſiſche Methode gebraucht, als Franz Nicol. Malebranche und Gottfried Wilh. von Leibnitz, wovon jener ein Franzoſe von den ſo genannten Vätern des Oratoriums, und ein eben ſo beredter als ſcharfſinniger Mann, dieſer aber ein Kutſcher war, der den größeſten Genie's, die jemals gelebt haben, an die Seite zu ſetzen iſt. Zwar haben beide nicht alle Sätze des Carteſius angenommen; allein die von ihm eingeführte Art zu philoſophiren haben ſie ſich zu eigen gemacht, vieles berichtigt und mit ſtärkern Beweiſen verſehen, u. ſ. w. Leibnitz ließ in allen Stüken die Vernunft und Beurtheilungskraft herrſchen: Malebranche räumte ſeinem ungemein fruchtbaren Witze allzuviel ein, und neigte ſich daher öfter auf die Seite derjenigen, die ſich von ihren Einbildungen mit Vergnügen hintergehen laſſen.

Lehrart der Mathematiker.

Die vorhin erwähnte Lehrart der Mathematiker hat nicht ſo viele Anhänger gefunden, wovon ſich die Urſachen leicht errathen laſſen. Sie hat aber ihr Vaterland in Großbritannien gefunden. Die ganze königliche Geſellſchaft zu London, die beinah eine öffentliche Schule der Nation iſt, hat ſie gebilligt, und mit eben ſo viel Aufwand als Arbeit und Geduld verbeſſert. Inſonderheit hat ſie den unſterblichen Männern Iſaac Barcow, Johann Wallis, Johann Locke und dem Rob. Boyle, den vorzüglichen Wachsthum zu danken. Auch die Gottesgelehrten der Nation haben geglaubt, ſie ſei nicht nur vernünftig, ſondern auch zur Erwekung und Unterhaltung der Ehrfurcht gegen Gott in den menſchlichen Gemüthern und zur Befeſtigung der Religion ſehr brauchbar. —

Keiner aber hat den Wachsthum und weitere Ausbreitung derſelben durch tiefe Einſichten und groſſen Fleis glüklicher befördert, als Jſaac Neuton. Hume, dieſer ſo originelle Charaktermahler ſagt von ihm: England mag ſich mit Recht rühmen, an Neuton das gröſzeſte und ſeltenſte Genie hervorgebracht zu haben, das jemals zur Zierde und zum Unterrichte des menſchlichen Geſchlechts auf Erden gelebt hat. Voll ſorgſamer Behutſamkeit, keinen einzigen Grundſaz anzunehmen, der nicht auf Erfahrung gegründet ſei; aber gleichwohl kühn und entſchloſſen, jeden, der es war, und wenn er auch noch ſo neu und ungewöhnlich war, zu ergreiſſen. Aus Demuth, der Erhabenheit ſich ſelber unbewuſzt, die ihn ſo weit über andre Menſchen empor hob, und aus eben dieſem Grunde weniger bedacht, ſeine ſcharfſinnigen Schluſzfolgen den gemeinen Begrifsfähigkeiten anzupaſſen: wahren Ruhm zu verdienen, mehr beſorgt, als ihn zu erlangen. So lebte er aus dieſen Urſachen eine lange Zeit der Welt unbekannt; aber ſein Ruhm brach endlich mit einem Glanze aus, den kaum jemals ein anderer Schriftſteller, noch bei ſeinen Lebzeiten, erlangt hat. Jndem Neuton einigen von den Heimlichkeiten der Natur, den Schleier abzuziehen ſchien: ſo zeigte er zu gleicher Zeit die Mängel und Unvollkommenheiten der mechaniſchen Philoſophie: und ſezte alſo eben dadurch ihre äuſſerſten Geheimniſſe wiederum zurük in jene Dunkelheit, in der ſie beſtändig würklich geblieben ſind, und bleiben wollen.“

Die Engländer behaupten, die Würde und Fürtreflichkeit dieſer Philoſophie könne ſchon daraus beurtheilt werden, daſz alle diejenigen, die ſich ihr gänzlich gewidmet, zugleich berühmte Bei-

ſpiele der Heiligkeit und einer gründlichen Frömmigkeit den Nachkommen hinterlaſſen haben, da hingegen unter den Metaphyſikern viele Verächter Gottes und ſeines Dienſtes, und Lehrer der größeſten Gottloſigkeit geweſen.

Eklektiker. Indeſſen hat ſich doch nicht zu dieſen beiden Sekten die ganze Zunft der Philoſophen geſchlagen. Denn nachdem die Freiheit zu denken und zu urtheilen wieder hergeſtellt worden; ſo haben einige, die ſich durch Witz und Scharfſinn hervorgethan, einige aber, die mehr Einbildungs- als Beurtheilungskraft beſaßen, ſich erkühnt, neue Wege zu der verborgenen Wahrheit zu zeigen. Andre, die entweder ihr nur mittelmäßiger Witz oder eine gewiſſe angebohrne Trägheit von dieſem ſchweren und wichtigen Geſchäfte, die Wahrheit durch ihre eigne Verſtandeskräfte zu erforſchen, abſchrekte, haben es verſucht, das beſte und zuverläßigſte, das bei allen Partheien anzutreffen, herauszunehmen, zu ſammeln und in ein gewiſſes Syſtem zu bringen. Man nennt dieſe Art von Philoſophen insgemein Eklektiker. Eben aus dieſen Streitigkeiten der Philoſophen haben einige ſehr ſcharfſinnige Leute Gelegenheit hergenommen, an Ausfindigmachung der Wahrheit zu verzweifeln, und die lange verſchloſſen geweſene Schule der Skeptiker, Zweifler, wieder zu eröfnen. Zu dieſen rechnet man viele Männer, und man will auch den berühmten Pet. Bayle in dieſe Klaſſe ſetzen.

Zweiter

Zweiter Abſchnitt.

Innre Geſtalt der chriſtlichen Kirche.

Erſte Abtheilung.

Nöthige Ueberſchauung der römiſch-katholiſchen, und griechiſchen Kirche in dieſem Jahrhundert.

1) Die römiſch-katholiſche Kirche, und ihre Schikſale.

a) Die Päbſte.

Der einmal getroffenen Einrichtung, ſo wie auch der Natur der Sache nach, muß eine kurze Uebersicht der Oberhäupter der römiſch-katholiſchen Kirche, ich meyne der Päbſte zu Rom, vorangehen. Päbſte.

Noch beherrſchte im Anfange dieſes Jahrhunderts **Klemens der Achte**, ſeinen angenommenen Grundſätzen gemäß, aber nicht mit ſo glüklichem Erfolge, als ernſtlichem Vorſatze die römiſche Kirche. Er ſtarb aber ſchon im Jahre 1605, und machte dem Kardinal von Florenz, Alexander Mediceus, unter dem Namen **Leo des Eilften**, Plaz, der aber nicht einen völligen Monat Klemens der Achte. Leo der Eilfte.

Monat regierte, ſondern, vielleicht am Gift, vielleicht auch aus ganz natürlichen Urſachen, ſtarb.

Paul der Fünfte. Kamilto Borghese, unter dem Namen Pauls des Fünften, war ein herrſchſüchtiger, unbeugſamer Mann, von unglaublichem Stolz entflammt. Schon der Titel, den er ſich gab, urkundet ſeinen unerträglichen Ehrgeiz. Er nannte ſich Gottes Stadthalter, einen Monarchen der Chriſtenheit, einen Beſchützer der göttlichen Allmacht. Er ließ ſich bald in einen heftigen Streit mit den Venetianern ein. Die Republik Venedig hatte nemlich zwei Edikte gegeben, um dadurch dem übermäßigen Reichthum der Kleriſei Einhalt zu thun, und den zu großen Anwachs der Kirchengebäude zu verhindern. Hiernächſt hatte ſie zwei Geiſtliche um Halsverbrechen willen gefangen nehmen laſſen, welche auf des Pabſtes Requiſition demſelben nicht ausgeliefert worden waren.

Der Pabſt belegte ſogleich das ganze Gebiet der Republik mit einem Interdikt, worüber aber die Venetianer ſpöttiſch lächelten, es für null und nichtig erklärten, und die Jeſuiten und Kapuziner, welche gegen die Staatsgeſetze offenbaren Ungehorſam bewieſen hatten, aus ihren ſämmtlichen Landen vertrieben. Beide Theile rüſteten ſich ſchon zum Krieg, als zum Glük für den Pabſt, der König in Frankreich, Heinrich der Vierte, einen Vergleich vermittelte, der zwar dem Pabſte nicht ſehr zur Ehre gereichte, wodurch aber doch die ganze Unruhe auf einmal beendiget wurde.

Gregor der Funfzehnte. Gregor der Funfzehnte war ein großer Patron der Jeſuiten, und ein großer Eifrer für die

die Ausbreitung ſeiner Kirche. Er veranſtaltete die Congregation zur Ausbreitung des Glaubens.

Urban der Achte, ein Gelehrter, und ein Beſchützer der Gelehrten, veranſtaltete gleich nach ſeiner Erhebung zum päbſtlichen Stuhle, eine merkwürdige Ausgabe des römiſchen Breviars. Unter ſeinen Bullen ſind die merkwürdigſten, eine von Aufhebung der Jeſuitennonnen, und einiger Feſttage, — eine über den Bilderdienſt und Verdammung des Auguſtinus Janſenius, eine andere, worinnen den Kardinallegaten, den drei geiſtlichen Kurfürſten, und dem Großmeiſter des Maltheſerordens der Titel: Eminenz verliehen wurde. Urban der Achte.

Innocenz der Zehnte ließ ſeines Bruders Wittwe, Donna Olimpia Maldachini mehr regieren, als er ſelbſt das Reich verwaltete. Er hatte ſchon vorher im geheimen Umgange mit ihr gelebt, und ſezte nunmehr denſelben fort. Innocentius der Zehnte.

Alexander der Siebente hatte bei einem ſchlechten Herzen, und großer Untreue einen nicht gemeinen Verſtand. Er gab davon auf dem weſtphäliſchen Frieden, wohin er damals als päbſtlicher Nuntius geſandt worden war, vorzügliche Fähigkeiten. Man ſagt ſo gar, er habe während ſeiner Anweſenheit in Deutſchland den Vorſaz gefaßt, die römiſch-katholiſche Religion zu verlaſſen, und zur proteſtantiſchen überzugehen, das Beiſpiel ſeines Vettern, des Grafen Pompeji habe ihn abgeſchrekt, welcher, nachdem er gleichfalls von ſeinem Glauben abgetreten, auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland zu Lyon vergiftet worden ſei. Seine Alexander der Siebente.

nachfolgende Erhebung zur Kardinalswürde beſtärkte ihn von neuem in ſeinem alten Glauben.

Klemens der Neunte. Klemens der Zehnte. Die folgenden Päbſte Klemens der Neunte, und Zehnte, jener aus dem Stamme Roſpiglioſi, dieſer aus der Familie Altieri, haben nichts gethan, was des Andenkens werth wäre.

Innocenz der Eilfte. Benedikt Odeſchalſchi, der unter dem Namen Innocentius des Eilften ihm folgten, machte ſich durch ſeine ſtrenge Sitten, durch ſeine Standhaftigkeit in ſeinen Vorſätzen, durch ſeine Beſtrebung, die Religion von Fabeln, und vom Aberglauben zu reinigen, — und die Geiſtlichkeit zu beſſern, einen unſterblichen Namen. Indeſſen konnte er ſeine herrlichen Entwürfe, und fürtrefliche Verordnungen der Hinderniſſe wegen, die ſich ihm in den Weg legten, nicht durchſetzen. Es blieb bei dem guten Willen; er bewies bei allen ſeinen Einrichtungen ungemein groſſen Scharfſinn, und weit ausgebreitete Kenntniß des Menſchen. — Der Mangel der Ausführung lag nicht an ihm, er muß der Verbindung der Zeit, und der äuſſern Umſtände zugeſchrieben werden. Demohngeachtet hat er viele Misbräuche abgeſchafft, die Zahl der Kardinäle merklich verringert, die Biſchöfe, deren ſehr viele zu Rom müßig ſaſſen, nach ihren Bißthümern fortgeſchafft, die Indulgenzen als überflüßig und abergläubiſch erklärt.

Alexander der Achte. Alexander der Achte verdarb alles wieder, was ſein Vorgänger gut gemacht hatte.

Innocenz der Zwölfte. Innocenz der Zwölfte, ehemals Pignatelli, ein Mann von ausnehmenden Talenten und rechtſchaffenem Herzen, wollte wieder den

rechten

rechten Weg einſchlagen, erfuhr aber auch, was alle diejenigen erfahren, die ausgerüſtet mit Weisheit und ächter Redlichkeit der Wahrheit Eingang, und dem Aberglauben Abbruch verſchaffen wollen. Der römiſche Hof lag zur damaligen Zeit unheilbar krank.

Der lezte in dieſem Jahrhundert, **Klemens der Eilfte** übertraf alle vorige Päbſte beinahe an gutem Willen, der Kirche wohl vorzuſtehen — aber fiel nie auf den Gedanken, den Aberglauben derſelben, und ihre andere häufigen Fehler und Mängel abzuſchaffen. Klemens der Eilfte.

b) Religionskrieg der Römiſch-Katholiſchen mit den Proteſtanten.

Den böhmiſchen und öſterreichiſchen Ständen hatte Kaiſer **Maximilian der Zweite** die Religionsfreiheit ertheilt, und **Rudolph der Zweite** durch den bekannten Majeſtätsbrief ausdrüklich beſtätigt, unter andern ſtand darinnen mit ausdrüklichen Worten:

„Wir verſprechen, daß gedachte alle drei vereinigte, zu gedachter Konfeßion ſich bekennende Stände dieſes Königreichs Böhmen izige und künftige, auch deren Nachkommen bei allem dem, was obgemeldt, vor uns, unſere Erben, und künftige Könige in Böhmen vollkömmlich und gänzlich, ohne Verbrechung und Schmälerung gelaſſen, und dabei geſchüzt werden ſollen. Denn wie ſie auch in dieſem allen bei dem Frieden des heiligen Reichs wegen der Religion aufgericht, der Religionsſtreit genannt, als ein vornehmes Glied

des heiligen Reichs bleiben laſſen.“ In dieſem Frieden war aber ausgedungen:

> Daß ein Theil den andern weder ſchmähen, noch kalumniiren ſollte, daß die Proteſtanten das freie Religionsexercitium haben, zu Prag ein Unterconſiſtorium nach ihrem Gefallen und Konfeſſion anlegen, deutſche und böhmiſche Prediger ſelbſt beſtellen, die Univerſität daſelbſt wieder aufrichten, nach Nothdurft neue Kirchen und Schulen bauen ſollten. Jedoch, daß keine Parthei die andere weder turbire, noch verletze, oder mit Gewalt zu ſeiner Religion zwinge u. ſ. f.

Dieſer Freiheit bedienten ſich die Stände in Böhmen, hielten gleich den dritten Tag die erſte Predigt in einer alten hußitiſchen Kirche, lieſſen aus Sachſen verſchiedene Geiſtliche kommen, welche die ganze Einrichtung ſowohl bei der Univerſität, als in Kirchenſachen machten. Nach Rudolphs Tod, und dem Antritt der Regierung Ferdinands des Zweiten, dem ſie ſein Vater Matthias im Jahre 1617 abgetreten hatte, fiengen die Unruhen an.

Die Böhmen hatten nämlich Ferdinanden bloß unter der Bedingung zu ihren Kaiſer und König gewählt, daß er in vier Wochen ihre Privilegien und ihren Majeſtätsbrief beſtätigte; geſchähe dies aber nicht, ſo wären ſie ihrer Zuſage quitt, und könnten ſich einen andern König wählen. Ferdinand gelobte dieſes alles eidlich an, ließ ſich aber heimlich von

dem

dem päbſtlichen Nuntius von dem gethanen Eide losſprechen.

Voll von Grimm und Haß gegen die Proteſtanten hatte er vor dem Marienbilde zu Loretto ein Gelübd gethan, mit Aufopferung ſeines Lebens die neue ketzeriſche Lehre auszurotten; und kaum war er nach Matthias Tode als Kaiſer auf den Thron geſtiegen, ſo ſezte er ſeinen unmenſchlichen Vorſaz ins Werk. Er verſicherte zwar die Böhmen, die ſchon vor dem Antritt ſeiner Regierung die Waffen ergriffen hatten, daß, wenn ſie ſolche niederlegten, er ihnen ihre Privilegien beſtätigen wollte. Sie waren aber ſo weit entfernt, ihm zu trauen, als ſie ſich vielmehr, ohne ihm eine Antwort zu geben, bei allen Reichsfürſten darüber beſchwerten, und es vorzüglich ungerecht fanden, daß er ſich einen **Erben** der Krone Böhmen genannt hatte, weil Böhmen ein Wahlreich ſei, und die Landſtände das Recht hätten, ihren König zu wählen.

Sie verſammelten ſich alſo feierlich, einen neuen König zu wählen. Anfänglich nahmen ſie einige Rükſicht auf den Kurfürſten von Sachſen. Da aber dieſer der lutheriſchen Lehre zu eifrig anhieng, und ein erklärter Feind der Reformirten war, ſo lenkten ſie ſolche auf den **Kurfürſt in der Pfalz Friedrich den Fünften.** Hiezu hatten ſie drei ſehr wichtige Gründe. Er war der Schwiegerſohn des Königs Jakobs in England, und ein Vetter des Prinzen Moriz von Oranien, beſaß anſehnliche Staaten in Deutſchland, und war das Oberhaupt der **proteſtantiſchen Union.** *)

Friedrich der Fünfte Kurfürſt von der Pfalz wird 1619 zum König in Böhmen erwählt.

 Alles

*) Die proteſtantiſche Union wurde zu Hall in Schweden

Alles widerrieth ihm die Annahme dieſer auf ihn gefallenen Wahl. Alle, die es treu mit ihm meinten, der König von England, der Prinz von Oranien, der Herzog von Baiern, ſeine eigne Mutter thaten ihm die zärtlichſten und dringendeſten Vorſtellungen; es half aber alles nichts. Er ließ ſich 1619 den vierten November zu Prag unter auſſerordentlichem Zulauf des Volks und groſſen Feierlichkeiten krönen.

Der Kaiſer ließ Ermahnungsbriefe an den neuen König ergehen, forderte alle Reichsfürſten auf ſich in die Sache zu mengen, gebot den böhmiſchen Ständen, von der ungerechten Sache abzuſtehen, und ihn für ihren Souverain zu erkennen. Es war aber alles umſonſt.

Ferdinand überließ ſich alſo ganz ſeiner Rachbegierde. Der Kurfürſt von Sachſen trat auf ſeine Seite. *) Auf der einen Seite drang die Armee

Schweden 1609 mit dem Könige von Frankreich geſchloſſen, die vornehmſten Mitglieder derſelben waren der Kurfürſt von Brandenburg, die Herzoge von Zweybrüken, der Marggraf von Anſpach, der Herzog von Würtemberg, der Marggraf von Durlach, Herzog von Anhalt, und andere mehr. Die Abſicht gieng dahin, daß ſie alle auf dem Reichstage für einen Mann ſtehen wollten; dagegen richteten die Katholiken eine Ligue auf, deren Haupt Maximilian, Herzog von Baiern war.

*) Die Urſachen, welche den Kurfürſt von Sachſen bewogen, waren gröſtentheils politiſch. Auſſer ſeiner großen Zuneigung zum Hauſe Oeſterreich, kann man folgende angeben: Er war ſeit geraumer Zeit Friderichs von der Pfalz geweſen. Die böhmiſchen Stände wollten ihn um die Kurwürde

mee des Herzogs in Baiern in Böhmen, und auf der andern der Kurfürſt von Sachſen mit ſeinen Truppen in die Laußniz ein. Jener verwüſtete daſelbſt alles mit Feuer und Schwerdt. Dieſer unterwarf ſich die Laußniz, und ließ ſich in derſelben huldigen. Der Kurfürſt bat vergeblich um Schonung. Er erhielte ſie nicht. Die Unterthanen wurden mürriſch; die Soldaten, die ſeit geraumer Zeit ohne Sold geweſen waren, wollten nicht mehr fechten. Der Kaiſer fiel in die Pfalz ein. Die Könige von Frankreich u. England waren mit ihrem verſprochnen Beiſtande zu langſam.

Dies alles mußte vermuthlicher weiſe ſeinen Muth niederſchlagen: die Lage der Umſtände nöthigte ihn indeſſen, entweder zu ſiegen oder umzukommen.

Endlich kam es zu einer Schlacht bei Prag auf dem weiſſen Berge. Die Stellung, welche der Kurfürſt ſeiner Armee auf demſelben nehmen ließ, war ſo vortheilhaft, daß die feindliche Armee verſchiedenemal zurükgeſchlagen wurde. Endlich aber gewannen die Kaiſerlichen die Schlacht, Schlacht bei Prag den 8 Nov. 1620.

de bringen, und ſie dem Hauſe Sachſen=Weimar zuwenden. Er wollte ſie alſo bei ſeinem Hauſe immer mehr und mehr zu befeſtigen ſuchen. Dann freuete ihn auch die Hofnung, die Laußniz zu bekommen, zu dieſem Schritt an. Dazu kam noch ſein Haß gegen die reformirten Chriſten. Die Katholiken, beſonders der Jeſuit Becanus brachte durch Geſchenke den lutheriſchen Oberhofprediger des Kurfürſten von Sachſen dahin, daß er ſeinem Herrn bewies; die Sache des Kurfürſten von der Pfalz, oder die Sache der Reformirten ſei ungerecht, und der lutheriſchen Religion ſchädlich, die Angelegenheit des öſterreichiſchen Hofes hingegen empfahl.

die nur eine Stunde daurete. Friderich warf ſich in die Stadt, entwich aber des Nachts drauf mit ſeiner Gemahlinn und Kindern und den vornehmſten Koſtbarkeiten nach Schleſien. Der Herzog von Baiern drang aller Demüthigung der Proteſtanten ohnerachtet, nicht nur in die Stadt, ſondern gab auch ihre Häuſer der Plünderung preiß, ließ die Schuldigen in Verhaft ziehen, von welchen vier und zwanzig öffentlich hingerichtet, und die andern auf Lebenszeit zu harten Strafen verdammt wurden.

Das ganze böhmiſche Reich unterwarf ſich nunmehro dem Kaiſer auf das allerſchleunigſte, und vierzig Städte ſchikten dem kaiſerlichen Generale die Schlüſſel ihrer Thore entgegen. Der unglükliche König ging zuerſt in die Mark Brandenburg, und von da in die Niederlande. Mähren unterwarf ſich dem Kaiſer freiwillig, und Schleſien durch einen Vergleich. Der Kaiſer erklärte den Kurfürſten in die Acht, nahm ihm ſeine Erblande, und das Kurfürſtenthum, und verwüſtete die ganze Pfalz auf die fürchterlichſte Weiſe. Alles verfolgte den verlaßnen Kurfürſten, welcher endlich nach vielen Beſchwerden im Jahre 1632 ſtarb. Ein Jeſuite ſezte ihm unter andern folgendes verächtliche Epitaphium:

Vbi minorum gentium
   Fridericus ille friget?
Niuem videns in purpura
   Tantum ſemel cadentem:
Vnius animi regulus
   Hos nomen inquinauit:
Iam puluis, iam vermis eſt:
   Cui vero nota tumba eſt?

Die Folgen des von den Kaiſerlichen erfochtenen Sieges waren für die Proteſtanten traurig genug. Böhmen und Mähren mußten den Majeſtätsbrief herausgeben. Die proteſtantiſchen Kirchen wurden den römiſchkatholiſchen eingeräumt. Die vorher vertriebenen Jeſuiten erhielten ihre verlohrne Plätze wieder. Alle lutheriſche und reformirte Geiſtlichen mußten Böhmen, Mähren und Oeſterreich meiden. Schleſien bekam zwar auf Sachſens Antreiben und Vermittlung die Religionsfreiheit, — es wurde aber doch ſo gedrükt, daß Sachſen der Noth der Einwohner nicht abhelfen konnte. Anfang des dreiſ ſigjährigen Krieges.

Dies regte den Eifer verſchiedener deutſchen Fürſten, die mit dem Könige von Dännemark gemeine Sache machten, um die Rechte des vertriebenen Friderichs zu ſchützen. Sie glaubten, daß, wenn ſich ja Friderich gegen den Kaiſer vergangen hätte, es doch nicht ſeine Sache ſeyn müßte, dies als Kaiſer zu ahnden. Sie ergriffen alſo wider ihn die Waffen.

Die Spanier nahmen die Unterpfalz weg, ohnerachtet ſich die proteſtantiſche Union dawider ſezte. Der tapfre Graf von Mansfeld, der ſchon in Böhmen die Proteſtanten ſo muthvoll vertheidigt hatte, übernahm es auch, die Sache des Kurfürſten ins Reine zu bringen. Der Herzog von Baiern verjagte ihn aber bald aus der Oberpfalz. Auch in der Unterpfalz, wohin er ſich zog, that ihm Tilly Widerſtand. Der Herzog von Braunſchweig, Chriſtian, trat auch zu, und verwüſtete Weſtphalen. Der Graf von Mansfeld verheerte Elſaß. Er war gegen Tilly einigermaßen glüklich, obwohl der Sieg

von keinen großen Folgen war. Der Herzog Chriſtian verlohr die Schlacht bei Höchſt; Tilly nahm die Pfalz und Elſaß wieder weg. Der König von England ließ ſich durch Oeſterreich einſchläfern. Der Graf von Mansfeld verlohr gegen dem kaiſerlichen General Wallenſtein eine Schlacht bei Deſſau, wurde nach Schleſien und von da nach Hungarn verfolgt, wo er ſtarb. Chriſtian, Herzog zu Braunſchweig ſtarb gleichfalls. Tilly rükte näher vor, den Dänen entgegen, lieferte ihnen bei Lutter an den Hildesheimiſchen Grenzen, eine Schlacht, gewann ſie, und jagte ſie ins Hollſteiniſche zurük. Er belagerte Stralſund, welches ſich dem König von Schweden ergab. Die Dänen ſchloſſen endlich 1629 den lübekiſchen Frieden.

Das Reſtitutions-edikt.

Trunken von ſeinen Siegen, und aufgeblaſen von Hofnungen, machte Ferdinand der Zweite unmittelbar nach geſchloſſenem Traktat zu Lübek, das den Proteſtanten ſo fürchterliche Reſtitutionsedikt bekannt, in welchem bei Androhung der härteſten Strafe, allen Proteſtanten anbefohlen wurde, alle Kirchengüter herauszugeben. In einem Artikel des paſſauiſchen Vertrags war zwar feſtgeſezt, daß alle, die der alten Religion entſagen würden, auch zugleich aller geiſtlichen Wohlthaten und Einkünften entbehren ſollten. Nun hatten verſchiedene Proteſtanten ihre Kirchengüter beibehalten, auch verſchiedene Linien katholiſcher Bißthümer an ſich gebracht. Indeſſen erklärten ſie, daß ſie in jenen Artikeln des paſſauiſchen Vertrages nie eingewilligt hätten; der Kaiſer handle auch unrecht, daß er ſie ohne Einwilligung des ganzen Reiches aus dem Beſiz dieſer Güter verſtoßen wollte.

Dies Edikt machte groſses Aufſehen; — und doch widerſezte ſich demſelben bloß der Kurfürſt von Sachſen und Brandenburg, — die andern gehorchten. Wallenſtein begleitete die kaiſerlichen Kommiſſarien, welche es vollziehen ſollten, mit einer Armee, war aber ſo auſſerordentlich grauſam gegen die Proteſtanten, und auch gegen die Katholiken, daß dieſe beim Kaiſer auf ſeine Abſezung antrugen, der ſie auch ertheilte. Auf dem Reichstage zu Regensburg ward nichts ausgemacht. Sachſen brach mit dem Kaiſer, und vereinigte ſich mit den Proteſtanten, eben ſowohl aus politiſchen Urſachen, als ers vorher ſich gegen ſie erklärt hatte. Er kam mit andern Fürſten zu Leipzig zuſammen. Sie ſezten gemeinſchaftlich ein Bittſchreiben an den Kaiſer auf, in welchem ſie ihn um die Widerrufung des Ediktes baten, und ſich verbanden, ſich einander zu vertheidigen. Aber der Kaiſer mißbrauchte es ſo weit, daß er nunmehr die bereits angefangene knechtiſche Unterwerfung derſelben bis aufs äuſſerſte treiben zu können glaubte.

Gustav Adolph, König in Schweden kömmt nach Deutſchland, den Proteſtanten zu Hülfe.

In der dringendeſten Noth der Proteſtanten, da ſie gar keinen Ausweg mehr ſahen, trat der unſterbliche Held, Guſtav Adolph, König in Schweden, in die Mitte, und ward Schuzgott und Retter der Proteſtanten. Er kam 1629 in Deutſchland auf der Inſel Uſedom an, und ließ ſogleich eine Deduktion bekannt machen, warum er den Krieg führe. Zu Urſachen gab er an: weil der Kaiſer durch das Uebergewicht ſeiner Macht, die proteſtantiſche Religion unterdrüke; — weil er dem Könige von Pohlen, ſeinem Feinde Hülfe geſchikt, weil er ſeinen Geſandten nicht zu dem türkiſchen Friedensſchluß zugelaſſen habe, u. ſ. f.

Guſtav hatte im Anfang vieles Glük; Pommern fiel in ſeine Hände. Magdeburg nahm auf ſein Zureden ſchwediſche Beſatzung ein, welches aber hernach ſehr übel für ſie ablief. Frankreich unterſtüzte den König von Schweden mit Geld, und das brachte in ſeine Armee neuen Muth und friſches Leben. Sie nahm verſchiedene Pläze weg, — Guſtav eroberte Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warte; Tilly aber ging auf Magdeburg loß. Guſtav konnte ihr wegen der Unentſchloſſenheit der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg nicht zu Hülfe kommen. Es mußte ſich, vermuthlich durch Verrätherei, den zehnten Mai 1731. ergeben, und ward auf das unerhörteſte verwüſtet.

Magdeburg wird erobert u. zerſtört;

Tilly ging auf den Kurfürſten von Sachſen loß, der ihm aber mit Guſtav verbunden entgegen ging, und bei Leipzig ein Treffen lieferte, das für Tilly ſehr nachtheilig ablief. Guſtav erfochte nunmehr Sieg auf Sieg, breitete um und neben ſich Schreken und Furcht aus; — drang mit ſeinen Eroberungen bis in den Elſaß jenſeit des Rheins; — und alle übrige proteſtantiſche Fürſten erklärten ſich für ihn.

Von allen verlaſſen nahm der Kaiſer, der in ſeiner Hauptſtadt nicht einmal mehr ſicher zu ſeyn glaubte, nunmehro ſeine Zuflucht von neuem zum General Wallenſtein. Dieſer ging nach Meiſſen, ſich mit Pappenheim zu vereinigen, und die Staaten des Kurfürſten von Sachſen zu verwüſten. Guſtav eilte ihm zu Hülfe, ſchlug den Wallenſtein bei Lützen, verlohr aber, vermuthlich durch Meuchelmord, ſein Leben im 38ſten Jahre ſeines Alters. Die ſchwediſche Armee fochte ſo tapfer, daß der Sieg, wie geſagt, ganz auf ihrer Seite war.

Guſtav verliert 1632 den 6 Nov. in der Schlacht bei Lützen ſein Leben.

Die Königinn Chriſtine von Schweden ſchloß auf das Anrathen des Kanzlers Oxenſtiern mit den Proteſtanten zu Heilbronn ein Bündniß; auch Frankreich erneuerte ſeine Vertheidigung mit Schweden, und der Krieg ward mit abwechſelndem Glüke auf beiden Seiten geführt. Wallenſtein ward dem Kaiſer zu übermüthig, und ſtrebte ſogar nach der böhmiſchen Krone. Ferdinand ließ ihn alſo durch einige Offiziere zu Eger verrätheriſcherweiſe überfallen und tödten.

Uebereilter Frieden des Kurfürſten von Sachſen mit dem Kaiſer zu Prag.

Einiger Verluſt, den die Schweden erlitten, und ein ſtarker Ueberlauf derſelben zu den Kaiſerlichen, machte den ohnehin unbeſtändigen Kurfürſten von Sachſen noch muthloſer und veränderlicher. Er ließ ſich alſo im Jahre 1634 in einen Frieden mit dem Kaiſer ein, in welchem er ſich durch Uebergabe der Laußniz verblenden ließ, und zum Nachtheil der Proteſtanten alles eingieng, was der Kaiſer verlangte. Der Kurfürſt von Brandenburg nahm ſo, wie verſchiedene andere Fürſten und Städte in Deutſchland, dieſen Traktat gleichfalls an.

Dadurch wurde der Kredit und die Macht der Schweden auſſerordentlich entkräftet. Ganze Korps von Truppen verlieſſen ihre Fahnen, und giengen zum Kaiſer über. Schweden wäre gewiß gänzlich geſunken, wenn nicht Frankreich die Waffen gegen das Haus Oeſterreich ergriffen hätte.

Weſtphäliſcher Frieden im Jahre 1648.

So ward er nach Ferdinands des Zweiten Tode, welcher im Jahre 1637 erfolgte, fortgeſezt, bis endlich nach vorhergegangenen weitläuftigen Berathſchlagungen zu Münſter und Osnabrük im 1648 der berühmte weſtphäliſche Frieden zwi-

ſchen

ſchen den kriegführenden Mächten geſchloſſen, und ſo der bekannte dreißigjährige Krieg beigelegt und geendigt wurde.

Vornehmſter Artikel deſſelben.

Ich werde die vornehmſten Artikel deſſelben, welche nothwendig hieher gehören, in den damaligen Ausdrüken, beſonders die in **Religionsſachen** feſtgeſezt wurden, anführen.

---

§. I.

Beſtätigung des Paſſauiſchen Vertrags und Religionsfriedens.

Der Vergleich, ſo in dem Jahre 1552 zu Paſſau aufgerichtet worden, und der darauf in dem Jahre 1555 erfolgte Relegionsfriede, geſtalt derſelbe in dem Jahre 1566 zu Augsburg und nachgehnds auf unterſchiedenen allgemeinen Reichstägen des heiligen römiſchen Reichs bekräftiget worden, ſollen nach allen ihren Artikeln, wie dieſelben durch einhelligen Beifall des Kaiſers, derer Kurfürſten, Fürſten und Stände geſchloſſen worden, ſtet und feſt verbleiben, heilig und unverlezt gehalten werden. Was aber im gegenwärtigen Vergleiche durch einſtimmigen Beifall derer Partheien, wegen einiger in dem Religionsfrieden ſtreitigen Punkten, iſt verglichen worden, ſoll für eine ewige Erklärung gemeldeten Friedens, welche ſowohl im Gerichte als anderswo in Acht zu nehmen, ſo lange gehalten werden, bis man ſich durch Gottes Gnade wegen der Religion ſelbſt wird verglichen haben. Dabei hat man ſich an niemanden, es ſei eine geiſt-

liche

liche oder weltliche Perſon, ſo ſich innerhalb oder auſſer dem Reiche befindet, Widerſpruch oder Proteſtation, es mag dieſelbe, zu was für einer Zeit ſie wolle, angewandt werden, zu kehren, indem dieſelben alle für untüchtig und nichtig, kraft dieſes erkannt werden; in allen andern übrigen Fällen aber ſoll zwiſchen beider Religionen, Kurfürſten, Fürſten und Ständen, allen und jeden, eine richtige, durchgehende, und beiden Seiten zu gebrauchende Gleichheit ſeyn, in ſo weit dieſelbe der Geſtalt des gemeinen Weſens, denen Reichsgeſetzen, und gegenwärtigem Vergleich gemäß iſt, dergeſtalt, was einem Theil recht und billig iſt, dem andern ebenmäßig recht ſei; wobei dann alle Gewaltthätigkeit, und der Weg der Thätlichkeit, wie ſonſten, alſo auch hier, zwiſchen beiden Theilen auf ewig verboten ſeyn ſoll.

§. 2.

Beſtimmung des Jahres und Tages, wornach in Religionsſachen alles zu reguliren.

Der Termin, von welchem anzurechnen die Wiedereinſetzung im Geiſtlichen, und was in deren Betrachtung vor Veränderungen im Weltlichen geſchehen ſind, ſoll der erſte Tag des Januarii des tauſend ſechszehnhundert und vier und zwanzigſten Jahrs ſeyn. Es ſoll alſo dieſe Wiedereinſetzung aller Kurfürſten, Fürſten, Stände beider Religionen, die freie Reichsritterſchaft, wie auch unmittelbare Gemeinden und Dörfer mit begriffen, völlig und ohne Bedingung geſchehen, wie denn auch alle indeſſen in

Prälaten regieret worden, auch inskünftige ein katholiſches Oberhaupt behalten, und hingegen auch die Augspurgiſchen Konfeßionsverwandten, was ſie im gemeldeten Jahre und Tag beſeſſen haben, auch inskünftige behalten ſollen: jedoch ſollen beide Partheien einander die bereits genoſſene Nutzungen, Schaden und Unkoſten erlaſſen, welche ſie von einander hätten fordern können.

§. 5.

Das Recht zu wählen und zu poſtuliren ſoll den Reichsgeſetzen gemäß ſeyn.

In allen Erzbiſchofthümern, Biſchofthümern und andern unmittelbaren Stiftungen ſoll die Wahlgerechtigkeit und Poſtulation nach eines jeden Orts Gewohnheit und alten Statutis unverrükt verbleiben, in ſo weit dieſelbe denen Reichsgeſetzen, dem Paſſauiſchen Vertrag, dem Religionsfrieden, und inſonderheit gegenwärtiger Erklärung und Transaction gemäß ſind, und in Anſehung derer Erzbiſchofthümer und Bißthümer, ſo denen Augspurgiſcher Confeßion Zugethanen verbleiben, nichts in ſich enthalten, ſo dieſer Confeßion zuwider: gleichwie auch in denen Bißthümern und Kirchen, in welchen die katholiſchen und Augspurgiſchen Confeßionsverwandte vereinigte und gleiche Rechte haben, nichts neues zu den alten Statuten ſoll geſezt werden, welches der Katholiken und der Augspurgiſchen Confeßionsverwandten Gewiſſen und Sachen in einige Wege ſchwächen, und derſelben Recht vermindern könnte.

§. 6.

Die geiſtlichen Güter ſollen nicht erblich gemachet werden, und edle Patricii ſollen wahlfähig ſeyn.

Alle Poſtulirte oder Erwählte ſollen in ihren Capitulationen verſprechen, daß ſie die angenommenen geiſtlichen Fürſtenthümer, Dignitäten und Beneficien nicht erblich beſitzen, oder dahin trachten wollen, daß ſie erblich gemacht würden, ſondern es ſollen allezeit in dem Capitul, und denen, ſo es gleichfalls nebſt dem Capitul, vermöge der Gewohnheit gebühret, ſowohl die Wahl und Poſtulation, als bei vacirender Stelle die Adminiſtration und Ausübung der biſchöflichen Rechte frei verbleiben: ſo ſoll auch aller Fleiß angewendet werden, damit die Edelleute, Patricii, Graduirte und andere Perſonen, wenn es der Stiftung nicht entgegen läuft, nicht ausgeſchloſſen, ſondern vielmehn zu denſelben mögen gezogen, und beibehaltenr werden.

§. 7.

Wo der Kaiſer das Recht der erſten Bitte hat.

An welchem Orte die Kaiſerl. Majeſtät das Ius primarium precum ausgeübet, ſoll Sie daſſelbe auch noch inskünftige behalten, wenn nur auf erfolgten Tod eines der Augspurgiſchen Confeßion Zugethanen in denen Bißthümern derſelben Religion, wiederum ein Augspurgiſcher Confeßionsverwandter, ſo nach der Vorſchrift derer Statuten und des Herkommens für geſchikt zu halten, dergleichen Preces ge-

 nieſſet.

nieſſet. In denen gemiſchten und aus beider-ſeits Religionen beſezten Bißthümern, oder andern unmittelbaren Orten ſoll der Praeſentatus ſich dieſer precum nicht zu erfreuen haben, es hätte denn das vacirende Beneficium ein Religionsverwandter beſeſſen.

§. 8.

Die Ornaten ſollen in Proteſtantiſchen Stiftern nicht Statt haben.

Wenn etwas unter dem Titel derer Ornaten, Pallii, Iurium, Confirmationum, der päbſtlichen Monate, und dergleichen Rechte und Reſervationen in denen unmittelbaren geiſtlichen Gütern, derer Augspurgiſchen Confeßionsverwandten, es ſei von wem, wenn, oder auf was Art es wolle, gefordert wird, daſſelbe ſoll von der weltlichen Obrigkeit zu ſeiner Gültigkeit und Execution ſich keiner Hülfe zu getröſten haben.

§. 9.

Wie ferne die päbſtlichen Monate in gewiſſen Stiftern Statt haben ſollen.

In denjenigen Kapituln aber, deren unmittelbaren geiſtlichen Güter, worinnen von beiden Religionen Capitulares und Canonici kraft des beſagten Termins in gewiſſer Zahl von beiden Seiten angenommen werden, und der Zeit die päbſtlichen Monate üblich geweſen ſind, ſollen die auch ferner, wenn die abgehenden Capitulares und Canonici aus der geſezten Zahl derer Katholiſchen geweſen, ſtatt finden, und bei vorkommendem Falle zu der Execution gebracht

bracht werden, jedoch, wenn vorhero die päbſtliche Proviſion denen Kapituln unmittelbar von dem römiſchen Hofe zu rechter Zeit inſinuiret worden.

§. 10.

Wie es mit der Inveſtitur proteſtantiſcher Geiſtlichen zu halten.

Welche von Augſpurgiſchen Confeßionsverwandten zu Erzbiſchöfen, Biſchöfen, oder Prälaten erwählet oder poſtuliret werden, ſollen von der Röm. Kaiſerl. Majeſt. nachdem ſie innerhalb Jahres von der Wahl oder Poſtulation beglaubten Schein einbringen, und die bei ſolchen Regallehnen gewöhnliche Pflicht geleiſtet, ohne einige Einrede inveſtiret werden, und über die Summe des gewöhnlichen Taxes, ferner noch deſſen Helfte für die Belehnung reichen. Eben dieſelben, oder bei erledigtem Sitz die Capitul, und diejenigen, welchen die Verwaltung mit denſelben zugleich gebühret, ſollen ſowohl auf allgemeine, als abſonderliche Deputations- Viſitations- Reviſions- und anderer Reichsconvente, dem Gebrauch nach, ſchriftlich berufen werden und ihre Stimme führen, dermaſſen ein jeglicher Stand vor dem Religionsſtreit, derſelben Gerechtigkeit fähig geweſen. Welche aber, und wie viel Perſonen zu dergleichen Conventen müſſen geſandt werden, ſolches wird denen Prälaten, Capituln und Conventualen zu ernennen frei gelaſſen.

§. 11.

Von den Titeln geiſtlicher Fürſten, von der Augſpurgiſchen Confeßion und deren Siz auf Reichstagen.

Wegen Titulirung der geiſtlichen Fürſten Augſpurgiſcher Confeßion iſt es dahin vergli⸗chen, daß ſie, jedoch ohne Nachtheil Standes und Dignität, den Titel derer Erwählten, oder Poſtulirten zum Erzbiſchof, Biſchof, Abt, Probſt führen mögen. Die Seßion aber ſol⸗len ſie auf der mittlern und Querbank zwiſchen denen Geiſtlichen und Weltlichen einnehmen, denen an der Seite der Director der Maynzi⸗ſchen Canzelei, im Namen des Herrn Erzbi⸗ſchofs, als welcher der Reichstagsakten Gene⸗raldirection führet, und nach denſelben die Di⸗rectores des Fürſtlichen Collegii bei allgemeiner Zuſammenkunft derer dreien Reichscollegien ſitzen ſollen: und eben dieſes ſolle im Rath der Fürſten, wenn ſie collegialiter verſammlet ſind, von deſſelben Collegii und dero Akten Directo⸗ribus, allein obſerviret werden.

§. 12.

Anzahl der Stiftsherren in gemiſch⸗ten Stiftern.

So viel Capitulares oder Canonici, am 1 Januarii Anno 1624 irgenswo entweder der Augſpurgiſchen Confeßion, oder katholiſchen Religion zugethan geweſen, ſo viel ſollen da⸗ſelbſt allezeit von beiden Religionen verbleiben, auch an derer Abſterbenden Statt keine ande⸗re, als derſelben Religion Zugethane, geſezt und eingeſchoben werden; da aber an einem

Orte

Orte dieſer Zeit mehr katholiſcher Religion, oder Augspurgiſcher Confeßion Capitularen oder Canonici, Beneficia im Beſiz hätten, denn Anno 1624: ſo ſollen zwar dieſe als Supernumerarii die Beneficia und Präbenden Zeitlebens behalten, nach dero Abgang aber ſo lange denen Katholiſchen die Augspurgiſche Confeßionsverwandte, und dieſen die Katholiſchen ſuccediren, bis die Anzahl beider Religionscapitularen und Canonicorum wieder erſetzet ſei, als ſie am erſten Januarii 1624 geweſen. Die Uebung der Religion aber in den vermiſchten Biſchofthümern ſoll dergeſtalt reſtituiret werden und verbleiben, wie und welcher Geſtalt ſolches im Jahr 1624 öffentlich im Gebrauch und zuläßig geweſen, und ſoll obigen allen weder mit der Wahl nach der Präſentation, oder auf andere Weiſe Verhinderung verurſachet werden.

§. 13.

Die den Schweden abgetretene geiſtliche Güter ſollen den Reichsgeſetzen unterworfen bleiben.

Diejenigen Erzbiſchofthümer, Biſchofthümer, oder andere Stiftungen und geiſtliche Güter, mittelbare oder unmittelbare, welche zur Satisfaction der königl. Maj. und des Königreichs Schweden, oder als ein Aequivalent, Erſetzung und Schadenloshaltung von Dero Bundesgenoſſen, Freunden und Intereßirten zugefallen, ſollen bei denen beſondern, unten bemeldeten Vergleichungen in allen Stüken verbleiben. In allen denen Sachen aber, ſo daſelbſt nicht begriffen, und unter dieſen, was den unten geſezten §. Ius Dioecœſanum 48 anbelanget,

get, ſollen ſie des H. R. Reiches Satzungen, und gegenwärtigen Vertrage unterworfen verbleiben.

§. 14.

Die mittelbaren geiſtlichen Güter, ſo die Stände Augspurgiſcher Confeßion 1624 beſeſſen, ſollen ihnen verbleiben.

Alle Klöſter, Collegia, Balleien, Commenthureien, Kirchen, Stiftungen, Schulen, Hoſpitäler, und andere mittelbare geiſtliche Güter, wie auch deren Gefälle und Rechte, wie ſie Namen haben mögen, welche die Augspurgiſchen Confeßionsverwandte, Churfürſten, Fürſten und Stände den 1 Januarii 1624 im Beſitz gehabt haben, dieſelben alleſammt ſollen ſie hinführo, ſolche ſeyn gleich bishero in dero Händen verblieben, oder wieder reſtituiret worden, oder in kraft dieſer Transaction noch zu reſtituiren, im Beſitz behalten, bis die Religionsſtreitigkeiten durch beider Theile gütliche und gemeine Vergleichung möchten beigeleget werden; wobei man auf keinen Vorwand zu ſehen hat, ob man vorgeben wollte, ſie ſeyn vor oder nach dem Paſſauiſchen Vertrag und Religionsfrieden reformiret, und eingenommen worden, wie auch, daß ſie nicht von oder in der Augspurgiſchen Confeßionsverwandten Stände Landen gelegen, oder daß ſie eximiret, andern Ständen iure ſuffraganeatus, Diaconatus, oder in andere Wege verbunden wären. Denn das einige Fundament dieſer Transaction, Reſtitution, und künftiger Obſervanz iſt die den 1ſten Januarii des 1624 Jahres gehabte Poſſeßion: womit auch völlig für nichtig erkläret werden alle

alle Einwürfe, welche wegen des an etlichen Orten eingeführten Interimsexercitii, oder generalen, ſonderbaren Verträge, ſo vor oder nach geſchloſſen worden, entſtandener Streitigkeiten, oder entſchiedener Sachen, oder erlangter Decreten, Mandaten, Reſcripten, Paritorien, Reverſalien, Litispendenzien, oder andern Scheins und Vorwandes, er ſei beſchaffen, wie er wolle, möchten vorgebracht werden. Dannenhero, wenn von obgedachten Gütern allen, auch deren Zubehörungen und Nutzungen, den Augspurgiſchen Confeßionsverwandten Ständen etwas auf einige Weiſe oder Wege und Vorwand in oder auſſerhalb Gerichts, von beſagter Zeit an, entwendet oder entzogen werden, das ſoll ohne Verzug und Unterſcheid (und neben ſolchen inſonderheit alle und jede Klöſterſtiftungen und geiſtliche Güter, ſo der Herzog zu Würtenberg im Jahre 1624 im Poſſeß gehabt) mit ihren Zubehörungen, Renten und Verbeſſerungen, wo ſie auch gelegen, neben obhanden gebrachten Documenten wieder in den vorigen Stand geſetzet werden. Es ſollen auch die Augspurgiſche Confeßionsverwandte in erhaltener und wieder erlangter Poſſeßion inskünftige auf keine Weiſe weiter betrübt werden, ſondern von aller rechtlichen oder thätlichen Verfolgung zu ewigen Zeiten, bis daß die Religionsſtreitigkeiten aufgehoben werden möchten, ſicher ſeyn.

§. 15.

§. 15.

Gleichergeſtalt ſoll es auch mit den katholiſchen Ständen in Anſehung des Beſitzes 1624 gehalten werden.

Hingegen ſollen auch die Katholiſchen alle Klöſterſtiftungen, und mittelbare Collegia, welche ſie am erſten Januarii 1624 würklich im Beſitz gehabt, mit gleichem Recht und Weiſe beſitzen, wenn ſie auch gleich in der Augspurgiſchen Confeßion zugethanen Ständen, Gebieten und Landſchaften gelegen wären. Doch können dieſelben nicht in andere religieuſe Orden verwandelt werden, ſondern müſſen bei der Regel verbleiben, deren ſie bei ihrer Stiftung ſind gewidmet worden, es wäre denn ein ſolcher Orden gänzlich erloſchen. Denn auf ſolchen Fall ſoll dem katholiſchen Magiſtrat freiſtehen, aus einem andern in Deutſchland vor dem Religionsſtreit üblich geweſenen Orden neue Religieuſen einzuſetzen. In welchen Stiften aber Collegiatkirchen, Klöſtern, Hoſpitälern, ſo mittelbar, katholiſcher und augspurgiſcher Confeßionsverwandte zuſammen gelebt, daſelbſt ſollen ſie auch forthin insgeſammt in gleicher Zahl, welche am erſten Januarii Anno 1624 daſelbſt anzutreffen geweſen, verbleiben. Das öffentliche Religionsexercitium ſoll auch beſtändig verbleiben, welches in jedem Ort an obbemeldeten Tage und Jahre in Uebung geweſen, ohne einer und der andern Parthei Hinderung.

In was für mittelbaren Stiftern auch Anno 1624 am erſten Januarii die Römiſch-Kaiſerl. Majeſtät primarias preces exerciret, daſelbſt ſoll

ſoll ſie auch ſolche forthin exerciren, auf die Maas und Weiſe, als oben bei denen unmittelbaren Gütern erwähnet worden. Eben dieſes ſoll auch hier von den Päbſtlichen Monaten beobachtet werden, was oben von dieſen bei dem 5ten Aphoriſmo verordnet worden. Es ſollen auch die Erzbiſchöfe, und welchen ſonſten ein ſolches Recht gebühret, die beneficia menſium extraordinariorum austheilen. Da auch die Augspurgiſche Confeßionsverwandte in dergleichen mittelbaren geiſtlichen Gütern, ſo am beſagten Tag und Jahre von Katholiſchen wirklich, völlig, oder eines Theils beſeſſen worden, die Iura praeſentandi, viſitandi, inſpectionis, confirmandi, corrigendi, protectionis, aperturae hoſpitationis, ſervitiorum operarumque, gehabt, ingleichen Pfarrherren und Vorſteher daſelbſt unterhalten; ſo ſollen ihnen dieſe Gerechtigkeiten unverrükt beſtändig verbleiben. Wenn auch die Wahl nicht zu geſezter Zeit, und auf gehörige Weiſe geſchehen würde, ſo ſoll die Austheilung und Erſetzung derer erledigten Präbenden, mit einer Perſon, welche der Religion des Verſtorbenen zugethan iſt, wegen des auf ſie nunmehro zurükfallenden Rechtes, eben ihnen zugehören; jedoch mit der Bedingung, daß hierdurch in dergleichen geiſtlichen Mediatgütern denen Satzungen der kathol. Religion kein Nachtheil möchte zugezogen werden, und die der geiſtlichen kathol. Obrigkeit vermöge der Einſetzung des Ordens über die Ordensleute zuſtändige Rechte unverlezt und unbeſchädigt verbleiben. Eben denſelben ſoll auch auf den Fall, daß die Wahl und Erſetzung derer Präbenden nicht zu gebührender Zeit geſchehen würden, ihr Ius devolutum unverlezt verbleiben. So viel die Reichs-

Pfand-

pfandſchaften betrift, nachdem in der Kaiſerlichen Capitulation verſehen, daß ein erwählter Römiſcher Kaiſer denen Kurfürſten, Fürſten und übrigen unmittelbaren Ständen des heiligen Römiſchen Reichs dergleichen Pfandſchaften confirmiren, und ſie bei derſelben ſichern und geruhigen Poſſeßion beſchützen, und handhaben ſollte: ſo iſt verglichen worden, daß dieſe Verordnung, bis mit Einwilligung derer Kurfürſten, Fürſten und Stände, ein anderer Schluß erfolge, ſo lange für genehm gehalten werde, und alſo die Städte Lindau und Weiſſenburg im Nordgau, denen man die Reichspfandſchaften, nachdem ihnen zuvor das Capital wieder ausgezahlet worden, genommen hatte, alſobald und zwar völlig in vorigen Stand zu ſetzen wären.

§. 16.

Wie es mit Wiedereinlöſung der verpfändeten geiſtlichen Güter zu halten.

Was aber für Güter die Stände des heil. Röm. Reichs einander, vermöge Pfandrechts, vor Menſchen Gedenken verſezt haben, in denſelben ſoll die Wiedereinlöſung anderer Geſtalt nicht Statt finden, es wären denn der Beſitzer Exceptiones und Merita cauſarum genugſam erwogen. Da nun ſolche Güter unter jetzigem währendem Kriege entweder ohne vorhergehende rechtliche Erkenntniß der Sachen, oder ohne Bezahlung des Capitals, von jemand wären eingenommen worden, und ſo das Urtheil die Wiederablöſung verſtattet, und daſſelbe Rechtskräftig worden, und nach Erlegung des Geldes die Reſtitution erfolget wäre: ſo ſoll dem

dem Domino directo frei ſtehen, in dieſen verpfändeten an ihn wieder kommenden Landſchaften ſeiner Religion Exercitium öffentlich einzuführen; die Einwohner und Unterthanen aber nicht gehalten ſeyn, abzuziehen, oder ihre Religion, ſo ſie unter dem vorigen Beſitzer derſelben verpfändeten Lande gehabt, zu verlaſſen; wegen des öffentlichen Religionsexercitii aber ſoll zwiſchen ihnen und dem directo Domino, ſo die Güter wiederum einlöſet, ein Vergleich getroffen werden.

§. 17.

Evangeliſche Unterthanen katholiſcher Fürſten ſollen ihre freie Religionsübung behalten, wenn ſie dieſe 1624 gehabt.

Dieſem aber ohngeachtet ſollen der katholiſchen Stände Landſaſſen, Lehnleute und Unterthanen, wes Standes ſie ſeyn, welche entweder das öffentliche oder Privat-Exercitium der Augspurgiſchen Confeßion im Jahr 1624, zu was für einer Zeit des Jahres es auch geweſen, entweder vermöge gewiſſen Vertrages oder Privilegii, oder langen Herkommens, oder aus bloſſer Obſervanz erwähnten Jahres gehabt, ſolches auch hinführo ſamt allem Anhang im Gebrauch behalten, in ſo weit ſie daſſelbe im gedachten Jahre geübet, oder, daß es von ihnen in ſo weit ausgeübet worden, beweiſen können: allermaſſen für dieſes Exercitii Anhänge gehalten werden die Einſetzung der Conſiſtorien, das Kirchen- und Schulen-Miniſterium, das Ius Patronatus und andere dergleichen Rechte;

te; und ſollen nicht weniger in Beſitz bleiben aller zu beſagter Zeit in ihrer Gewalt gehabten Kirchenſtiftungen, Klöſtern, Hoſpitälern, ſammt allen Zugehörungen, Einkünften und Zuſätzen. Und dieſe Dinge insgeſammt ſollen allezeit und allenthalben beobachtet werden, ſo lange, bis wegen der chriſtlichen Religion entweder durchgehends, oder unter den unmittelbaren Ständen und deren Unterthanen, mit einhelligem Conſens ein anders wäre verglichen worden, damit keiner von dem andern auf einige Weiſe oder Wege turbiret werde.

§. 18.

Die Reformirten ſollen in Anſehung der Religion mit in dieſen Frieden eingeſchloſſen ſeyn.

Es iſt auch von der Röm. Kaiſerl. Majeſtät und ſämmtlichen Reichsſtänden einmüthiglich beliebet worden, daß alle Rechte oder Wohlthaten, welche ſowohl alle andere Reichsconſtitutionen, als der Religionsfriede und dieſer gemeine Vertrag, und in ſolchen die Hinlegung der Gravaminum, den andern Katholiſchen und der Augspurgiſchen Confeßionsverwandten Ständen und Unterthanen zueignen, auch denenjenigen, welche die Reformirten genennet werden, zuſtehen ſollen: jedoch ſollen denen Ständen, ſo man Proteſtirende nennet, ſowohl ihre unter ſich, als mit ihren Unterthanen getroffene Vergleiche, Privilegia, Reverſe und Anordnungen, welche wegen der Religion, derſelben Exercitio, und dem, was davon dependiret, eines jeden Ortes Ständen und Unterthanen zum Beſten bisher gemacht worden, wie

auch eines jeden Gewiſſensfreiheit unverlezt verbleiben. Weil aber die Religionsſtreitigkeiten, welche unter jezt gedachten Proteſtirenden im Schwange gehen, bis daher nicht beigelegt, ſondern auf fernern Vergleich vorbehalten worden, und alſo die proteſtirenden zwei Theile ausmachen: ſo haben beide wegen des Rechts zu reformiren, dieſen Vergleich getroffen, daß, wenn ein Fürſt, oder ein anderer Landesherr, oder ein Kirchenpatron, inskünftige zu des andern Theils Religion treten, oder ein Fürſtenthum, oder Landſchaft, da der andere Theil vor jetzo ſein öffentliches Religionsexercitium hat, entweder iure ſucceſſionis, oder kraft gegenwärtiger Friedenshandlung, oder unter ſonſt einen andern Titul überkommen, oder wieder erlangen würde, ſie zwar ſelbſten ihrer Confeßion Hofprediger, ohne der Unterthanen Beſchwerung und Nachtheil, bei ſich und in ihrer Reſidenz haben mögen. Aber hingegen ſoll nicht zugelaſſen ſeyn, daß das öffentliche Religionsexercitium, die Kirchengeſetze, oder Conſtitutionen, welche bisher daſelbſt recipiret worden, zu ändern, oder die Kirchen, Schulen, Hoſpitäler, oder dahin gehörige Einkünfte, Penſiones und Stipendia den vorigen zu entziehen, und ihren Religionsverwandten zuzuwenden; wie auch unter dem Vorwande des iuris territorialis, Epiſcopalis, patronatus, oder ſonſt einem andern Prätexte, denen Unterthanen, Miniſtros einer andern Confeßion aufzudringen, und auf einige andere Weiſe, mittelbar oder unmittelbar die andere Religion zu hindern, oder etwas zu ihrem Nachtheile zu thun. Und damit dieſer Vergleich deſto feſter gehalten werde, ſo ſoll im Fall einer ſolchen Veränderung, denen Gemein-

den

den ſelbſten tüchtige Schul- und Kirchendiener zu präſentiren, denen aber, welche das ius praeſentandi nicht haben, ſolche zu denominiren vergönnet ſeyn; dieſe Kirchen- und Schuldiener aber ſollen von des Orts öffentlichem Conſiſtorio und Miniſterio, ſo ſie mit den präſentirenden oder denominirenden Gemeinden einerlei Religion ſind, oder in Ermanglung deſſen, an dem Ort, welchen die Gemeinden ſelbſt erwählen werden, examiniret, ordiniret, und hernach von dem Fürſten oder Landesherrn ohne Verweigerung confirmiret werden.

§. 19.

Wie es im Fall einer Aenderung in der Religion zu halten.

Da aber eine Gemeinde bei ſich ereignendem Falle einer Veränderung, ihres Herrn Religion annehmen und begehren würde, auf ihre Koſten das Exercitium, welchem der Fürſt oder Herr zugethan, zu halten: ſo ſoll ihm freiſtehen, ihr jedoch ohne der übrigen Nachtheil, ſolches zu erlauben, und dieſe Freiheit von deſſen Nachfolgern nicht wieder genommen werden. Aber die Conſiſtorialen, Kirchenviſitatoren, Profeſſoren in Schulen und auf Univerſitäten, in der Theologie und Philoſophie, ſollen nur der Religion zugethan ſeyn, welche zu dieſer Zeit an jedem Ort ihr öffentliches Exercitium hat. Gleichwie aber oben erwehntes alles von künftigen Aenderungen zu verſtehen iſt, als ſoll es den Rechten derer Fürſten von Anhalt und anderer Herren, welche ihnen zuſtändig, nicht nachtheilig fallen. Es ſoll aber auſſer obbenannten Religionen keine andere im heiligen Römiſchen Reiche angenommen oder geduldet werden.

Der Pabſt fochte dieſen Frieden ſehr an, und ſuchte alles zu thun, um ihn rükgängig zu machen; es erſchienen ſehr viele Schriften dagegen, — man ſchien zu bedauren, daß den Proteſtanten ſo viel sei eingeräumt worden — kurz, man wollte den Frieden wieder umſtoſſen. Schweden erklärte alſo, es würde nicht eher den deutſchen Boden verlaſſen, bis der Friede vollzogen worden ſei. Es wurde alſo 1650 zu Nürnberg der Friedens-Exekutions-Hauptreceß zu Stande gebracht, und unterzeichnet.

c) Unruhen der Römiſch-Katholiſchen in England zur Unterdrükung der Proteſtanten.

In England war es die größte Angelegenheit der Katholiken, die neu eingeführte Religion zu unterdrüken, und den römiſch-katholiſchen Glauben wieder herzuſtellen. Dazu wählten ſie die gewaltigſten Mittel, und vergaßen Gewiſſen, Selbſterhaltung, Pflichten, die ſie den Ihrigen, dem Staate, und überhaupt dem allgemeinen Beſten ſchuldig waren. Die in den Jahrbüchern der Geſchichte bekannte Pulververſchwörung war eines derſelben, das nur eine verborgene Hand der Vorſehung entkräften konnte.

Die Pulververſchwörung im Jahre 1604.

Die Römiſch-Katholiſchen hatten, als Jakob zur Krone gelangte, von ihm groſſe Gnadenbezeugungen erwartet, weil er von der Königinn Maria abſtammte, die für ihre Sache ihr Leben aufopferte, und weil er in ſeiner Jugend einige Liebe gegen ſie geäuſſert hatte. Er ſoll ſich ſogar in ausdrükliche Verbindung eingelaſſen haben, dieſe Religion zu dulden, ſo bald er den Thron von

England beſteigen würde; es mag nun ihre Leichtgläubigkeit einige günſtige Ausdrüke des Königs ſo erklärt, oder er mag dieſen Kunſtgriff gebraucht haben, um ſie bei ſeinem Anſpruche auf ſeine Seite zu ziehen. Sie entdekten bald, daß ſie ſich betrogen hatten, und waren zugleich erſtaunt und aufgebracht, als ſie ſahen, daß Jakob bei allen Gelegenheiten ſeine Abſicht bliken ließ, die Geſetze, die gegen ſie gegeben waren, genau auszuüben, und bei allen Maaßregeln der Eliſabeth pünktlich zu bleiben.

Catesby, ein Mann von guten Naturgaben, und einer alten Familie, dachte zuerſt daran, ſich auf eine auſſerordentliche Weiſe zu rächen, und eröfnete ſeine Meynung dem Piercy, der von einem berühmten Hauſe aus Northumberland abſtammte. Als Piercy in einer Unterredung von dem berühmten Zuſtande der Katholiken voll Zorn ausbrach, und von einer Ermordung des Königs redete, ergriff Catesby die Gelegenheit, ihm einen edlen und groſſen Entwurf der Verrätherei zu entdeken, welche nicht nur eine gewiſſe Vollziehung der Rache enthielt, ſondern auch Hofnung machte, die katholiſche Religion in England wieder einzuführen. Vergebens„ ſagte er „wollt ihr dem Leben des Königs ein Ende machen; er hat Kinder, die ihm auf dem Thron und in den Maaßregeln der Regierung folgen werden. Vergebens wollt ihr die ganze königliche Familie vertilgen; der Adel, der Bürger, das Parlament, ſind alle von derſelben Ketzerei angeſtekt, und können einen andern Prinzen und eine andere Familie auf den Thron ſetzen, die auſſer ihrem Haß gegen unſere Religion, auch durch den tragiſchen Tod ihrer

Vor-

Vorfahren zur Rache erwekt werden wird. Um etwas Nüzliches auszuführen, müſſen wir den König, die königliche Famlie, die Lords, die Gemeinen auf einmal hinrichten, und alle unſere Feinde in einem gemeinſchaftlichen Ruin begraben. Zum Glük ſind ſie alle an dem erſten Tage aller Seßionen verſammelt, und bieten uns eine Gelegenheit zu einer rühmlichen und nüzlichen Rache dar. Groſſe Zurüſtungen werden nicht nöthig ſeyn. Wenige von uns können mit vereinigten Kräften eine Mine unter dem Saal graben, wo ſie ſich verſammeln, den rechten Augenblik wählen, wenn der König beide Häuſer anredet, und den Untergang dieſer offenbaren Feinde aller Gottesfurcht und Religion gewiß machen. Unterdeſſen werden wir ſicher und ohne Verdacht von ferne ſtehen, und frohloken, daß wir die Werkzeuge des göttlichen Zorns ſind, und mit Vergnügen dieſe unheilige Mauern, worinn die Befehle gemacht wurden, die unſere Kirche in die Acht erklären, und ihre Kinder tödten, in tauſend Stüken zerſpringen ſehen; indem ihre gottloſen Einwohner, die vielleicht gegen uns neue Verfolgungen ausſinnen, aus der Flamme dieſer Welt in die Flamme der Hölle verſinken, um daſelbſt auf ewig die Quaalen zu leiden, die ihre Sünden verdienet haben.

Pierci wurde von dem Entwurfe des Catesby ganz eingenommen, und ſie beſchloſſen, die Sache noch einigen andern zu entdeken, unter andern dem Thomas Winter, den ſie nach Flandern ſchikten, um den Fawkes, einen Offizier,

der in ſpaniſchen Dienſten ſtand, und deſſen Eifer und Muth ſie alle genau kannten, aufzuſuchen. So oft ſie einen neuen Mitverſchwornen anwarben, bedienten ſie ſich immer, um ihn zur Geheimhaltung zu verbinden, des Eides und des Sakraments, des heiligſten Gebrauchs ihrer Religion. Und es iſt merkwürdig, daß kein einziger von dieſen frommen Abergläubiſchen, über den entworfenen grauſamen Mord aller ſolcher Perſonen, die in der Nation groß und ehrbar waren, den geringſten Gewiſſenszweifel empfand. Einige ſtieſſen ſich nur daran, wenn ſie bedachten, daß nothwendig viele Katholiken gegenwärtig ſeyn müßten, als Zuſchauer, als Begleiter des Königs, als andere, die einen Siz im Hauſe der Pairs hätten. Aber Tosmand, ein Jeſuit und Garnet, der erſte dieſes Ordens in England, räumten dieſe ſchwachen Zweifel aus dem Wege, und ſtellten ihnen vor, der Nutzen der Religion erfordere es, daß dieſe Unſchuldigen hier mit den Schuldigen aufgeopfert würden.

Dies alles ging im Jahre 1604 im Frühling und Sommer vor, wo auch die Verſchwornen im Namen des Piercy ein Haus mietheten, welches an dasjenige ſtieß, worinn ſich das Parlament verſammlen ſollte. Gegen das Ende dieſes Jahres fingen ſie an, ihren Plan auszuführen. Um deſto weniger geſtört zu werden, und den Nachbaren weniger Verdacht zu erweken, brachten ſie viele Lebensmittel mit, und fuhren in ihrer Arbeit unverdroſſen fort. Unbeugſam bei ihrer Abſicht, durch gemeinſchaftliches Religionsintereſſe unter einander verſtärkt, achteten ſie ihr Leben für nichts, ſo bald ſie es mit dem Verdruß verglichen, den ſie bei ihrem mißlungnen Anſchlag haben würden. Mit Waffen eben ſo gut, als mit Arbeitsinſtrumenten

menten verſehen, waren ſie entſchloſſen zu ſterben, ſo bald ſie entdekt werden ſollten.

Sie glaubten, daß ſie bei aller ihrer Verrätherei dennoch Lieblinge des Himmels wären; als Feinde der Menſchen unterdrükten ſie alle Empfindungen des Mitleidens und der Menſchlichkeit, in dem fürchterlichen Wahn, ſie würden ſich durch ihre verruchte That ein erhabenes Verdienſt bei Gott erwerben. Ihre Hartnäkigkeit vermochte bei ihnen alles. Sie gruben durch die drei Ellen dike Mauer; — als ſie an die andre Seite kamen, hörten ſie ein ihnen unerklärbares Geräuſch. Bei genauerer Nachforſchung erfuhren ſie, daß es von dem Gewölbe unter dem Oberhauſe gekommen, daß daſelbſt ein Kohlenmagazin angelegt wäre, und daß, ſo bald dieſe Kohlen verkauft wären, das Gewölbe dem Meiſtbietenden verkauft werden ſollte. Augenbliklich ergriffen ſie dieſe Gelegenheit. Piercy miethete den Plaz, ſezte ſechs und dreißig Tonnen Pulver darinn, und bedekte ſie mit Reiſern, und Büſchen. Die Kellerthüren wurden offen gelaſſen; jeder konnte hineingehen, als wenn nichts gefährliches darinnen wäre.

Sie verlieſſen ſich auf den glüklichen Fortgang ihrer Angelegenheit, und erwarteten alles. Sie glaubten, der König, die Königinn und die Prinzeßinn von Wallis würden bei Eröfnung des Parlaments gegenwärtig ſeyn. Der Herzog konnte ſeines zu zarten Alters wegen dem Parlament nicht beiwohnen. Piercy ſollte ſich alſo ſeiner bemächtigen, oder ihn ermorden. Die Prinzeßinn Eliſabeth, die auch noch ein Kind war, hielte ſich in dem Hauſe des Lord Harrington zu

Warwikſhire auf. Der Ritter Everhard, Digby, Grant Rookwood, welche in die Verſchwörung mit gezogen waren, verſprachen unter dem Vorwande einer Jagdluſt, ihre Geſellſchafter zu entfernen, ſich der Prinzeßinn zu bemächtigen, und ſie auf der Stelle zur Königinn auszurufen. Sie waren in der Erbitterung gegen ihre Feinde ſo unvorſichtig, und von der Hofnung ſich zu rächen, ſo eingenommen, daß ſie an ihre eigene Sicherheit gar nicht dachten.

Der Tag, auf den ſie ſo ſehnlich gehoft hatten, war nun endlich heran gekommen. Das Parlament ſollte ſich verſammlen. Faſt anderthalb Jahre lang war das ſchrekliche Geheimniß verborgen geblieben, ohnerachtet mehr als zwanzig Perſonen darum wußten. Nichts in der Welt, weder die Stimme des Gewiſſens, noch des Mitleidens, nicht Furcht vor der Strafe, noch Hofnung einer Belohnung, konnte die Mitverſchwornen, oder nur einen derſelben bewegen, es zu entdeken. Die heilige Wuth hatte alle andere Bewegungsgründe in ihrer Bruſt erſtikt; bloß eine Unbehutſamkeit konnte die Nation noch retten.

Zehn Tage vorher, ehe das Parlament zuſammen kam, empfing der Lord Monteagle, ein Katholik und Sohn des Lord Morley folgenden ſehr bedenklichen Brief, den ein unbekannter ſeinem Bedienten überreichte: „Mylord, aus der Liebe, die ich gegen einige Ihrer Freunde habe, bin ich für Ihre Erhaltung beſorgt. Ich wollte Ihnen alſo rathen, wenn Ihnen Ihr Leben lieb iſt, eine Entſchuldigung zu erfinden, daß Sie nicht bei dieſem Parlament erſcheinen dürften. Denn Gott und Menſchen haben ſich vereinigt, die Bosheit dieſer

dieſer Zeit zu beſtrafen. Halten Sie dieſe Warnung für keine Kleinigkeit; ſondern begeben Sie ſich auf ihr Landgut, wo Sie den Ausgang in Sicherheit erwarten können. Denn obgleich kein Aufruhr vorhanden zu ſeyn ſcheinet; ſo ſage ich Ihnen doch, daß dieſes Parlament einen ſchreklichen Streich empfangen, und doch nicht ſehen wird, woher er komme. Dieſen Rath müſſen Sie nicht verachten, weil er Ihnen nüzen und nicht ſchaden kann. Denn die Gefahr wird ſo geſchwind ſeyn, als Sie dieſen Brief verbrennen. Und ich hoffe, Gott wird Ihnen Gnade geben, ihn wohl anzuwenden. Ich empfehle Sie deſſen heiligen Schutz.“

Monteagle wußte nicht, wie er ſich bei dieſem Briefe nehmen ſollte. Demohnerachtet er geneigt war, ihn für einen bloßen Verſuch zu halten, ihn in Schreken zu ſetzen, und ſeiner zu ſpotten; ſo übergab er ihn doch, um den ſicherſten Weg zu gehen, dem Staatsſekretär, dem Lord Salisbury. Dieſer machte zwar auch wenig daraus, übergab ihn aber doch dem Könige. Der König muthmaßete aus dem ernſthaften Stil des Briefes, daß etwas wichtiges und gefährliches darunter verborgen ſeyn müßte. Ein ſchreklicher Streich, und doch die Urheber verbergen; — eine Gefahr, die ſo plözlich kommen, und doch ſo groß ſeyn ſollte, alle dieſe Umſtände ſchienen eine Verrätherei mit Pulver anzudeuten.

Man beſchloß alſo, alle Gewölber unter den Parlamentshäuſern zu beſichtigen. Der Großkämmerer, Graf von Suffolk, übernahm dieſen Auftrag; ſezte aber die Ausrichtung deſſelben mit Fleiß bis auf den Tag vor der Zuſammenkunft des

Parlaments aus. Er bemerkte die großen Hauſen von Holz und Büſchen, die in dem Gewölbe unter dem Oberhauſe lagen. Fawkes ſtand in einem finſtern Winkel, und gab ſich für einen Bedienten des Piercy aus. Der Graf bemerkte in der Mine dieſes Menſchen eine gewiſſe Verwegenheit, die ſich in allen Zügen des Geſichts auf das ſichtbarſte ausdrükte. Eine ſo große Menge von feuerfangenden Sachen zum Gebrauch einer Perſon, die in der Stadt ſo eingezogen lebte, als Piercy, mußte natürlicherweiſe ſehr auffallen.

Man hielt alſo alle Umſtände zuſammen, und kam dahin überein, daß eine genauere Beſichtigung geſchehn ſollte. Der Friedensrichter Thomas Knevet ward alſo um Mitternacht mit ſeinem Gefolge dahin geſandt. Er fand vor der Thüre des Gewölbes den Fawkes, der eben alle ſeine Anſtalten fertig machte. Er bemächtigte ſich ſeiner augenbliklich. Er warf die Büſche auseinander, und fand das Pulver. Die Lunten, und alles, womit man Feuer anzündet, wurden in der Taſche des Fawkes gefunden, der über nichts mehr verdrießlich war, als daß er die Gelegenheit verſäumt hatte, das Pulver anzuzünden, und ſeinen Tod durch den Tod ſeiner Feinde zu verſüſſen, da er ſein Verbrechen an den Tag kommen und keine andre Zuflucht, als in der Verzweiflung ſahe.

Vor dem Rathe entdekte er eben dieſe unerſchrokene Standhaftigkeit, und bezeigte Verachtung und Verhöhnung deſſelben. Im Anfange weigerte er ſich einen ſeiner Mitverſchwornen zu nennen; als man ihn aber in den Tower ſezte, ihm die Folterbank zeigte, ſo verlohr er alle Herzhaf-

tigkeit,

tigkeit, die durch ſeine lange Anſtrengung ermüdet, und durch keine Hofnung aufgemuntert wurde; er bekannte alle ſeine Mitverſchwornen.

Catesby, Piercy und die andern Verbrecher in London waren entſchloſſen, bis auf das Ende bei ihrem Vorhaben zu bleiben, und gaben die Hofnung eines glüklichen Ausgangs nicht auf; als ſie aber hörten, daß Fawkes eingezogen ſei, flohen ſie ſchleunigſt nach Warwikshire, wo der Ritter Digby, in der Hofnung, ſeine Mitverſchwornen wären bereits glüklich geweſen, in Waffen war, um ſich der Prinzeßinn Eliſabeth zu bemächtigen — Sie war nach Coventry geflüchtet; und ſie ſahen ſich genöthigt, ſich gegen das ihrentwegen aufgebotne und zuſammengerufene Landvolk zu vertheidigen. Indeſſen waren ſie zu ſchwach, um ſich gegründete Hofnung machen zu können, daß ſie den Sieg davon tragen würden, — und zu eingeſchloſſen, um zu entkommen. Sie entſchloſſen ſich daher, zum Tode ſich zuzubereiten, und ihr Leben denen, die ſie eingeſchloſſen hätten, ſo theuer zu verkaufen, als es nur immer möglich wäre. Aber auch dieſer elende Troſt ward ihnen verſagt. Etwas von ihrem Pulver fing Feuer, und ſie wurden dadurch auſſer Stand geſezt, ſich lange zu vertheidigen. Das Volk warf ſich über ſie her; Piercy und Catesby wurden mit einem Schuß getödtet. Digby, Rookwood, Winter und andre wurden gefangen, verhört, bekannten ihr Verbrechen, und ſtarben mit Garnet durch die Hand des Nachrichters.

Die Verſchwornen hatten vor dieſer verruchten That immer ein ordentliches und anſtändiges Leben geführt, und nie ſich ſolcher Handlungen

ſchuldig gemacht, die ſie aus Verzweifelung dazu hätten bringen können. Catesby hatte ſich durch ſeinen Charakter allgemeine Hochachtung zugezogen; Digby wurde ſo hoch geſchäzt, als irgend jemand in England; — und die Königinn Eliſabeth hatte ihn mit ihrem beſondern Zutrauen beehrt. Bloß abergläubiſcher Eifer führte ſie zu einem Unternehmen, das ihnen ſo ſchädlich war, und dem ganzen Lande beinahe zum größten Nachtheil gereicht hätte.

Die Lords Mordaunt und Sturton, zwei Katholiken, wurden von der Sternkammer zu einer Geldſtrafe, jener zu 10000, und dieſer zu 4000 Pfund verurtheilet, weil ihre Abweſenheit von dem Parlamente gegen ſie den Verdacht erwekt hatte, daß ſie um die Verſchwörung wüßten. Der Graf von Northumberland mußte einige Jahre ins Gefängniß gehn, und 30000 Pfund erlegen, weil er den Piercy unter die Anzahl der in Sold ſtehenden Edelleute aufgenommen hatte, ohne die erforderlichen Eide von ihm zu fordern.—

Selbſt nach des Königs Geſtändniß konnte man nicht allen Katholiken die Schuld dieſer abſcheulichen That beimeſſen. „Viele heilige Leute, ſagt er in ſeiner Rede an das Parlament, „und „unter andern unſere Vorfahren ſind verführt „worden, ſich mit dieſer Kirche in den ſcholaſti„ſchen Grundſäzen zu vereinigen, die dennoch nie„mals ihre Grundſäze von der Gewalt des Pab„ſtes, Könige abzuſezen, oder Mordthaten heilig „zu machen, angenommen haben. Der Zorn des „Himmels iſt den Verbrechern angekündigt; aber „ein unſchuldiger Irrthum kann Gnade finden: „und nichts kann verhaßter ſeyn, als die Men-

„ſchen-

„ſchenfeindſchaft der Puritaner, welche auch die „unſchuldigſt en Proſelyten des Pabſtthums zu der „ewigen Quaal verdammen. Was ihn betráfe, „ſezte er hinzu, ſo wúrde keine Verſchwórung, ſo „grauſam ſie auch wáre, das geringſte in dem Pla„ne ſeiner Regierung ándern. Indem er mit der „einem Hand das Verbrechen ſtrafe, wolle er mit „der andern die Unſchuld immer ſchúzen.“

Die Groſsmuth des Kónigs kurz nach einer ſo gefáhrlichen Verrátherei, war ſeinen Unterthanen auf keine Weiſe angenehm. Ihr Zorn gegen das Pabſtthum war ſchon vor dieſer That ſehr groſs, und Jakob hátte klúger gehandelt, wenn er ſich etwas nach dem Charakter und der Denkungsart ſeiner Nation in dieſem Stúke gerichtet hátte.

Mit Feuer und Schwerdt konnten alſo die Rómiſchkatholiſchen nicht viel ausrichten; ſie wáhlten alſo feinere Kunſtgriffe und gelindere Anſchláge, wodurch ſie die Herzen der Proteſtanten zu gewinnen vermeinten. Ein Theil glaubte durch Unterredungen berúhmter Leute von beiden Seiten die ſtárkeren Feinde des rómiſchen Stuhls, wo nicht zu úberwinden, doch gewiſs zu beſiegen. — Ein andrer glaubte, man múſſe beiden Theilen den Frieden und die Eintracht empfehlen, und jene Streitigkeiten, welche ehemals fúr ſo erheblich angeſehn wurden, als minder wichtig und unnóthig erkláren; — noch andre ſtanden in der Meinung, man hátte vorher nicht die ſtarken Waffen gebraucht, mit denen man im Stande geweſen wáre, die Kezer ſchon lángſt zu vertilgen, man múſſe ſich alſo beſſer zum Kampfe rúſten.

Demohnerachtet fiel das Anſehn der rómiſchen

Kirche

Kirche immer tiefer. Richelieu und Boſſuet konnten mit aller ihrer Bemühung, die Reformirten in Frankreich in den Schoos der rechtgläubigen Kirche zurükzuführen, nichts ausrichten. Weder Streitunterredungen, noch gelindere Mittel zur Vereinigung beider Partheien konnten ſie beſiegen. Das Heer von eigentlichen Fechtern gegen die Proteſtanten war zwar anſehnlich genug; ſie ſuchten vielen Hinterhalt und Schlupfwinkel, in welche ſie ſich verbergen konnten, wenn ihnen der Streit auf freiem Felde nicht mehr behagte; ſie haben aber mit aller ihrer Kriegsliſt nichts anders bewirkt, als daß die gegenſeitige Erbitterung immer größer wurde.

An verſchiedenen Vornehmen und Großen *) machten zwar die Römiſchkatholiſchen Eroberungen, aber kein Volk und kein Land konnten ſie bereden, daß es dieſen Beiſpielen gefolgt wäre.

Verfall der römiſchen Päbſte.

Daß die Gewalt der Päbſte in dieſem Jahrhundert ſehr gefallen ſei, habe ich ſchon oben bei der kurzen Erzählung ihrer Lebensgeſchichte erwähnt. Sie hatten zwar noch ihren alten Namen und Titel; er verlohr aber von Tage zu Tage immer mehr von ſeiner Kraft. Die Franzoſen demüthigten ſeine übermäßige Macht am erſten, und der Saz, den ſie im Anfang allein vertheidigten: „die ganze Gewalt des Pabſtes ſchränke ſich blos auf „Reli-

*) Unter den Beherrſchern ganzer Länder traten folgende zur katholiſchen Lehre wieder über: — Chriſtina, Königinn von Schweden, Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf beim Rhein, Chriſtian Wilhelm, Marggraf von Brandenburg, Ernſt, Landgraf von Heſſen, Johann Friderich, Herzog von Braunſchweig, Friderich Auguſt, König von Pohlen.

„Religionsſachen ein, und könne ſich keinesweges „auf weltliche Angelegenheiten und auf die Güter, „Geſchäfte und Perſonen der Unterthanen, erſtreken“ — dieſer Saz, ſage ich, ward immer allgemeiner. Die Venetianer widerſezten ſich 1696 dem Pabſte, Paul dem Fünften. Die Portugieſen lieſſen ſich von Klemens IX. ihre Rechte nicht ſchmälern.

Ludwig der Vierzehnte führte mit den Päbſten heftige Streitigkeiten. Mit Alexander dem Siebenten, deſſen Leibwache, die Corſen ſich im Jahre 1662 unterſtunden, an des Königs Geſandten, dem Marquis von Crequi und ſeiner Gemahlinn ſich zu vergreiſen, wollte er ſchon Krieg anfangen, ſchenkte ihm aber auf ſein flehentliches Bitten im Jahre 1664 zu Piſa den Frieden, doch unter der Bedingung, daß er ſeinen Nepoten nach Paris ſchiken, daſelbſt Abbitte thun laſſen, die Corſen für infam erklären, und an einer auf dem farneſiſchen Markt zu Rom errichteten Säule, die Frevelthat ſowohl, als die darauf geſezte Strafe den Nachkommen anzeigen mußte. Mit Innocenz dem Eilften war der Streit Ludwigs des Vierzehnten wichtiger. Nach dem ſogenannten Recht der Regalen durfte der König von Frankreich nach dem Tode der Biſchöfe ihre Einkünfte einſammeln, und ſo lange genieſſen, bis ein neuer Biſchof in des Verſtorbenen Stelle tritt. Ludwig wollte alle Kirchen ſeines Reiches dieſem Rechte unterwerfen. Der Pabſt ſezte ſich, wie man leicht denken kann, mit allen Kräften dagegen; aber Ludwig drang durch. Er berief im Jahre 1682 jene berühmte Verſammlung ſeiner Biſchöfe nach Paris, in welcher die alten Grundſäze der Franzoſen von der unter die Kirchenverſammlungen erniedrigten Gewalt des heiligen Vaters von neuem

neuem beſtätigt, und in folgende vier Sätze feier=lich zuſammen geſezt wurden.

1) Weder der heilige Peter, noch ſeine Nachfolger, haben von Gott einige Macht oder Gewalt bekommen, ſich in dasjenige, was die zeitlichen Angelegenheiten der Fürſten und unabhängigen Staaten betrift, auf irgend eine Weiſe, es ſei mittelbar oder unmittelbar, zu miſchen, und ſie zu ſtören. Fürſten und Könige können durch Macht und Gewalt der Kirche nicht abgeſezt, auch ihre Unterthanen durch keine Macht der Kirche, und durch keine Bullen des Pabſtes zu Rom von der heiligen Verbindlichkeit der Treue, und Huldigung (gegen ihren Landesherrn) freigeſprochen werden.

2) Die Gallicaniſche Kirche billiget, beſtätiget und nimmt an die Schlüſſe der Kirchenverſammlung zu Koſtniz, in welchen behauptet wird, die Authorität allgemeiner Kirchenverſammlungen gehe in geiſtlichen Dingen über den Pabſt.

3) Die Regeln, Gebräuche, eingeführte Anordnungen und Herkommen, welche in der gallicaniſchen Kirche üblich ſind, ſollen unverbrüchlich beibehalten werden.

4) Des Pabſtes Entſcheidungen (Sprüche) in Glaubensſachen ſind nicht untrüglich;

trüglich; es ſei denn, daß ſie die Beiſtimmung der Kirche haben.

Der Pabſt trozte dem Könige, ſo lange er lebte; unter andern beraubte er alle Geſandte, alſo auch den franzöſiſchen zu Rom des Rechts der Freiſtadt, nach welchem ſich Verbrecher und Miſſethäter in dem Pallaſt, und eine beträchtliche umherliegende Gegend begaben, und daſelbſt Sicherheit vor dem weltlichen Arm der Obrigkeit haben, und erhalten konnten. **Ludwig der Vierzehnte** ſträubte ſich zwar dagegen aus allen Kräften, konnte aber, ſo lange Innocenz lebte, nichts ausrichten. Nach ſeinem Ableben gaben die Päbſte nach; — das Recht der Freiſtadt wurde mit Erlaubniß des Königs abgeſchafft, das **Recht der Regale** gemäßigt, keinesweges aber aufgehoben.

d) Geiſtlichkeit in der römiſchen Kirche. — Orden. Berühmte Gelehrten unter den Katholiken. Streitigkeiten.

Katholiſche Schriftſteller ſelbſt geſtehen, daß die Mißbräuche, die ſich ſeit langer Zeit bei den Lehrern vom erſtern Range und auch einigen von geringerer Würde eingeſchlichen hatten, eher vermehrt als vermindert worden. Die Biſchöfe haben ihren Gönnern, ihrem Gelde, ihrem Geſchlechte, ihrer Verwandtſchaft, oft auch ihren Laſtern, niemals aber ihrer Gottſeligkeit und ihren Verdienſten ihre Aemter zu verdanken. Die meiſten bringen ihr Leben nicht anders zu, als wenn ſie mit ſchwerem Gelde dazu wären gedungen worden, dem Volke Beiſpiele von ſolchen Laſtern zu geben, die alle Völker verdammen. Wenn ſich auch einige bemühen, den Unmäßigkeiten ſowohl, als den Gottlo-

Gottloſigkeiten zu ſteuern, ſo müſſen ſie entweder dem Haſſe und der Feindſchaft der übrigen unterliegen, oder man ſezt ſie wenigſtens zurük, und hindert ſie, etwas Groſſes und Lobenswürdiges auszurichten. Faſt eben das Schikſal haben diejenigen, die unter den Lehrern von niedrigem Range die Wahrheit und Gottſeligkeit, ſo viel nun in ihren Kräften ſteht, befördern; und ihrer giebt es nun ſehr wenige, wenn man ſie mit denen vergleicht, welche die Wolluſt, der Ehrgeiz und die Bereicherungsbegierde ſehr erniedrigt.

Man kann gern einigen Päbſten dieſes Jahrhunderts das Lob nicht abſprechen, daß ſie ſich bemühet haben, die Sitten der Geiſtlichen durch Geſetze zu verbeſſern, aber da die Fehler in der Verfaſſung ſelbſt lagen, ſo richteten ſie wenig aus. An verſchiedenen Orten leben die Mönche viel anſtändiger und vorſichtiger als vormals, allein nach den Regeln ihrer Orden richten ſie ſich doch nun ſehr wenig. Im Anfange dieſes Jahrhunderts hatten noch alle Klöſter eine traurige Geſtalt. Indeſſen nachher bemüheten ſich einige geſchikte und rechtſchaffne Männer, zuerſt in Frankreich unter den Benediktinern, hernach auch in andern Ländern einige Klöſter zu reformiren. Andere Orden folgten ihrem Beiſpiele, als die Orden von Clugni, die Ciſtercienſer, die regulirten Chorherren, die Dominikaner und Franciskaner. Jezt werden daher die Mönchsorden der römiſchen Kirche in zwei Arten eingetheilt: in reformirte, die nach Abſchaffung einer ungezähmten Freiheit, ein ehrbares und den Geſetzen ihres Ordens gemäßeres Leben führen, und in nichtreformirte, welche die Vorſchriften ihrer Stifter hintanſetzen, und lieber gemächlich und luſtig, als ſtreng und ihren Ordensregeln gemäß leben wollen.

Die

Die Klöſter hatten im Anfange dieſes Jahr-hunderts noch eine ſehr traurige Geſtalt, wie wir ſchon geſagt haben. Unterdeſſen übertrafen doch die ſogenannten Reformirten die Nicht-Reformirten ſo ſehr, daß dieſe gar bald anfiengen, neidiſch zu werden, und allerlei Läſterungen gegen jene auszuſtoſſen. Reformirte Klöſter.

Unter den reformirten Mönchsgeſellſchaften übertrafen einige Benediktinergeſellſchaften die übrigen theils durch die Schönheit und Nuzbarkeit ihrer Anſtalten, theils durch die Standhaftigkeit in Beobachtung der angenommenen Geſetze. Die berühmteſte unter ihnen iſt die Geſellſchaft von St. Maurus in Frankreich, welche im Jahre 1620 unter dem Gregorius XV. entſtanden, und 1627 von Urban VIII. mit verſchiedenen Beneficien und Rechten verſehen worden. Das Vornehmſte und Nuzbareſte davon beſteht darinn, daß ſie eine gewiſſe Anzahl vortreflicher Genies der Theologie und anderer Wiſſenſchaften, ſonderlich der Geſchichte und den Alterthümern widmet, und mit allen den Bequemlichkeiten reichlich verſieht, deren ſie zur nuzbaren Führung des ihnen aufgetragenen Amtes bedürfen.

Von den neuen Mönchsorden, die auch in dieſem Jahrhunderte entſtanden ſind, wollen wir nur einige der berühmteſten anführen. Der Orden der Väter des Oratorii Jeſu in Frankreich, der vom Peter Berulle, einem Manne, der dem Staate ſowohl als der Religion, dem Hofe und der Kirche mit gleichen Kräften diente, und zulezt Kardinal war, im Jahre 1613 geſtiftet wurde, iſt einer der berühmteſten. Er ſezte dieſen Orden den Jeſuiten entgegen. Weil aber die Je-

ſuiten bald merkten, daß dieſer neue Orden zur Untergrabung des ihrigen vieles beitragen würde, ſo brachten ſie ihn bald in den Verdacht, daß er neue Meynungen hegte.

Die Geiſtlichen, die in dieſe Geſellſchaften treten, entſagen nicht dem Gebrauch ihrer Güter, aber ſie laſſen alle Hofnung zu geiſtlichen Aemtern, mit welchen gewiſſe Einkünfte und Würden verknüpft ſind, zu gelangen, ſo lange ſie Glieder der Geſellſchaft ſind, gänzlich fahren. Indeſſen haben ſie den Auftrag, ſich allen Amtspflichten der Prieſter treulich zu unterziehen, und für dies einzige ſonderlich zu ſorgen, daß ſie ſich ſelbſt und andere von Tage zu Tage geſchikter und vollkommener machen, dieſelben mit Nutzen zu verwalten. In den neuen Zeiten haben ſie auch die Unterſuchung in den ſchönen Wiſſenſchaften und in der Theologie über ſich genommen.

Die Prieſter der Mißionen, die den Vincentius von Paula zu ihren Stifter haben, gehören auch hieher. Sie erhielten im Jahre 1632 vom Urban VIII. die Geſtalt einer ordentlichen und rechtmäßigen Geſellſchaft. Nach dem Willen ihres Stifters müſſen ſie auf dreierlei ſehen: einmal, daß ſie ſich ſelbſt durch Gebeth, Betrachtungen, Leſen und andere Dinge von Tage zu Tage noch mehr beſſern und reinigen; hiernächſt, daß ſie die Mißionen an die Landleute jährlich acht Monate hindurch übernehmen, und das Landvolk in den erſten Gründen der chriſtlichen Religion unterrichten, und zu einem Eifer in der Gottſeligkeit antreiben; und endlich, daß ſie die Pflanzſchulen, in welchen die dem Predigtamte gewidmete Jünglinge erzogen werden, regieren, und die Kandidaten des Predigtamts unterrichten.

Des Raths und des Schutzes der Prieſter der Mißionen, bedienen ſich die Jungfern der Liebe, deren Pflicht es iſt, den krankliegenden Armen zu dienen. Dieſe aber kommen von der vornehmen Jungfer Louiſe le Gras her, und haben im Jahre 1660 von Clemens IX. ihre Beſtätigung erhalten.

Die Brüder und Schweſtern der frommen und chriſtlichen Schulen hat Nicol. Barre im Jahre 1678 geſtiftet. Heutiges Tages werden ſie insgemein Piariſten genannt. Ihr Orden hat vorzüglich die Unterweiſung der armen Knaben und Töchter zum Gegenſtand. Nonnen.

Der Orden der Jeſuiten hat auf dem beſten Grunde geſtanden; indem kein einziger Orden ſo hart als dieſer angegriffen worden, und ſich doch immer gehalten hat. Die innere Einrichtung hatte an der Dauer deſſelben nicht ſo viel Antheil, als die Klugheit, mit welcher ſie ihre Glieder wählte. Die Franzoſen, die Niederländer, die Pohlen, die Italiäner haben ihn um die Wette angefallen, und was nur von Schandthaten und für die Ruhe und Wohlfahrt des Menſchen ſowohl, als dem Staate höchſt verderblichen Irrthümern, erdacht werden kann, das haben ſie ihm entweder öffentlich oder insgeheim vorgeworfen. Die Janſeniſten haben ihn in unzählichen Schriften ſowohl durch Satyren, als auch durch Zeugniſſe und Urkunden in den übelſten Ruf gebracht, und dem Haſſe und Spott der ganzen Chriſtenheit ausgeſezt. Allein man muß geſtehen, dieſe Leute haben durch ihre Verſchreyungen dem Orden, den ſie unterdrüken wollten, mehr erhoben, als geſchadet. Sie ſind die vornehmſten Stüzen der katholiſchen Kirche geworden. Jeſuiten.

Die ernſthaften Wiſſenſchaften bekamen eine andere Methode, und das nicht aus der Schule, ſondern vielmehr vom Hof her. Die Schulen ſind überhaupt niemals der Siz wahrer Gelehrſamkeit, wohl aber wahrer Pedanterei, wie ſie es noch ſind, geweſen. Die Franzoſen ſchüttelten zuerſt die Feſſeln ab. Ludwigs XIV. Mildthätigkeit gegen die Wiſſenſchaften und ihre Verehrer, verwandelte die Barbarei der Schule in einen artigen und reizenden Kleide. Den Franzoſen ſind es die übrigen europäiſchen Nationen allein ſchuldig, daß ſie nun gelernt haben, daß ſie denken können.

Nur in der Philoſophie wollte man nicht fort. Man berief ſich auf den Ariſtoteles, ohne ihn zu verſtehen. Und ſelbſt der römiſche Hof, dem alles, was neu iſt, in Furcht ſezt, konnte ſich nicht entſchlieſſen, daß die neue Erfindungen der Philoſphen bekannt gemacht und vorgetragen würden Gallilänus mußte Coperniks Weltbau büßen.

Jedoch waren auch die Franzoſen in dieſer Art von Wiſſenſchaften die erſten, die ſich über das Vorurtheil weggeſezt haben. In England hatte man zwar ſchon den weiſen Bako, aber ſeine Schriften wurden wenig bekannt, und erſt hundert Jahre nach ſeinem Tod hat man ihn geſchäzt und kennen gelernt. Allein in Frankreich hatte die Philoſophie einen beſſern Fortgang. Einige Jeſuiten, beſonders aber viele von den Schülern des Janſenius, fingen an die Philoſophie des Des Cartes und Gaſſendi vorzutragen.

Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts folgten die Italiäner und auch einige D.utſche dem Beiſpiele

ſpiele der Franzoſen; anfänglich zwar furchtſam, hernach aber muthiger, als die Päbſte in ihrem, gegen die neuern Gedanken der Phyſiker, Mathematiker und Metaphyſiker gefaßten Unwillen, nachzulaſſen ſchienen.

Berühmte Gelehrte unter den Katholiken

Die Jeſuiten hielten ſich den größeſten Theil dieſes Jahrhunderts hindurch in dem Ruf der gelehrteſten und vernünftigſten Mönche, und das mit Recht. So lange die Wiſſenſchaften seyn werden, ſo werden mit ihnen in ihren Verdienſten leben Dion Petav, Jac. Sirmond, Peter Poſſin, Tournemine Harduin ꝛc. Allein dieſer Ruhm des Jeſuiterordens iſt im Fortgange des Jahrhunderts von den Benediktinern, ſonderlich von der Geſellſchaft von St. Maur, ſehr verdunkelt worden. Die Jeſuiten hatten dieſe ſchon lange ihrer Faulheit und Trägheit wegen zum Beſten. Endlich aber, da die Satyre bei ihnen verfieng, legten ſie ſich mit einemmal auf die Wiſſenſchaften, weil ſie glaubten, ihren Feinden, den Jeſuiten, dadurch die Satyre am erſten abnehmen, und wo möglich, ſie auf ſie ſelbſt anwenden zu können. Sie eröfneten nicht nur Schulen, in welchen junge Leute in allen Arten der Gelehrſamkeit unterrichtet würden, ſondern ſie trugen auch den beſten Köpfen auf, durch große und dem Untergange nicht leicht unterworfene Werke, den alten Glanz und Ruhm des Benediktinerordens gegen die Verläumder zu vertheidigen. Man ſah unter ihnen den Mabillon, den Montfaucon, und andere, unter welchen einige die vortreflichſten Ausgaben der alten griechiſchen ſowohl, als lateiniſchen Kirchenlehrer, ans Licht treten lieſſen; andere, die zur Erläuterung der Geſchichte und Alterthümer gehörige Urkunden und alte Handſchriften

ten aus den verborgenſten Winkeln der Bibliotheken hervorgeſucht; andere, die die alten Begebenheiten in der Kirche und dem Staat, die Sitten und Gebräuche der alten Zeiten, und andere Theile der ſchönen Wiſſenſchaften erklärt; noch andere aber andere eines unſterblichen Andenkens würdige Dinge ausgeführt haben. Die Jeſuiten fingen nun an ihren alten Ruhm zu verlieren.

Die Schule des Janſenius machte ſich ebenfalls durch viele Schriften, die theils gelehrt, theils in einer zierlichen Schreibart abgefaßt waren, berühmt. Wir würden ein großes Verzeichniß anfüllen müſſen, wenn wir alle geſchikte Männer aus den verſchiedenen Orden anführen wollten: wer dazu Luſt hat, muß ſich ſolche in der Geſchichte der Gelehrſamkeit zeigen laſſen.

Umſturz der Sittenlehre von den Jeſuiten.

Die Proteſtanten, aber auch die Katholiken, klagen nicht wenig darüber, daß die Jeſuiten ſowohl die Glaubens- als Sittenlehre der Chriſten ungemein verunſtaltet haben.

Was die Glaubenslehren betrift; ſo ſollen die Jeſuiten mit Nachſicht, ja öfters mit Beihülfe der Päbſte, alles das, was das tridentiniſche Concilium von den erſten Gründen der chriſtlichen Religion noch hätte ſtehen laſſen, gänzlich über den Haufen geworfen haben. Sie ſollen das Anſehn und den Nutzen der heiligen Schrift verringert, die Kräfte der menſchlichen Natur zum Wohlverhalten auf eine unmäßige Art erhoben, die Kraft und Nothwendigkeit der göttlichen Gnade heruntergeſezt, die Größe der Verdienſte Jeſu Chriſti verkleinert, den Pabſt zu Rom beinahe unſerm Heilande ſelbſt gleich gemacht, und in eine irdiſche

Gottheit verwandelt, und ſo gar die Wahrheit der chriſtlichen Religion durch ihre Betrügereien und Streitigkeiten in die gröſte Gefahr gebracht haben.

Allein, ſagt Mosheim, der die Parthei der Jeſuiten nimmt, es iſt leicht zu zeigen, daß die Jeſuiten ihre Lehren nicht ſelbſt erfunden haben, ſondern in der That jenes alte Syſtem der römiſchen Religion, wodurch das Anſehn, das Vermögen und die Macht der Päbſte und der Kirche viele Jahrhunderte hindurch unendlich gewachſen ſind, einſchärfen. Die Jeſuiten, fährt er fort, werden anders lehren dürfen, wenn die Päbſte wollen, daß ſie nur dahin ſtreben ſollen, daß die Kirche heiliger und Chriſto ähnlicher werde; allein ſie werden nicht anders lehren dürfen, wenn ſie verlangen, daß ſie auch dafür ſorgen ſollen, daß die Päbſte in dem Beſitze desjenigen bleiben, was ſie an ſich gebracht, und dasjenige wieder erhalten, was ſie verloren haben, und die Vorſteher und Diener der Kirche von Tage zu Tage mächtiger werden.

Haben die Jeſuiten worinn geſündigt; ſo beſteht ihr ganzes Verſehn darinn, daß ſie dasjenige heller und deutlicher auseinander geſezt haben, was auf der Kirchenverſammlung zu Trident nicht allzudeutlich erklärt, oder gar übergangen worden, damit die Gemüther dererjenigen nicht allzu groſſen Anſtoß nehmen möchten, die mit beſſern Meinungen auf jene berühmte Kirchenverſammlung gekommen waren. Daher haben auch die Päbſte, ob ihnen gleich ſehr wichtige Gründe vorgelegt worden, auf keine Weiſe bewogen werden können, den Religionsmeinungen der Jeſuiten einige ſcharfe Verordnungen entgegen zu ſetzen; im Gegen-

theil haben ſie ſich deren, die die Lehrſätze derſelben mit einiger Heftigkeit und Tapferkeit beſtritten haben, bald heimlich, bald öffentlich widerſezt, und zwar als unvorſichtige Leute, die nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, was die Wohlfahrt der Kirche erfordert.

Die Sittenlehre der Jeſuiten iſt noch mehr verſchrieen, als ihre Glaubenslehre. Man ſchreibt, daß ſie gelehrt habe: „Ein böſer und von der Liebe „Gottes ganz entfernter Menſch ſei fähig, die „ewige Seligkeit zu erlangen, wenn er nur einige „Furcht vor dem göttlichen Zorn empfinde, und „grobe Laſter aus Furcht der Strafe meide; man „könne ſicher ſündigen, wenn nur der Sünder ei„ne ſcheinbare Urſache zur Begehung der Sünde „habe; man könne Dinge, die an ſich böſe und „dem göttlichen Geſetze entgegen ſind, hingehen „laſſen, wenn jemand die Kunſt verſtehe, über ſich „Herr zu ſeyn, und einen guten Endzwek, mit ei„ner böſen Handlung in Gedanken zu verbinden, „oder ſeinem Vorſatze die rechte Richtung zu ge„ben; die philoſophiſche Sünde, das iſt, eine „dem Geſetz der Natur und der geſunden Ver„nunft zuwider lauffende Handlung eines Men„ſchen, die aber nicht ausdrüklich in Gottes Wort „verboten iſt, ſei eine geringe Schuld, und ver„diene die Hölle nicht; was der Menſch durch die „Hitze ſeiner Lüſte und Leidenſchaften ganz verblen„det, und von aller Empfindung der Religion ent„blößt, begehe, das könne ihm, ob es gleich im „höchſten Grade böſe und verdammlich ſei, im „göttlichen Gerichte im geringſten nicht zugerech„net werden; denn ein ſolcher Menſch müſſe ei„nem Raſenden gleich geachtet werden; es ſtehe „einem Menſchen, der einen Eid ablegt, oder ei„nen Vergleich ſchließt, um die Richter zu hinter-

„gehen, und die Kraft eines Vergleichs und Ei-
„des zu vereiteln, frei, zu den Vergleichs- und Ei-
„desformeln in Gedanken etwas hinzuzuſetzen
„u. ſ. w.“

Man kann nicht leugnen, daß nicht einige Beſchuldigungen wahr ſeyn ſollten. Pabſt Alexander VIII. ſah ſich genöthigt, ihre Meinung von der philoſophiſchen Sünde öffentlich zu verdammen. Indeſſen iſt auch von der andern Seite gewiß, daß man die Sache übertrieben und keinen Unterſcheid unter ihnen gemacht hat.

Was den Punkt von der heiligen Schrift betrift: ſo waren die Päbſte mit dem Urtheil der Jeſuiten ſehr einſtimmig. Sie verhütete ſehr ſorgfältig, daß die Bibel weder dem gemeinen Chriſten in die Hände gerathe, noch anders als das Beſte der Kirchen es erfordert, erklärt werden möchte.

Die alte Lehrart in der Theologie behielt man noch immer bei, und die bibliſche Theologie wurde von der ſcholaſtiſchen gar ſehr gedrükt; die Janſeniſten hingegen haben die Hauptſtüke der chriſtlichen Religion ziemlich deutlich und zierlich vorgetragen.

Als die Deutſchen, die Niederländer und Franzoſen zu ihrem Schaden erfahren hatten, daß die zänkiſche und ſchmähſüchtige Disputirart die Gemüther der Gegner mehr befeſtigte als überwältigte: ſo fingen ſie an ihre Streitigkeiten auf eine zwekmäßigere und ehrenvollere Art zu führen.

Unter den Hauptſtreitigkeiten in der römiſchen

Kirche dieſes Jahrhunderts gehört der Streit zwiſchen den Dominikanern und Jeſuiten über die Beſchaffenheit der göttlichen Gnade und der Nothwendigkeit zur Seligkeit. Clemens VIII. trug dieſe Unterſuchung einigen Theologen auf. Und nachdem dieſe lange darüber geſeſſen hatten, gaben ſie dem Pabſte zu verſtehen, daß die Lehrſätze der Dominikaner von der Gnade, von der Gnadenwahl, von dem Vermögen des Menſchen ſich wohl zu verhalten, von dem angebornen Verderben unſerer Natur, den Ausſprüchen der heiligen Schrift und der alten Lehre näher kämen, als die Meinungen des Molina, deſſen ſich die Jeſuiten annahmen; daß jene mehr mit Auguſtins Sätzen, dieſe aber mehr mit den verdammten Meinungen des Pelagius übereinſtimmten. Clemens ließ ſich aber zu keinen Schluß bewegen, ſondern ſezte vielmehr eine neue Unterſuchung nieder, in welcher er präſidirte, wovon man aber ſeinen endlichen Entſchluß nicht gewiß erfahren hat. Kurz, er überließ es beiden Theilen, was für eine Meinung ſie annehmen wollten.

Janſeniſtiſche Streitigkeiten.

Im Jahre 1640 brach dieſe Streitigkeit vom neuen los, indem das Buch des Cornelius Janſenius, welches er Auguſtinus betitelt hat, nach ſeinem Tode ans Licht trat. Dies Buch, worinn alles mit Auguſtini eignen Worten bewieſen wird, ward vom Urban VIII. auf vieles Bitten der Jeſuiten verdammt. Demohngeachtet aber dauerte der Streit und beſonders in Frankreich noch ſehr lange. Innocentius X. ließ ſich durch die ungeſtümen und beſtändigen Läſterungen der Jeſuiten beſiegen, und verdammte durch eine öffentliche Bulle folgende Sätze. Der Innhalt des erſten Satzes iſt: „Es gäbe einige Gebote Got-

„tes

„tes, welche gerechte und rechtſchaffne Leute, wenn „ſie gleich wollten, auf keine Weiſe halten könn„ten, und daher auch von Gott nicht hinreichen„den Beiſtand erhielten.“ Zweitens: „Niemand „könne in ſeinem natürlichen verderbten Zuſtande „den göttlichen Gnadenwirkungen widerſtehen.“ Drittens: „Daß der Menſch etwas bei Gott ver„diene, dazu werde die Freiheit von der Nothwen„digkeit nicht erfordert; die Freiheit vom Zwange „ſei hinreichend.“ Viertens: „Die Semipelagia„ner hätten darinn ſehr angeſtoßen, daß ſie dafür „gehalten, der natürliche Menſch habe das Ver„mögen, die immer vorlaufende Gnade anzuneh„men, oder auszuſchlagen.“ Fünftens: „Der„jenige ſei ein Semipelagianer, der da behauptet, „unſer Heiland habe aller Menſchen Sünden durch „ſeinen Tod und durch ſein Blut verſöhnet.“ Die vier erſten Sätze erklärt Innocentius ſchlechthin für **ketzeriſch**, den fünften aber nur für verwegen, gottlos und gotteslaſterlich. Alexander der Siebente erklärte in einer Bulle 1656, daß obige fünf Sätze **wirklich** in dem Buche des Janſenius anzutreffen wären, ſchikte auch 1665 an alle Franzoſen eine Eidesformel, welche von allen, die ein geiſtliches Amt bekleiden wollten, unterſchrieben werden mußte, und in der man bekannte, obige fünf Sätze ſtünden wirklich in dem Buche des **Janſenius**.

Dieſe Unbedächtſamkeit des Pabſtes erregte ausserordentliche Unruhen. Mit groſſer Ueberlegung verſprachen die Janſeniſten, ſich gern ſo viel gefallen zu laſſen, als nur immer, ohne der guten Sache Abbruch zu thun, geſchehn könnte: verſchiedene verſprachen, ſie wollten das Anſehn des Oberhauptes der Kirche ſtillſchweigend verehren;

andre bezeigten ſich unter Beifügung einiger Beſtimmung, keineswegeſ aber geradezu bereitwillig zur Unterſchrift; andre wollten auf eine andre Art ausweichen. Das konnte aber alles die Gemüther der Jeſuiten nicht beſänftigen. Viele Janſeniſten wurden auf ihre Aufhetzung von Hofe entfernt, aus dem Lande verwieſen, und mit Gefängnißſtrafe belegt.

Friede des Klemens IX.

Klemens der Neunte verſchaffte ihnen zwar auf einige Zeit Ruhe. Anna von Bourbon, eine Dame vom ſtrengen moraliſchen Charakter, brachte es durch ihre Vorbitte beim Pabſte ſo weit; aber kaum war ſie 1679 geſtorben, ſo giengen die Bedrükungen der Janſeniſten von neuem an; viele erlagen unter der Laſt, welche die Jeſuiten ihren Rüken auflegten, andre trugen ſie geduldig; noch andre entwichen, und begaben ſich in andre Staaten und Provinzen.

Die Sittenlehre der Janſeniſten hat an und vor ſich eine edle und gute Abſicht, nemlich, die wahre Reinigkeit des Herzens zu befördern, Unſchuld und Tugend als die Hauptangelegenheit des Menſchen, und die äuſſere Verehrung des höchſten Weſens nur als ein Beförderungsmittel jener zu empfehlen; ſieht man aber auf die Mittel, wie ſie zur Seligkeit zu gelangen glaubten; ſo iſt kein Zweifel, daß ſie zu ſchwer waren, als daß irgend jemand ſie hätte in Erfüllung bringen können. Beſonders war ihr Grundſaz gefährlich, daß man ſeine begangene Sünden nicht nur durch ſtrenge Werke der Buße, durch Kaſteiung ſeines Leibes, ſondern ſogar durch freiwillige Beraubung ſeines Lebens bei Gott wieder gut machen könne. So ward der berühmte Franz von Paris der grauſamſte Mörder ſeiner ſelbſt, bloß um dem erzürnten

zürnten Gott dadurch Genugthuung zu leiſten, und ſeinen Zorn zu beſänftigen.

Auſſer dieſen Streitigkeiten haben ſich noch die **Myſtiker** gegen das Ende dieſes Jahrhunderts die traurigſten Schikſchale zugezogen. **Michael de Molinos**, ein ſpaniſcher Prieſter lehrte: „Das „Weſen der Religion beſtehe in einer gewiſſen Ru„he der von den äuſſerlichen und endlichen Dingen „abgekehrten zu Gott gerichteten, und ihn ohne ir„gend eine Hofnung zur Belohnung aufrichtig lie„benden Seele.“ Seine Schüler haben den Namen Quietiſten erhalten. Er führte einen ſehr unſchuldigen Wandel, und machte ſich auſſerordentlich beliebt. Innocenz der Zehnte räumte ihm ſogar einen beſondern Pallaſt ein. Seine Anhänger wurden gegen die äuſſern Gebräuche immer kaltſinniger. Der Neid und Eigennuz der Jeſuiten erregten aber gar bald eine Verfolgung gegen den guten **Molinos**, und gegen ſeine Anhänger. Sie ſtekten ſich hinter den **Peter la Chaiſe**, den Beichtvater des Königs von Spanien, welcher den König bewog, an den Pabſt zu ſchreiben, und ihm wegen des **Molinos** Vorwürfe zu machen, auch ſeinem Geſandten aufzutragen, den **Molinos** eifrigſt zu verfolgen. Michael de Molinos.

Der Pabſt wies den Geſandten an die Inquiſition. **Molinos** ward alſo bald zum Kezer gemacht. Sein Buch ward zwar gebilligt; aber ſeine Feinde vermochten doch durch ihre Hinterliſt, daß er mit ſeinem Herzensfreunde, dem Kardinal Petruzzi 1684 vor die Inquiſition geführt wurde. Dieſer ward frei geſprochen, **Molinos** aber im Jahre 1685 gefänglich eingezogen; der Prozeß wurde in der Stille gegen ihn geführt. Im Jahre 1687 wurden viele verdächtige Perſonen vor die Inquiſition geführt. Der Pabſt

wurde ſogar als Privatperſon zur Rechenſchaft gefodert. Man kann leicht erachten, daß dieſe Sache vieles Aufſehen machte. Molinos mußte widerruffen, ward auf ewig in ein Gefängniß geſezt, worinnen er auch bald ſeinen Geiſt aufgab.

Madame Guyon.

Madame Guyon war 1648 in Auvergne geboren, und hatte bereits in ihrer Jugend verſchiedene ſogenannte Andachtsſchriften, beſonders die Werke des Franciſcus von Sales fleißig geleſen. Sie hatte nach der Zeit geheirathet, war aber bald zur Wittwe geworden. Von dieſer Zeit an machte ſie ſich durch ihre Andacht berühmt. Der Biſchof Boſſuet hat ſie verſchiedenemale geprüft, und ihre Kenntniſſe nicht ganz gemein befunden.

Im Jahre 1696 wurde ſie auf Fenelons Anſtiften in die Baſtille geſezt, aber bald wieder losgelaſſen, und ſtarb im Jahre 1717 zu Oleis. Sie hatte zur Abſicht, das beſtändige Verharren in der Andacht allgemein und leicht zu machen, und ſchlug hiezu das Mittel vor, wenig zu leſen, und das Geleſene, ſo lange es ſchmeke, zu kauen, oder zu betrachten, und endlich in einem heiligen Stillſchweigen aller Gedanken zu verſchluken, oder daß, wer nicht leſen könne, dergleichen mit dem Vater unſer thun ſolle.

Sie unterſchied ſich von den andern Myſtikern darinnen, daß ſie ihre Methode auch den Bauren wollte beigebracht wiſſen, da jene ſie nur den Religioſen empfahlen. Sie glaubte, das Chriſtenthum würde alsdenn eine ganz andre Geſtalt bekommen, als es izt habe.

Der

Der berühmte Erzbiſchof Franz Salignac Fenelon war ein Quietiſt, und Vertheidiger der eben gedachten Guyon. Er lehrte eine reine Liebe zu Gott, die fern von allem Lohn, fern von der geringſten Hofnung deſſelben, aufrichtig und lauter ſeyn müßte. Er ſtarb im Jahre 1715. Fenelon.

Iſaak la Peyrere aus Bourdeaux gebürtig, lehrte: Moſes habe nicht den Urſprung des menſchlichen Geſchlechts, ſondern nur des jüdiſchen Volks beſchrieben, und dieſe unſre Erde ſei längſt vor Adam bevölkert geweſen. Er war zwar reformirter Religion, indeſſen glaubte die römiſche Kirche verbunden zu ſeyn, ein ſolches Verbrechen, welches die ganze Religion betrâfe, auf das ſtrengſte zu ahnden. Peyrere ward alſo auf Befehl des Erzbiſchofs von Mecheln zu Brüſſel ins Gefängniß geſezt, in welchem er aus Furcht vor der Strafe zur römiſchkatholiſchen Religion übertrat. Indeſſen blieb er bis an ſein Ende ſeiner Meinung getreu, und entſagte ihr auch hier nicht einmal. Peyrere.

2) Die griechiſche Kirche.

Der Pabſt Urban der Achte ließ es ſich zu einem wichtigen Geſchäfte ſeyn, die morgenländiſchen Chriſten, ſonderlich die Griechen der römiſchen Botmäßigkeit zu unterwerfen, und zog dabei diejenigen Männer zu Rathe, welche der griechiſchen und morgenländiſchen Gelehrſamkeit am kundigſten waren. Dieſe riethen ihm an, daß man dieſen Chriſten alles dasjenige laſſen müßte, die alten Gebräuche ſowohl, als die Glaubenslehren, wenn ſie auch vorher von den Lateinern als unerträglich wären erklärt worden; es ſei, wenn man

man einige fremde Wörter und Gebräuche ausnähme, gar kein Unterſchied zwiſchen der Religion der Griechen, Armenier, Neſtorianer und Lateiner.

Cyrillus Lucaris.

Dieſer Bemühung, die Griechen mit den Lateinern zu vereinigen, widerſezte ſich der Patriarch zu Konſtantinopel Cyrillus Lucaris, ein gelehrter Mann, der einen großen Theil von Europa durchreiſet war. Die Lehre und die ungeſchminkte Einfalt der Reformirten machte auf ihn einen ſo großen Eindruk, daß er nach Genf ging, ſich ſowohl zur reformirten Lehre zu bekennen, als auch dem Lehrbegrif der griechiſchen Kirche dereinſt von Grund aus zu reformiren. Hier hielte er ſich eine geraume Zeit auf, unterhielte auch nachhero mit den dortigen Lehrern beſtändigen Briefwechſel. Bei ſeiner Rükkunft begab er ſich auf einige Zeit in die Dienſte des alexandriniſchen Patriarchen Meletius Paga, der ihn im Jahre 1595 zum Rektor und Vorſteher der griechiſchen Schule zu Wilna machte. Hier widerſezte er ſich der Vereinigung der griechiſchen Kirche mit der römiſchkatholiſchen; und mußte deswegen nach Alexandrien zurükkehren.

Nach erhaltener Ordination erhielte er nach dem Abſterben des Meletius im Jahre 1602 das Patriarchat. Der beſtändige Briefwechſel, in welchem er mit den vornehmſten Gelehrten der reformirten Kirche in England, Holland und Genf ſtand, machte ihn der reformirten Kirche immer geneigter. Dies und ſeine offenbare Widerſezung gegen die Jeſuiten, legten den Grund zu ſeiner Verfolgung. Er erhielte zwar das Patriarchat zu Konſtantinopel, mußte aber daſelbſt mit

großen

großen Unruhen kämpfen, die auch ſeinen Tod verurſachten.

Er erklärte ſich nemlich öffentlich gegen die römiſche Kirche, und gab ein Glaubensbekenntniß heraus, in welchem er den Lehrbegrif der reformirten, beſonders der engländiſchen Kirche vertheidigt. Aus dieſer Urſache ward er zu verſchiedenenmalen abgeſezt, erlangte aber durch Vermittelung der engländiſchen und holländiſchen Geſandten, durch große Geldſummen ſeine Stelle immer wieder. Endlich bot der römiſche Hof, deſſen abgeſagter Feind er war, große Geldſummen für ſeinen Kopf. Der Bairam Baſſa ließ ſich beſtechen, ſtellte dem Kaiſer die Perſon des Cyrillus für den Staat gefährlich vor, und bewirkte den Befehl, daß er im Jahre 1638 erdroſſelt wurde. Er war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, von einem unbeſcholtenen Charakter und großer Standhaftigkeit in ſeinen vielfältigen Verfolgungen.

Die Jsbraniki in Rußland.

Jn Rußland entſtand im Jahre 1666 eine Sekte, welche nicht wenig Unruhe machte. Sie nannte ſich Jsbraniki, oder den Haufen der Auserwählten; ihre Feinde aber gaben ihr den Namen Roskolskika, eine aufrühreriſche Parthei. Sie behaupten einen ſehr ſtrengen Eifer für den Buchſtaben der heiligen Schrift, die ſie doch nicht verſtehn; die Umſezung eines einzigen Worts einer neuen Ausgabe der rußiſchen Bibel, welche man bloß unternommen hatte, um einen unrichtigen Ausdruk in der gewöhnlichen Ueberſezung zu verbeſſern, brachte ſie in Feuer und Flammen. Sie lehren: daß unter den Gläubigen kein Rang noch Ordnung, keine Hoher und Untergeb-

ner ſtatt finde; daß ein Chriſt ſich zur Zeit der Verfolgung ums Leben bringen könne; daß das Hallelujah zweimal, keineswegs aber dreimal geſprochen werden müſſe, welches eine große Sünde ſei, daß ein Prieſter den Segen nicht anders, als mit drei Fingern ertheilen müſſe.

In ihrem Wandel ſind ſie bis zur übermäßigen Strenge ordentlich. Den öffentlichen Gottesdienſt verachten ſie gänzlich, und laſſen ihre Kinder weder durch Prieſter taufen, noch ſich durch dieſelbe das heilige Abendmal reichen. Sie haben hingegen Prieſter unter ſich, von denen ſie glauben, daß die Prieſterreihen durch eine rechtmäſſige Folge der Biſchöfe, noch von den Patriarchen Joaſaph und Joſeph her auf ſie gekommen ſei.

Im Anfang ihres Entſtehens mußten ſie groſſes Ungemach und heftige Verfolgungen ausſtehn; man wandte alles an, um ſie zur Kirche zurük zu führen, — Schriften, Drohungen und Schmeicheleien, Soldaten, Gefängniſſe und Lebensſtrafen; aber alles vergeblich. Sie begaben ſich in abgelegene Oerter und Einöden, und waren mit ihrem kläglichen Schikſale zufrieden. Unter Peter dem Großen fing man an mehr Duldung gegen ſie zu beweiſen, und es ihrem eignen Gewiſſen zu überlaſſen, was ſie glauben, und worinn ſie von dem gewöhnlichen Lehrbegrif abweichen wollten. Er zeichnete ſie zwar von ſeinen übrigen Unterthanen dadurch aus, daß er ihnen ein buntfärbiges Stük Tuch auf die Schulter heften ließ, und ſie mit einer gedoppelten Taxe belegte: — ſie vermehrten ſich aber demohnerachtet immer mehr. — Gegenwärtig iſt beſonders Siberien von ihnen ſehr angefüllt.

Peter der Große hat überhaupt eine große Verbeſſerung der rußiſchen Kirche vorgenommen. Er legte neue Schulen an, und gab den alten eine beſſere Geſtalt. Dem Verfolgungsgeiſt gegen Irrende in der Religion ſezte er Maaß und Ziel, und ließ jeden ſeines Glaubens leben, und nach ſeinem Gewiſſen den Gottesdienſt abwarten. Die Katholiken erhielten dieſe Religionsfreiheit gleichfalls, nur wurde den Jeſuiten verboten, in Rußland zu lehren, und das Kollegium, welches die Aufſicht über die Kirchenangelegenheiten hat, muß darauf ſehen, daß nicht römiſche Meinungen unter dem Volke ausgebreitet werden. Verbeſſerung der rußiſchen Kirche durch Peter den Großen.

Er ſchafte den Titel eines Patriarchen ab, und machte ſich ſelbſt zum oberſten Biſchof und zum Haupt der rußiſchen Kirche. Zur Verwaltung der Kirchenſachen beſtellte er anfänglich den älteſten Erzbiſchof, welcher damals Jaworski, der reſanſche Metropolitan war; im Jahre 1719 verordnete er aber einen unter ihm ſelbſt ſtehenden geiſtlichen Rath, der auch der heiligſt regierende Synod genannt ward.

Viele von den Armeniern gingen in dieſem Jahrhundert zur mahomedaniſchen Religion über, wo ſie unter der Regierung der perſiſchen Könige, den einzigen Abbas den Erſten ausgenommen, auſſerordentlich verfolgt wurden. Diejenigen, welche bei ihrem alten Glauben getreu blieben, erhielten dadurch große Vortheile, daß ſich viele von ihnen in den meiſten europäiſchen Ländern niederlieſſen. Dieſe verſchaften ihren Landsleuten den Vortheil, daß ſie die heilige Schrift und viele andre vorzüglich theologiſche Bücher mit armeniſcher Schrift abgedrukt, in die Hände Armenier.

 bekamen,

bekamen, und auf dieſe Art nicht alle Kenntniß der chriſtlichen Religion verlohren.

Neſtorianer.

Die Neſtorianer waren beſtändig mit den Römiſchkatholiſchen in Uneinigkeit, und daher kam es, daß ſie auch immer im Druke lebten. Diejenigen, welche die malabariſche Küſte bewohnen, und St. Thomaschriſten genennt werden, wurden, ſo lange die Portugieſen dieſe Länder beſaßen, von den römiſchen Prieſtern, beſonders von den Jeſuiten verfolgt, und doch lieſſen ſie ſich nicht dahin bewegen, daß ſie zur römiſchen Kirche übertraten. Nach Vertreibung der Portugieſen hingegen aus dieſen Gegenden, erhielten ſie von den Holländern ihre vorige Freiheit wieder, Gott zu dienen, ſo wie ſie es von ihren Vätern gelernt hatten. Dieſe genießen ſie noch bis auf unſre Zeiten.

Zweite Abtheilung.

Verfaſſung der lutheriſchen Kirche in dieſem Jahrhundert.

Moriz, Landgraf von Heſſen Caſſel geht zur reformirten Kirche über.

Großen Verluſt hatte die lutheriſche Kirche gleich im Anfang dieſes Jahrhunderts. Der Landgraf von Heſſencaſſel, Moriz, ein ſehr gelehrter und vortreflicher Fürſt, trat zu der reformirten Kirche über, entließ die lutheriſchen Profeſſoren auf der Univerſität Marpurg, beſezte die ledigen Stellen mit reformirten, und gab 1604 den Befehl, daß künftig der Gottesdienſt nach der Methode der Genfer gehalten, und das Volk in der Lehre der Schweizer unterrichtet werden ſollte.

Im

Im Jahre 1614 trat auch Johann Sigismund, Kurfürſt von Brandenburg, zur reformirten Kirche über. Es iſt nöthig, von dieſer Religionsveränderung ausführlich zu reden.

Der Kurfürſt Johann Sigismund von Brandenburg geht zur reformirten Kirche über.

Schon unter Kurfürſt Joachim Friedrich wurden einige unnütze Feſte abgeſchaft; allein dieſe zwekten auf keine Religionsveränderung ab, ſondern blos auf eine gewiſſe Gleichförmigkeit der lutheriſchen Kirchen. Der wahre Grund lag wohl in der Denkungsart des Kurfürſten ſelbſt. Er mußte ſich haben merken laſſen, den Philippiſten gewogen zu ſeyn, weil man ihm 1593 bereits einen Revers abgefordert hatte. Er ging eigentlich nicht weiter, als die Schüler Philipp Melanchthons, und meinte dabei zu Anfang ſeiner Regierung immer noch bei der lutheriſchen Kirche bleiben zu können, ob er gleich den Reformirten nicht ungeneigt war. An ſeinem Hofe waren verſchiedene Reformirte, die aus Frankreich und der Pfalz gekommen waren, und die ihn vielleicht in ſeiner Neigung gegen die Reformirten beſtärken mochten. Siegmund, der ſchon zu wanken angefangen hatte, bekam nun noch einen Grund zur Uebertretung zur reformirten Parthei mehr, da ihm Jülich zufiel, und er den Beiſtand der Holländer brauchte. In dieſer Zeit war das Vorurtheil noch ſehr ſtark, daß das Glaubensformular auf die Regierung Einfluß hätte, und Siegmund bediente ſich daher alſo deſſelben, da er glaubte, daß ſeine alte Unterthanen ſich eher darein ſchiken würden, als die neuen, die er bekam.

Ernſt und Marggraf Johann Georg waren ſchon vor ihm zur reformirten Parthei übergetreten. Siegmund fieng damit an, daß er

den Hofprediger Simon Gediccus entließ, und einen andern annahm, der ſich zur reformirten Confeßion bekannte. Er hieß Salomon Fink, der anfänglich, weil ihn niemand gefragt, und der Kurfürſt ſich auch noch nicht öffentlich erklärt hatte, für einen Lutheraner gehalten ward. Er erklärte ſich aber bald, und fieng in ſeinen Predigten an, auf das Brodbrechen im heiligen Abendmal zu dringen. Weil nun dieſes ein Unterſcheidungszeichen der Reformirten von den Lutheranern iſt, ſo regten ſich alsbald die Prediger in Berlin, und die daſelbſt eben im Herbſt verſammleten Landſtände dawider, und ſchrieben an den General-Superintendent Pelargus, daß er ſolchen Neuerungen des neuen Hofpredigers nach ſeinem Amte Einhalt, und bei Hofe Vorſtellung thun möchte. Pelargus that deshalb ſowohl dem Kurfürſten, als dem Hofprediger Vorſtellung, entſchuldigte ſich aber ſehr vernünftig, mit öffentlichen Schriften nicht dagegen hervorzutreten, mit dem Verbot des Kurfürſten, ſich in keine unnöthige Streitigkeiten einzulaſſen. Den Predigern zu Berlin hatte er ſchon vorher noch viel unbeſtimmter geantwortet, worüber ſich die pommerſche Geiſtlichkeit höchlich betrübte, weil ſie es nicht gerne ſah, daß der General-Superintendent dem Kurfürſten nachgegeben hatte.

Da dieſes aber alles nichts half, ſo thaten die Stände am 8. Dec. 1613 beim Kurfürſten Gegenvorſtellung, ſie hielten ihm die Reverſe vor, die er ſchon ſeinem Herrn Vater 1593 und ihnen ſelbſt ſeit Antritt ſeiner Regierung gegeben hätte. Allein der Kurfürſt blieb dem Hofprediger Fink gewogen, und verwies die Stände zur Verträglichkeit mit den Reformirten durch ein beſonders Edikt.

Nicht

Nicht lange darnach bekannte ſich der Kurfürſt öffentlich zu den Reformirten. Er nahm auch noch mehrere Hofprediger an, und beſonders den Johann Füſſelius, der den Kurfürſten in ſeinem Bekenntniß beſtärkte, und ihn dahin brachte, daß er 1614 eine öffentliche Confeßion herausgab, darinn er anzeigte, wie weit er den Reformirten beipflichtete. Er bekannte ſich darinn ausdrücklich zu den Haupt-Symbolis der alten Kirche, und der Augspurgiſchen Confeßion, wie ſie 1530 übergeben, und hernach in etlichen Punkten überſehn und verbeſſert worden, und thut eine weitere Erklärung hinzu, was er von dem heiligen Abendmale und den damit verbundenen Artikeln denke. Dieſe Confeßion iſt ſeit dieſer Zeit bei den Reformirten in der Churmark Brandenburg das erſte Symbolum.

Die Wahrheit zu geſtehen, ſo hätte es nun Siegismund wohl gern geſehn, wenn ſeine Unterthanen ſeinem Beiſpiel gefolgt wären. Er erließ deswegen ſchon am 24. Februar 1614 eine Verordnung wider das unzeitige Eifern, ſtellte jedoch jedermann frei, ſeine Meynung mit Beſcheidenheit zu ſagen. Er hielt auch 1614 eine Verſammlung der Geiſtlichkeit zu Berlin, dahin alle Inſpektores und Pfarrer verſchrieben waren. Auf den Vortrag des Superintendenten Conreius beſchloſſen ſie, ſich zu erklären, daß ſie bei den ſymboliſchen Büchern der lutheriſchen Kirche feſt bleiben wollten. Den vierten Oktober thaten ſie ein gleiches mit den Landſtänden, nachdem ſie ein Religionsgeſpräch mit den Reformirten zu halten, als unnüz verbeten hatten.

Da nun der Kurfürſt ſah, daß die Geiſtlich-

keit und die Stände auf ihrem Sinn beharrten, verſicherte er auf dem Landtage zu Soldin, daß er der Religion wegen keinen haſſen oder verfolgen wollte.

Die Domkirche in Berlin ward den Reformirten eingeräumt.

Inzwiſchen hielt ſich der Kurfürſt dennoch berechtigt, die Domkirche zu Berlin, die dem Hofgottesdienſt gewidmet war, zu ſeiner und ſeiner Mitbekenner Andacht zu gebrauchen, und ſolche den Reformirten allein zu übergeben. Vors erſte blieb, ohngeachtet reformirte Prediger darinn lehrten, noch alles, was an Bildern, Krucifixen, Altären, und Denkmalen darinn vorhanden war, in ſeinem Stande. Allein Füſſelius wollte dieſe Kirche gern den holländiſchen gleich machen; er brachte es alſo bei dem Kurfürſten dahin, daß derſelbe Befehl gab, dieſe Bilder und andere Dinge von da weg zu nehmen, und ſein Herr Bruder Marggraf Johann Georg, den er als Statthalter zurükgelaſſen hatte, als er nach Preuſſen gereiſet war, ließ es in der Woche vor Palmarum 1615 wirklich thun. Der Kurfürſtin, welche lutheriſch blieb, wurde alles zur Verwahrung überliefert.

Peter Stüler, ein Prediger an der Petri Kirche in Berlin, war wider die Abſchaffung der Bilder ungemein aufgebracht, und weil er glaubte, daß man ſich ſeiner Perſon verſichern möchte; ſo entfloh er aus der Stadt. Hiedurch entſtand ein gewaltiger Auflauf des Pöbels, der theils Stülern beſchützen wollte, theils ſich an der Wohnung des Hofpredigers und anderer Reformirten vergrif, wie denn wirklich Füſſelius Haus geplündert wurde. Marggraf Johann Georg eilte zwar mit den Trabanten herbei; allein, weil

einer

einer von dieſen Feuer gegeben hatte, ſo ward der Auflauf ſo ſtark, daß der Marggraf ſelbſt mit einem Stein geſchmiſſen ward, und ſich auf das Schloß zurükbegeben mußte.

Es wurden zwar verſchiedene Perſonen eingezogen, allein der Kurfürſt hielt nicht für gut, mit der Strenge der Gerechtigkeit wider ſie zu verfahren, er erwies ihnen vielmehr allen Verzeihung.

An der Kirchenverſammlung zu Dortrecht, die wider die Arminianer 1618 gehalten wurde, nahm Sigismund keinen Antheil. Er war zwar erſucht worden, ſeine Gottesgelehrte auch dahin zu ſchiken, und er hatte auch wirklich dem Doktor Pelargus aufgetragen, dahin zu gehen; ſie wurden aber, wie ſie noch unter Wegens waren, unvermuthet vom Kurfürſten zurükgerufen.

Die Schlüſſe dieſer Synode ſind in der Kurmark niemals als Symboln eingeführt worden.

Die Univerſität Frankfurt, beſonders die theologiſche Fakultät, trat nun ebenfalls zu den Reformirten über, worüber ſich die lutheriſche Geiſtlichkeit auf ihrer Verſammlung 1614 gar ſehr beſchwerte. Die Peſt, die viele Theologen mit fortriß, war dieſer Veränderung in Frankfurt ſehr günſtig, denn die vacanten Stellen wurden nun mit Reformirten beſezt. Aber gleichwohl hieß dieſe Univerſität noch lutheriſch, bis unter der Regierung Kurfürſt Friedrich Wilhelms, da einige Landſtände 1643 darum anhielten, zwei reformirte auſſerordentliche Lehrer anzunehmen, und für unbillig hielten, daß die andern Stände lauter luheriſche Lehrer verlangt hätten.

Verſuche die reformirte und lutheriſche Kirche zu vereinigen.

Man bemühete ſich nun faſt an allen Orten, die lutheriſche und reformirte Kirche zu vereinigen. Der König von England, Jakob der Erſte, ließ durch den berühmten franzöſiſchen Gottesgelehrten Peter du Moulin im Jahre 1615 es verſuchen, war aber nicht ſtandhaft genug, die Vereinigung ſelbſt fortzuſetzen, ſondern ließ ſich durch die geringſten Hinderniſſe ſogleich von der guten Sache abſchreken. Die reformirte Kirche zu Charenton erklärte durch einen 1631 abgefaßten Schluß die lutheriſche Religion für frei von wichtigen Irrthümern, und heilig, ſo, daß die Bekenner derſelben mit ihnen in eine bürgerliche und kirchliche Gemeinſchaft treten könnten. In Leipzig mußten ſich einige ſächſiſche Gottesgelehrte mit einigen Heßiſchen und Brandenburgiſchen Lehrern vom erſten Rang über die Abweichungen beider Kirchen von einander unterreden.

Verſuche.

Alle dieſe Verſuche liefen jedoch fruchtlos ab, und blieben das, was ſie waren. Man muß auch hier die Wahrheit ſagen. Die Reformirten verhielten ſich ſehr klug und nachgebend. Sie geſtanden es ſehr gern, daß der Unterſchied zwiſchen ihnen beiden äuſſerſt geringe ſei, daß alle die ſtreitigen Punkte, welche zwiſchen ihnen obgewaltet hätten, in Rükſicht auf wahre Religion und Gottesfurcht von geringer oder gar keiner Erheblichkeit wären; man ſtritte über Mitteldinge, über Sachen, die von dem Hauptzwek eines Chriſten ſehr weit entfernt waren. Ganz anders waren die Lutheraner geſinnt. Sie glaubten, der Unterſchied ſei ſehr weſentlich, — die Reformirten wichen in ſehr wichtigen Stüken von ihnen ab; der Streit unter ihnen betraͤfe groſſentheils ſelbſt die Gründe aller Religion und Gottſeligkeit; die Begierde, welche ſie bewieſen, ſich mit den Lutheranern zu vereini-

vereinigen, ward mehr Privatintereſſe, als wahre Geneigtheit zum Frieden und zur Eintracht.

Sonach verſuchten Groſſe der Erden, und Gelehrte es länger als vierzig Jahre, leider vergeblich, beide proteſtantiſche Kirchen zu vereinigen. Ein ſchottländiſcher reformirter Gottesgelehrte, Duräus mit Namen, gab ohne Zweifel noch die leichteſte Methode an. Er meynte nemlich (der unbefangene Leſer mag entſcheiden, ob er Recht, oder Unrecht gehabt habe) „man müſſe nur eine „ſehr geringe Anzahl Glaubensartikel feſtſetzen; „dann lieſſen ſich auch deſto eher die Gemüther zu „einem Hauptzwek des Friedens und der chriſtli„chen Ruhe hinleiten; zu dem Ende könne man ſicher „annehmen, daß die ganze Glaubenslehre in dem ſo „genannten apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe, die „ganze Sittenlehre in den zehn moſaiſchen Ge„boten, und alle göttliche Verheiſſungen in dem „Gebete des Herrn enthalten wären. Die Re„ligion beſtehe lediglich in der Erhebung des Her„zens zu Gott, und in dem Beſtreben, alle Hand„lungen nach ſeinem Willen einzurichten.“

Beide Kirchen waren nunmehro auf immer getrennt, und alle Bemühungen, welche in dem gegenwärtigen Jahrhundert zu ihrer Vereinigung angeſtellt worden ſind, oder noch angeſtellt werden möchten, ſind auf alle Fälle ohne Nutzen.

Das Innre der lutheriſchen Kirche hat ſich in Vergleichung mit dem vorigen Jahrhundert nicht ſonderlich verändert. Die ariſtoteliſchſcholaſtiſche Philoſophie war überall in den Schulen eingeführt. Wer ſich unterſtand, irgend etwas wider den Ariſtoteles einzuwenden, oder ſichs nur herausnahm, *Das Innre der lutheriſchen Kirche.*

ihn

ihn verbeſſern zu wollen, der gerieth ſicherlich ſogleich in den Verdacht der gröbſten Kezerei, und ward für ein eben ſo gefährlicher Menſch gehalten, als der iſt, der einen Spruch in der Bibel verfälſchet.

Deskartes und Gaſſendus dekten die Mängel und Gebrechen dieſer Philoſophie für jeden, der ſehen wollte, auf. **Hugo Grotius** und **Samuel Puffendorf** betraten einen neuen, von dem Peripatetiſchen ſehr verſchiedenen Weg in dem Rechte der Natur und der Sittenlehre. Der unſterblich groſſe **Thomaſius** iſt aber eigentlich der Vertreiber der philoſophiſchen Tyrannei, beſonders unter den Deutſchen. Die zu Halle in Sachſen errichtete Friedrichsuniverſität nahm zuerſt das Lehrgebäude an, welches er an die Stelle des alten ſezte. Die übrigen Schulen folgten dieſem Beiſpiele, einige früher, andere ſpäter; und von ihnen verbreitete ſich die Freiheit im Denken auch auf Theologie. **Gottfried Wilhelm von Leibniz** rief die faſt aller ihrer Ehre beraubte Metaphyſik wieder zurük, forſchte der Wahrheit mit unglaublichem Fleiße nach, und leitete aus ewigen und unveränderlichen Geſezen ein neues Lehrgebäude der Philoſophie her.

Auſſer dieſen Veränderungen in der Philoſophie blieben die **Lutheraner** feſt an ihren ſymboliſchen Büchern hängen; denn daß hier und da einer oder der andere davon abwich, ſagt im allgemeinen wenig oder nichts. Bis zur Mitte des Jahrhunderts hielt man auch mit übermäßiger Strenge darauf, daß niemand eine irrige Meynung vertheidigte. Wer einen Theil der einmal angenommenen Glaubenslehren beſtritt, oder eine neue

Meynung

Meynung unter dem Volke ausbreitete, ward ſogleich vor Gericht gefordert, und gemeiniglich nicht ohne Nachtheil ſeiner Ehre und Vortheile aus demſelben entlaſſen.

In der lezten Helfte des Jahrhunderts ward der Grundſaz allgemeiner angenommen: „Ein jeder müſſe einzig und allein Gott von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft geben, es ſei alſo ganz ungerecht und ungereimt, wenn man jemanden ſeiner Irrthümer wegen beſtrafen wolle, wenn er nur ſonſt als ein guter Bürger ordentlich lebe.„

Thomaſius machte ſich auch gegen Ende dieſes Jahrhunderts um die Verbeſſerung des Kirchenrechtes berühmt. Die landesherrliche Hoheit und Oberherrſchaft des Fürſten war der neue Grund deſſelben; und auf dieſen Grund baueten ſie eine Menge von Vorſchriften, welche alle dahin abzuzweken ſchienen, daß die Herren der Länder auch die erſten Prieſter ihrer Unterthanen wären, daß dieſe die Geiſtlichen beriefen, ihnen ihr Amt anwieſen, daß ſie alſo ganz allein von ihnen ihren Ruf erhielten. Kirchenrecht.

Hiedurch ward das Lehrgebäude von einer übernatürlichen göttlichen Berufung nicht nur angefochten, und erſchüttert, ſondern, ich möchte faſt ſagen, über den Haufen geworfen. Die Geiſtlichen konnten dazu freilich keine gute Mine machen; — ſie klagten auch laut und öffentlich darüber; es blieb aber beim Klagen, und auch hier traf es ein: Inanis ira! Die Religion leidet nie, wenn das Anſehn der Diener derſelben leidet; und es iſt groſſer Stolz der lieben Geiſtlichei, wenn

ſie

ſie ihr Anſehn dadurch verringert glauben, daß ſie izt mehr vom Oberherrn abhängen. Hangt dann der General und der Staatsminiſter nicht auch von ſeinem Oberherrn ab? und leidet dadurch deſſen Macht und Anſehn nur im allergeringſten.

In der lutheriſchen Kirche ward zwar auf der einen Seite die Schriftauslegung merklich verbeſſert, und viele angeſehene Männer bemühten ſich, durch richtige und vernunftmäßige Grundſäze den Weg zu einer vernünftigen Erklärung der Bibel, immer ebener zu machen. Aber, leider! auf der andern zerrütteten viele Streitigkeiten die Ruhe und Zufriedenheit derſelben. Ich werde nur die vornehmſten anführen, diejenigen, welche Aufſehen gemacht haben, und von Wichtigkeit ſind.

Die ſyncretiſtiſchē Streitigkeiten in der Lutheriſchen Kirche.

Die ſyncretiſtiſchen finden hier den erſten Plaz.

Georg Calixtus, Profeſſor zu Helmſtädt, ein friedlich denkender, ſcharfſinniger und gelehrter Gottesgelehrte, ward durch ſeine Reiſen, beſonders durch ſeinen freundſchaftlichen Umgang mit dem churbrandenburgiſchen Hofprediger, Johann Bergius, auf einen gelinden und duldenden Ton geſtimmt. Seine Meinungen behielt er erſt in der Stille bei ſich, äuſſerte ſie aber bald öffentlich. Er behauptete vornemlich, daß die Reformirten und Römiſchkatholiſchen im Grunde des Glaubens mit den Lutheranern einig wären, und daß dieſe drei Religionen nach der Regel des ſo genannten apoſtoliſchen Glau-

Glaubensbekenntniſſes, gar leicht vereinigt werden könnten.

Dieſe Aeuſſerung erwekte ihm vielen Verdruß. Verſchiedene ſächſiſche Gottesgelehrte Calov, Hülſemann, Scharf, Weller, griffen ihn in öffentlichen Schriften an, und gaben ihm Schuld, daß er von der lutheriſchen Lehre zu den reformirten und papiſtiſchen Meinungen übergegangen ſei. Er vertheidigte ſich gegen dieſe Anfälle mit ſtandhafter Tapferkeit und großer Mäſſigung; mußte aber durch allerlei Kränkungen und vielen Verdruß gebeugt, endlich im Jahre 1656 ſeinen Geiſt aufgeben.

Nach ſeinem Tode wurden dieſe Streitigkeiten nicht nur fortgeſezt, ſondern auch mit vieler Heftigkeit geführt. Die Gotesgelehrten zu Rinteln, Jena und Königsberg miſchten ſich darein, beſonders die zu Rinteln gaben zu erkennen, daß ſie alles das billigten, was Calixtus von Ausrottung der Streitigkeiten der Chriſten, ſonderlich der Proteſtanten gelehrt hätte. Die ſächſiſchen Theologen ſchrieben dagegen heftig. Sie daurten fort, bis die pietiſtiſchen an ihre Stelle traten.

Die ganze Streitfrage betraf folgende ſieben Punkte.

Lehren der Synkretiſten.

1) Calixtus und ſeine Anhänger lehrten, daß wie die Kirchenväter und das Zeugniß ihrer übereinſtimmigen Meinung, bloß als eine zweite Erkenntniß zu alle den Glaubenslehren annehmen müßten, wiewol er ſich nicht recht deutlich und beſtimmt darüber erklärte.

2) Die Offenbarung des Geheimniſſes der Dreieinigkeit im alten Teſtament, und die Erſcheinung des Sohnes Gottes in demſelben leugnete er gänzlich.

3) Die Allgegenwart der Menſchheit Chriſti, ſonderlich des menſchlichen Körpers leugnete er zwar, behauptete aber doch, es könne Chriſtus demohnerachtet der Menſchheit nach im Abendmale gegenwärtig seyn, weil dergleichen wunderthätige Gegenwart, welche bloß auf die Erfüllung ſeiner geſchehenen Zuſage beruhe, keine Allgegenwart erfordere.

4) Von den guten Werken lehrte er, daß ſie nicht nur nothwendig, ſondern zur Seligkeit unentbehrlich wären.

5) Um die chriſtlichen Kirchen deſto eher miteinander zu vereinigen, nahm er an, daß die erſten Grundſäze der chriſtlichen Religion und Quellen derſelben, woraus alle Wahrheiten flöſſen, in allen drei chriſtlichen Kirchen unverändert und unangetaſtet geblieben wären.

6) Das Gebet für die Todten hielt er und ſeine Anhänger nicht bloß für erlaubt, ſondern ſo gar für nothwendig. Einige unter ihnen erlaubten bloß die Fürbitte für die Seligen, und zwar, welche der Seligkeit muthmaßlich theilhaftig wären; andre gaben ſo gar eine Fürbitte für die Verdammten zu, entweder ihre Verdammniß noch vor der künftigen Aufer-

Auferſtehung zu heben, oder doch ihre Strafe zu mindern.

7) Verſchiedene Redensarten wurden dergeſtalt gebraucht, daß ſie zu groſſen Misdeutungen Veranlaſſung gaben. Dahin gehören folgende: — „Gott ſei eine zufällige Urſache der Sünde; im Abendmale geſchehe ein Opfer; Chriſtus ſei ſeiner Menſchheit nach ein angenommener Sohn Gottes; der Menſch wirke bei der Bekehrung nicht aus natürlichen, ſondern aus dargereichten Kräften mit.“

Den ſyncretiſtiſchen Streitigkeiten folgten die pietiſtiſchen. Die pietiſtiſchen Streitigkeiten.

Philipp Jakob Spener, ein durch ſeine Gelehrſamkeit, beſonders durch ſeinen unſtreitig guten, rechtſchafnen und frommen Charakter berühmter Gottesgelehrter, ſtellte zu Frankfurt Privat-Verſammlungen an, welche dahin abzwecken ſollten, den großen Haufen zu einem heiligen Leben zu vermahnen, und zeigte in einer kleinen Schrift, pia deſideria genannt, die großen und hervorſtechenden Mängel an, welche in der lutheriſchen Kirche noch anzutreffen wären. Jene Zuſammenkünfte verlegte er indeſſen auf Anrathen des Magiſtrats in die Kirche.

In der ebengedachten kleinen Schrift muthmaßt der fromme Spener beſſere, vortrefliche Zeiten, eine allgemeine Judenbekehrung, und einen gröſſeren Verſtoß der römiſchkatholiſchen Lehre. Dem Verderben unter den Chriſten wollte er dadurch abgeholfen haben, daß er ein geiſtli-

ches Prieſterthum annahm, nach welchem alle Chriſten berufen wären, mit der heiligen Schrift ſich theils ſelbſt fleißig zu beſchäftigen, theils auch an der Beſſerung anderer zu arbeiten.

Dieſe Schrift bekam im Anfang Beifall genug, erhielt aber bald eben ſo großen Widerſpruch. Dilfeld, Diakonus zu Nordhauſen, legte 1679 dem Verfaſſer die Frage vor: ob ein wahrer Gottesgelehrter wiedergeboren ſeyn müſſe, der ſie mit Ja beantwortete, womit jener nicht zufrieden war. Die ſo genannten biblischen Kollegia wurden in Leipzig ſo gar von der theologiſchen Fakultät gebilligt; es dauerte aber nicht lange. Bald ſtreuete man das Gerücht aus, es würden in denſelben verſchiedene verdächtige und zweideutige Reden ausgeſtreuet. Man gab denen, die dies Collegium beſuchten, nicht aus guter Meinung, ſondern aus Verachtung, den ſonſt ſchönen Namen Pietiſten. Doktor Carpzov eiferte in einer Predigt, die er einem Zuhörer des Gottesgelehrten Franken bei ſeinem Begräbniß hielte, ſehr gegen diejenigen, welche dergleichen Kollegien hielten. Der Profeſſor Feller erklärte in einem Gedichte auf den Verſtorbenen den Namen Pietiſt auf eine gute Art. Da die Sache in Dresden viel Aufſehen machte, ſo bekam Franke den Befehl, ſich verhören zu laſſen. Er fand alſo für nöthig, auſſerdem, daß er unſchuldig befunden ward, ſich von der rechtlichen Fakultät ein Bedenken, deſſen Verfaſſer der große Thomaſius war, geben zu laſſen, und ſchikte dieſes nebſt den Akten nach Dresden. Die ganze Streitigkeit lief am Ende da hinaus: ob die Magiſters theologiſche Vorleſungen halten dürften? Die Fakultät behauptete, daß es ihnen nicht zuſtehe, und verbot

verbot Franken, ſie künftig zu halten. — Schade ſezte nach Frankens Abſchied, der nach Erfurt als Diakonus ging, die bibliſchen Kollegia noch eine Zeitlang fort, gab ſie aber von ſelbſt auf, weil zu viele Zuhörer aus dem bürgerlichen Stande ſie beſuchten. Er ward bald darauf nach Berlin berufen.

Lehren der Pietiſten.

Man warf den Pietiſten vorzüglich folgendes vor: — Sie drängen zu ſtark auf die guten Werke, und thäten dem Werthe des Glaubens Abbruch. Sie verwirrten die Gewiſſen der Leute dadurch, daß ſie behaupteten, man könne durch die Gottſeligkeit allein ſelig werden. Sie lehrten, man könne ſchon hier auf Erden zur Vollkommenheit gelangen und das Geſez halten; die lutheriſche Kirche bedürfe ihres Verderbniſſes wegen einer ſchleunigen Reformation; man könne ſehr füglich den Beichtſtuhl, das Predigen und die ſymboliſchen Bücher abſchaffen; man könne von Gott unmittelbare Offenbarungen erwarten; es ſtünde ein tauſendjähriges Reich und eine allgemeine Judenbekehrung zu hoffen; — man müſſe ſich bei Erlernung der Theologie an kein Syſtem binden; — es gäbe keine Mitteldinge, ſondern man könne mit gutem Gewiſſen ſpielen, tanzen, ſcherzen, u. ſ. f.

Man machte es ihnen ferner zum Vorwurf, daß ſie durch ihre geiſtliche Privat-Verſammlungen die Leute von dem öffentlichen Gottesdienſte abhielten, daß ſie die Predigten verächtlich machten; — daß ſie wollten den Gebrauch der deutſchen Sprache in den Kollegien einführen; ſie hätten verdächtige Bü-

cher, z. B. Böhmens Schriften empfohlen; ſie wollten ſich in ihren Gebehrden, Kleidungen und ganzem Betragen von andern auszeichnen, und alles liefe doch nur auf Scheinheiligkeit hinaus.

Der Pietismus machte große Unruhen. In Gieſſen ſtritten die Theologen theils für, theils wider denſelben; indeſſen legte ſich die Obrigkeit ins Mittel, und verbot alle öffentliche Streitigkeiten. In Hamburg verlangte Mayr, ein bitterer Geiſtlicher, ohne Vorwiſſen des Raths, daß alle Glieder des Miniſteriums ſich öffentlich zum Widerſpruche gegen Spener, und die ihm gleich geſinnten Lehrer erklären und verpflichten ſollten. Speners Schwager, Horb und Hinkelmann unterſchrieben den von Mayrn gedrukten Revers nicht. Winkler nahm ſeine Unterſchrift zurük, weil er deswegen große Gewiſſensangſt gehabt zu haben vorgab. Beide Theile holten nunmehr theologiſche Gutachten ein. Spener ertheilte ein Bedenken gegen dieſen Revers.

Dieſe Gährung wurde dadurch noch gröſſer, daß Horbe eine kleine Schrift vom Poiret, Klugheit der Gerechten in Erziehung der Kinder, genannt, überſezte, und ſie ſeinen Katechumenen zum Neujahrsgeſchenk austheilte. Gleich den Sonntag drauf predigte Mayr dagegen, und wiegelte die Bürgerſchaft gegen Horben auf. Dieſe ward dergeſtalt erbittert, daß es zum Blutvergießen kam, und der gute Horbe, da er einigemal in ſeinem Hauſe und auf der Straße angefallen und gemißhandelt worden, mithin nicht mehr ſicher in Hamburg war, mußte ſein Amt niederlegen und Hamburg verlaſſen. Die Unruhe hörte indeſſen doch

doch nicht auf. Mayr predigte immer noch gegen die Pietiſten; Horbens Freunde ſchrieben gegen Mayrn; das Volk ſahe endlich ein, daß er der Urheber alles Unheils wäre, läſterte ihn unter dem Namen des Aufrührers in Hamburg; er verlangte vom Rathe ein Zeugniß ſeiner Unſchuld, da dieſer es ihm verweigerte; ſo nahm er ſeinen Abſchied, und ging nach Greifswalde, wo er den Streit auf eine andre Art fortſezte.

In Erfurt ſponnen ſich, nachdem Franke dahin gekommen war, ebenfalls Unruhen an, weil er und Breithaupt die Predigten theils in der Kirche, theils im Hauſe wiederholten. Man ſezte ihn ab, und er ging zu Spenern nach Berlin, woſelbſt er ſich ſo lange aufhielte, bis er nach Halle berufen wurde. Breithaupt eiferte nach ſeiner Entfernung gegen das Dekret ſeiner Abſezung, kam aber desfalls ſelbſt in Unterſuchung, und würde viele Unruhe und Verdruß gehabt haben, wenn er nicht gleichfalls einen Ruf nach Halle erhalten und angenommen hätte.

Zu Halberſtadt, Gotha, Wolfenbüttel und Jena entſtanden verſchiedene Streitigkeiten. In Halle widerſezte ſich Franken und Breithaupten das Stadtminiſterium, und beſchuldigte ſie, daß ſie die Leute an ſich zögen, ſie durch irrige Lehren verwirrten, und in der Kirche allerlei Unordnungen verurſachten. Der Kurfürſt ließ durch eine Kommißion unter dem Vorſiz des Herrn von Seckendorf die Sache beilegen; beide Theile mußten in einem Receſſe ſich gütlich miteinander vergleichen, und dieſer Vergleich wurde von allen Kanzeln abgeleſen. Nicht lange darauf gab man

Franken ſchuld, daß er durch ſeine bibliſchen Anmerkungen, in welchen er manche von Luthern nicht genau genug überſezten Stellen der Bibel verbeſſerte, deſſen Bibelüberſezung verdrängen wollte, und ſchrieb wider ihn. Die Fakultät zu Wittenberg beſchuldigte im Jahre 1695 Spenern, hernach auch ſeine Anhänger groſſer Irrthümer. Spener vertheidigte ſich dagegen in der aufrichtigen Uebereinſtimmung mit der Augspurgiſchen Confeßion.

Ueberhaupt hatte Spener beſtändig Anfechtungen. Carpzov machte ihn zu einen Spinoziſten, und Mayr zu einen Anhänger von Jakob Böhmen. — Alberti in Leipzig war unter allen Gegnern der beſcheidenſte. Spener vertheidigte ſich zwar gegen alle Angriffe, aber auch jederzeit mit großer Mäßigung und dem beſten Anſtand. *)

Einzelne Gottesgelehrten der lutheriſchen Kirche ſind nach dem Urtheile der Kirche im allgemeinen Irrlehrer. Beſonders rechnen ſie den Gottfried Arnold, und Johann Conrad Dippel hieher.

Wilhelm Peterſen. Wilhelm Peterſen, zulezt Superintendent zu Lüneburg, wurde ſeiner Meynungen wegen erſt einigemale vor das Konſiſtorium gefordert, und von demſelben vernommen, zulezt aber ganz und gar ſeines Amtes 1692 entſezt. Er kaufte ſich hierauf ein Landgut bei Magdeburg, wo er im Pri-

vat-

*) Der Nutzen dieſer Streitigkeiten wird ſich beim folgenden Jahrhundert darthun laſſen.

vatſtande ruhig ſein Leben beſchloß. Seine Meynungen waren vornehmlich folgende:

1) Chriſtus werde auf Erden ſichtbar wieder kommen, und ſein Reich der Herrlichkeit aufrichten, in welchem er mit den Frommen tauſend Jahre regieren würde; vorher würde das Ende dieſer Welt erfolgen, und eine wahrhaftige leibliche Auferſtehung der Gläubigen erfolgen, und Gott ein hartes Gericht über ihre Feinde ergehn, und den Teufel mit tauſendjährigen Ketten binden laſſen. Hierauf werde das tauſendjährige Reich ſelbſt angehen, und Chriſtus ſichtbarlich die Herrſchaft führen. Die Perſonen, welche mit Chriſto regieren würden, zwei Kirchen, eine obere und eine untere ausmachen, jene beſtehe aus den Heiligen, die in der erſten Auferſtehung auferwekt werden, und aus denen, welche verwandelt, und dem Herrn in der Luft entgegen gerükt werden würden; — dieſe aus den Juden, welche alsdenn auch bekehrt werden würden, und allē Völkern überhaupt. Die obere würde über die untere zwar geſezt ſeyn, indeſſen würden ſie beide in der genaueſten Verbindung ſtehen. Nach Verflieſſung der tauſend Jahre werde der Teufel auf einige Zeit zwar ausgehen, und die Heiden zum Streit gegen das Jeruſalem auf Erden verſammlen, aber alsdenn ſogleich in den feurigen Pſuhl geworfen werden. Dann erfolge die lezte Auferſtehung der Todten, von denen einige in tauſend Jahren ſelig werden würden. Dann entſtünde ein neuer Himmel und eine neue

 Erde,

Erde, und die Kinder Gottes werden von Ewigkeit zu Ewigkeit regieren.

2) Da Gott alles gut geſchaffen habe, ſo wolle er auch, daß alles dereinſt wieder gut werde; daher nach Verlauf einer gewiſſen Zeit auch alle Kreaturen wieder in den Stand der Unſchuld zurükkommen, und alſo auch die Teufel und Verdammten ſelig werden würden.

3) Es ſei ein Mittelſtand der Seele nach dem Tode, und alſo auch zwei Mittelörter, einer für die Frommen, der andre für die Gottloſen.

4) Der Sohn Gottes habe nicht bloß von der Maria eine dürftige Menſchheit, ſondern auch eine Gottmenſchheit angenommen. Selbige ſei weder erſchaffen, noch unerſchaffen, ſondern ein etwas weniges temperirtes Lichtkleid, ein Hauchen göttlicher Kraft, ein Strahl der Herrlichkeit Gottes, eine vorwaltliche himmliſche Gottmenſchheit.

5) Alle Dinge ſind Ausflüſſe des göttlichen Weſens, welche wieder zu ihrem Principium kommen müſſen.

6) Die Wiedergeburt iſt eine Vergötterung.

Jakob Boehme.

Jakob Boehme, ein Schuſter in Görliz, war einer der größten Fanatiker, und gehörte vielleicht unter diejenigen, welche ſich ſelbſt nicht verſtanden. Seine Meynungen waren folgende:

1) Der

1) Der ganze Gott beſtehe in ſiebenerlei Geſtalten, oder Gebährungen. Wenn dieſe nicht wären, ſo wäre kein Gott, kein Leben, und keine Kreatur.

2) Dieſe Geburten haben keinen Anfang, ſondern ſind von Ewigkeit geboren, und nach dieſer Tiefe weiß Gott ſelbſt nicht, was er iſt.

3) Moſes hat nicht die Schöpfung beſchrieben, ſondern ein andrer, der weder den wahren Gott, noch die Sterne kannte.

4) In der Schrift ſind viele Irrthümer. Sie iſt ein todter Buchſtabe.

5) Der Teufel iſt ein Theil der Gottheit, aus der Natur und Weſen Gottes des Vaters hervorgebracht.

6) Die Engel ſind lange vor der Welt aus Gott dem Vater gemacht, und haben Leib und Glieder, wie der Menſch.

7) Adam hat nicht mit dem Munde von dem verbotenen Baume gegeſſen, ſondern mit der Imagination.

8) Loths Blutſchande iſt ein Bild Chriſti.

9) Der Menſch, wenn er heilig lebt, iſt Gott ſelbſt.

10) Es iſt keine Gerechtigkeit Chriſti, die uns zugerechnet werde.

11) Unſere Gerechtigkeit beſteht in Tödtung des Fleiſches.

12) Im heiligen Abendmale wird nur Chriſti Mumia, oder ſeine geiſtliche Menſchheit empfangen.

Boehme bekam gleich viele Anhänger, und hat ſie noch bis auf den heutigen Tag.

Auſſer dieſen Schwärmereien in der Lehre gab es noch viele andere, welche ſogar ihre Narrheit ſo weit trieben, daß ſie ſich für göttliche Propheten ausgaben. Sie machten aber ſo wenig Unruhe, und ihre Weiſſagungen fielen von ſelbſt ſo bald über den Haufen, daß es nicht einmal der Mühe werth iſt, ihre Namen zu nennen.

Martin Seidel.

Den Beſchluß der Irrlehrer mag **Martin Seidel**, aus Ohlau in Schleſien, machen, welcher gegen das Ende des ſiebenzehnten, und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſich in Pohlen und andern benachbarten Ländern einen ziemlichen Anhang ſuchte. Er lehrte vornemlich folgendes:

1) Gott hat zwar dem jüdiſchen Volk einen Heiland oder Meßias verſprochen; er iſt aber nicht gekommen, wird und kann auch nie kommen, weil ſich das jüdiſche Volk durch ſeine Sünden dieſes den Vorfahren verheiſſenen Erlöſers unwürdig gemacht habe.

2) Chriſtus wird alſo mit Unrecht für den Meßias gehalten.

3) Sein

3) Sein eigentliches Amt beſtand bloß in Erklärung des aus der Schuld der Menſchen ſehr verdunkelten Naturgeſetzes.

4) Wer dieſem von Chriſto erklärten Geſetze gehorcht, der erfüllt alle Pflichten der von Gott vorgeſchriebenen Religion.

Gottfried Arnold.

Wenn auch **Gottfried Arnold**, der zulezt als Prediger zu Perleberg in der Prigniz ſtand, wo er 1714 geſtorben iſt, — vieles in ſeiner **Kirchen- und Ketzerhiſtorie** ſagt, was vielleicht mehr die Sprache der Leidenſchaft als wirkliche Ueberzeugung des Verſtandes war; ſo iſt es doch auſſer allem Zweifel, daß er in derſelben der Wahrheit einen weſentlichen Dienſt erwieſen, Irrthümer über den Haufen geſtürzt, Duldung und Nachſicht gegen Irrende allgemeiner gemacht, und die Gebrechen der Kleriſei frei und öffentlich aufgedekt habe. — Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob es wahr ſei, daß **Chriſtian Thomaſius** ihm das Meiſte bei Verfertigung ſeines Buches geholfen habe.

Joh. Conr. Dippel.

Der in ſeinen Schriften **Chriſtian Demokritus** genannte **Johann Conrad Dippel**, hatte traurige Schikſale, die er ſich größtentheils durch ſeine Laſterhaftigkeit und Unruhe zugezogen hatte. Er verließ die Theologie, und ward ein Chymiſt. Zu Berlin verfertigte er verſchiedene Schriften, die ihm Gefängnißſtrafe zuzogen; — nach ſeiner Loßlaſſung, prakticirte er in Amſterdam, gieng von da nach Dännemark als Kanzleirath, zog ſich aber durch ſein ſchlechtes Betragen groſſen Schaden zu. Er flüchtete zwar nach Hamburg, ward aber ausgeliefert, und ihm ein ewiges Gefäng-

Gefängniß auf der Inſel Bornholm beſchieden. — Sieben Jahre lang brachte er in demſelben zu; hierauf ward er losgelaſſen, und mußte das däniſche Gebiet verlaſſen. Der König von Schweden, der damals krank war, verlangte ihn ſogleich nach Stokholm, wo er auch, troz des Geſchreies der Prieſterſchaft, 1727 hingieng. Durch ein Reichskoncluſum mußte er indeſſen zu Ende dieſes Jahrs Schweden wieder verlaſſen. Er gieng nunmehro nach Deutſchland, wo er 1734 ſtarb.

Seine Meynungen ſind folgende:

1) Die heilige Schrift iſt weder Gottes Wort, noch ein Mittel zur Seligkeit.

2) Die drei Perſonen in dem einigen göttlichen Weſen ſind drei verſchiedene Wirkungen, und doch iſt der Vater größer als der Sohn.

3) Die Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit Chriſti iſt eine Lüge, ja ſo gar eine erſchrekliche Erfindung des Teufels.

4) Die Geſchöpfe ſind Ausflüſſe von Gott.

5) Die wahre Kirche iſt durch alle Sekten zerſtreuet.

6) Die Kinder braucht man nicht zu taufen.

7) Im heiligen Abendmale iſt der Leib Chriſti auf keine Weiſe gegenwärtig.

8) Chriſtus iſt nicht an unſrer Statt geſtorben.

9) Der

9) Der Menſch kann ſchon hier vollkommen werden.

10) Nur die Frömmigkeit allein, nicht die reine Lehre macht die wahre Religion aus.

11) Die unmittelbaren Offenbarungen ſind der heiligen Schrift vorzuziehen.

12) Beichte und Abſolution ſind im höchſten Grade unnüz.

13) Die ſymboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche ſind Unſinn.

Ganz entgegengeſezte ſchwärmeriſche Lehren trugen Wilhelm Peterſen und Jakob Boehme vor.

Dritte Abtheilung.

Von der reformirten Kirche.

Wachsthum der reformirten Kirche.

Es wird nöthig ſeyn, daß wir zuerſt dasjenige erwägen, was dieſe ſehr weit ausgebreitete Kirche überhaupt betrift, hiernächſt aber erzählen, was in einem jeden Lande, wo ſie ihre Religion übt, merkwürdiges vorgefallen iſt. Von ihrem vornehmſten Wachsthume iſt ſchon geredet worden, als wir von den brandenburgiſchen und heßiſchen Bewegungen in der Geſchichte der Lutheraner handelten. Hier fügen wir hinzu, daß Johann Adolph, Herzog von Holſtein, mit dem Anfange des Jahrhunderts, zur reformirten Religion übergegangen ſei, wodurch viele Hofnung ſchöpften, daß die Unterthanen nach und nach dem

Beiſpiele ihres Regenten folgen würden. Allein 1616 ſtarb der Fürſt, und mit ihm alle Hofnung der Reformirten. Heinrich, Herzog von Sachſen, verwechſelte 1688 zu Deſſau die lutheriſche Religion mit der reformirten. Uebrigens weiß jedermann, daß dieſe Kirche mit den Holländern und Engländern auch nach Afrika, Aſien und Amerika gegangen, und daß an verſchiedenen Orten dieſer Länder die blühendſten reformirten Gemeinden errichtet, auch den franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Reformirten hie und da unter den Lutheranern freie Religionsübung iſt verſtattet worden.

Zerſtöhrung der franzöſiſchen Kirche.

Die Zerſtöhrung der franzöſiſchen Kirche, die durch ſo viele große und fürtrefliche Männer ungemein berühmt geworden, iſt wohl die traurigſte unter allen öffentlichen Bedrängniſſen, welche den Flor und die Wohlfahrt der reformirten Kirche vermindert hat. Seit Heinrichs IV. Zeiten bildete dieſe Kirche einen beſondern Staat, der mit großen Privilegien verſehen war, und zu ſeiner Sicherheit die ſehr feſte Stadt Rochelle mit einigen Truppen beſezt hatte. Dieſer Staat bewies nicht immer die nöthige Klugheit, verband ſich oft bei bürgerlichen Kriegen mit der Parthei derjenigen, die ſich dem Könige widerſezten, ſuchten das Bündnis mit den Engländern und Holländern zu offenbar, und unternahm nicht ſelten auch andre Dinge, die dem königlichen Anſehen, wenigſtens dem Scheine nach, entgegen waren. Ludwig XIII. führte daher ſeit 1621 einige Kriege mit der reformirten Nation, und der Kardinal Richelieu urtheilte, Frankreich würde nicht eher ſicher und ruhig ſeyn, bis dieſer Staat zerſtöhrt und ſeiner Feſtungen beraubt würde. Richelieu

chelieu erhielt auch nach vielen Gefechten und Bemühungen ſeinen Wunſch, eroberte 1628 nach einer langen Belagerung Rochelle, und brachte die Stadt unter des Königs Botmäßigkeit. Itzt war es um den reformirten Staat in Frankreich gethan, und die wehrloſe Nation mußte ſich blos auf die Gnade des Königs verlaſſen.

Hätte der franzöſiſche Hof den Reformirten ihre durch ſehr vieles Blutvergießen und durch große Verdienſte erworbene Rechte des Gewiſſens und der Religion ungekränkt und unverlezt gelaſſen; ſo würden ſie den großen Verluſt ihrer Freiheit und Rechte vielleicht gelaſſen ertragen haben. Allein mit dieſem Glük noch nicht zufrieden, grif der franzöſiſche Hof, nachdem man jene Staatsverfaſſung zerſtört hatte, die mit der reformirten Kirche verbunden war, die Kirche und Religion ſelbſt wider die von den Königen ertheilten Sicherheitsverſicherungen an. Zuerſt ward die Sache auf eine gelindere Art durch Verſprechungen, Schmeicheleien und durch andre Dinge, ſowohl bei den Häuptern der reformirten Gemeine, als auch bei den vorzüglich gelehrten Geiſtlichen getrieben, und Richelieu ließ es an nichts fehlen, wodurch dem Anſcheine nach etwas beigetragen werden konnte, die Reformirten auf eine hinterliſtige Art zur römiſchen Kirche zurükzuführen. Wie aber durch alles dieſes wenig ausgerichtet wurde; ſo nahmen die römiſchen Biſchöfe zu Betrügereien, höchſt ungerechten Geſetzen ihre Zuflucht, um eine ihnen verhaßte Religionspartheі nach und nach zu entkräften, und ihres Widerwillens und Widerſtrebens ungeachtet, dem römiſchen Pabſt mit Gewalt zu unterwerfen. Viele, durch die äuſſerſten Unterdrükungen überwunden,

gaben

gaben endlich nach: andre verließen ihr Vaterland: aber der größeſte Theil beharrte bei der Religion ſeiner Väter. Nachdem alſo alle Künſte und Anſchläge erſchöpft waren; ſo glaubten endlich unter Ludwig XIV. die franzöſiſchen Biſchöfe und die Jeſuiten, denen der König Gehör zu geben pflegte, man müſſe dieſe ſehr hartnäkige Parthei mit Gewalt und Waffen ausrotten, und gleichſam durch einen Schlag zu Boden werfen. Ludwig, durch das ungeſtüme Bitten überwunden, ſchafte im Jahre 1685 mit Beifall des römiſchen Pabſtes, das Edikt von Nantes, welches ſein Großvater gegeben hatte, und das den Reformirten die Erlaubniß gab, Gott nach ihrem Sinne zu dienen, mit Hintanſetzung alles deſſen, was vor Gott und Menſchen Recht iſt, ab, und befahl ſeinen reformirten Unterthanen, zu der Religion ihrer Vorfahren zurükzukehren. Die Frucht dieſer traurigen Verordnung beſtand darinn, daß eine unzählbare Menge Franzoſen zum größeſten Nachtheile Frankreichs ihr Vaterland verließ, und ſich in verſchiedenen Theilen Europens ein neues Vaterland ſuchte. — Wer überhaupt eine Nachricht von dem Betragen des franzöſiſchen Hofes gegen die Proteſtanten in dieſem Zeitpunkte leſen will, findet ſie in der fürtreflichen Schrift: **Schikſal der Proteſtanten in Frankreich.**

Verfolgung der Waldenſer und Pfälzer.

Die **Waldenſer**, welche ſich in den Thälern von Piemont aufhielten, von denen wir oben geſagt haben, daß ſie mit den Genfern in Kirchengemeinſchaft getreten, ſind faſt durch dieß ganze Jahrhundert durch die entſezlichſten Anſchläge und geheime Unternehmungen der Diener des römiſchen Pabſtes gequält, ſo ſehr gedrükt und verfolgt worden, daß ſie ihrem Untergange mit ſaurer Mühe entflohen.

entflohen. Diejenigen, welche von ſo vielen Blutbädern noch übrig ſind, die haben ihre obgleich ungewiſſe und wankende Wohlfahrt der unabläßigen Fürbitte der Holländer, Engländer und Schweizer bei dem Herzoge von Savoyen zu danken. Die pfälziſche Kirche, die vormals die vornehmſte war, hat in Deutſchland, ſeit dem Jahre 1685, da die Regierung in die Hände eines römiſchkatholiſchen Fürſten gerathen iſt, nach und nach einen ſo groſſen Verluſt erlitten, daß ſie beinahe vom höchſten bis zum niedrigſten Range unter den reformirten Gemeinen in Deutſchland herabgeſezt iſt.

Wiſſenſchaften und Philoſophie unter den Reformirten.

Es iſt ganz unnöthig, die Verdienſte der reformirten Religionsverwandten, und alle Arten von Wiſſenſchaften zu rühmen, weil ſie ſowohl ſehr ausgebreitet, als auch jedermann bekannt ſind. Auch wollen wir die groſſen und fürtreflichen Männer, die ſich durch ihre Schriften unſterblich gemacht haben, nicht nennen, weil es ſchwer iſt, aus einer ſo groſſen Menge diejenigen auszuheben, welche die übrigen übertreffen. Die Lehrer in der Philoſophie haben ſich den Ariſtoteles zum Führer gewählt. Allein von des Gaſſendus und Carteſius Zeiten an, hat man ihm allmählig nicht wenig von ſeinem Anſehn geraubt. Denn viele Franzoſen und Holländer nahmen des Carteſius Syſtem an; hingegen ein guter Theil der Engländer wählte ſich den Gaſſendus zum Führer und Lehrer. Dies geſchah mit dem gröſſeſten Widerwillen der Ariſtoteliker, die vorzüglich in den Niederlanden ihre Schüler zu überreden ſuchten, es ſei nach Abſchaffung des Ariſtoteles ein ausnehmender Verluſt für die Religion und für die Wahrheit zu befürchten. Izt pflegt man ſich eben an den Ariſtoteles nicht mehr zu wenden.

Schrift- auslegung Die Schriftausleger unter den Reformirten dieſes Jahrhunderts treten alle in die Fußſtapfen Kalvins, und unterſuchen blos den Wortverſtand, und bekümmern ſich wenig um den in Bildern verborgen liegenden Verſtand. Dieſe Uebereinſtimmung hoben in der Folge zwei ſehr berühmte Ausleger Hugo Grotius, und Johann Coccejus auf. Jener, näher dem Kalvin, geht blos dem Wortverſtande im A. und N. T. nach, hält alle Weiſſagungen der Propheten ſchon vor Chriſti Zukunft für erfüllt, und will daher, der Sinn der Worte, aus welchen ſie beſtehen, müſſe nicht auf Chriſtum gedeutet werden; es ſei aber in einigen dieſer Weiſſagungen, ſonderlich in denen, welche die Schriftſteller des N. T. auf Chriſtum deuten, auſſer dem Wortverſtande noch ein anderer geheimer Verſtand, der in den Perſonen, Sachen und Begebenheiten verborgen liege, und Chriſtum und ſeine Lebensumſtände und Verdienſte angehe. Ganz anders machte es Coccejus, der dafür hält, daß einmal die ganze Geſchichte des A. T. die Geſchichte Chriſti und der chriſtlichen Kirche gleichſam in einem Spiegel darſtelle, daß hiernächſt die Weiſſagungen der göttlichen Boten ſelbſt den Worten nach von Chriſto handeln, und daß endlich alles, was der chriſtlichen Kirche bis ans Ende der Welt begegnen wird, in dem A. T. in einigen Stellen dunkler, in andern deutlicher, vorher angezeigt worden. Man ſagte daher insgemein: Coccejus findet Chriſtum auf allen Blättern des A. T. Grotius nirgends. Das erſte Glied dieſes Sprüchworts iſt vollkommen wahr, das letzte aber iſt weniger wahr. Denn auch Grotius findet Chriſtum, wie ſeine Auslegungen aufs deutlichſte beweiſen, in vielen Stellen des A. T. allein auf eine andere Art als Coccejus, nicht in den Worten, ſondern in den Sachen und Perſonen. Beid-

Beide Männer haben eine Menge Anhänger und Schüler gefunden. Auf Grotius Seite ſind auſſer den Arminianern, den Verehrern der alten Kalviniſchen Auslegungskunſt, die auch von dem Gisb. Voetius, dem vornehmſten Gegner des Coccejus, Voetianer genannt werden; viele Engländer, und die meiſten Franzoſen getreten; Coccejus hingegen hat nicht wenig Holländern, Schweitzern und Deutſchen ungemein gefallen. Doch beobachten einige zwiſchen dieſen Partheien die Mittelſtraſſe. Auch die Grotianiſchen ſowohl als Cocceianiſchen Ausleger ſind nicht von einerlei Gattung, und beide Partheien können in mehrere getheilt werden. Fortſetzung.

Die Glaubenslehren ſind durch einen ſcholaſtiſchen Anſtrich bei den Reformirten, ſo wie bei den Lutheranern, verunſtaltet worden: daß ſie aber nicht gänzlich unter das Joch des Ariſtoteles gebracht würden, dagegen ſezten ſich zuvörderſt die Arminianer, welche ſich einer ſimplen Lehrart befliſſen, und auf eine heftige Art auf diejenigen Gottesgelehrten loszogen, welche die Lehre des Heils ſowohl in Abſicht der Eintheilung, als des Ausdruks, unter den ſcholaſtiſchen Zwang brachten, hiernächſt auch die Carteſianer und Coccejaner, von welchen jene die Sätze ihrer Philoſophie bei der Erklärung der göttlichen Weisheit brauchten; dieſe aber der ganzen Theologie eine gröſſere Schönheit verſprachen, wenn ſie in die Geſtalt eines Bundes Gottes mit den Menſchen eingekleidet zum Vorſchein käme. Angeſehene Männer unter den Reformirten wollen dieſen kein Lob beigelegt wiſſen. Die meiſten Engländer und Franzoſen haben ſich in dergleichen Schranken nicht wollen einſchlieſſen laſſen, ſondern ſich in ihrer Glaubens- und Sittenlehre einer gröſſern Freiheit bedient. Glaubenslehren

Sitten⸗lehre. Wilhelm Ameſieus hat in die Sittenlehre zuerſt mehr Licht und Ordnung zu bringen geſucht. Allein er iſt bei alledem ſehr troken, und ſorgt mehr für die Schule als für das Leben. Nachher haben die Arminianer ſehr vielen Anleitung gegeben, etwas in dieſen Stüken zu verſuchen, das nüzlicher und den Einſichten des gemeinen Mannes angemeſſener iſt. Doch übertrefen die Franzoſen und Engländer die übrigen an Leichtigkeit, Scharfſinn und Gründlichkeit. Unter den Franzoſen hat zuerſt Moſes Amyraud, ein vorzüglich wiziger und ſcharfſinniger Mann, ein richtiges und ausgearbeitetes Lehrgebäude geliefert, woraus diejenigen nicht wenig Vortheil geſchöpft zu haben ſcheinen, die in der neuern Zeit einen ſehr berühmten Namen erhalten haben, Joh. la Placette und Bened. Pictet. Bei den Engländern haben ſich unter den entſezlichen Geräuſche bürgerlicher Kriege und Streitigkeiten ſonderlich die Presbyterianer und Independenten in verſchiedenen Schriften bemüht, ſich um die Gottſeligkeit verdient zu machen, von welchen doch einige allzuſtrenge und der menſchlichen Schwachheit uneingedenk ſind, andre aber offenbar auf die Lehren der Myſtiker verfallen. Als Hobbes die ganze Religion der Willkühr des Fürſten unterwarf, und den natürlichen Unterſchied deſſen, was recht und unrecht iſt, ganz auszurotten ſich bemühte; ſo reizte er groſſe und ſcharfſinnige Männer, einen Cumberland, Scharrok, Cudworth und andre die chriſtliche Sittenlehre aufzuklären und zu befeſtigen.

Streit über die Prädeſtination und Gnade. Die Schule zu Geneve ſtand bei dem Anfange dieſes Jahrhunderts in ſolchem Anſehen, daß ſich alle dahin verfügten, die nach einem reichen Vorrath theologiſcher Gelehrſamkeit ſtrebten.

Und

Und daher wurde es denn leicht, Calvins Meinungen von den göttlichen Rathſchlüſſen und von der Gnade auszubreiten, und in die Schulen einzuführen. Doch war man nirgends an Formeln und Vorſchriften gebunden; daher viele hin und wieder lebten, die entweder von den Genfern ganz abgingen, oder ihre Lehren auf eine gewiſſe Art mäßigten. Auch ſelbſt die, welche es mit den Genfern hielten, waren nicht völlig unter ſich einig. Denn als die meiſten dafür hielten, Gott habe nur die Sünde des erſten Menſchen zugelaſſen, nicht aber ſeinen Fall beſchloſſen, ſo gingen einige weiter und waren ſo verwegen, daß ſie behaupteten, Gott habe, um ſeine Gerechtigkeit und ſeine Gütigkeit in das helleſte Licht zu ſetzen, jene traurige Sünde des Adams von Ewigkeit her beſchloſſen, und alles ſo eingerichtet, daß die erſten Menſchen dieſelbe nicht vermeiden können, dieſe werden unter dem Namen der Supralapſarier von jenen, welche Infralapſarier genennt werden, unterſchieden. — Beide lieſſen die Stüke, worüber ſie nicht einig wurden, als Sachen von geringer Erheblichkeit fahren, und bemüheten ſich, mit vereinigten Kräften diejenigen zu unterdrüken, welche eine allgemeine Liebe Gottes gegen das menſchliche Geſchlecht behaupteten.

Arminianiſche Spaltung.

Hierauf entſtand nicht lange nach dem Anfange des Jahrhunderts eine große Spaltung, die hernach auf keine Art konnte geheilt werden. Jac. Arminius, ein Doktor der heil. Schrift in Leiden, verwarf die Sätze der Genfer, und vertheidigte die Sätze der Lutheraner von der Gnade. Viele angeſehene Männer traten auf ſeine Seite. Hingegen ward er von dem Franz Gomarus, ſeinem Amtsgehülfen, auf das heftigſte beſtritten.

Die Häupter des Staats riethen zur Mäßigung, und glaubten, daß beide Meinungen ohne Nachtheil könnten gelehrt werden. Nach langen und heftigen Streitigkeiten ward dieſer Streit auf Befehl der Generalſtaaten, und auf Moritzens Anſtiften, dem Urtheil der ganzen Kirche unterworfen, und auf der Kirchenverſammlung zu Dortrecht 1618 unterſucht. Auſſer den vornehmſten holländiſchen Theologen waren auf derſelben auch engliſche, pfälziſche, ſchweizeriſche und andre Abgeordnete gegenwärtig. Die Arminianer verlohren durch deren Ausſpruch, und wurden Verfälſcher der wahren Religion genannt.

Fortſetzung. Nicht ohne Grund zweifelt man, ob dieſer Sieg über die Arminianer, den Meinungen der Genfer und der reformirten Kirche überhaupt mehr Nutzen oder Schaden gebracht hat; ſo viel iſt gewis, daß nach den Zeiten der Dortrechtiſchen Kirchenverſammlung der unbedingte Rathſchluß mehr zu fallen angefangen, und das harte Geſetz der Nothwendigkeit die Vertheidiger deſſelben genöthigt habe, auch diejenigen für ihre Brüder zu halten, die es entweder mit den Arminianern offenbar hielten, oder ihnen doch ſehr nahe kamen. Anfänglich griffen die verurtheilten Arminianer, deren Anführer ſehr beredt und mit einem fürtreflichen Genie und mit der größeſten Gelehrſamkeit begabte Männer waren, durch Landesverweiſungen, Strafen und ſo viele andre Bedrängniſſe aufgebracht, ihre Feinde mit ſo großem Muthe und Beredſamkeit an, daß ſie unzählige überredeten, ihre Sache ſei gerecht. Selbſt unter den Frieſen, Zeeländern, Utrechtern und Gröningern konnten ſehr viele auf keine Weiſe dahin gebracht werden, die Schlüſſe von Dortrecht anzunehmen.

Und

Und ob man gleich nach Verlauf mehrerer Jahre von dieſen Provinzen 1651 es endlich erhielt, daß ſie zu erkennen gaben, ſie hätten nichts dagegen, daß die reformirte Religion, wie ſie zu Dortrecht beſtätigt worden, ohne Aenderung beibehalten und vertheidigt würde; ſo läugnen doch die größeſten Rechtsgelehrten der Holländer, daß dieſe Erklärung für ein wahres Geſez gehalten werden könne.

So lange die franzöſiſche Kirche noch in ihrem blühenden Zuſtande war, glaubte ſie von der gemeinen Regel der Reformirten in vielen Stüken abgehen zu müſſen, und dieß, wie man aus vielen Umſtänden abnimmt, aus dieſer Urſache, damit ſie ſich eines Theils des Haſſes, den ſie ertragen mußte, und der Laſt der verdrüslichſten Folgerungen, womit die Lehren der Genfer von den Katholiken beladen wurden, einigermaßen entledigen möchte. Die zu Sedan und Saumur geſchriebenen Bücher haben daher ſehr vieles, das nicht nur mit den lutheriſchen Meinungen von der Gnade, von der Prädeſtination, von der Perſon Chriſti, ſondern auch mit einigen Meinungen der Katholiken ſehr übereinſtimmig iſt. Meinungen der franzöſiſchen Kirche

Die Gottesgelehrten zu Saumur, zuförderſt Johann Camero, und nachher Moſes Amyraud, ein vorzüglich ſcharfſinniger und gelehrter Mann, dachte auf ein Mittel, die Lehrſätze der Genfer von den göttlichen Rathſchlüſſen, wie ſie zu Dortrecht erklärt worden, mit der Meinung derjenigen zu verbinden, welche eine allgemeine Liebe Gottes gegen das ganze menſchliche Geſchlecht annehmen. Amyraud hat einen großen Theil der gemeinen Lehren verändert, und ſeine Erfindungen beſtehen darinn: Gott will die Seligkeit al- Hypothetiſche Univerſaliſten

 ler

ler Menſchen, und kein einziger Sterblicher iſt von den Wohlthaten Jeſu Chriſti durch einen gewiſſen göttlichen Rathſchluß ausgeſchloſſen; allein niemand kann der Seligkeit und der Wohlthaten Chriſti theilhaftig werden, als der an Chriſtum glaubt. Und die Kraft oder das Vermögen zu glauben, verweigert der Allerhöchſte nach ſeinem unermeßlichen Wohlwollen niemanden; allein er unterſtüzt keineswegs alle, daß ſie ſich dieſes Vermögens weislich zu ihrer Seligkeit bedienen. Daher geſchieht es, daß ſo viel tauſend Menſchen aus ihrer eignen, nicht aus Gottes Schuld, verlohren gehen.

Zuſtand der engliſchen Kirche unter Cromwell.

Die engliſche Kirche iſt durch die heftigſten Sturmwinde und Gewitter beunruhigt worden. Als Jakob I. nach Eliſabeths Tode König wurde; ſo bekamen die Freunde der genfiſchen Lehre, welche Puritaner genannt wurden, nicht wenig Hofnung, ſie würden in Zukunft ein gnädigeres Schikſal haben, und nicht mehr den täglichen Bedrükungen der Episcopalen ausgeſezt ſeyn. Denn unter den Schotten, d. i. den Puritanern, war der König unterrichtet worden. Der Anfang kam mit dieſer Erwartung fürtreflich überein, und er ſchien zu verkündigen, daß der König das Amt eines Ehrenſchiedsrichter zwiſchen den uneinigen Partheien übernehmen werde. Allein ehe man es vermuthete, bekam alles eine ganz andre Geſtalt. Jakob, der nach der höchſten und durch keine Geſetze eingeſchränkten Gewalt ſtrebte, hielt dafür, die presbyterianiſche Regierungsform ſei ſeinen Wünſchen entgegen, die episcopaliſche hingegen ihnen gemäßer: denn jene ſtellen eine ariſtokratiſche Regierung vor: die episcopaliſchen Kirchen hingegen kommen einer monarchi-

ſchen

ſchen Regierungsform näher. Der Name Staats- oder Kirchenverſammlung war dem Könige furchtbar: daher bemühte er ſich ſehr, das Anſehen der Biſchöfe empor zu bringen, und gab öffentlich zu erkennen, das Beſte des Königs, ſei ſchlechterdings mit dem Beſten der Biſchöfe verbunden. Indeſſen wollte er doch die Lehren der Genfer lange Zeit unverlezt erhalten wiſſen, und ließ die ihnen entgegenſtehenden Meinungen auf der Kirchenverſammlung zu Dortrecht durch ſeine Theologen verdammen. Bei dieſen Geſinnungen erhielt ihn, ſo lange er konnte, Georg Abbot, Erzbiſchof von Canterbury, der ſelbſt den calviniſchen Meinungen ergeben und ein um die engliſche Freiheit beſorgter Mann war. Kaum aber waren die Abgeordneten der Engländer aus Holland zurükgekommen, und die zu Dortrecht gegebenen Geſetze bekannt gemacht, als der König, nebſt dem vornehmſten Theile der Theologen, ſeine gröſte Abneigung von denſelben zu erkennen gab, und der Meinung der Arminianer von den göttlichen Rathſchlüſſen den Vorzug gab. Daß dieſe unvermuthete Veränderung von mehr als einer Urſache hergerührt, werden diejenigen leicht glauben, die mit den Umſtänden jener Zeiten bekannt ſind; der vornehmſte aber iſt wohl ſelbſt in jener, bei einer Kirchenverbeſſerung zu beobachtenden Regeln zu ſuchen, welche die Stifter der neuen engliſchen Kirche vor Augen hatten. Sie wollten nemlich ihre Kirche, ſo viel als möglich der Kirche der erſten Jahrhunderte recht ähnlich machen; dieſe aber hat, wie niemand läugnet, von den Dortrechtſchen Lehrſätzen gar nichts gewußt. Als der König von den calviniſchen Gebräuchen und Meinungen gänzlich abgezogen war, ſo lebte jener alter Haß gegen die Puritaner, der ein wenig geru-

 het

het hatte, von neuem wieder auf. Und dieſer brach zulezt in einen offenbaren Krieg aus. Kurz, Jakob I. ſtarb im Jahre 1625 als ein abgeſagter Feind der puritaniſchen Zucht ſowohl als Lehren, die er in ſeiner Jugend ſich ganz zu eigẽ gemacht hatte, als ein ganz zuverläßiger Gönner und Beſchützer der Arminianer, deren Verdammung er ſehr befördert hatte, und als ein ſehr heftiger Vertheidiger der biſchöflichen Regierung, und hinterließ eine an innerlichen Uebeln kranke Kirche und Republik.

Unter Karl I.

Karl I. Jakobs Prinz, hatte beſchloſſen das, was ſein Vater angefangen hatte, zu vollenden. Er richtete deswegen ſeine ganze Sorge dahin, daß er zuförderſt die königliche Gewalt erweitern, hiernächſt die ganze Kirche von Brittannien und Irrland der Regierung der Biſchöfe, die er für die beſte Bewahrerinn der weltlichen Hoheit hielt, unterwerfen möchte. Zum Beiſtande, dieſes ſeine Neigung zu befriedigen, hatte er ſonderlich dem Wilh. Laud, der damals Biſchof von London, und nachher Erzbiſchof von Canterbury war, einen in vieler Abſicht lobenswürdigen Mann, der aber doch den alten Meinungen, Gebräuchen und Sitten der Chriſten über alle maßen ergeben, und ein deshalb abgeſagter Feind aller Puritaner und Calviniſten war. Dieſer befriedigte ohne alle Mäſſigung, ſowohl des Königs, als ſein eigenes Verlangen, verfolgte die Parthei der Puritaner auf eine recht ausgeſuchte Art, und bemühete ſich unabläßig, ſie ganz zu vertilgen, verwarf Calvins Meinungen ſowohl von andern Sachen, als von der Prädeſtination, führte viele Ceremonien und Gebräuche, die zwar alt, allein abergläubiſch und daher abgeſchaft waren, dawider ein, drang der

an

an die Verfaſſung der Genfer gewöhnten ſchottländiſchen Kirche, ihres heftigen Widerſtrebens ohngeachtet, Biſchöfe auf, und gab endlich nicht undeutlich zu verſtehen, es komme ihm die römiſche, obgleich irrende Kirche, heiliger und beſſer vor, als die Gemeinen der Proteſtanten, die keine Biſchöfe haben.

Als er hierdurch den König, den ganzen Orden der Biſchöfe, und ſich ſelbſt auf eine entſezliche Art verhaßt gemacht hatte, ward er im Jahre 1644 für das Gericht des Volks gezogen, als ein Verräther der Freiheit ſowohl als der Religion verdammet und enthauptet. Auf dem Gerüſte hielt er eine lange Rede, worinn er unter andern ſagte: er habe, nachdem er ſich reiflich geprüft, gefunden, daß kein einziges von denjenigen Verbrechen, warum er verklagt worden, nach den Geſezen des Königreichs den Tod verdiene. Der König ſei niemals Willens geweſen, die katholiſche Religion in England einzuführen, und er ſei ein guter Proteſtant, nach der durch die Geſeze eingeführten Religion. Er für ſeine Perſon habe niemals den Anſchlag gefaßt, die Reichsgeſeze umzukehren, oder eine fremde Religion einzuführen. Er ſei niemals ein Feind der Parlamente geweſen; habe aber demohngeachtet eines und das andere in der That nicht gebilliget, u. ſ. w. Nach Lauds Hinrichtung nahm der bürgerliche Krieg zwiſchen dem Könige und dem Parlamente dergeſtalt zu, daß die Flammen deſſelben nicht anders als durch das Blut des beſten Königs ausgelöſcht werden konnten. Das Parlament hob durch die Puritaner oder Presbyterianer und Independenten die alte biſchöfliche Regierungsform, und was ſowohl in der Religion, als beim Gottes-

dienſte

dienſte und in der Kirchenzucht mit den Geſezen der Genfer nicht übereinſtimmte, gänzlich auf, verfolgte den König ſelbſt mit großer Wuth, und ließ ihn, nachdem er überwunden worden, aufs Leben anklagen, und im Jahre 1648 zum Erſtaunen des ganzen Europa hinrichten. Auf der Blutbühne bezeigte der König eine große Gelaſſenheit, und bemühete ſich in einer Rede ſeine Unſchuld zu beweiſen, verſicherte, daß er als ein Chriſt der reformirten engliſchen Kirche ſterbe, eine gerechte Sache und einen barmherzigen Gott habe, und von einer vergänglichen zu einer ewig daurenden Krone gehe, mit welcher keine weltliche Bekümmerniß verbunden ſei.

So viel Uebel pflegt der Eifer für eine übel verſtandene, und in Redensarten und Gebräuchen geſezten Religion zu erzeugen. Man hat auch in dieſen Unruhen das, was man ſchon aus häufiger Erfahrung weiß, beſtätigt geſehen, daß faſt alle Sekten, ſo lange ſie unter dem Druke ſind, zur Liebe gegen die Gegenparthei und zur Mäßigung angelegentlich anrathen, hingegen, wenn ſie empor gekommen ſind, ihrer alten Vorſchriften vergeſſen. Denn als die Puritaner die herrſchende Parthei geworden waren, bewieſen ſie gegen die Biſchöfe und deren Vertheidiger im geringſten nicht mehr Billigkeit, als dieſe vormals gegen ſie bewieſen hatten.

Independenten.

Die Independenten, welche wir kurz zuvor unter die Anſtifter der bürgerlichen Uneinigkeit gezählt haben, wurden von den meiſten Schriftſtellern der Engländer ſchlimmer und unbilliger als die Presbyterianer beſchrieben, und verſchiedener groben Vergehungen und Laſter, ja des an Karl

den

den I. begangenen Königmordes insgemein beſchuldigt; wer aber die Bekenntnißbücher dieſer Sekte mit einem billigen Gemüthe durchſieht, der wird finden, daß ihr viele Verbrechen ohne Grunde beigemeſſen werden, und daß vielleicht die Vergehungen der weltlichen Independenten, das iſt, ſolcher Leute, die der königlichen Gewalt entgegen ſind, und nach einer unmäßigen Freiheit ſtreben, auf die Independenten in Abſicht auf die Religion auf eine unvorſichtige Art gezogen werden. Den Namen haben ſie daher, weil ſie mit den **Browniſten** dafür halten, daß alle chriſtliche Gemeinen **independent**, oder, welches einerlei iſt, ihre eigene Herren ſind, und nicht genöthigt werden dürfen, ſich dem Anſehen und den Geſetzen der Biſchöfe, oder der aus den Aelteſten und Abgeordneten vieler Gemeinen beſtehende Kirchenverſammlung zu unterwerfen. Und durch dieſe einzige Meynung ſind ſie hauptſächlich von den Presbyterianern unterſchieden; denn was ſie überdem von Religionswahrheiten glauben und lehren, das ſtimmt, etwas ſehr Weniges und Unerhebliches ausgenommen, mit den Glaubenslehren der Genfer faſt gänzlich überein. Der Vater dieſer Parthei iſt **Joh. Robinſon**, Prediger der Browniſtiſchen Gemeinde, die ſich zu Leiden niedergelaſſen hatte, ein angeſehener und frommer Mann. Wie dieſer ſah, daß die von **Robert Browne** geſtiftete Kirchenverfaſſung, einige Fehler habe, ſo hielt er dafür, man müſſe ſie verbeſſern, und auf ſolche Art einrichten, daß ſie nicht ſo viel Verhaßtes als vorher, an ſich haben möchte. — Dieſe Parthei, welche im Jahre 1610 in den Niederlanden zu entſtehen anfieng, hatte anfänglich ſehr wenige Freunde in England, und hielt ſich in der Finſterniß verborgen, um den Strafen gegen die Nonconformiſten

zu entgehen; als aber zu Karls I. Zeiten das Anſehn der Biſchöfe fiel, ſo faßte ſie im Jahre 1640 Muth, und wagte ſich getroſt ins Publikum. Nach dieſer Zeit wuchs ſie in kurzem an Achtung ſowohl, als an zahlreichen Gliedern dergeſtalt, daß ſie mit den Biſchöfen nicht nur, ſondern auch mit den Presbyterianern um den Vorzug ſtreiten konnte, welches unter andern Urſachen auch der Gelehrſamkeit der Lehrer, und den verbeſſerten Sitten des gemeinen Haufens zuzuſchreiben iſt. — So lange Cromwell regierte, oder aus mehr als einer Urſache ihr Gönner war, ſtand ſie überall in der größten Achtung; allein nach Wiederherſtellung der engliſchen Staatsverfaſſung unter Karl II. fieng ſie an, ſehr abzunehmen, und kehrte nach und nach zu ihrer alten Dunkelheit zurük. Sie iſt zwar heutiges Tages noch da, aber ſie iſt furchtſam und niedergeſchlagen.

Kirchenzuſtand unter Cromwell.

So lange Oliver Cromwell den Staat von Großbritannien verwaltete, hatten alle, auch die ſchändlichſten und abgeſchmakteſten Sekten Freiheit, dasjenige zu bekennen, was ſie für wahr hielten; blos die Biſchöfe und Freunde der biſchöflichen Regierung wurden auf die ungerechteſte Art gedrüket, und aller Einkünfte und Ehren beraubt. Aber an der Zahl und Anſehn übertrafen die Presbyterianer und Independenten alle übrigen weit; von welchen Cromwell, ob er gleich keiner Sekte ergeben war, die leztere deshalb vorzüglich ſchäzte, und erhob, damit er die Presbyterianer, die nach der Herrſchaft ſtrebten, deſto leichter im Zaum halten möchte.

Zu dieſer Zeit entſtanden die Quacker, von welchen, weil ſie bis auf unſere Zeiten fortdauern,

an

an einem andern Orte mit der nöthigen Umſtändlichkeit ſoll geredet werden.

Unter den Presbyterianern entſtand auch die Parthei der Antinomer oder Geſezſtürmer, wie ſie von ihren Feinden genennt werden, welche noch bis jezt fortdauern. Es ſind aber die Antinomer ſtrenge Anhänger des Kalvins, welche ſeine Meynung von dem unbedingten Rathſchluſſe Gottes zum Nachtheil der wahren Frömmigkeit zu mißbrauchen ſcheinen. Einige behaupten, es ſei nicht nothwendig, daß die Chriſten zu einem heiligen Wandel und zum Gehorſam gegen das Geſez von den Lehrern ermuntert werden; denn diejenigen, welche von Gott von Ewigkeit erwählet, würden ſelbſt ohne jemandes Ermahnung und Bitte auf göttliches Eingeben und auf Antrieb der unwiderſtehlichen Gnade, heilige und gute Handlungen unternehmen; die hingegen durch den göttlichen Rathſchluß zu ewigen Strafen beſtimmt wären, würden, wenn ſie auch tauſendmal ermahnt und gebeten würden, dem Geſetze doch nicht gehorchen; es wäre daher hinreichend, das Volk mit dem Glauben an Jeſum Chriſtum und mit dem Evangelio zu unterhalten. Geſezſtürmer.

Durch ſo viele, aus ungemäßigten Religionsſtreitigkeiten entſtandene Bedrängniſſe und beklagenswürdige Umſtände des Vaterlandes gerührt, glaubten einige kluge und friedfertige Männer einen Weg ſuchen zu müſſen, auf welchen diejenigen von den ſtreitenden Partheien, die noch einige Vernunft, und Religion hatten, gewiſſermaſſen vereiniget, wenigſtens von verderblichen Streitigkeiten, abgezogen würden. Sie ſchlugen ſich alſo zu den heftigen Episcopalen und den hartnäkigen Presbyterianern

nern und Independenten ins Mittel, und hoften, daß nach Beilegung ihrer Streitigkeiten die kleinen Partheien durch ihre eigne Waffen fallen würden. Es ſtritten aber dieſe theils über die Einrichtung der chriſtlichen Kirche, und des öffentlichen Gottesdienſtes, theils über einige Glaubenslehren, welche die Reformirten von den Arminianern trennen. Um beide Arten von Streitigkeiten beizulegen, bemühten ſich beide Schiedsrichter, die ſtreitenden Partheien aus den Engen, worinn ſie ſich geworfen hatten, hervorzuziehen, und ihnen einen breiten Weg zur Seligkeit zu bahnen. Dieſes Vorhabens wegen ſind ſie insgemein Latitudinarier genannt worden. Sie lobten und liebten zuförderſt diejenige Regierungsform der chriſtlichen Kirche, ſo durch die Geſetze der Engländer eingeführt iſt; doch wollten ſie nicht, daß man glauben ſollte, ſie ſei göttlichen Urſprungs, und ſchlechterdings nothwendig. Hieraus folgerten ſie, man müſſe diejenigen, welche andere Regierungsformen annähmen, tragen und für Brüder halten, dafern ſie nicht mit andern Laſtern befleckt wären. Was die Religion ſelbſt betrift; ſo wählten ſie ſich den Simon Epiſcopius zum Lehrer, und behaupteten nach deſſen Beiſpiele, daß ein Chriſt nur wenig wiſſen und glauben dürfe zur Erlangung der Seligkeit.

Zuſtand der Kirche unter Karl II.

Wie Karl II. 1660 wieder zu dem väterlichen Thron zurük berufen war; ſo kehrte die alte kirchliche Regierungsform, und Einrichtung des öffentlichen Gottesdienſtes zugleich mit aus ihrer Verbannung zurük, und die Biſchöfe gelangten wieder zu ihrer verlohrnen Würde. Diejenigen, welche an andern Einrichtungen ein Gefallen hatten, oder nach den Engländern zu reden, die Nonconfor-

conformiſten hoften, es würde ihnen doch auch einiger Rang in der Kirche eingeräumt werden; allein dieſe Hofnung betrog ſie, ehe man es glaubte. Denn Karl ſezte ſowohl den Schotten, die doch nichts höher ſchäzten, als die Genfiſche Kirchenverfaſſung, als den Irrländern, von neuem Biſchöfe vor; hernach wurden im Jahre 1662 durch eine öffentliche Verordnung alle diejenigen, die ſich nicht den Gebräuchen und Einrichtungen der engliſchen Kirche unterwerfen wollten, von ihrer Gemeinſchaft gänzlich ausgeſchloſſen. Die Parthie der Nonconformiſten hat bis auf des Wilhelm und der Maria Zeit verſchiedene Schikſale erlebt; niemals aber iſt ſie doch ſo glüklich geweſen, daß ſie nichts von Widerwärtigkeiten zu empfinden, oder zu befürchten gehabt hätte. Nur ſeit 1689 iſt ſie durch Wilhelm und deſſen Parlament von aller Furcht vor der herrſchenden Kirche befreit. Auch hat er den Schottländern erlaubt, nach den Geſetzen der Genfer zu leben, und ſie von der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe frei geſprochen. Hieraus alſo leitet man mit Recht den Anfang der Freiheit und Ruhe her, deren die von der herrſchenden engliſchen Kirche getrennten Sekten noch bis jezt genieſſen, aber auch zugleich den Anfang ſo vieler Partheien und Sekten, die oft geſchwinder als die Erdſchwämme, jährlich auf dieſer beglükten Inſel heran wachſen, und durch neue Erfindungen und Meynungen dem gemeinen Haufen bald auf dieſe, bald auf jene Seite ziehn.

Allein eben zu Wilhelm des Dritten Zeit im Jahre 1689 entſtand die ſehr berühmte Spaltung in der biſchöflichen Kirche in England, welche bis auf unſere Zeiten auf keine Weiſe hat gehoben werden können. Wilhelm Sankroft, Erzbiſchof von

Hohe Kirche unter den Engländern.

Canterbury, und mit ihm noch andere Biſchöfe, Männer, die alle durch ihre Gelehrſamkeit ſowohl, als durch ihren heiligen Wandel berühmt ſind, behaupteten, es ſei ihnen nicht erlaubt, dem neuen Könige Wilhelm dem Dritten mit einem Eide zu huldigen; denn Jakob der Zweite bliebe doch, ob er gleich vertrieben worden, ein rechtmäßiger König von England. Wie ſie auf keine Art von dieſer Meynung abgelenkt werden konnten, ſo wurden ſie im Jahre 1690 durch eine Parlamentsakte des Ober- und Unterhauſes abgeſezt, und andere Biſchöfe an ihre Stelle geſezt; und dieſe waren **Tillotſon, Moore, Patrick Ridder, Fowler,** und **Cumberland**, lauter Namen, die jeder, der gründliche und gemeinnützige Gelehrſamkeit mit ächter Gottesfurcht verknüpft, zu ſchätzen weiß, beſtändig mit Ehrerbietung nennen wird, und die allezeit in der Geſchichte der engliſchen Kirche, Sterne der erſten Größe ſeyn werden. — Die abgeſezten und aus ihren biſchöflichen Wohnungen vertriebene Biſchöfe, ſtifteten in der engliſchen Kirche eine neue Kirche, die durch ihre Meynungen, durch die Einrichtung des Gottesdienſtes von der übrigen Kirche unterſchieden war. Dieſe wurde aus der Urſache, welche die Uneinigkeit erzeugt hatte, die Kirche der **Eidweigerer** genannt, und wegen ihrer Meynung über das Anſehn der Kirche, welche ſie vertheidigte, und noch bis jezt zu vertheidigen fortfährt, die **erhabene oder hohe Kirche**, das iſt, die Kirche, die von den Rechten und dem Anſehn der Kirche übertrieben hohe Gedanken hat; ihr wird insgemein entgegengeſezt die **niedere Kirche**, das iſt, die von der Gewalt der Kirche auf eine gemäßigte Art denkt. Wenn die abgeſezten Biſchöfe und ihre Freunde und Anhänger behaupteten, die Kirche ſei nicht der weltlichen Obrigkeit und

dem Ausſchuße des Volkes, ſondern Gott allein unterworfen, und regiere ſich ſelbſt; es ſei daher das vom Parlamente über ſie gefällete Urtheil ungerecht und nicht rechtskräftig; blos eine Verſammlung der Kirche könne einen Biſchof durch ihre Schlüſſe abſetzen.

Für dieſe Meynung, für dieſe Rechte und Gewalt der Kirche ſtritt zuerſt jener ſehr berühmte Heinrich Dodwell aufs eifrigſte, nach ihm aber mehrere andere, daher der ſchwere und verworrne Streit über die Kirche entſtand, der noch nicht geendigt iſt, und immerzu neue Stärke erhält. Es unterſcheidet ſich aber dieſe hohe und nicht ſchwörende Kirche, die ſich ſelbſt die Rechtgläubige, aber die niedere Kirche die Schißmatiſche zu nennen pflegt, theils durch andere Stüke und Einrichtungen, theils durch folgende Meynungen von der biſchöflichen Kirche:

I. Den Völkern ſei es niemals erlaubt, ſich ihren Königen und Fürſten, es ſei unter was für einem Scheine oder Vorwande es wolle, zu widerſetzen. Dieſe Lehre nennen die Engländer den leidenden Gehorſam; dem ſie den thätigen Gehorſam, das iſt, die Lehre derer entgegen ſetzen, welche es für erlaubt halten, daß ſich die Unterthanen in gewiſſen Fällen den Obrigkeiten und Königen widerſetzen.

II. Die Erbfolge der Könige ſei göttlichen Rechtens, und könne daher auf keine Weiſe aufgehoben und abgeſchafft werden.

III. Die Kirche ſei Gott allein, nicht aber der Obrigkeit, ſonderlich in Religionsangelegenten unterworfen.

IV. Es wären daher Sankroft und die übrigen unter Wilhelm dem Dritten abgeſezten Biſchöfe wahre Biſchöfe bis an ihren Tod geblieben, und die, welche an ihre Stelle geſezt worden, wären ungerechte Beſitzer fremder Güter geweſen.

V. Dieſe fremde Beſitzer fremder Aemter wären auch ſchlechte Unterthanen des Staates ſowohl, als der Kirche, oder Rebellen und Schißmatiker, und es würden alſo diejenigen, die mit ihnen in Gemeinſchaft träten, der Rebellion ſowohl als der Spaltung ſchuldig.

VI. Ein Schißma, oder Spaltung der Kirche in mehrere Partheien, ſei die abſcheulichſte Sünde, deren Strafe niemand entgehen könne, wenn er nicht zu der wahren Kirche, von welcher er abgefallen, mit aufrichtigem Herzen zurükkehre.

Streitigkeiten der Carteſianer und Coccejaner

Wir kommen nun zu den Holländern. Die Vorſteher der niederländiſchen Gemeinē dünkten ſich nach Beſiegung und Vertreibung der Arminianer, dieſer Feinde der Kalviniſchen Lehre von den göttlichen Rathſchlüſſen, glüklich zu ſeyn; allein ſie konnten nicht lange der Ruhe genieſſen. Denn ſie verfielen nach dieſem Siege zu ihrem Unglüke in ſo viele innere Streitigkeiten, daß die Niederlande faſt durch dies ganze Jahrhundert gleichſam ein mit dem heftigſten Zank und Hader erfüllter Schauplaz geweſen. Allein dieſe Streithändel zu erzählen iſt weder nothwendig, noch leicht. Wir übergehen daher dasjenige, worüber zwiſchen einigen Lehrern geſtritten worden. Hieher gehören die Streitigkeiten zwiſchen den Gisbert Voetius und Samuel des Marets, der Streit über die Perüken, über den Wucher, zwiſchen den Salmaſius und Borhorn.

Denn

Denn dieſe und andere Dinge geben mehr die Meynungen ſonſt vortreflicher Männer über gewiſſe Stüke der Sittenlehre zu erkennen, als daß ſie den innern Zuſtand der Kirche darſtellen. Dieſen kennen zu lernen, dienen nicht nur diejenigen Streitigkeiten, die entweder die ganze Kirche, oder wenigſtens einen anſehnlichen Theil derſelben in Bewegung geſezt haben.

Die vornehmſten in dieſer Gattung ſind die Streitigkeiten über des Carteſius Philoſophie und über des Coccejus neue Meynung, welche zwei ſehr mächtige Partheien, nemlich der Coccejaner und Voetianer erzeugt haben. Die Theologie des Coccejus, und die Philoſophie des Carteſius haben nichts mit einander gemein; und es ſind daher die Streitigkeiten darüber nicht mit einander verwandt. Allein es hat ſo ſeyn ſollen, daß die Schüler dieſer ganz verſchiedenen Wiſſenſchaften beinahe ſich zu einer Parthei verbanden, und daß eben diejenigen, die den Coccejus ſich zum Führer in der Theologie gewählt hatten, den Carteſius ſich zum Anführer in der Weltweisheit nahmen. Denn eben diejenigen, welche die Carteſianer drükten, verfolgten auch den Coccejus und ſeine Schüler, und beſtritten beide mit gleicher Heftigkeit der Gemüther. Daher hat gleichſam die Noth die Carteſianer und Coccejaner gedrungen, ihre Kräfte und Stärke zu vereinigen, um deſto tapfrer ihre Sache wider eine ſo groſſe Menge von Feinden zu vertheilen. **Gisbert Voetius**, ein berühmter Gottesgelehrter zu **Utrecht** gab das Zeichen zu dieſem Kriege, und vermochte viele dazu, den Carteſius ſowohl als den Coccejus anzugreifen. Den erſtern beſchuldigte er nicht undeutlich atheiſtiſcher Grundſätze. Carteſius vertheidigte ſich gegen dieſe Beſchuldigung mit vie-

lem Muthe; nachher kamen auch die Schüler ihrem Lehrer zu Hülfe. Auf des Voetius Seite hingegen traten nicht nur die holländiſchen Gottesgelehrten, ſondern auch der größte Theil der Lehrer von niedrigerem Range. Das ſchon in Flammen allzugroß ausgebrochene Feuer bekam neue Nahrung, als einige Gottesgelehrte die Grundſätze des Carteſius zur Erklärung der Theologie brauchten. Daher wurde 1656 beſchloſſen, nicht zu geſtatten, daß dieſe gebietriſche Philoſophie in das Gebiet der Theologie einfalle. Selbſt die Staaten von Holland befahlen in eben dem Jahre durch eine öffentliche Verordnung den Philoſophen mit aller Strenge, ſie ſollten weder des Carteſius Schriften der Jugend erklären, noch nach den Grundſätzen der Philoſophie die heilige Schrift auslegen. In der Verſammlung zu Delft wurde endlich beſchloſſen, es ſollte niemand zum Lehramt in der Kirche gelangen, wenn er ſich nicht zuvor verbindlich gemacht hätte, er wolle weder die Carteſianiſchen Grundſätze ausbreiten, noch auch die göttliche Weisheit durch geborgten Schmuk verunſtalten. Allein die Menſchen trachten immer nach verbotenen Dingen, und daher konnten alle dieſe Befehle nicht verhindern, daß ſich nicht die Carteſianiſche Philoſophie endlich einen feſten Siz in den Schulen und auf Univerſitäten verſchaffte. Daher wurden die Niederlande in die zwo oben angeführten Sekten zertheilt.

Johann Coccejus.

Johann Coccejus, deutſch Koch von Bremen, Profeſſor der Theologie zu Leiden, der ohnſtreitig ein großer Mann geweſen wäre, wenn er ſeine Gelehrſamkeit, Witz, Beſchäftigung mit der heiligen Schrift, und Gottesfurcht durch Vernunft und Beurtheilungskraft hätte regieren können,

nen, führte nicht wenig Neues und zu ſeiner Zeit Unerhörtes in der Theologie ein. Er hielt dafür, die ganze Geſchichte des A. T. liefere eine Abbildung der Begebenheiten zur Zeit des N. T. bis ans Ende der Welt; ja dasjenige, was Jeſus nebſt ſeinen Freunden auf Erden gethan und gelitten, wären Bilder zukünftiger Begebenheit. Er lehrte ferner, der gröſzte Theil der Weiſſagung der Propheten bei den Juden hätte die Schikſale Chriſti und der chriſtlichen Kirche nicht durch Sachen und Perſonen, ſondern durch die Worte ſelbſt zum voraus verkündiget. Um dieſe Meinung zu befeſtigen und ſcheinbar zu machen, gab er zuförderſt dies Auslegungsgeſez: die Ausſprüche der heiligen Schrift bedeuten alles das, was ſie bedeuten können, welche Regel, wenn ſie von jemanden gebraucht wird, der mehr Wiz als Beurtheilungskraft beſizt, ſonderbare Auslegung hervorbringen kann. Hiernächſt theilte er die ganze chriſtliche Geſchichte in ſieben Zeiträume, vornemlich nach Anleitung der ſieben Poſaunen und Siegel in der Offenbahrung, ein. Von der Theologie ſelbſt urtheilt Coccejus, man müſſe ſie den Feſſeln der Philoſophen entreiſſen, und ſie blos mit Redensarten und Worten der heiligen Schrift vortragen. Als er nun ſahe, daß die heiligen Schriftſteller den von Gott vorgeſchriebenen Weg zur Seligkeit, einen Bund Gottes mit den Menſchen nennen, ſo hielt er keine Vergleichung für paſſender und geſchikter, als dieſe, die ganze Theologie gehörig zu verbinden, und in die rechte Ordnung zu bringen. — Er behauptete, daß der Bund, den Gott, durch Moſes Vermittelung mit dem jüdiſchen Volke machte, ſelbſt ſeiner Natur nach von dem neuen, durch Chriſtum geſtifteten Bunde, nicht unterſchieden ſei. Gott hat, mein-

te er, die zehn Gebote nicht als ein Geſez, dem man gehorchen ſollte, ſondern als eine Formel des Gnadenbundes durch Moſes bekannt machen laſſen. Als ihn aber die Juden durch mancherlei Sünden, ſonderlich durch die Verehrung des güldenen Kalbes, beleidigt hatten, ſo fügte er aus gerechtem Unwillen das harte und knechtiſche Cerimonialgeſez als eine Strafe zu dem Moralgeſez hinzu. Dieſes Joch war an ſich höchſt beſchwerlich; allein durch ſeine Bedeutung wurde es noch beſchwerlicher. Denn es erinnerte die Juden täglich ihres ſehr unvollkommnen Zuſtandes, und diente gleichſam zu einem beſtändigem Zeugniſſe, daß ſie den Zorn Gottes verdient hätten, und vor der Ankunft des Meßias keine vollkommene Verſöhnung und Vergebung ihrer Sünden erwarten dürften. Das übrige übergehe ich mit Stillſchweigen. — Diejenigen, die die carteſianiſchen Grundſäze beſtritten, erregten auch wider dieſe Meinungen einen heftigen Streit, der mehrere Jahre hindurch mit abwechſelndem Glüke geführt worden. Der Ausgang war eben der, den die carteſianiſche Streitigkeit hatte. Keine Liſt und keine Gewalt hat es hindern können, daß nicht des Coccejus Schüler die meiſten Lehrſtühle einnahmen, und mündlich und ſchriftlich die Säze ihres Lehrers auch unter den Deutſchen und Schweizern mit einer unerwarteten Geſchwindigkeit ausbreiteten.

Bekkers Streitigkeiten.

Balth. Bekker, Prediger zu Amſterdam, nahm aus des Carteſius Erklärung eines Geiſtes, an der er gar nichts auszuſetzen fand, Gelegenheit her, alles dasjenige, was die heilige Schrift von den Werken, Nachſtellungen und Kräften des Satans und ſeiner Engel lehret, wie auch alles,

was man von Geſpenſtern, Poltergeiſtern und Zauberern vorgiebt, gänzlich zu läugnen. Man hat von ihm ein weitläuftiges und ausführliches Werk, welches er die bezauberte Welt betitelt, und 1691 zuerſt herausgegeben hat. Er behauptet, dasjenige unglükſelige Weſen, welches die heiligen Schriftſteller den Satan und Teufel nenne, ſei nebſt ſeinen Dienern mit ewigen Banden in der Hölle gefeſſelt, ſo daß es nicht aus derſelben hervorgehen, die Sterblichen erſchreken, und den Frommen nachſtellen könne.

Vierte Abtheilung.

Die Arminianer.

Aus dem Schooſe der reformirten Kirche ſind in dieſem Jahrhundert zwo neue Sekten zum Unglük der Mutter hervorgegangen, die Sekte der Arminianer und Quaker. — Die erſten haben ihren Namen und Urſprung dem Jacob Harmenſen, oder wie er hat lieber heißen wollen, dem Jacob Arminius, der erſt Prediger zu Amſterdam, und nachmals Profeſſor der Theologie zu Leiden war, einem Manne, der auch bei ſeinen Feinden den Ruhm der Aufrichtigkeit, des Scharfſinns und der Frömmigkeit gehabt, zu verdanken. Man nennt ſie auch ſonſt Remonſtranten von einer Bittſchrift, die ſie im Jahre 1610 den Staaten von Holland übergaben, und die ſie Remonſtrans betitelten. Die Freunde der Lehre Calvins ſezten derſelben eine andere Schrift entgegen, welche ſie Contraremonſtrans benamten, daher das

Arminianer. Arminianiſmus

Wort Contra-Remonſtrant. Arminius ward zwar auf der Univerſität zu Genf unterwieſen, verließ aber doch, als er herangewachſen war, die allgemeine Lehre des größten Theils der reformirten Kirchen von der Prädeſtination und den göttlichen Rathſchlüſſen, und ging zu denen über, welche dafür halten, daß ſich die Liebe Gottes und das Verdienſt unſers Heilandes auf das ganze menſchliche Geſchlecht erſtreke. Wie er in dieſer Meinung durch Nachdenken beſtärkt worden, ſo hielt er dafür, es ſei ſeine Pflicht, dieſelbige öffentlich zu lehren, und die Meinung des Calvins zu beſtreiten. Arminius lehrte, das, was er für wahr hielt, nicht ohne guten Erfolg, ſondern überzeugte ſehr viele von der Wahrheit ſeiner Meinung; allein er erregte auch einen ganz entſetzlichen Haß der calviniſchen Schule gegen ſich. Inſonderheit bezeigte ſich Franz Gomarus, ſein College, ſehr feindſelig gegen ihn. Dies iſt der Anfang des langweiligen und höchſt verworrnen Streits. Als derſelbige immer größer wurde, und ſich durch die ſämmtlich vereinigten Niederlande ausbreitete, ſtarb Arminius 1609. Nach ſeinem Tode ſtritten die ſtreitenden Partheien einige Jahre hindurch mit gleichen Waffen.

Sätze der Arminianer.

Der ganze Streit wurde nach der Dortrechtiſchen Kirchenverſammlung von den Remonſtranten in fünf Sätze zuſammen gefaßt, welche unter dem Namen der fünf Artikel ſehr bekannt ſind. Es lehrten nemlich die Arminianer: 1) Gott habe vor Erſchaffung der Welt oder von Ewigkeit her beſchloſſen, diejenigen ewig ſelig zu machen, von welchen er vorher geſehn, daß ſie im Glauben an Jeſum Chriſtum bis ans Ende unverbrüchlich beharren würden, die Unglaubigen

im Gegentheil, und die bis ans Ende dem göttlichen Beruf Widerſtrebende ewig zu verdammen.

II) Jeſus Chriſtus habe die Sünden aller und jeder Menſchen durch ſeinen Tod verſöhnt; allein niemand als ein Gläubiger könne dieſer göttlichen Wohlthat theilhaftig werden.

III) Niemand könne von ſich ſelbſt, oder durch die Kräfte ſeines freien Willens, den Glauben in ſeiner Seele hervorbringen, und erweken, ſondern es ſei nothwendig, daß der von Natur böſe, und zu guten Gedanken ſowohl, als Handlungen ungeſchikte Menſch von Gott um Chriſti willen durch den heiligen Geiſt wiedergebohren und erneuert werde.

IV) Die göttliche Kraft oder Gnade, welche das Gemüth des Menſchen heiligt, ſei es, welche alles, was wahrhaftig gut bei den Menſchen genennt werden kann, anfange, fortſetze und vollende; und daher wären alle gute Werke, keines ausgenommen, allein Gott und ſeiner Gnade zuzuſchreiben; doch zwinge dieſe Gnade den Menſchen nicht wider ſeinen Willen, ſondern es könne ihr durch ſeinen verkehrten Willen widerſtanden werden.

V) Die mit Chriſto durch den Glauben vereinigt werden, wären überflüßig mit Kräften verſehn, die Nachſtellungen des böſen Geiſtes und die Reizungen der Sünde zu überwinden, ob ſie aber aus dem Stande der Gnade wieder fallen, und den Glauben verliehren könnten, das ſei noch nicht klar genung, und müſſe erſt in der heil. Schrift genauer aufgeſucht werden.

Es

Es waren alſo zu der Zeit, wie dieſe Sätze beweiſen, die Arminianer den Lutheranern ſehr ähnlich: allein die Anhänger Calvins behaupten, die Arminianer hätten durch dieſe ſcheinbare Sätze ein ſocinianiſches und pelagianiſches Gift unſchuldigen Gemüthern beigebracht. Wenn man indeß die Sache genau prüfen wollte, ſo würde ſichs zeigen, daß die Meinung der Genfer mit leichter Mühe könnte entkräftet werden.

Ein ganz unerwarteter Sturm warf die Arminianer gleichſam zu Boden, wie ſie ſich noch ſchmeichelten, auf die Gunſt der Groſſen viele Rechnung machen zu können. Es entſtand zulezt zwiſchen den vornehmſten Miniſtern des neuen niederländiſchen Staats, dem Johann von Oldenbarneveld, Hugo Grotius, und dem Prinzen von Oranien, Moriz, als Befehlshaber der Holländer Streit und Feindſchaft. Moriz ſtrebte, nach der Meinung der Staaten, nach der Oberherrſchaft. Dieſen Anſchlägen widerſezten ſich gedachte Häupter des Staats von Holland, die zugleich der Arminianer Beſchützer waren. Moriz beſchloß daher aus Unwillen das Verderben der Staatsminiſter ſowohl, als Arminianer, ihrer Anhänger, und trat hingegen auf die Seite der Calviniſten. Oldenbarneveld, der Kato ſeines Vaterlandes, wurde in einem Alter von 71 Jahren enthauptet. Er fragte noch, da er ſich ſchon zum Tode vorbereitete: Soll mein Grotius auch ſterben? es ſollte mir leid um ihn thun, er iſt noch jung, und würde dem Vaterlande noch viele Dienſte leiſten können. Den Grotius warf man in ein hartes Gefängniß, wo er, ſo lange die Unterſuchung ſeiner Sache dauerte, ſehr ſchlimm gehalten wurde. Sein Urtheil, das ihm 1619 angekündigt

kündigt wurde, enthielt ein langes Verzeichniß ſeiner Verbrechen. Man brachte ihn auf das Schloß zu Löwenſtein auf Zeitlebens, und zog ſeine Güter ein. In dieſem Gefängniß, in welches ſich ſeine Gemahlinn mit einſchließen ließ, brachte er die Zeit mit Studieren und Bücherſchreiben zu. Seine getreue Gemahlinn erfand endlich den Anſchlag, ihn in einem Bücherkaſten, in welchem ihm öfters Bücher zugeſandt, und wieder von ihm zurük geſchikt wurden, wegzuſchaffen. Und es gelung ihr. Er ging darauf nach Frankreich, verlohr aber die Liebe zu ſeinem Vaterlande nicht. Weil ihm aber alle Hofnung benommen wurde, zum Dienſte deſſelben wieder gebraucht zu werden, ſo trat er in den Dienſt der Königinn von Schweden. — Dieſer große und unſterbliche Mann, der von 1583 bis 1645 lebte, deſſen Verſtand, Witz, Scharfſinnigkeit und Gelehrſamkeit, kurz, deſſen bewundernswürdige und ſeltene Gaben ſchon in dem Alter reiften, worinn die Seelenkräfte anderer ſich kaum entwikeln, iſt werth, aus der fürtreflichen Lebensbeſchreibung des Herrn Profeſſors Schrökhs genauer gekannt zu werden.

Die Sache der Arminianer litt keine obrigkeitliche Unterſuchung, weil ſie nicht wider die Geſetze, ſondern wider die öffentliche Religion ſollten geſündigt haben. Es mußte alſo, um ſie verdammen zu können, eine geiſtliche Obrigkeit, oder eine Kirchenverſammlung zuſammen berufen werden; und zwar nach der chriſtlichen Verfaſſung der Genſer, welche dafür halten, daß alle Religionsſtreitigkeiten auf Kirchenverſammlungen entſchieden werden müſſen. Es kamen im Jahre 1618 und 1619 die berühmteſten Gottesgelehrten auf der Kirchenverſammlung zu Dortrecht zuſammen.

men. Auf Erfordern mußten auch die Hauptperſonen der arminianiſchen Parthei ſich zu vertheidigen ſtellen, und hatten zum Sachwalter den Simon Episcopius, einen Schüler des Arminius und Profeſſor der Theologie zu Leiden, einen Mann, der eine ſehr große Scharfſinnigkeit, Gelehrſamkeit und Beredſamkeit beſaß. Dieſer wollte die Vertheidigung ihrer Sache mit Beſtreitung der Sache ihrer Gegner anfangen. Dies aber mißfiel den Richtern, welche dafür hielten, die Beklagten müßten zuvor ihre Lehren erklären und beweiſen, ehe ſie wider die Gegenparthei disputirten. Wie die Arminianer auf keine Weiſe dahin gebracht werden konnten, ſich dem Willen der Väter zu unterwerfen, ſo wurden ſie aus der Verſammlung entlaſſen, und klagten, daß ihnen Unrecht geſchehe; die Richter aber erklärten ſie abweſend und ungehört aus denen von ihnen herausgegebnen Schriften der Verfälſchung der Religion und verderblichen Irrthümer ſchuldig. Dieſem Urtheile zu Folge wurden ſie aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, und der Erlaubniß zu lehren beraubt. — Ein Verſehen iſt in dieſer Sache auf beiden Seiten vorgefallen, auf welcher Seite aber das Verſehen am größten geweſen ſei, muß hier unentſchieden bleiben. Indeſſen iſt es ſo klar und deutlich, daß es jedermann in die Augen fallen muß: 1) Daß der Untergang der Arminianiſchen Parthei ſchon beſchloſſen geweſen, ehe das Concilium zuſammen berufen wurde. 2) Daß die Richter theils Ankläger, theils Feinde eben dieſer Arminianer geweſen, und daß der Präſident dieſer Verſammlung die allermeiſten an Haß gegen dieſe Parthei übertroffen habe. 3) Daß ſowohl die holländiſchen, als auch die auswärtigen Theologen keine Erlaubniß gehabt,

nach

nach ihrem Gefallen zu urtheilen, ſondern daß ſie nach dem Befehl ihrer Fürſten und Obrigkeiten, den ſie mitgebracht hatten, haben ſprechen müſſen. 4) Daß auf der Kirchenverſammlung ſelbſt das freie Gutachten der vornehmen und ſehr anſehnlichen Männer, die von dem Moriz und von den niederländiſchen Staaten abgeordnet waren, mehr als der Theologen, welche die Richter vorſtellten, gegolten habe.

Schikſale der Arminianer.

Wie man die Arminianer für Feinde des Vaterlandes und der Religion erklärt hatte, ſo bewies man gegen ſie ſehr viele Strenge. Man entſezte ſie zuerſt aller geiſtlichen und weltlichen Aemter, und darauf befahl man den Lehrern, gänzlich zu ſchweigen. Die nicht ſogleich gehorchen wollen, wurden theils ins Elend geſchikt, theils auf andere Weiſe beſchimpft. Viele giengen daher nach Antwerpen oder nach Frankreich. Nach dem Tode des Moriz wurden die vertriebenen Arminianer durch die Gnade ſeines Bruders, und Nachfolgers Friedrich Heinrichs ins Vaterland zurük berufen, und erhielten ſowohl ihren ehrlichen Namen, als auch die Ruhe wieder. Es kamen alſo diejenigen, die nach Frankreich und in die ſpaniſchen Niederlande entwichen waren, zurük, und ſtifteten an verſchiedenen Orten, ſonderlich zu Rotterdam und Amſterdam Gemeinen, die von den Reformirten unterſchieden waren. Damit ſie aber eine Pflanzſchule ihrer Geſellſchaft und Religion haben möchten, ſo ſtifteten ſie zu Amſterdam ein Gymnaſium, auf welchem zwei Profeſſoren zukünftige Prediger unterrichten, von welchen der eine die Theologie, der andere aber die Hiſtorie, Philoſophie und gelehrte Sprache lehrte. Dieſe Aemter haben nach den Simon Epiſcopius den erſten öffentlichen Profeſſor der

armi-

arminianiſchen Theologie, Männer, die bis auf unſere Zeiten durch den Ruf ihrer Gelehrſamkeit und Einſichten ſehr berühmt geworden, als Stephan Kurzellaeus, Phil. Limborch, Jean Le Clerc, Adrian von Kattenburg und Wettſtein verwaltet.

Arminianiſche Religion,

Anfangs giengen die Remonſtranten von den Reformirten in keinem Punkte ab, als in den fünf Artikeln von der Gnade und von der Prädeſtination; und auch blos deswegen wurden ſie auf der Dortrechtiſchen Kirchenverſammlung verdammt. — Nachdem die Vertriebenen Erlaubniß erhalten hatten, in ihr Vaterland zurükzukehren, ſo bekannten ſie ſich zu einer ganz neuen, und von den Religionsſyſtemen aller übrigen chriſtlichen Gemeinen entfernten Art von Religion. Denn ſie haben nicht nur jene fünf Artikel auf ſolche Art erklärt, daß die Meiſten nur wenig von den Grundſätzen derjenigen abzugehen ſcheinen, die da läugnen, daß der Menſch der göttlichen Gnade zur Bekehrung, und zu einem heiligen Wandel bedürfe, ſondern ſie haben auch den meiſten Glaubenslehren der chriſtlichen Religion durch Vernunft und Wiz ſehr enge Schranken geſezt.

Hauptſtüke derſelben.

Das Lehrgebäude der Remonſtranten iſt blos dazu eingerichtet, daß den Meynungen und Glaubenswahrheiten nach getrennete Chriſten dem Gemüthe nach vereinigt, und gleichſam zu einer Gemeine gemacht werden ſollten, ob ſie gleich in vielen Stüken von einander abgehen. Dies zu erhalten, behaupteten ſie, Chriſtus fordere von den Seinigen nicht viel zu glauben, ſondern viel zu thun, und ſich der Liebe und Tugend zu befleißigen, und verbanden, mit einem Chriſten einen ſehr weitläuftigen Begriff.

Der

Derjenige aber iſt ihrer Meynung nach ein Chriſt, der

1) Die heilige Schrift, ſonderlich das N. T. zur Richtſchnur ſeiner Religion annimmt, er mag es nun verſtehen, wie er will.

2) Dem Götzendienſt, und dem allen, was damit verbunden, nicht ergeben iſt.

3) Ein ehrbares und dem göttlichen Geſetze gemäßes Leben führt.

4) Keinen von denen, die in Abſicht der Religion von ihm abgehen, oder das N. T. anders, als er, erklären, verfolget und beleidigt.

Vermöge dieſer Grundſäze ſtehet allen Chriſten, obgleich ihre Meynungen ſehr verſchieden ſind, ein freier Zutritt zu der Gemeinſchaft mit den Arminianern offen; allein die Katholiken werden davon ausgeſchloſſen, weil ſie es für Recht erklären, die Widerſacher des römiſchen Biſchofes theils zu verfolgen, theils zu tödten. Und wenn die übrigen Chriſten dieſe Grundſätze annehmen wollten, ſo würden ſo viele verſchiedene Meynungen unter ihnen der gegenſeitigen Liebe und Einigkeit gar keine Hinderniß in den Weg legen.

Wir können uns hier nicht weitläuftig in die Lehrſätze der Remonſtranten einlaſſen, und bemerken nur, daß ſie auch die Nothwendigkeit der Genugthuung Chriſti läugnen. Gott, meynen ſie, habe dem gefallenen Menſchen die Sünde vergeben können, wenn gleich ſeiner Gerechtigkeit keine Genugthuung geſchehe. — — Aus

allen ergiebet ſich, daß die arminianiſche Gemeine aus Leuten von verſchiedener Gattung beſtehe, und keine unveränderliche und feſtgeſezte Religionsform oder kein Religionsſyſtem, wie wir uns insgemein ausdrüken, im eigentlichen Verſtande habe. Sie ſelbſt wollen zwar nicht das Anſehen haben, als wären ſie durch nichts gebunden, und weiſen ein gewiſſes, vom Sim. Episkopius gröſtentheils aus bibliſchen Werken, ganz geſchikt zuſammengeſeztes Glaubensbekenntniß, als ihre Glaubensformel und Lehrvorſchrift auf. Allein, da niemand von ihren Lehrern an dieſe Formel durch einen Eid oder Vertrag dergeſtalt gebunden iſt, daß er davon nicht abgehen könne, einem jeden hingegen nach der Verfaſſung dieſer Parthei erlaubt iſt, ſie nach dem Maaſſe ſeiner Einſichten zu erklären; ſo iſt offenbar, daß aus ihr in keine Weiſe abgenommen werden könne, was ſie annehmen und was ſie verwerfen. Daher lehren die öffentlichen Ausleger derſelben von den wichtigſten Lehrſätzen der chriſtlichen Religion auf eine ſehr verſchiedene Art. Sie ſind ſich auch in keiner Sache ſonſt beſtändig gleich, als in der Lehre von der Gnade und der Prädeſtination. Denn ſie fahren alle auf das ſorgfältigſte fort, dasjenige zu behaupten, was ihre Vorfahren aus der Geſellſchaft der Reformirten getrieben, wiewohl auf eine ganz andere Art, als ihre Vorfahren: daß nemlich Gott eine gleiche Liebe gegen das ganze menſchliche Geſchlecht trage, und daß kein Menſch durch einen gewiſſen ewigen und unbegreiflichen Rathſchluß Gottes, ſondern daß alle durch ihre Schuld verlohren gehen. Wer dieſen Lehrſaz anficht, der greift die ganze Schule an; wer hingegen andere Punkte aus den Schriften der Arminianer widerlegt, der muß wiſſen, daß er nicht mit dieſer Sache zu thun habe, ſondern mit einigen Lehrern derſelben, welche

che nicht einmal jenen Lehrſaz von der allgemeinen Liebe Gottes gegen das ganze menſchliche Geſchlecht, der die Arminianer vorzüglich von den Reformirten trennet, auf einerlei Art zu erklären und zu entwikeln pflegen.

Jetziger Zuſtand der Arminianer.

Die Gemeine der Arminianer iſt, in Vergleichung mit den Reformirten, ſehr klein, und nimmt, nach öffentlichen Gerüchten, immer mehr ab. In den Niederlanden haben ſie vier und dreiſſig Gemeinen, von welchen einige gröſſer, andere kleiner ſind. Auſſer den Niederlanden haben ſie nur eine zu Friedrichsſtadt. Allein die Säze ihrer Stifter haben ſich mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit unter mehreren Völkern ausgebreitet, und bei unzähligen Leuten Eingang gefunden. — Die Einrichtung des Kirchenregiments und des Gottesdienſtes iſt bei den Ariminianern faſt eben dieſelbe, die man bei den presbyterianiſchen Reformirten antrift. Wie aber die Häupter dieſer Parthei nichts unverſucht laſſen, was die Gemeinſchaft mit der engliſchen Kirche erhalten und befeſtigen kann; ſo bezeigen ſie ſich auch gegen die biſchöfliche Regierungsform ſehr freundſchaftlich, und tragen kein Bedenken, zu behaupten, daß ſie heilig, ſehr alt, und den übrigen chriſtlichen Kirchenverfaſſungen vorzuziehn ſei.

Fünfte Abtheilung.

Chriſtliche Gemeinen, die von den damaligen Religionsbegriffen abwichen.

1) Quäker.

Quäker. Der Urſprung dieſer Sekte fällt in die Zeiten, da in England alles in den bürgerlichen Krieg verwikelt war, und da ein jeder glaubte, ſein Haupt entweder durch Einführung eines neuen Staatsſyſtems oder einer neuen Religion, empor heben zu müſſen. Der Stifter war der Schuſter For, ein zu Träumereien ſehr aufgelegter Mann. Schon im drei und zwanzigſten Jahre ſeines Alters 1647 reiſete er in England herum, und gab göttliche Eingebungen vor. Inſonderheit ermahnte er das Volk, auf die Stimme des göttlichen Worts acht zu haben, welches nach ſeiner Meynung in allen Seelen verborgen läge. Nach Karls I. Hinrichtung fieng er ſein Religionswerk mit vielem Eifer und Dreiſtigkeit zu treiben an. Im Jahre 1650 gab er bereits vor, daß der öffentliche Gottesdienſt unnüz wäre, worüber er ins Gefängniß geworfen ward.

Stifter.

Geſchichte der Quäker. Demohngeachtet aber ſezte er ſeine Reformation durch. Seine Anhänger, die meiſtentheils aus erhizten Frauenzimmern beſtanden, zogen gegen alle Religionen heftig los, und verachteten die Befehle, und Geſetze der Obrigkeiten unter dem Vorwande der Religion und eines göttlichen Triebes. Kromwell, der ſonſt viele Einbildungskraft beſaß, war doch

doch dieſen Schwärmern nicht gewogen. Es ſcheint, daß er ſich vor ihnen gefürchtet habe.

Unter der Regierung Karls II. erhielt ihre Religion ſowohl als auch die ganze Verfaſſung eine dauerhaftere und beſtimmtere Einrichtung. Robert Barklaj, ein ſchottiſcher Edelmann, Georg Keith, und Sam. Fiſcher brachten den unbeſtimmten und ſchwankenden Lehrbegrif des Fox in eine gewiſſe Ordnung. Demohngeachtet aber mußten ſie noch viele Drangſale ausſtehen, weil ſie ſich weigerten, den Obrigkeiten die gehörigen Ehrentitel zu geben, dem Könige den Eid der Treue abzulegen, und der Geiſtlichkeit den Zehnden zu entrichten.

Unter Jakob II. giengs ihnen ſonderlich vom Jahre 1665 um etwas erträglicher, wozu der berühmte Wilhelm Penn, der bei dem Könige in groſſem Anſehn ſtand, das meiſte beitrug.

Wilhelm III. der allen Sekten Frieden ſchaffte, ließ auch endlich dieſe der öffentlichen Freiheit und Ruhe genieſſen.

Die Quäker blieben aber nicht allein in England, ſie machtē auch einen Verſuch in Deutſchland, Preuſſen, Frankreich, Italien und Holland, ihre Sekte auszubreiten, aber mit keinem ſonderlichen Erfolge. Die Holländer erlaubten endlich einigen Familien unter ihnen zu wohnen. Auf Amerika richteten ſie gleich vom Anfange an ihr Abſehn. Indeſſen kamen doch nur wenige hin, bis endlich Wilhelm Penn 1668 die Religion der Quäker angenommen, und ihnen einen Freiheitsbrief beim Könige ausgemacht hatte. Dieſer führte ſie nach

ſeiner ihm geſchenkten Provinz, und machte die Quäker daſelbſt zu der herrſchenden Parthei.

Noch bei Lebzeiten des Fox entſtanden öfters zwiſchen den Quäkern und andern in den Jahren 1656, 1661 und 1683 ſowohl über die Lehren, als über die Kirchenzucht Streitigkeiten. Nach Fox Tode aber kam es den Quäkern vor, als wenn Georg Keith unter andern Dingen, auch vornehmlich von der menſchlichen Natur Chriſti, nicht recht lehrte. Er legte Chriſto zwo menſchliche Naturen, nemlich eine himmliſche und geiſtliche, und eine irdiſche und körperliche bei. Dieſer Streit zwiſchen Keith und den andern Quäkern wurde dem Parlament von Großbrittannien vorgelegt, und 1695 dahin geſchlichtet, daß Keith mit ſeinen Anhängern von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen wurde. Keith wurde darüber ſo böſe, daß er zur engländiſchen Kirche wieder übergieng.

Dieſe neue Religion war eben keine neue Erfindung; ſie iſt die alte myſtiſche Theologie, die ſchon im zweiten Jahrhundert entſtand, und die Origenes fleißig bearbeitete.

Lehrſätze. Ihr vornehmſter Lehrſaz, von welchem alles übrige abhängt, iſt dieſer: „Es liegt in den Seelen aller Menſchen ein gewiſſer Theil der Vernunft und des göttlichen Weſens, oder ein gewiſſer Funken von der Weisheit, die in Gott ſelbſt iſt, verborgen. Dieſer Funken, der unter der Laſt des Körpers und der Finſterniß des Fleiſches, womit wir umgeben ſind, begraben liegt, muß ein jeder, der nach der wahren Glükſeligkeit und nach ſeiner ewigen Wohlfarth trachtet, durch ein in ſich ſelbſt Einkehren, durch Betrach-

trachtung und durch Schwächung der Kraft der Sinne herauslocken, erweken und anfeuern. — Wer das thut, der wird es empfinden, daß ihm aus dem Innerſten der Seele ein bewundernswürdiges Licht aufgehe, oder eine himmliſche Stimme hervorbreche, welche die Lehrerinn aller göttlichen Wahrheit, und das gewiſſeſte Pfand der Vereinigung mit Gott iſt. — Dieſen natürlichen Schaz des menſchlichen Geſchlechts benennen ſie mit mehrern Namen, am öfteſten aber das göttliche Licht, zuweilen einen Strahl der ewigen Weisheit, dann auch die himmliſche Sophia. Dieſe ſtellen einige von ihnen in weiblicher Kleidung vor, und erzähle von ihrer Hochzeit mit dem Menſchen allerlei Hiſtörchen.

Weil Chriſtus in allen, die gebohren werden, wohnt, ſo beſteht die ganze Religion darinn: 1) daß der Menſch ſein Gemüth von den äuſſerlichen Dingen abziehe, die Herrſchaft der Sinne ſchwäche, ganz in ſich ſelbſt ſich kehre, und das, was der im Herzen verborgene Chriſtus, oder das innere Licht befiehlt und ſagt, mit der gröſſeſten Aufmerkſamkeit auffaſſe.

2) Das äuſſerliche Wort, die heilige Schrift führt den Menſchen nicht zur Seligkeit; denn Buchſtaben und Worte haben kein Leben, und können alſo keine ſolche Kraft haben, daß ſie die menſchliche Seele erleuchten, und mit Gott vereinigen. Die heilige Schrift verſchaft blos den Vortheil, daß ſie das Gemüth des Leſers erwekt, und reizt, das innere Wort zu hören, und den Unterricht des innerlich lehrenden Chriſti zu ſuchen.

3) Diejenigen, welche das geſchriebene Wort nicht haben, als die Heiden, Türken, und Juden ermangeln zwar eines Hülfsmittels zur Seligkeit, aber nicht des Weges und der Unterweiſung zur Seligkeit ſelbſt. Dann wenn ſie auf den innern Lehrer, der, wenn nur der Menſch in der Stille einkehrt, niemals ſtillſchweigt, merken, ſo können ſie von demſelben hinlänglich lernen, was zu wiſſen und zu thun nöthig iſt.

4) Es iſt daher die Kirche Chriſti ſehr groß, und faßt das ganze menſchliche Geſchlecht in ſich. Denn alle Menſchen tragen Jeſum in ihrer Seele eingeſchloſſen mit ſich herum, und können durch ihn, wenn ſie gleich in der gröſſeſten Barbarei, und in völliger Unwiſſenheit der chriſtlichen Religion ſich befinden, hier und dort weiſe und ſeelig werden. Die, welche ehrbar leben, und ihre Begierden im Zaum halten, ſie mögen Heiden oder Juden ſeyn, werden theils durch den Chriſtum, der in ihnen verborgen liegt, mit Gott vereinigt werden, theils ewig verbunden bleiben.

5) Daß die Menſchen den Chriſtum, der ihnen innerlich gegenwärtig iſt, nicht leicht ſehen und hören, daran werden ſie ſonderlich durch den ſchweren, dunkeln und aus einer verderbten Materie zuſammengeſezten Körper, womit ſie umgeben ſind, gehindert. Man muß daher ſehr ſorgfältig dahin ſehen, daß ja die Gemeinſchaft mit demſelben die Seele nicht ſchwäche, beunruhige, und durch die Sinne mit den Bildern äuſſerlicher Dinge erfülle. Daher es unglaublich iſt, daß Gott einmal die ihrem Gefängniſſe entflohene Seelen von neuem hinein bringe;

ge; vielmehr muß das, was wir von der Auferwekung der Leiber leſen, entweder figürlich verſtanden, oder von neuen und himmliſchen Körpern erklärt werden.

Die Quäker entbehren hierdurch alles, was die andern Sekten von dem göttlichen Urſprunge Chriſti, von ſeinem Leiden und von ſeiner Gnugthuung lehren. Ihnen kommt es allein auf den innern Chriſtus an. Einige von ihnen glauben auch, daß alles, was in der Bibel von Chriſto erzählt wird, eine bloße Geſchichte des innern Chriſtus ſei, die man mit dichteriſchen Zierrathen und Einkleidungen ausgeſchmükt hat.

Aus dieſer Quelle fließt ihre Verfaſſung und Lebensart. Sie kommen zwar Sonntags des Gottesdienſtes wegen zuſammen; aber ſie haben weder Feſttage, noch Ceremonien und Gebräuche; da ſie die Religion ganz in den Dienſt des in den Seelen verborgenen Chriſtus ſetzen, ſo halten ſie ſich an keine gewiſſe Anordnungen und Geſetze. In ihren Verſammlungen lehrt, wer Luſt hat, Männer und Weiber. Gebete und Geſänge haben ſie nicht. Ihre neuen Mitglieder weihen ſie nicht durch die Taufe ein, ſo wenig ſie etwas aus dem heiligen Abendmale machen. Von beiden glauben ſie, daß es jüdiſche Anordnungen ſind, und daß Chriſtus vormals ſie nur dazu gebraucht habe, damit er in einem ſichtbaren Bilde durch die Taufe die geheime Reinigung der Seelen, und durch das heilige Abendmal die göttliche Nahrung der Seelen gleichſam vor Augen ſtellen möchte.

Ihre Sittenlehre iſt ſehr traurig, ſie beſteht größeſtentheils aus dieſen zweien Lehren. Sittenlehre.

1) Alles, was ergötzen, das Gemüth mit Wolluſt weiden, und die Sinne auf eine angenehme Art bewegen kann, muß entweder ganz gemieden werden, oder wenn man es nach den Geſetzen der Natur nicht ganz vermeiden kann, durch Vernunft und Ueberlegung gemäßigt und unterdrükt werden, damit es das Gemüth nicht verderbe. Denn da das Gemüth einzig und allein darauf bedacht ſeyn muß, der Stimme und dem Wink des innern Lehrers zu gehorchen, ſo muß vorzüglich dafür geſorgt werden, daß es von der ſchädlichen Verbindung mit dem Körper und körperlichen Dingen abgehalten werde.

2) Es iſt unrecht, die gewöhnliche Lebensart und die allgemeinen eingeführten Sitten mitzumachen. Kein Quäker grüßt den andern, keiner bezeigt der Obrigkeit und Perſonen höhern Standes einige Ehrerbietung. Keiner vertheidigt ſein Leben, noch ſein Vermögen, und alle haben einen Abſcheu vor dem Eidſchwur. An dieſen Dingen und an ihrer äuſſern Tracht ſind ſie leicht zu kennen.

Anfänglich war weder Ordnung, noch kirchliche Regierung bei dieſer Sekte. Mit der Zeit aber merkten die Klügſten unter ihnen, daß ihre Verfaſſung ohne Geſetze unmöglich beſtehen könne. Man ordnete daher eine Verſammlung der Aelteſten an, welche alles, wobei Schwierigkeiten oder Zweifel ſich ereignen, unterſuchen und ausmachen, und überhaupt die Aufſicht über die Mitglieder haben. Wer ſich von ihnen verheyrathen will, muß bei ihnen ſich melden, ſo wie auch die, welche taufen oder begraben laſſen wollen. An manchen Orten müſſen ihnen auch die Reden, die die Mitglieder ans Volk halten wollen, zur Cenſur vorgelegt werden. In

In London giebt es auch gewiſſe Leute, deren Amt es iſt, das Volk zu ermahnen, wenn etwa unter der Verſammlung ſich keiner finden ſollte, der die Brüder erinnern und ermuntern will, damit nicht die Verſammlung in Ermangelung eines Redners unerbaut auseinander gehe. Nöthig iſt es nicht, daß in den Zuſammenkünften der Quäker geprediget werde. Sie kommen auch nicht zuſammen, um einen äuſſerlichen Lehrer zu hören, ſondern, daß ſie auf die Stimme deſſen, den jeder in ſeiner Seele eingeſchloſſen trägt, Achtung geben, oder nach ihrer Art zu reden, in ſich ſelbſt einkehren mögen.

Weil aber dieſe ſtumme Zuſammenkünfte Gelegenheit zum Gelächter gaben, ſo ſind nun gewiſſe Redner beſtellt, die einen mäßigen Lohn für ihre Arbeit zu erhalten pflegen.

Zu London halten ſie jährlich in der Woche vor Pfingſten eine Verſammlung ihrer ganzen Kirche, auf welcher ſich Abgeordnete von allen Gemeinen einfinden: und hier werden die wichtigſten Angelegenheiten unterſucht und entſchieden. Die heutigen Quäker beklagen ſich über Bedrükung; allein ſie rühren alle blos daher, daß ſie den Zehnden nicht geben wollen.

2) Von den Mennoniten oder Wiedertäufern.

Im vorigen Jahrhunderte hatten die Mennoniten von den Niederländern zwar ſchon das Bürgerrecht erhalten; allein in andern Staaten hielt man noch immer dafür, daß es nicht wohl möglich wäre, daß Leute gute Bürger ſeyn könnten, die

Mennoniten.

die dafür hielten, ein Chriſt könne ohne Sünde keinen Eid ablegen, und man bedürfe in dem Reiche Jeſu Chriſti keiner Obrigkeiten und Strafen. Man kann daher auch aus dieſem Jahrhunderte noch viele Beiſpiele von Anabaptiſten ſammlen, die entweder am Leben oder ſonſt geſtraft worden ſind. Jetzt aber, da ſie ſehr viele Proben ihrer Gutthätigkeit abgelegt haben, leben ſie nicht nur in den Niederlanden, ſondern auch in England, Deutſchland und Preußen ruhig, und ernähren ſich und die Ihrigen theils durch Künſte und Handwerke, theils durch den Handel auf eine anſtändige Art. Die Art, wie ſich ein großer Theil von ihnen die theologiſchen Streitigkeiten vom Halſe geſchaft hat, iſt ſehr nachahmungswürdig. Die Flandrer, Deutſchen und Frieſen entſagten 1630 zu Amſterdam den bisherigen Zänkereien, und vereinigten ſich bis auf einige Sätze. Dieſen Friedensſchluß haben die Deutſchen mit den Flandrern nachher nochmals erneuert.

Heutiges Tages wird die ganze Sekte der Anabaptiſten, in zwei große Gemeinen getheilt, in die Feinen, das iſt, die Strengern, und in die Groben, das iſt, die Sanftern. Die feinen Anabaptiſten ſind treue Schüler des Menno Simons, und bewahren die Lehre deſſelben vom Fleiſch Chriſti, von dem Fußwaſchen der Ankömmlinge nach dem Befehl Chriſti, von der Verſtoſſung der Sünder nicht nur, ſondern auch derer, die nur einigermaßen von der alten Einfalt abweichen, und nur mit einem Schein der Sünde beflekt ſind, aus der Kirchengemeinſchaft, und von der Vermeidung derſelben, gleich einer Peſt, von der Verachtung der menſchlichen Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft und einige andere Stüke, doch nicht

alle mit gleicher Strenge. Alle dieſe Anabaptiſten haben zuförderſt Biſchöfe, oder Aelteſten, welche allezeit im Kirchenrath den Vorſiz haben, und allein die Macht beſitzen, zu taufen und das heilige Abendmal auszutheilen; hiernächſt aber Lehre, welche predigen, und endlich Diakonen und Diakoniſſen.

Aus dieſen drei Ordnungen beſteht der geiſtliche Rath, der die Kirchen regiert. Die wichtigern Sachen werden in den allgemeinen Verſammlungen der Brüder vorgetragen und entſchieden. Alle Kirchendiener werden durch die Stimmen der Brüder gewählt, und bis auf die Diakonen durch Gebet und Auflegung der Hände eingeweihet.

Unter den kleinern Sekten der Strengen ſind die Ukewalliſten berühmt geworden. Sie haben ihren Urſprung einem Friesländer mit Namen Uke Walles zu verdanken. Dieſer Mann wollte nicht allein, daß die alte und ſtrenge Zucht des Menno völlig ungeändert bleiben ſollte, ſondern lehrte auch, man müſſe an der Seligkeit des Judas und dererjenigen, die an Chriſtum Hand angelegt, nicht verzweifeln. Zur Unterſtützung ſeiner Meinung ſagte er, daß die Zeit zwiſchen der Geburt Chriſti und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, die gleichſam das alte und neue Teſtament von einander ſcheidet, eine Zeit der Finſterniß und Unwiſſenheit geweſen, worinn es den Juden völlig am göttlichen Lichte und Beiſtand gefehlt habe. Hieraus meinte er, folge nun, daß die Sünden und Miſſethaten, die unterdeſſen von ihnen begangen worden, der größten Entſchuldigung fähig wären, und daher von der göttlichen Gerechtigkeit nicht beſtraft werden könnten. Allein mit dieſer Lehre des Ukewallis waren die Gröninger nicht zufrieden, er wurde des Landes verwieſen.

In

In Oſtfriesland, wohin er ſich begab, glükte es ihm mit ſeiner Lehre beſſer. Er ſchikte von da aus Mißionairs nach Friesland, Litthauen, und Preuſſen, mit glüklichem Erfolge. Und noch jezt ſind ſie die treueſten Schüler des Menno.

Tritt von den übrigen chriſtlichen Partheien jemand zu ihnen, so muß er von neuem getauft werden. Ihre Tracht iſt ohne allen Zierrath oder Schmuk. Ihren Bart laſſen ſie wachſen, und auſſer das allernothdürftigſte haben ſie nichts im Hauſe. Wer von dieſem ſtrengen Geſetze im geringſten abweicht, wird ſogleich in den Bann gethan, und als eine allgemeine Peſt von allen gemieden. Das Fußwaſchen rechnen ſie unter die von Gott verordneten Gebräuche. Dieſe Kirchenzucht bewahren ſie um ſo leichter, je ſorgfältiger ſie ſich hüten, daß kein Lüftchen von Gelehrſamkeit ihre fromme Unwiſſenheit anwehe.

Die groben, oder die gemäßigten Wiedertäufer, die insgemein Waterländer genennt werden, haben die ſtrengen und ſonderbaren Meinungen des Menno verlaſſen, und ſich den andern Chriſten wiederum ähnlicher gemacht. Sie haben keine Biſchöfe, ſondern nur Presbyters und Diakonen, aus welchen ihr Kirchenrath zuſammengeſezt iſt. Das höchſte Recht über geiſtliche Dinge hat jedoch das Volk, und kann ohne deſſen Einwilligung nichts wichtiges geſchehen.

Die Waterländer haben ſich im Jahr 1664 in zwei Partheien getheilt. Der Anführer der einen war Galenus Abrahams de Haan, ein Doctor der Arzeneikunſt und Prediger unter den Amſterdamer Mennoniten, ein Mann, der auch von ſeinen

ſeinen Feinden wegen ſeiner Beredſamkeit und Einſichten gelobt wird. Dieſer ehrliche Mann behauptete, daß die chriſtliche Religion nicht ſowohl glauben, als recht leben lehre, und verlangte, daß alle die, welche nur die Bücher des alten und neuen Teſtaments für göttlich hielten, und ein unſträfliches Leben führten, einen freien Zutritt zu den Mennoniten und den Namen und die Vorrechte der Chriſten erhalten ſollte. Dieſe Meinung hatte er angenommen, weil er von der göttlichen Natur Jeſu Chriſti, und von der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts durch ſeinen Tod anders dachte, als die übrigen Mennoniten. Wider dieſen vertheidigte unter andern Sam. Apoſtool, ein ebenfalls berühmter Prediger bei der Amſterdamer Gemeine, nicht allein das, was die meiſten Mennoniten mit den übrigen Chriſten von der Gottheit Chriſti und der Frucht ſeines Todes lehren, ſondern auch die ſehr bekannte Meinung von der ſichtbaren Kirche Chriſti auf Erden, welche dieſer Sekte eigen iſt.

Dieſer Streit veranlaßte eine Trennung, die man nachher vergebens zu heben bemüht geweſen iſt.

Die Galeniſten nehmen ohne Umſtände alle Arten von Leuten an, die ſich Chriſten nennen, und ſind unter allen Wiedertäufern diejenigen, die vom Menno nicht wollen benennt ſeyn; die Apoſtooliker hingegen zählen niemanden zu den Ihrigen, als der ſich zu der öffentlichen Glaubensformel bekennet. Die lezte Gemeine hielt ſich mehr an die Glaubensbekenntniſſe, als die erſte, und damit war Apoſtool nicht zufrieden. Er widerſprach dem Galen öffentlich, und verlangte, er ſollte dem Bekennt-

Bekenntniſſe der Taufgeſinnten und des Menno ſelbſt gleichförmig lehren, oder ſein Amt aufgeben und aus der Gemeine weichen. Galenus aber drang auf die chriſtliche Vertragſamkeit und Toleranz, und behauptete, man könnte und müßte, ſolcher verſchiedenen Einſichten ohngeachtet, in einer brüderlichen und kirchlichen Gemeinſchaft beharren, und einer den andern nach ſeinem Gutbefinden glauben und lehren laſſen; es wäre auch allezeit ein Grundſatz der waterländiſchen Taufgeſinnten geweſen, daß man an kein Glaubensbekenntniß, ſondern allein an das Wort Gottes gebunden ſei; wenn man dies als den Grund ſeines Glaubens annähme und aufrichtig wandelte, ſo könnte man in der Brüderſchaft bleiben, und es käme auf eines jeden Rechnung, was für Vorſtellungen und Begriffe man mit dem Worte Gottes verbände. Dieſe Sprache mißfiel dem Apoſtool und einem Theil ſeiner Gemeine gänzlich, und es kam nach vergeblich errichtetem Vergleiche endlich zur völligen Trennung. Als es aber darauf ankam, wer in dem Beſitz der beiden Kirchen, die dieſe Gemeine inne hätte, und der überaus großen und reichlichen Kirchengüter bleiben ſollte, ſo kam die Sache vor die Obrigkeit. Auf die an beide gethane Fragen, ob ſie ſich einander, nebſt ihren Anhängern für Brüder erkennen, und in der kirchlichen Gemeinſchaft leiden wollten, antwortete Galenus: Ja, Apoſtool hingegen: Nein; daher für den leztern nichts übrig blieb, als daß er aus der Kirche ausging, und eine eigene Gemeine errichtete. Er that ſolches nebſt ohngefähr ſechs bis ſieben hundert Brüdern und Schweſtern, und mußte Kirche und Kirchengüter ſeinen Gegnern völlig überlaſſen.

Die Parthei des Galenus bekam in den Niederlanden einen ſtarken Anhang durch die perſönlichen guten Eigenſchaften dieſes ihres Stifters, durch den Reichthum der Amſterdamer Gemeine, und durch die Liebe zu den Wiſſenſchaften, die bei ihren Gliedern herrſchte. Sie iſt faſt in allen Stüken, die Kindertaufe ausgenommen, remonſtrantiſch geſinnt.

3) Von den Socinianern.

Zu Anfange dieſes Jahrhunderts hatten die Socinianer nicht allein in Siebenbürgen und in der Seklerlande völlige Freiheit zu gottesdienſtlichen Zuſammenkünften und zu ihren beſondern Religionsübungen, ſondern ſie beſaßen auch in Pohlen die berühmte Schule zu Rakow, die mit geſchikten und gelehrten Lehrern beſezt war. Sie hatten eine Buchdrukerei, und nicht wenig Gönner vom erſten Range. Dieſe Vortheile brachten ſie auf die Gedanken, ſich noch weiter auszubreiten, und wie man ſagt, ſollen ſie ſogar in Holland, England, Deutſchland und Preußen um dieſe Zeit ordentliche Mißionarien gehalten haben. Die übrigen Sekten haben ſich gemeiniglich zuerſt unter dem Pöbel Freunde zu machen geſucht, die Socinianer aber haben ſich niemals aus der Gunſt und Freundſchaft der Weiber, der Ungelehrten und der Leute vom niedrigen Stande viel gemacht, ſondern ſich vielmehr bei den vornehmen und bei denkenden Köpfen beliebt zu machen geſucht. Ihre Mißionarien waren daher keine arme Studenten, die in Europa nicht unterkommen konnten, ſondern gelehrte und kluge Männer, und die das Mißionsgeſchäft nicht für Geld, ſondern zu ihrer eignen und zur Erbauung anderer Chriſten trieben.

Socinianer.

Die Univerſität in Altdorf war den Socinianern ſehr gewogen. Ein Arzt, Ernſt Sohner, und vorzüglich ſcharfſinniger, peripathetiſcher Philoſoph und Profeſſor der Philoſophie, und der ſchon in Holland ein Socinianer geworden war, flößte ſeinen Collegen und beſonders ſeinen Zuhörern die Lehre des Socinus gar leicht ein, je mehr man ihn für einen gelehrten und wahrhaftig frommen Mann hielt. Alleine dieſer vortrefliche Mann ſtarb 1612, und 1616 mußte ſich auf Anhalten der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit die nürnbergiſche Obrigkeit dazwiſchen legen, und die armen Socinianer aus dem Lande ſchaffen.

Ihre traurige Schikſale.

Der bloße Muthwillen einiger Schüler in Rakow, welche ein Krucifix mit Steinen warfen, erbitterte die Katholiken dergeſtalt, daß ſie zu Warſchau einen Befehl auswirkten, nach welchen die Schule zu Rakow niedergeriſſen, die Buchdrukerei aufgehoben, ihre Kirche verſchloſſen, und die Lehrer derſelben, ſo wie auch alle Schulleute auſſerhalb Landes gejagt wurden. Zwanzig Jahre drauf wurden alle in Pohlen befindliche Socinianer auf dem Reichstage zu Warſchau im Jahre 1658 aus dem Lande getrieben, ihnen zur Verkaufung ihrer Güter drei Jahre lang Zeit gelaſſen, nach dieſen drei Jahren aber das Urtheil wirklich an ihnen vollzogen, und ſie alle auf die grauſamſte Weiſe aus Pohlen vertrieben.

Ein Haufen dieſer armen Flüchtlinge über vierhundert, gingen nach Siebenbürgen zu ihren Brüdern, wurden aber auf der ungariſchen Grenze faſt ganz ausgeplündert, und auf das unerhörteſte gemißhandelt, ſo daß ſie bei ihrer Ankunft faſt alle durch epidemiſche Krankheit aufgerieben,

ihren Tod fanden. Viele zerſtreueten ſich in Schleſien, die Mark und Preuſſen. Viele verſuchten in Dännemark und Hollſtein, in der Pfalz und in andern Staaten ſich niederlaſſen zu können; wurden aber nirgends aufgenommen.

Zu London errichtete John Biddle eine Congregation von Independenten, welche die einzige brittiſche Kirche iſt, in welcher man alle Unterſcheidungslehren der Socinianer behauptet und auch beibehalten hat. Nach Peter Petts Nachricht behaupteten ſie folgende Sätze:

„Die Väter im alten Bunde hätten blos zeitliche Verheißungen gehabt. — Der ſeligmachende Glaube beſtehe in allgemeinen Gehorſam gegen alle Gebote Gottes und Chriſti. Chriſtus ſei allein durch die Macht des Vaters, und nicht durch ſeine eigene wieder aufgeſtanden. Der rechtfertigende Glaube ſei nicht bloße Gabe Gottes; ſondern könne durch des Menſchen natürliche Kräfte erlangt werden. Der Glaube könne nichts für wahr halten oder annehmen, was entweder wider oder auch über die Vernunft ſei. — Es ſei gar keine Erbſünde: Chriſtus habe in ſeinem jetzigen Stande der Erhöhung nicht denſelben Leib, mit welchem er gelitten, und auferſtanden ſei. Die Heiligen (Gläubigen) würden im Himmel nicht denſelben Leib haben, den ſie hier auf Erden hätten. Chriſtus ſei vor ſeiner Auferſtehung nicht Herr oder König, noch vor ſeiner Himmelfahrt Prieſter (Hoherprieſter) geweſen. Die Gläubigen würden nicht eher zum Genuß der Seligkeit kommen, als nach dem jüngſten Gerichte.

Gott wiſſe die künftigen zufälligen Dinge nicht gewis voraus. In Entſcheidung von Glaubensſachen gelte die Autorität von Kirchenvätern und von allgemeinen Kirchenverſammlungen durchaus nichts. Christus habe vor ſeinem Tode gar keine Herrſchaft über die Engel gehabt. Christus habe durch ſeinen Tod keine Genugthuung für uns geleiſtet.“

4) Kleinere Sekten.

a) Die Kollegianten.

Die Kollegianten. Die Brüder van der Rodde wohnten in den Dörfern Uyſtgeiſt, Reinsburg und Warmud, und nährten ſich mit dem Landbaue und Gerberhandwerke. Schon in der Jugend aber hatten ſie ſich Religionskenntniſſe erworben, und in der lateiniſchen und andern Sprachen geübt. Die Vertreibung der Remonſtrantiſchen Prediger aus Holland gab die erſte Gelegenheit zur Stiftung dieſer Sekte. Gisbert war Aelteſter bei der remonſtrantiſchen Gemeine zu Warmud. Nachdem der Prediger dieſer Gemeine hatte entweichen müſſen, waren dieſer Gisbert und verſchiedene Glieder dieſer Gemeine die erſten, die ſich zuſammen verabredeten, daß ſie gottesdienſtliche Verſammlungen halten und einander ohne Beihülfe eines Predigers durch die Vorleſung und Erklärung der heiligen Schrift und durch öffentliche Gebete erbauen wollten. Gisberts Brüder und einige andere Einwohner der nächſten Dörfer, vornemlich Kornelis, auch einige remonſtrantiſch geweſene Prediger nahmen Antheil an dieſen Zuſammenkünften, die nachher von Warmud nach Reinsburg verlegt wurden. Es wurden bald an verſchiedenen Orten dergleichen Verſammlungen errichtet,

und

und man zog dieſe Art der Erbauung dem Predigen vor, und gründete ſich dabei auf einige Schriftſtellen, ſonderlich auf 1 Kor. 14. und auf die Gewohnheit der erſten Chriſten.

Die Verwerfung des geiſtlichen Standes, wenigſtens die Erklärung deſſelben für eine bloße menſchliche Anſtalt, und die Duldung aller chriſtlichen Religionspartheien, waren von je her die unterſcheidenden Merkmale derſelben von andern Glaubensſekten. Man glaubte ſogar in Abſicht des erſteren Punkts, kein Kollegiant dürfe neben der einmal eingerichteten urſprünglichen Verfaſſung Kirchen beſuchen; in der Folge aber hat man hierinnen nachgegeben. In jeder Gemeinſchaft ſind zwei Sprecher. Der eine erklärt ein Stük der Schriften des N. T. nach dem andern, ſo wie das gedrukte Verzeichniß ſie der Reihe nach enthält; der andere hingegen trägt die Nuzanwendung der erklärten Schriftſtellen vor. Wenn der erſte fertig iſt, ſo bittet er die Brüder, ihre Gedanken beizufügen, welches ein jeder thut, welchem es einfällt.

Bei den Reinsburgiſchen Verſammlungen bereitet man ſich des Sonnabends zu dem am Sonntag bevorſtehendem Abendmale zu. Nach vorhergegangner Ermahnung wird gefragt, wer bei ſich Luſt und Verlangen verſpüre, das Brod und den Wein auszutheilen. Gemeiniglich ſind es alte ehrwürdige Männer, welche zum Tiſch treten und vorher erklären, daß ſie deshalb, weil ſie das Abendmal austheilen, nicht würdiger als jene ſind, denen ſie es geben. — Dann reden ſie von dem Endzwek der Handlung, ermahnen die Theilnehmenden zum würdigen Genuß des Brods und Weins, und bitten ſie, in guter Ordnung her-

anzutreten. Vierzehn oder funfzehn ſezen ſich ſodann um einen Tiſch herum, eſſen von dem gebrochenen Brod, und trinken aus den zinnernen Trinkbechern den Wein. Dann kommen wieder andre, bis die ganze Anzahl das Abendmal genoſſen hat. Zulezt nimmt es auch der, welcher es ausgetheilet hat. Am Abend hält man noch eine Dankpredigt, und geht am Montag früh nach gemeinſchaftlicher Ermahnung, ſtandhaft in der Gottesfurcht zu bleiben! —

Die Taufe geſchahe gleich im Anfang durchs Untertauchen. Wenn ſich die Täuflinge erklärt haben, daß ſie an Gott und Jeſum Chriſtum glauben, und nach Gottes Geboten wandeln wollen, ſo werden ſie jedesmal am Sonnabend von einer bejahrten Perſon mit der gewöhnlichen Taufformel getauft. Die zu Reinsburg getauften werden auch als Glieder der ganzen chriſtlichen Kirche angeſehen, es ſei denn, daß ſie ſich nachher wirklich zu den Kollegianten halten wollten. Die Kollegianten wollen ihre Taufe nicht für ein weſentliches Stük ihrer Verſammlung angeſehn haben. Sie dulden Leute unter ſich, die aus der Taufe nichts machen, oder auf die Kindertaufe dringen, oder die Eintauchung für unnöthig halten. —

In dieſer kleinen Geſellſchaft entſtand demohnerachtet ein Streit zwiſchen dem Johann und Paul Breitenburg, zweien Kaufleuten in Rotterdamm und den Lemmermann und Cuiper, zweien Kaufleuten eben daſelbſt. Breitenburg ſtiftete eine beſondere Verſammlung, in welcher er die natürliche Religion lehrte. Lemmermann war auf die natürliche Religion nicht wohl zu

ſprechen,

ſprechen, und fieng alſo an, Breitenburg zu verfolgen. Was die natürliche Theologie des Bredenburg oder Breitenburg betrift, ſo war ſolche auf Spinoza's Grundſätze gebaut, die er nach Art der Geometer vortrug. Demohngeachtet aber gab ſich Bredenburg nicht nur für einen Chriſten aus, ſondern erklärte auch in der That die chriſtliche Religion in den Verſammlungen der Kollegianten. Dieſe beide ſich widerſprechende Lehrgebäude ſuchte Bredenburg mit vieler Scharfſinnigkeit zu verbinden. Er nahm zwar an, daß die Vernunft mit der Bibel zu Felde läge, daß man aber demohnerachtet ſich doch an der Bibel halten müſſe. Er lehrte eine doppelte Wahrheit, eine theologiſche und eine philoſophiſche, ſezte beide ſich unter einander entgegen, und ſagte, daß das, was in der Philoſophie wahr, in der Theologie falſch wäre.

Hiezu kamen noch einige andere Streitigkeiten, welche den Ausgang hatten, daß die Kollegianten 1686 in zwei Sekten zerfielen, und zu Reinsburg in zwei verſchiedenen Häuſern ihre Zuſammenkünfte hielten. Als aber die Urheber geſtorben waren, hörte dieſer Zwiſt auf, und die Kollegianten kehrten zur alten Eintracht wieder zurük.

b) Johann Labadie.

Ein kluger und beredter Mann, der viel von den Jeſuiten gelernt hatte, nachher aber zu den Reformirten übergieng, und in der Schweiz und Holland das Amt eines Predigers verwaltete. Da er viele Einbildungskraft und Hochmuth beſaß, ſo entſchloß er ſich, eine neue Sekte aufzurich- Labadie.

 ten,

ten, welches ihm in Hervorden in Weſtphalen glükte, aber nicht lange dauerte.

Die Unterſcheidungslehren des Labadie betreffen hauptſächlich die Kirchenverfaſſung und Führung des Lehramts in derſelben. 1. Suchte er und ſeine Anhänger eine Kirche von lauter wahrhaftig Gläubigen anzurichten, und hielte daher die Abſonderung von andern Gemeinen für nothwendig. 2. Gaben ſie das Lehramt Unwiedergebohrner für ganz unnüz und unkräftig aus. 3. Führten ſie eine genauere und äuſſere Gemeinſchaft der Glieder der Kirche und einen ſehr ſtrengen Kirchenbann unter ſich ein.

Labadies Glaubensbekenntniß betreffend, ſo ſagte er zwar, er bekenne ſich zum Glauben der reformirten Kirche. Gleichwohl weigerte er ſich, als er zum Prediger an einer franzöſiſchen Kirche zu Middelburg in Seeland berufen wurde, ihr Glaubensbekenntniß zu unterſchreiben. In ſeinen Schriften findet man manche ſonderbare Meinungen. So behauptet er z. E: Gott könne in manchen Fällen die Menſchen wohl hintergeben; thue es auch wirklich. — Die heilige Schrift allein ſei nicht hinlänglich den Menſchen zur Seligkeit zu führen; wenn nicht gewiſſe beſondere Erleuchtungen und Offenbahrungen von dem heiligen Geiſte dazu kämen. Bei dem Leſen der Bibel müſſe man nicht ſowohl auf den buchſtäblichen Sinn der Worte merken, als vielmehr auf die Eingebungen und Rührungen des heiligen Geiſtes, und die Kraft und Wirkung des Worts Gottes beruhe auf den, der es verkündige. Die Gläu-

Gläubigen müßten alles unter ſich gemein haben. In der wahren Kirche Chriſti finde keine Unterordnung und kein Rang Statt. Ein künftiges tauſendjähriges Reich Chriſti auf Erden ſei gewis. Das beſchauliche Leben (vita contemplativa) ſei ein Stand der Gnaden und der Vereinigung mit Gott, und der höchſte Grad der chriſtlichen Vollkommenheit. Ein Chriſt, deſſen Herz ſtille und ruhig ſei, finde alles in Gott, ſei im Genuß Gottes, als des höchſten Gutes, und ſei hingegen ganz gleichgültig gegen alles überhaupt, was in der Welt vorgehe. Der Chriſt endlich gelange zu ſolchem glüklichen Zuſtande durch Uebung einer gänzlichen Selbſtverleugnung, durch Kreuzigung des Fleiſches und aller ſinnlichen Begierden, und durch innerliches Gebet. “

Die berühmte Anna Maria von Schurmannin trug nicht wenig dazu bei, daß dieſe Sekte ſich ausbreitete, und daß beinahe alle Anhänger von enthuſiaſtiſchen Partheien ein Verlangen trugen, ſich mit Labadie zu vereinigen, der die Vereinigung aber immer aus Ehrgeiz und aus Begierde, das Haupt einer Sekte zu ſeyn, ausſchlug.

c) Antoinette Bourignon.

Faſt mit Labadie zu gleicher Zeit lebte Antoinette Bourignon de la Porte, ein Frauenzimmer aus Flandern. Sie rühmte ſich göttlicher Eingebungen, und ſagte, daß ſie nichts geringers vorhätte, als die chriſtliche Religion, die unter den Zänkereien und Streitigkeiten der Sekten verloren

Bourignon.

loren gegangen und ausgerottet worden, wieder herzuſtellen. Sie hatte eine geſchmeidige Zunge, und eine reiche Einbildungskraft, und überredete nicht allein einfältige, ſondern auch gelehrte Leute. Manche ihrer Lehren waren ſehr erbaulich: z. B. Ich bin mit der römiſchkatholiſchen Kirche darinn einig in dem, was ſie Gutes hat, auch wenn die Lutheraner etwas Gutes haben, ſo halte ich es auch mit ihnen, ſo wie mit den Kalviniſten und allen übrigen Sekten.„ Vielleicht war dieſe ihre Religionsduldung daran Schuld, daß ſie im Hollſteiniſchen von den lutheriſchen Geiſtlichen ſo gewaltig verfolgt wurde. Burchard rühmt ſich deſſen öffentlich, er ſchreibt: „Die Hand des Herrn hat den hollſteiniſchen Fürſten gerührt, daß er dieſer böſen Mutter das geſuchte gefährliche Kindbette verwehrt, bei Zeiten ſolchem Unheil vorzukommen, die Bücher und Drukerei hinweggeſchafft, und über ganze ſechs Wagen volle Bücher wegfahren laſſen. Ein anderer Prediger Namens Berkendal rieth, man ſollte ſie durch den Henker bekehren, wenn ſie Meiſter Hanns auf die Probe ſetzen würde, ſo ſollte ſie ſchon beſſer beichten. Berkendal fängt ſeine Anmerkungen wider die Bourignon folgendergeſtalt an: Jetzund kömmt hintenher im Nachtrab noch ein altes Weib auf demſelben Thier angeritten, macht ein Geplärr, daß ihre Gebährenszeit gekommen, erwählt ſich den Nordſtrand, allda ihr Kindbette zu halten, und ihren alten Drachenſaamen auszuſpeien ꝛc. Ich hätte ſie wohl immerhin hütfeln laſſen, doch weil ſich einige gefunden, die da Luſt haben, der alten Sau Milch zu ſchmeken, habe ich die Feder zur Hand nehmen wollen. ꝛc. Dieſe meine geringe Arbeit wird nicht ſonder gute Früchte abgehen, dann vielen

len werden die Augen aufgethan werden, daß ſie den Greuel des Teufels in dieſem Weibe ſehen, und ihr gehäßig werden ꝛc. S. 86 ſchreibt er ihr die Eigenſchaften des Teufels zu, und glaubt, daß der Teufel durch ſie in menſchlicher Geſtalt erſchienen ſei ꝛc. Ein anderer Prediger zu Friedrichsſtadt wünſchte ſo glüklich zu ſeyn, daß er das Holz ſie zu verbrennen anſchaffen möchte. In Hamburg war die Geiſtlichkeit etwas beſcheidener; ſie verlangte, daß man die Bourignon in das Gefängniß der Huren einſperren möchte, jedoch auf Lebenszeit.

Menage nennt ſie eine Gottesgelehrte und ein berühmtes Frauenzimmer, und Chriſtian Thomaſius lobte ſie.

Ihr Glaubensſyſtem ſcheint geweſen zu ſeyn, daß die chriſtliche Religion in einer gewiſſen innern Bewegung und Empfindung des Gemüths, nicht aber in Erkenntniß beſtehe.

d) Johanne Leade.

Johanne Leade hatte die nemlichen Abſichten, die die Jungfer Bourignon hatte. Sie machte ſich am Ende des Jahrhunderts in England durch ihre Geſichte, Weiſſagungen, Verheiſſungen und Lehren nicht allein viele aus dem Pöbel, ſondern auch einige Gelehrte zu Anhänger, und war die vornehmſte Stifterin der philadelphiſchen Geſellſchaft. Sie hielt überhaupt dafür, alle Streitigkeiten unter den Chriſten würden ganz aufhören, und eine vollkommene einige und ſehr ſchöne Kirche Chriſti auf Erden entſtehen, wenn alle ihr Gemüth Johanne Leade.

Gemüth dem innerlichen Lehrer zur Bildung, Unterweiſung und Lenkung überlieſſen, und andere Formeln, Geſetze und Meynungen bei Seite ſezten; ſie hatte auch kein Bedenken, im Namen Gottes die Verſicherung zu geben, daß eine ſolche Verſammlung der Heiligen, dergleichen ſie entworfen hatte, noch vor dem Ende der Welt exiſtiren würde. Aber ſie war nicht ſo glüklich wie Jungfer Bourignon, es fehlte ihr ein einſichtsvoller und beredter Mann, dergleichen dieſe an dem Poiret hatte. Johann Pordage, und Thomas Bromley waren ehrliche und fromme Leute, aber nicht klug und gelehrt genug, ſie in ihrem Vorhaben recht zu unterſtützen.

Ende
des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Acht-

Achtzehntes Jahrhundert.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erſter Abſchnitt.

Aeuſſere Schikſale der chriſtlichen Kirche in dieſem Jahrhundert.

Erſte Abtheilung.

Ausbreitung der chriſtlichen Kirche.

Unter den glüklichen Schikſalen der chriſtlichen Kirche behauptete ihre Ausbreitung ohnſtreitig den erſten Plaz. Die römiſche Kirche hat ſich vorzüglich beeifert, ihren Anwachs zu befördern. Ihre Congregation zur Ausbreitung des Glaubens ſinnet auf alle nur mögliche Mittel, Mitglieder aus allen Nationen in den Schooß der römiſchen Kirche zu ſammlen. Sie bereitet und verſendet Glaubensboten an die entfernteſten Völker in groſſer Menge. Sie gebraucht dazu Domiikaner, Franciskaner, Kapuziner und andere.

Ausbreitung der chriſtlichen Kirche.

dere. — Ihrer Drukerei hat ſie von Zeit zu Zeit eine gröſſere Vollkommenheit gegeben. Sie drukt in arabiſchen, chaldäiſchen, coptiſchen, griechiſchen, hebräiſchen, iberiſchen u. ſ. w. Alphabeten, und hat bereits eine groſſe Anzahl Werke geliefert. — Was die Bemühungen der Heidenbekehrer in den eigentlichen Morgenländern betrift, ſo weiß man, daß ihre dort angefangene Mißionen gröſſeſtentheils ihren Fortgang gehabt haben; aber von neuen Verſuchen iſt uns nichts bekannt gemacht worden; man müßte denn das dahin rechnen, was ſie in Japan unternommen haben. In dieſem Reiche war, wie ſchon im Vorhergehenden iſt gezeigt worden, das Chriſtenthum ganz ausgerottet worden; nichts war daher ſchwerer als eine Wiederherſtellung deſſelben. Doch ſoll der Abbt Guidotti 1715 den Anfang dazu gemacht haben. Allein man hat keine gründliche und ausführliche Nachrichten von ſeinen Bemühungen: denn die Wunder, die er verrichtet haben ſoll, ſcheinen mit der Wahrheit nicht beſtehen zu können. Von ſeinen Nachfolgern ſagt man, daß ſie nicht öffentlich erſcheinen dürften, ſondern ihr Bekehrungsgeſchäfte nur heimlich treiben müſſen. Man erzählt von dem P. Guido de Angelicis einem Glaubensboten aus dem Dominikanerorden, daß er im Jahre 1749 auf Anſtiften eines Mandarins, den Märtyrertod erlitten habe. Mehrere Nachrichten ſind uns nicht bekannt.

Chriſtenthum in Perſien.

Wir kommen daher auf die Fortſetzung der ältern römiſchen Mißionen in den Morgenländern zurük. In Perſien ſind die römiſchen Chriſten ſo glüklich geweſen, durch einen Befehl des groſſen Schach, Thomas Koulichan die Gewiſſensfreiheit zu erhalten, und gegen den Neid der armeni-

armeniſchen Geiſtlichen gedekt zu werden. Dieſer gab zulezt die gemeſſenen Befehle, nach und nach die ganze Bibel in die perſiſche Sprache zu überſetzen. — Die neueſten Nachrichten ſchildern den Thomas Koulichan von einer ganz andern Seite. Sie beſchreiben ihn als einen Unmenſchen, der an unerſättlichem Geldgeize und an Grauſamkeit ſeines gleichen noch nicht gehabt habe.

In dem Königreich Tibet.

Schon ſeit vielen Jahren hat die römiſche Kirche in dem Königreiche Tibet in der groſſen Tartarei eine Mißion errichtet, die indeſſen wenig ausgerichtet zu haben ſcheint. Die Kapuziner haben uns bereden wollen, das Chriſtenthum habe daſelbſt nur eine Reinigung von den Irrthümern bedürft, die derſelben beigemiſcht geweſen. Iſt dieſes wahr, ſo haben ſie deſto geringere Mühe gehabt. Vom Könige ſowohl, als dem groſſen Lama erhielten ſie beſondere Gnadensbezeugungen, und die Bekanntmachung verſchiedener vortheilhaften Befehle. Denn ſie wurden dadurch nicht nur berechtiget, der Hauptſtadt Laſſa das Evangelium frei zu verkündigen, ſondern es ward ihnen auch der Eingang in die benachbarten Königreiche Battia und Bargao eröfnet.

In Bengalen.

In dem Königreiche Bengalen haben die Römiſchkatholiſchen zwar auch eine Mißion angelegt; allein die Nachrichten von dem Fortgange derſelben ſind nicht die günſtigſten geweſen. Wahrſcheinlich iſt ſie jezt ganz erloſchen. Ihre älteſte Mißion auf der Halbinſel diſſeit des Ganges war die madureiſche, und die in Karnate; ſie ſind aber alle beide in Verfall gerathen. Faſt kein günſtiger Schikſal haben die römiſchen Heidenlehrer auf der Küſte Mallabar. In Trankebar und in

in andern angränzenden Gegenden von Koromandel, haben ſie ihre Kirchen, und in Tanſchaur eine groſſe Menge Chriſten.

In China. In China hatten ſich im vorigen Jahrhundert die Jeſuiten mit den Dominikanern, Franciskanern und andern Ordensbrüdern eine geraume Zeit über die Art, das Bekehrungswerk in dieſem Lande zu treiben, geſtritten. Die Jeſuiten hatten, ſo wie Ricci, der Vater und Stifter der chriſtlichen Kirche in China, den Neubekehrten erlaubt, Gott mit dem Namen Tien nach Art der Chineſer zu benennen, und ihre Väter und den Konfuzius nach der Weiſe des Landes zu ehren. Denn ſie erklärten ſolches nicht für Religions- ſondern für Staatsgebräuche, oder für weltliche Ehrenbezeugungen. Die übrigen Ordensbrüder erklärten mit vielem Eifer, daß das chineſiſche Wort Tien ungeſchikt ſei, den wahren Gott, den die Chriſten anbeten, zu bezeichnen, weil es nur den ſichtbaren Himmel bedeute, und daß die Gebräuche, womit die Chineſer den Konfuzius und ihre Voreltern verehren, von keinem Chriſten mit unbeflektem Gewiſſen beobachtet werden könnten. Dieſer Streit wurde endlich im Jahre 1704 ſo entſchieden: daß das Wort Tien nicht mehr von Gott ſollte gebraucht, ſondern anſtatt deſſelben Tienchu, welches den Herrn des Himmels bezeichnet, eingeführt werden, und daß die Chriſten hinführo den Opfern, die dem Konfuzius und den Voreltern gebracht werden, ſo wenig beiwohnen, als ihnen die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen erweiſen ſollten. Zur Vergütigung dieſer ſtrengen Befehle ward den Neubekehrten erlaubt, die gewöhnlichen Gebräuche in den Sälen der Voreltern mit anzuſehn, ohne daran Theil zu nehmen; Tafeln der Voreltern mit dem

bloſ-

bloſſen Namen der Verſtorbenen, ſammt beigefügter Erklärung, was die Chriſten von den Verſtorbenen glaubten, an ihren Häuſern aufzuhängen, und die von allem Schein des Aberglaubens freien Begräbnißgebräuche beizubehalten. Allein der Verdruß der Jeſuiten über dieſen unerwarteten Ausſpruch ward durch dieſe geringe Vergünſtigungen nicht verſüßet. Karl Thomas Maillard von Tournon wurde ſchon im Jahre 1702 mit einer faſt unumſchränkten Vollmacht zum päbſtlichen Abgeſandten ernennet, der die neuen römiſch-katholiſchen Gemeinen in Aſien, ſonderlich die indianiſche und chineſiſche, in des Pabſtes Namen beſichtigen, und die in denſelben vorgefallenen Streitigkeiten durch gute Geſetze endigen ſollte. Im Jahre 1705 langte er in China an; die Jeſuiten erzeigten ihm alle Ehrenbezeugungen, und verſchafften ihm Gehör bei dem Kaiſer; allein ſie blieben nur dienſtfertig und ehrerbietig, ſo lange er vorſichtig war. Er zeigte ſich bald in ſeiner wahren Geſtalt, und gab im Jahre 1707 zu Nanking eine ſtrenge Verordnung im Namen des Pabſtes, die Jeſuiten betreffend, heraus. Die Jeſuiten wurden durch ſeine Verordnung äuſſerſt erbittert, und ſtellten dem Kaiſer Tournons Verhalten als einen Eingriff in die Majeſtätsrechte vor. Der Kaiſer ward ſehr entrüſtet, daß der Europäer, dem er ſo viele Gnade hatte wiederfahren laſſen, ſeinen Ausſpruch meiſtern, und die Religion des Landes beſſer, als er, verſtehen wollte. Die Folge war ein ſcharfer Befehl an die römiſchen Geiſtlichen in China, bei ſchwerer Strafe nichts wider die Geſetze des Reichs und das alte Herkommen der Chineſer vorzutragen. Die meiſten gehorchten: Die Ungehorſamen aber wurden

gebührend gezüchtiget, und Landes verwieſen. — Tournon ſelbſt mußte das Reich räumen.

Fortſetzung.

Tournons Unglük verſchlimmerte indeſſen die verfallene Sache der Jeſuiten; und ob ſie gleich ihren Ungehorſam mit allen Ausflüchten beſchönigten, ſo war man doch endlich zu Rom entſchloſſen, ihren Eigenſinn zu brechen. Klemens XI. ließ ſogleich an der berühmten Bulle: Ex illa die etc. arbeiten, und ſie kam im März 1715 zum Vorſchein. In derſelben befahl er: daß alle Geiſtlichen in China bei Strafe des Bannes die bisherigen Schlüſſe der Inquiſition und die Verordnung des Tournon heilig und genau beobachten, und unter keinen Vorwande übertreten ſollten; daß ſich alle Geiſtliche, die nach China und andern aſiatiſchen Völkern verſendet würden, zur Beobachtung dieſes Befehls durch einen Eid mündlich ſowohl als ſchriftlich verbindlich machen ſolltē; daß gar keine Rechtsbehelfe und Ausflüchte gegen dieſe Verordnung gelten, und daß ſie allen und jeden Geiſtlichen, namentlich den Jeſuiten zugeſtellt, und überall bekannt gemacht werden ſollte. Dies geſchahe durch den Koſtorani im Jahre 1716 in dreien Kirchen der Jeſuiten, ohne ſich vorher bei ihnen zu melden. Allein er ward dafür auf Befehl des Kaiſers geſchloſſen, und in ein finſteres Loch geworfen. Nach ſieben Monaten erhielt er die Freiheit unter der Bedingung, daß er die Bulle zu ſeinem Biſchofe mit zurüknehmen, und ſich nicht unterſtehen ſollte, dieſelbe ferner auszubreiten. Und damit ſie in dem Reiche nichts ausrichten möchte, ſo ließ der Kaiſer durch einen harten Befehl allen Römiſchkatholiſchen anſagen, daß er ſie insgeſammt aus ſeinen Ländern jagen, und alle bekehrte Chineſer ohne Unterſchied hinrichten laſſen würde, wenn ſie dem Pabſte mehr

als

als ihm gehorchen würden. Die Jeſuiten bedienten ſich indeß allerlei Kniffe, und man beſchloß zu Rom, um mit den Jeſuiten auszukommen, eine Geſandtſchaft an den Kaiſer zu ſchiken, und ihn zu bitten, daß er die Beobachtung der Bulle den Geiſtlichen erlauben möchte. Zu dieſer Geſandtſchaft wurde Karl Ambroſ. Mezzabarba, ein witziger, feiner und der Welt kundiger Mann gebraucht. Er kam 1720 an. Der Kaiſer ließ ihn ſehr gnädig empfangen. Allein er ſchwebte doch ſtets in Angſt und Lebensgefahr. Der Kaiſer war ein ſehr aufgewekter, ſinnreicher und zur Spötterei geneigter Herr, lachte oft über den Geſandten, den Pabſt, den römiſchen Glauben und die Bulle, und zürnte heftig über den Tournon und andere, die ſich den Jeſuiten widerſezten. Mezzabarba richtete in der Hauptſache nichts aus. Innocentius XIII. wurde hierüber ſo aufgebracht, daß er beinahe die Geſellſchaft der Jeſuiten aufgehoben hätte. Er befohl dem General des Ordens, alle Jeſuiten aus China zurük zu rufen, um die Widerſpenſtigen nach Verdienſten zu beſtrafen, und verbot bis auf weitern Beſcheid die Geſellſchaft mit neuen Gliedern zu vermehren. Jezt mußte man Gehorſam verſprechen, und das bedrängte Herz der Jeſuiten wurde nach einiger Zeit durch den Tod des Innocentius erledigt.

Indeſſen verlohr die Kirche in China ihren Schuz und mit demſelben alle ihre Glükſeligkeit und Ruhe. Der groſſe Kaiſer Cham-hi, der ein Freund und Schüler der Jeſuiten war, ſtarb im Jahre 1722, nachdem er ſeinem vierten Sohne Jong-Tching vor ſeinem Ende die Krone aufgeſezt hatte. Die Jeſuiten hatten zu dieſer Wahl vieles beigetragen, weil er vor den übrigen Prin- **Fortſezung.**

zen des Kaiſers die meiſte Neigung gegen ſie bliken ließ. Allein er zeigte ſich in einer andern Geſtalt, ſo bald er den Thron beſtiegen hatte. Der neue Kaiſer fuhr fort, die Jeſuiten als geſchikte Künſtler, Maler, Sternſeher, Feldmeſſer und Aerzte zu lieben. Allein weiter machte er ſich mit ihnen nichts zu thun. Er ertheilte zulezt den Befehl, die Chriſten zu verfolgen, und ihre Kirchen niederzureiſſen. Er ließ alle Geiſtlichen in China aufſuchen, und ſie in den beiden Städten Kalon und Peking verwahren, um ſie von fernern Predigen zurükzuhalten. Es ſcheint, als wenn der Kaiſer über die Händel verdrießlich worden wäre, die unter den römiſchen Geiſtlichen und ſeinen chriſtlichen Unterthanen der Bulle wegen entſtanden waren, und allen fernern zu beſorgenden Unruhen durch die Verbietung des Glaubens der Chriſten vorbeugen wollen. Bei alle den Bedrükungen aber hörten ſie dennoch nicht auf, unter ſich ſelbſt Uneinigkeiten zu erregen.

In den neueſten Zeiten hat man wenig Nachrichten von dem Chriſtenthum in China erhalten. So viel aber weiß man, daß die Verfolgungen nicht gänzlich aufgehöret haben, und daß überhaupt die Schikſale der chriſtlichen Religion in dieſem weitläuftigen Reiche vielen Abwechſelungen und Veränderungen unterworfen ſind.

Auf den philippiniſchen Inſeln.

Auf den philippiniſchen Inſeln iſt den römiſchen Heidenlehrern ihre Arbeit, ſonderlich in der erſten Zeit, ziemlich gelungen. Die Bewohner dieſer Inſeln ſind nach Ausſage der Jeſuiten leichter, als andere Völker, zur Annahme des Chriſtenthums zu bewegen. Von dieſen Inſeln erhielt man im Jahre 1750 die wichtige Nachricht, daß

Ynka-Kaſſel König auf der Inſel Chiloto, ſich nebſt ſeinen beiden Prinzen zur chriſtlichen Religion bekannt, ſich mit den gröſten Feierlichkeiten taufen laſſen, und dabei des Königs in Spanien Ferdinand Namen aus Hochachtung angenommen habe. Man betrachtete dieſe Begebenheit als eine erwünſchte Vorbereitung zur Bekehrung der übrigen Inſeln. Allein im Jahre 1754 ſahe man dieſe groſſen Hofnungen vereitelt. Die Biſchöfe und Mißionarien, welchen die Betragart des Königs verdächtig vorkam, waren ſo glüklich, aus ſeinen geheimſten Schriften ſeine wahren Abſichten zu entdeken. Er hatte nur darum das Chriſtenthum angenommen, damit er von den ſpaniſchen Befehlshabern dieſer Inſeln Truppen erhalten möchte, unter dem Vorwande, eine rebelliſche Stadt zu demüthigen, in der That aber ſich Meiſter von einer andern Inſel zu machen, hierauf die ſpaniſchen Truppen umzubringen, und durch die Indianer unterſtüzt, ſich zum Souverain der philippiniſchen Inſeln aufzuwerfen. Kaum aber war ſein Anſchlag entdekt, ſo ward er bis auf weitern Befehl des Hofes zu Madrit in Verhaft genommen.

Nachdem ſich die Portugieſen, Spanier und Franzoſen die anſehnlichſten Provinzen in Amerika unterwürfig gemacht hatten, ſo konnte es ihren geiſtlichen Angelegenheiten nicht fehlen, das Chriſtenthum in denſelben auszubreiten. Viele Wilde in der neuen Welt mußten ohne Barmherzigkeit die chriſtliche Religion annehmen, die ihnen durch die ſpaniſchen Waffen mit vielem Blutvergieſſen geprediget wurde. Andere überließ man der Arbeit der geiſtlichen Väter. — Die Mißion in Paraguay hat ſtets die gröſte Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Leute von Einſichten haben faſt immer mehr von ihr ge- Mißionen in Amerika Paraguay.

fürchtet als gehoft; allein die Herrſchaft und Macht der Jeſuiten, und ihre durch erſtaunliche Ränke geſchmiedete Staatsverfaſſung iſt noch nie ſo auſſer allem Zweifel geſezt worden, als in unſern Tagen. Haben ſich gleich die Jeſuiten von dem Gipfel ihrer Ehre und Glükſeligkeit herabgeſtürzt; ſo muß doch ihre geiſtliche Monarchie zu allen Zeiten unter den Kirchenmerkwürdigkeiten einen anſehnlichen Plaz behaupten.

Fortſezung.

Es iſt dieſe Mißion über anderthalb hundert Jahre alt; allein vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts blieben die geiſtlichen Bemühungen und Unternehmungen der Jeſuiten in dieſer Provinz beinahe ein Geheimniß. Was ſich nach und nach von ihren unlautern Abſichten entwikelte, das ward am ſpaniſchen Hofe nicht geglaubt. Die Vorſtellung von den Unordnungen dieſer Mißion, die im Jahr 1715 von einem Geiſtlichen dem Hofe überreicht wurde, ward verworfen, und der König beſtätigte im folgenden Jahre die den Miſſionarien ertheilte Freiheit. Zulezt ſuchten die Jeſuiten, um ihren blühenden Zuſtand in Paraguay nicht auswärtig bekannt werden zu laſſen, beim König von Spanien den Befehl auszuwürken, daß kein Spanier ohne ihre Erlaubniß das Land der Mißion betreten ſollte. Dieſer Befehl gewährte ihnen eine erwünſchte Sicherheit, und ſezte ſie in den Stand, ihr angefangenes geiſtlich weltliches Reich recht zu befeſtigen und fruchtbar zu machen. Nie iſt unter dem Vorwande der Religion und unter dem Namen einer heiligen Anſtalt ein Reich ſo künſtlich gegründet und eingerichtet worden, als dies jeſuitiſche. Wo hat wohl der Heiland der Welt ſeinen Dienern zu einem ſolchen Reiche Erlaubniß gegeben? Sein

Reich

Reich war nicht von dieſer Welt, und ſeine Boten ſollten ein ſolches Reich ſtiften dürfen? Muratori, der in ſeiner Geſchichte dieſer Mißion, mehr einen Vertheidiger der Jeſuiten, als einen Geſchichtſchreiber abgiebt, ſagt doch ſo viel: daß die Jeſuiten alles in Paraguay anordnen, was die Lebensart, den Gottesdienſt, die Handlung und weltliches Regiment betrift; daß zwar jemand im Namen des Königes von Spanien die Gerechtigkeit verwalte, aber doch nichts ohne Genehmhaltung der Jeſuiten thun dürfe, u. ſ. w. — Nach und nach haben die Jeſuiten ein eigentliches Reich in Paraguay errichtet. Denn der General thut in demſelben alles, was Könige in ihrem Reiche thun. Er giebt Geſetze für bürgerliche Angelegenheiten und für ſtreitige Rechtsſachen. Er übt die peinliche Gerichtsbarkeit aus. Er regiert jede ökonomiſche und politiſche Verfaſſung. Von ihm hängt das Militärweſen ab, u. ſ. w.

Man frägt hier billig, durch welche Mittel ſich das jeſuitiſche Reich ſo lange behauptet habe? Wir wollen die Mittel, derer ſich die Jeſuiten bedient haben, kürzlich anzeigen. Inwendig konnte dies Reich ſowahl durch die Jeſuiten, als Indianer untergraben und geſchwächet werden. In Abſicht der Jeſuiten ſelbſt hielt man indeſſen für rathſam, nur ſolche zum Dienſt der Mißion aufzunehmen, die ſo wenig Luſt und Neigung, als Fähigkeit hatten, die innere Beſchaffenheit des Reichs zu prüfen. Man verſahe die Mißion mehr mit fremden, als mit ſpaniſchen Prieſtern. Was für eine andere Abſicht konnte man anders dabei haben, als daß niemand ſeyn möchte, der von Herzen das Intereſſe des Königs und der Krone beobachte? — Man gab ferner vor, Spanien kön- Fortſetzung.

en könne für beide Indien nicht Arbeiter genung liefern; man müſſe ſich daher fremder bedienen, die einen apoſtoliſchen Eifer in Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens beſäßen, und die, wenn ſie auch nicht ſogleich wegen Unwiſſenheit in der ſpaniſchen Sprache in den Städten Dienſte thun könnten, doch in den Mißionen zu gebrauchen wären, weil ſie die Sprache leicht lernten. Allein wie machen es denn andere Orden, die ihre Provinzen mit Leuten in Amerika verſehen, ohne Mönche aus Sardinien, Italien, Deutſchland, Ungarn und Böhmen kommen zu laſſen? Die Urſach aber, warum dieſe Unordnung ſo lange dauren konnte, war dieſe, weil die Macht der Jeſuiten alle weiſe Verfügungen des ſpaniſchen Hofes vereitelte, der Hof hatte verordnet, es ſollten in Cadix keine Fremden in dieſen Mißionen eingeſchift werden. Ein Gerichtsdiener mußte auch wirklich vor ihrer Einſchiffung eine Unterſuchung anſtellen. — Wie man aber Fremde zum Dienſt dieſer Miſſion aufnahm, die eben keine Neigung hatten, das Geheimniß der jeſuitiſchen Regierung auszuſpähen; alſo nahm man auch gerne unwiſſende Leute an, wenn ſie auch kaum ſo viel wußten, als zur Verwaltung der Sakramente bei den rohen Indianern nöthig war. Von dieſen hatte man gewiß nichts zu beſorgen, daß ſie die Tiefen der Regierung erforſchen würden. — Die wahren Abſichten der Regierung verbarg man vor jedermann, am meiſten aber vor den Vätern der Mißion. Wenn daher auch jemand aus der Geſellſchaft vertrieben wurde, oder ſelbſt Abſchied genommen hätte, ſo würde es doch eine vergebliche Mühe geweſen ſeyn, wenn man den Schlüſſel zu dieſem groſſen Geheimniſſe bei ihn hätte ſuchen wollen. — Gegen die Indianer ſuchte man das jeſuitiſche

Reich

Reich dadurch ſicher zu ſtellen, daß man ſie nicht gründlicher unterrichtete, als es den Vätern ſelbſt nützlich ſeyn konnte, ſie in der größten Sklaverei und Abhängigkeit erhielt, und ſie verhinderte, durch den Umgang mit andern Leuten aufgeklärtere Einſichten zu erhalten. So ſchüzte man das jeſuitiſche Reich von innen. Von auſſen hatte es von den Spaniern viel zu befürchten; allein es ſuchte dieſe mit falſchen Begriffen von den Mißionen einzunehmen, und wußte Federn zu Dingen, welche die Fürtreflichkeit und Nutzbarkeit derſelben ſchildern, und alle ſchwarze Beſchuldigungen ablehnen mußten; hingegen beförderte man den Untergang derer, welche durch Eifer und Liebe zur Wahrheit angefeuert wurden, die Blöſe der Jeſuiten aufzudeken.

Urtheil über die Mißionen.

Wären indeß alle die zahlreichen Mißionen, die wir beſchrieben haben, aus lauterer Abſicht geſtiftet, und nach Pflicht und Gewiſſen von den ausgeſandten Glaubensboten beſorget worden: ſo wäre in der That ſchon vieles ausgerichtet, und noch mehr zu hoffen. Allein von den meiſten muß man das Gegentheil behaupten. Die römiſchen Heidenlehrer ſind zu allen Zeiten willig geweſen, ſich in alle Enden der Welt ſenden zu laſſen, das iſt lobenswürdig; allein ſie wußten auch, daß es ihnen an guten Beſoldungen ſo wenig als an allerlei Mitteln, ſich zu bereichern, fehlen würde. Man kann gewiß glauben, daß ihre Willigkeit, Glaubensboten abzugeben, mehr aus der Begierde nach Reichthum und Ehre, als aus Durſt nach Bekehrung und Rettung der Seelen herrühre. Von den Jeſuiten muß man dies vorzüglich ſagen. Wir haben Beweiſe genung davon geſehen. Und man wird wohl nicht leicht finden,

daß

daß ſie in armen und dürftigen Ländern, wo ſie ihr Intereſſe nicht gefunden, das Reich Chriſti aufzubauen, ſich bemüht haben. Die Herolde des Evangelii haben viele Ungemächlichkeiten und Widerwärtigkeiten zu erdulden übernommen, das iſt wahr; aber ſie haben auch einen durch viele Beſchwerden, welche ihre Ordensregeln auferlegt haben, abgehärteten Körper, und können daher mehr, als die unſrigen, ausſtehen, die wegen veränderter Luft, ungewohnter Nahrung und vieler Arbeit in Indien bald ihre Geſundheit und ihr Leben einbüſen. Die römiſchen Lehrer ſind des Wanderns gewohnt, und empfinden in den warmen Gegenden nicht ſo viele Unbequemlichkeiten, als andere. Sie wiſſen ſich auch ihre Beſchwerden auf mehr denn eine Art zu verſüßen. Ihr Amt kann ihnen nicht ſehr läſtig ſeyn: denn ſie übernehmen ſich nicht in der Arbeit. Daß ſie Bekehrte von viele Tauſende zählen, iſt kein Wunder; denn ſie erlauben ihren Neubekehrten das, was kein rechtſchaffener Lehrer ihnen erlauben würde. Sie laſſen ihnen viel abergläubiſche Gebräuche, oder ſetzen an die Stelle des alten Aberglaubens einen neuen. Sie wiſſen das Chriſtenthum auf eine geſchikte Art mit dem Heidenthum zu verbinden, ſo wenig auch ſolches den Boten des Heilandes anſtändig iſt. Die äuſſerliche Pracht des römiſchen Gottesdienſtes verſchaffet ihnen nach ihrem eigenen Geſtändniß einen großen Zulauf bei den Götzendienern. An Feſttagen machen ſie ſolche Anſtalten, welche viel Heiden anloken, an ihren prächtigen Aufzügen Theil zu nehmen. — Wie leicht bezaubert der äuſſerliche Glanz die Sinnen der Menſchen? Die Pracht des Gottesdienſtes nimmt den Heiden ein, und alsbald wird er ein römiſcher Chriſt. Er wird mit großer

Pracht

Pracht zur Taufe geführet, welche wohl gar mit Trummeln und Pfeiffen dem Volke bekannt gemacht wird. Wie viele werden auf die Art zur Verſammlung gelokt, und treten in die Fußſtapfen des Täuflings? Kein Wunder, daß ſich die ſinnlich gewöhnten Heiden lieber in den Schoos der römiſchen, als in die Gemeinſchaft der evangeliſchen Kirche aufnehmen laſſen, in welcher dieſe Pracht wegfällt. Zuweilen erwerben ſich die römiſchen Lehrer durch ihre Wiſſenſchaften, durch die Sternkunde, Arzeneiwiſſenſchaft, Baukunſt und andere Kenntniſſe bei gewiſſen Völkern Beifall. Doch iſt dies noch der erlaubteſte Kunſtgrif, den ſie zu nutzen ſich bemühen. Hingegen wird man auch bei allen zahlreichen Jüngern dieſer römiſchen-Apoſteln nach einen thätigen Chriſtenthum, und nach der wahren Geſtalt der Jünger Jeſu vergeblich fragen. Denn da dieſe Lehrer ſelbſt davon weit entfernt ſind, wie können ſie ihre Schüler dazu anführen und anhalten? Nie findet man auch Spuhren davon in ihren Mißionsberichten. Die buchſtäbliche Erkenntniß ihrer Neubekehrten iſt ſchon ſehr gering. Ihre Lehrer verlangen von ihnen nichts als äuſſerliche Geberden, Gebräuche und Werke. Wenn der Heide ein Gebet an die Mutter Gottes und verſtorbene Heilige gelernt hat; wenn er bekennet: ich glaube, was die Kirche glaubt; Jeſus iſt mein Heiland, der Pabſt zu Rom iſt ſein Statthalter, und die Heiligen ſind meine Fürbitter, ſo weiß er genung, um der Taufe theilhaftig zu werden. Darf man ſich wundern, daß der römiſche Heidenlehrer mit dem Unterricht und der Taufe ſeines Lehrlings in einer Stunde fertig werden kann, wenn er auch nicht Urſache zu eilen hat? Wie leicht kann der Götzendiener jene leichte Sätze faſſen, zumal,

wenns nicht darauf ankommt, daß er ſie auch verſtehe. Wie leicht iſt auf dieſe Art die Bekehrung vieler Menſchen; viel zu mühſam würde es für die Mißionarien ſeyn, wenn ſie die Heiden eine Zeitlang in Unterricht nehmen, und ihnen durch Wort und Wandel die Lehre Chriſti ſo lange einpredigen ſollten, bis ſie untrügliche Merkmale eines geänderten und rechtſchaffenen Herzens wahrnehmen. Um eine recht große Menge von Bekehrten zählen zu können, macht man ſich öfters kein Gewiſſen, unter dem Vorwande, dem kranken Heiden eine Arzenei beizubringen, ſie ohne ihr Wiſſen zu taufen. Und die man auf dieſe Weiſe hintergangen hat, müſſen ſich dann wider ihren Willen in das Verzeichniß der Neubekehrten verſetzen laſſen. Ja man ſchlägt wohl gar die, welche ſich der Taufe widerſetzen, und ſucht ſie wider ihr Wiſſen und Erlaubniß zu beſprengen. Zuweilen laſſen die heidniſchen Anverwandten ihren mit dem Tode ringenden Freund von den Mißionarien taufen, damit ſie nach ſeinem Tode ein freies Begräbniß erhalten, und die Verbannungskoſten erſparen mögen. Und ein ſolcher muß gleichfalls die Zahl der Chriſten vergrößern helfen. Und werden nicht Geld und Zwang für ein erlaubtes Mittel gehalten, die Heiden zum Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens zu nöthigen? So zahlreich aber auch durch alle dieſe Mittel die neuen Chriſten werden: ſo bleibt es doch noch immer eine große Frage, ob die römiſche Heidenlehrer ſo viele auch nur Namenchriſten gezogen haben, als ſie in ihren Berichten vorgeben.

Fortſezung Man iſt weit entfernt, in dieſen Mißionen die finſtern Gegenden durch die chriſtliche Lehre aufzuklären, man ſucht nur vorzüglich die Neubekehrten

bekehrten zum Vortheil des römiſchen Biſchofs zu mißbrauchen, den Glanz des römiſchen Stuhls zu erhöhen, und die päbſtliche Kammer zu bereichern. An Beweiſen hievon fehlt es in der Geſchichte nicht. Nichts kann ſtrafbarer ſeyn, und die Abſichten der römiſchen Glaubensboten, und ihres Oberhaupts verdächtiger machen, als daß ſie den Heiden, die ſie bearbeiten, die heilige Schrift entziehn, und ihnen alle Gelegenheiten abſchneiden, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Machen ſie nicht dadurch bei Vernünftigen ihre Lehrſätze verdächtig? Gewiß aus keinem andern Grunde verbieten ſie den Heiden in der heiligen Schrift zu forſchen, als weil ſie befürchten, ihre Schüler möchten dadurch beſſer belehret werden, und die Irrthümer erbliken, welche den römiſchen Glauben verunſtalten. Wie manche von ihren bekehrten Heiden ſuchen deshalb die heilige Schrift und andere erbauliche Bücher bei evangeliſchen Lehrern, weil ſie ihnen von ihren eigenen Hirten verſagt werden! Unterrichtet man nun die Heiden nicht gründlich, und erlaubt man ihnen nicht das Wort Gottes, wie können ſie zu einer rechten Erkenntniß Gottes und des Weges zu ihrem ewigen Heil gelangen? Und gelangen ſie dazu nicht, was für Nutzen haben denn alle römiſche Mißionen? Beinahe gar keinen, wenigſtens bringen ſie nicht die Früchte, die ſie bringen ſollten. Wie viel Schaden ſtiftet endlich nicht die Uneinigkeit der Mißionarien, und das laſterhafte Leben ſo vieler, die ſich Diener des Evangelii nennen! Faſt an allen Orten, wo römiſche Heidenlehrer aus verſchiedenen Orden den Heiland der Welt predigen, herrſchet Zank und Zwietracht unter ihnen. Jeſuiten, Dominikaner, Franciskaner, haben ganz offenbar widereinander zu Felde gelegen. Kann man es unverſtän-

verſtändigen Heiden wohl ſehr verdenken, wenn ſie in die Lehren der Religion ſelbſt einen Verdacht ſetzen, welche jene zankſüchtige Lehrer verkündigen? Iſt ihnen ſehr zu verargen, wenn ſie deshalb das Chriſtenthum verabſcheuen? Und müſſen nicht diejenigen, welche es wirklich angenommen haben, Anſtoß und Aergerniß nehmen, und an ihren Lehrern irre werden, wenn ſie aus ihrem Munde eine Lehre hören, welche die brüderliche Liebe, die Demuth und Selbſtverläugnung ſo ſehr anpreiſet, und doch in ihrem Wandel und Betragen gegen einander ſo viel Haß, Bitterkeit, Neid, Herrſchſucht und Stolz wahrnehmen? Und in der That würden viel mehrere Ungläubige wahre Verehrer Chriſti werden und bleiben, wenn ſie an den Miſſionarien ächte Gottesfurcht und leuchtende Rechtſchaffenheit erbliken. Allein man hört ſelbſt römiſche Lehrer, die von einer ädlen Denkungsart ſind, über das laſterhafte Leben ihrer Mitbrüder die beweglichſten Klagen ausſchütten. Und wenn der Wandel der Chriſten, ſonderlich derer, die Vorbilder der chriſtlichen Heerde ſeyn ſollten, nicht beſſer, iſt als die Sitten der Heiden, was ſoll denn dieſe wohl bewegen: ihren heidniſchen Aberglauben und ihre gewohnte Betragart mit der Religion der Chriſten zu vertauſchen? Man ſcheuet ſich ſchon, vieles von dem nachzuerzählen, was von den abſcheulichen Ausſchweifungen der päbſtlichen Heidenbekehrer berichtet wird! Wie verabſcheuungswürdig muß es nicht den Völkern vorkommen, die Augenzeuge davon ſind? Wie tief wird ein rechtſchaffnes Gemüth, welches die Beſſerung der Welt und die Bekehrung der Heiden aufrichtig wünſchet, durch ſolche Nachrichten gebeuget werden? Laßt uns indeſſen zu unſerer Beruhigung hoffen, daß wie die ganze ſichtbare Kirche des

che des Erlöſers aus Böſen und Guten beſteht, alſo auch der zahlreiche Haufen der römiſchen Glaugelii, bensboten nicht lauter unwürdige Diener des Evan- ſondern auch treue und redliche Arbeiter in ſich ſchlieſ- ſen werde, die Nutzen ſtiften, und Chriſtum nicht aus Zank oder Unlauterkeit, ſondern aus Liebe und wahrhaftig chriſtlichem Eifer predigen. Laßt uns den Herrn, der über ſeine Kirche wachet, bitten, daß er ſeine Gemeine unter den Heiden läutere, und die falſchen Abſichten ihrer Lehrer zerſtöre, und ih- ren Eifer, der an ſich betrachtet, groß und ruhm- würdig iſt, zu ſeiner Ehre heiligen möge

Wir kommen nun zu der von den Lutheranern unternommenen Heidenbekehrung in Oſtindien, und damit treten wir zugleich in eine anmuthigere, Ge- gend der Kirche Gottes, als die war, die wir eben verlaſſen haben. Wir nennen ſie anmuthiger nicht darum, weil wir unſere eigene Glaubensbrüder ar- beiten ſehen, ſondern deswegen, weil ihre Arbeiten einen lautern Zwek haben, weil ihr Säen und Pflanzen erwünſchte Früchte trägt, und weil wir hier zuverläßige und ſehr volle Quellen vor uns ha- ben, aus welchen wir unſere Erzählungen ſchöpfen können. Es fehlte in den vorigen Zeiten nicht an frommen Wünſchen, das Evängelium den finſtern Heiden predigen zu können. Unſer unſterblicher Lu- ther brannte von Verlangen nach ihrer Bekehrung. Die Bemühungen des Freiherrn von Wels, und des gottſeligen Ernſts, Herzogs von Sachſengo- tha, ſind ſo bekannt, als ruhmwürdig. Der er- ſte aber hatte mit der Vereinigung der Chriſten ge- nug zu thun, und bei den verworrenen Umſtänden ſeiner Zeit blieb ihm nichts weiter übrig, als die Heiden dem allgemeinen Welterlöſer im Gebeth zu empfehlen. Der zweite erhielt Hohn und Wider- Lutheraner in Indien.

ſpruch zum Lohn, als er das Volk, das im Dunkeln wandelte, zu erleuchten wünſchte. Der dritte machte wohl Verſuche, beſaß aber nicht die Macht, ſeine lobenswürdigen Abſichten auszuführen. Dies wichtige Werk ſchien, nächſt einer allmächtigen Mitwirkung und göttlichen Segen auch eine mächtige Stütze von den Hohen dieſer Welt zu fordern: die ſchwachen Kräfte mittelmäßiger Perſonen, ſo gutdenkend ſie auch waren, wollten nicht zureichen. An dem glorwürdigſten Friedrich IV. König von Dännemark, fand man endlich die ſtarke Stütze, die man ſuchte. Dieſer wurde der unſterbliche Stifter der erſten evangeliſchlutheriſchen Heidenbekehrungsanſtalten in Oſtindien. Schon als Kronprinz faßte er den ſtarken Entſchluß, zur Erleuchtung der ſeinem Scepter unterworfenen heidniſchen Völker alles mögliche beizutragen, wenn er den Thron ſeiner Väter würde beſtiegen haben. Er entdekte denſelben dem D. Pet. Jesperſon. Der Anfang ſeiner Regierung aber war vielleicht zu mühſam, oder die Werkzeuge waren allzuſchwer ausfindig zu machen, dieſen Vorſaz auszuführen. Allein kaum war der fromme und gelehrte D. Franz Jul. Lütkens nach Koppenhagen als Hofprediger gekommen, und hatte den gottſeligen König an jenen Entſchluß erinnert, ſo erhielt er auch den Auftrag, ein paar geſchikte Männer ausſindig zu machen, die als Heidenbekehrer in Oſtindien gebraucht werden könnten. Er ſchrieb deshalb ſogleich an einige Theologen, ſonderlich an den D. Spener nach Berlin. Weil aber dieſer um die Zeit die Welt verließ, ſo wendete man ſich an den ſeligen Prof. Aug. Herm. Franken nach Halle, welcher dazu unverzüglich zween würdige und zu dieſem wichtigem Beruf ſehr tüchtige Männer, den Barthol. Ziegenbalg und Heinr. Plütſchau,

vor-

vorſchlug. Beide nahmen dieſen Ruf, bei welchen ſie wohl Schwierigkeiten, Ungemächlichkeiten und Bedrängniſſe, aber keine äuſſerliche Vortheile vorherſahen, willig an. Der Gehalt eines jeden beſtand in zweihundert Reichsthalern. Sie wurden den 29. Novemb. im Jahre 1705 zu Koppenhagen durch den Biſchof D. Barnemann ordinirt, giengen gleich unter Seegel, und langten den 9. Jul. 1706 auf der Küſte Koromandel zu Trankebar, ſo nebſt einem kleinen Bezirke der däniſchen oſtindiſchen Kompagnie gehört, an. Hier fand das Geſchäfte, das ſie ausrichten ſollten, ſowohl äuſſere als innere Schwierigkeiten. Die ihnen vorzüglich Hülfe leiſten ſollten, thaten ihnen am meiſten Widerſtand. Der Gouverneur zu Trankebar gieng, vermuthlich auf Anſtiften der römiſchen Mißionarien, und aus ungegründeter Beiſorge, der Handel würde durch die Mißion leiden, und die Sklaven würden ſich ihrer Schuldigkeit entziehn, welches aber nachher die Erfahrung widerlegt hat, in ſeiner Widrigkeit ſo weit, daß er den Ziegenbalg mit einem viermonatlichen Arreſt ohne die geringſte Veranlaſſung belegen ließ, und ihm die fernere Ueberſetzung des N. T. unterſagte. Hiezu kam eine nicht geringe leibliche Noth, wodurch der Glaube dieſer Mißionarien auf die Probe geſezt wurde. Denn noch vor Ziegenbalgs Arreſt gieng 1708 der erſte Transport ihrer Unterhaltungsgelder aus Europa durch Umſchlagung des oſtindiſchen Boots nicht weit von Trankebar in der See verlohren. Ihre Widerſacher glaubten nun nichts gewiſſer, als daß ſie ihr kaum angefangenes Mißionsgeſchäfte würden aufgeben müſſen, allein ſie erduldeten dieſe traurigen Begegniſſe mit Standhaftigkeit. Ihrem gegenwärtigen Mangel ward durch thätige Unterſtützung einiger Freunde in Oſtindien

abgeholfen, bis ſie Hülfe und Gelder aus Europa erhielten. Und kaum waren ihre Beſchwerden im Jahre 1711 vor dem königlichen Thron gelangt: ſo bezeigte der König ſein allerhöchſtes Mißfallen, und befahl nach der gründlichen Unterſuchung dem Kommendanten und Rath in Trankebar, ſich aller Gewaltthätigkeiten gegen die Mißionarien zu enthalten, und ihnen auf alle mögliche Art behülflich zu ſeyn. Ueberdies bezeigte der König ſein allerhöchſtes Wohlgefallen an der Mißion, durch die in eben dieſem Jahre gemachte unwiederrufliche Stiftung von jährlichen zweitauſend Reichsthalern zum Unterhalt der Mißionarien, und übrigen Koſten. Dieſe Stiftung ward im Jahre 1736 vom K. Chriſtian VI. mit tauſend Reichsthalern vermehrt. Nach Lütkens Tode 1712 trug der König die Aufſicht über die Mißion zween Gottesgelehrten auf, welchen nachher der dritte zugeordnet wurde. Im Jahre 1714 aber errichtete er gar ein beſonderes Mißionskollegium von einigen geiſtlichen ſowohl als weltlichen Räthen, und einem Sekretär unter dem Vorſitze eines wirklichen geheimen Raths, damit alle Angelegenheiten der Mißion deſto beſſer beſorgt werden möchten. Dies Kollegium zur Beförderung des Laufs des Evangelii unterhält einen beſtändigen Briefwechſel mit den Geſellſchaften in England, und mit auswärtigen rechtſchaffenen Gottesgelehrten, und ſammlet allerlei Entwürfe, die dem Werke nüzlich ſeyn können. Es ſorgt für die Bekehrung der Heiden nicht nur in Indien, ſondern auch in den norwegiſchen Finnmarken. Es ermuntert einheimiſche und auswärtige rechtſchaffene Chriſten, die Bearbeitung der Heiden durch Gebet, gute Vorſchläge und Beiſteuern zu erleichtern. Es werden daher auch die Mißionarien verpflichtet, von ihren Amtsverrichtungen und deren Erfolge öffentlich

Nachricht

Nachricht und Rechenſchaft zu geben, damit jedermann eine richtige Kenntniß davon erhalten, und den Mängeln deſto beſſer abgeholfen werden könne.

Die innern Schwierigkeiten bei Ausrichtung des Mißionsgeſchäftes waren nicht geringer. Was kann ſchwerer ſeyn, als ein Volk gründlich in der chriſtlichen Religion zu unterrichten, deſſen Sprache man gar nicht verſtehet? Die Mißionarien mußten ſich der portugieſiſchen und malabariſchen oder vielmehr tamuliſchen Sprache bedienen können; jener, weil dieſelbe auf den Küſten von allen denen geredet wird, die mit Europäern einigen Umgang haben und Handel treiben, dieſer aber, weil ſie die eigentliche Landesſprache iſt. Die portugieſiſche erlernten ſie vermittelſt einer in Batavia gedrukten Sprachlehre, und durch den Umgang mit gemeinen Leuten, bald. Sechs Tage nach ihrer Ankunft in Trankebar fiengen ſie an, ſich auf ihre Erlernung zu legen, und nach vier Monaten waren ſie ſchon fähig, einigen Sklaven chriſtlicher Herrſchaften die Anfangsgründe des Chriſtenthums in dieſer Sprache einzuſlößen. Allein bei Erlernung der tamuliſchen Sprache ſahen ſie ſich von allen Hülfsmitteln und Unterweiſungen entblößet. Doch ihr Glaube wankte nicht, und ihr Eifer zum Dienſte Gottes unter den Heiden tüchtig zu werden, machte ſie an Erfindungen reich. Sie bewogen einen tamuliſchen Schulmeiſter, ſeine ſchwarzen und wilden Kinder in ihrer Wohnung gegen eine Belohnung zu unterrichten. Sie ſezten ſich mitten unter ſie auf die Erde, und lernten die Buchſtaben nach der dortigen Gewohnheit in Sande ſchreiben, und die Sprache leſen, aber doch nicht verſtehen, indem dieſer der portugieſiſchen Sprache unkündige Schulmeiſter ihnen kein Wort erklären konnte. Indeß bekamen

Fortſetzung.

ſie einen Malabaren in ihre Dienſte, der mehrere Sprachen redete, und ihnen ſehr nüzliche Dienſte leiſtete, aber auch von den Heiden deshalb verfolget wurde. Sie ſuchten ſich durch fleißiges Leſen und täglichen Umgang mit den Heiden der Sprache und einer reinen Mundart derſelben zu bemächtigen. Ziegenbalg inſonderheit brachte es durch unermüdeten Fleiß in kurzer Zeit zur Verwunderung der Heiden zu einer ſolchen Fertigkeit, daß er, wie ein gebohrner Tamuler, reden konnte. Ja er las und überſezte viele Schriften der Heiden, die von ihren abgöttiſchen Gebräuchen handelten, um die erlangte Kenntniß zu ihrer Ueberzeugung anzuwenden. Und die Heiden erſtaunten, daß er davon ſo gut unterrichtet war, als die beſten Brachmänen, auch ſogar die Geſchiklichkeit beſaß, dieſelben zum Stillſchweigen zu bringen. Plütſchau verrichtete ſeine Arbeit vornehmlich in portugieſiſcher Sprache. So groß ihr Fleiß geweſen war, die Sprachen zu lernen: ſo groß war auch ihr Eifer, die darinn erlangte Fertigkeit zur Ueberzeugung und Bekehrung der Heiden anzuwenden. Sie nuzten alle Gelegenheit, ſich mit den Heiden zu unterhalten. Sie nahmen nicht nur diejenigen, welche ſie aus Neubegierde in ihren Häuſern beſuchten, ſehr liebreich auf, und lenkten ihre Unterredung mit ihnen ſogleich auf den rechten Zwek, ſondern ſuchten auch die Heiden in der Stadt, auf den Dörfern und auf den Landſtraſſen auf. Auch ſchränkten ſie die Verkündigung der chriſtlichen Lehre nicht in die Grenzen des Kompagniegebiets von Trankebar ein: ſondern predigten auch längſt der Küſte, ſo weit ſie den Engländern und Holländern unterworfen iſt: hingegen bis in das Land des heidniſchen Königs von Tanſchauer durften ſie ſich damals noch nicht wagen. Die Ruhehäuſer bothen ihnen vorzüglich eine bequeme Gelegen-

legenheit dar, das Evangelium zu verkündigen. So wenig ſie das geringſte Volk, die von den Vornehmen für unrein gehaltenen Parier, verachteten, ſo wenig vermieden ſie auch den Umgang mit den Vornehmern, und ſelbſt mit den Brachmanen, ſuchten ſie vielmehr mit Fleiß auf, und unterhielten mit einigen Gelehrten einen Briefwechſel, um ihre Einwürfe deſto gründlicher beantworten zu können.

Dem unermüdeten Ziegenbalg war es nicht genung, die chriſtliche Lehre blos mündlich den Heiden zu verkündigen; ſondern er überſezte auch vom October 1708 bis März 1711 das neue Teſtament in die tamuliſche Sprache. Zum Abdruk deſſelben beſorgte man im halliſchen Waiſenhauſe eine tamuliſche Drukerſchrift nach der vom Ziegenbalg überſchikten Zeichnung der Buchſtaben, und ſandte ſie 1712 nach Trankebar. So bald man den kleinen Katechiſmus in portugieſiſcher und tamuliſcher Sprache abgedrukt hatte, fing man auch 1713 den Druk des neuen Teſtaments an. Eine portugieſiſche Drukerei hatte man von England erhalten. Von Halle aus unterhielt und ergänzte man dieſe Drukereien von Zeit zu Zeit, und es wurden darinn allmählich die ganze Bibel und andere Bücher in beiden Sprachen abgedrukt. Ziegenbalg überſezte das alte Teſtament bis zu Ende des Buchs der Richter; und Benjamin Schulz vollendete die Ueberſezung — Nun wandte man allen Fleiß an, den Heiden die Lehren der Bibel beizubringen, worinn es vorzüglich dem Ziegenbalg geglükt hatte. Fortſezung

Wenn gleich die Mißionsanſtalten nach dem Tode des Ziegenbalgs harter Prüfung ausgeſezt Mißion in Tanſchaur

 gewe-

geweſen: ſo ſahe man doch auch unter denſelben ſchon vorläufige Zubereitungen zur weitern Ausbreitung deſſelben. Dieſe Ausbreitung aber geſchahe zuförderſt dadurch, daß der Oberherr ſeiner Kirchen in dem Königreiche Tanſchauer dem Evangelio eine Thür öfnete. Die Mißionarien ſchikten hiernächſt von Trankebar aus in das Land verſchiedene Katecheten, und bemüheten ſich durch Ermunterungsſchreiben die Katecheten und neuen Chriſten im Guten zu ſtärken, unter den Verfolgungen zu tröſten, und zu einem dem Evangelio würdigen Wandel zu ermahnen.

Faſt um eben die Zeit vermehrten ſich auch die Mißionsanſtalten ſelbſt, und breiteten ſich in die engliſchen Pflanzſtädte aus. Die ruhmwürdige Geſellſchaft zu Ausbreitung der chriſtlichen Erkenntniß nahm ſich ſeit der Zeit der däniſchen Mißionen, auf alle Weiſe an, und wünſchten nichts mehr, als daß auch in den engliſchen Kolonien dergleichen Anſtalten möchten errichtet werden. Als die Anzahl der Mißionarien in Trankebar wieder etwas zugenommen hatte, ſo veranlaßte die Begierde, das Evangelium auch auſſerhalb dem trankebariſchen Gebiete zu verkündigen, und die Freundſchaft des engliſchen Predigers in Madras dem Mißionarius Schulze, eine Reiſe nach Madras zu thun. Dieſer unerbotene Glaubensbote predigte das Evangelium in daſiger Gegend und in dem benachbarten Moguliſchen überall, ſo weit er nur kommen konnte. In Madras ſelbſt beſchloß man die eingegangene malabariſche Schule wieder herzuſtellen. Der Gouverneur bot dazu die Hände, und Schulz führte den Vorſchlag aus. Zwölf Kinder, die ſich noch in demſelben Jahre bis auf fünf und dreißig vermehrten,

kamen,

kamen auf einen im Thor angeſchlagenen Zettel bald zuſammen, welche Schulze täglich, auch im Engliſchen unterrichtete, und in der um Madras ſehr üblichen wahrrugiſchen Sprache durch einen Brachmanen unterweiſen ließ, der ſehr viele Hofnung von ſich gab, ein Chriſt werden zu wollen; er ſtarb aber nicht lange darauf. Schulze gab auch den beiden malabariſchen Schulmeiſtern Anweiſung. Man würde ſowohl ſie, als die Kinder, die lauter Heiden waren, vom Chriſtenthum überzeugt haben; allein nicht nur ein heidniſcher Schulmeiſter, ſondern auch die Römiſchkatholiſchen brachten den Eltern auf eine gehäßige Art bei, ihre Kinder würden endlich zur Taufe gezwungen werden, ohnerachtet man gar nicht die Abſicht hatte. Dies und die dortige große Abneigung der Götzendiener vom Chriſtenthum, machte doch Schulzen nicht verzagt. Er predigte des Sonntags den Heiden in warrugiſcher und portugieſiſcher Sprache, beſuchte und unterrichtete die Heiden fleißig, und ſahe von Zeit zu Zeit Früchte ſeiner eifrigen Bemühung. — Jezt entſchloß ſich die engliſche Geſellſchaft, zur Fortpflanzung der chriſtlichen Erkenntniß, Schulzen in ihre Dienſte zu nehmen, und in Madras auf der Küſte Koromandel, eine eigene Mißion zu ſtiften, die in ihrem Geſchäft glüklich genung war.

Betragen der Heiden gegen die Predigt des Evangelii.

Ehe wir den gegenwärtigen Zuſtand dieſer geſeegneten Mißion ſchildern, wird es der Mühe werth ſeyn, zu zeigen, wie die Religion der Heiden, die man dem Reiche des Erlöſers zuzuführen bemühet iſt, geſtaltet, wie ſich die Heiden überhaupt gegen die Predigt des Evangelii betragen, auf was für Wegen man ſie zur Annahme des Chriſtenthums zu leiten ſucht, und wie die geſtif-

teten chriſtlichen Gemeinen unter den Heiden eigentlich bekannt ſind. Man würde dieſen Indianern ſowohl, als allen nur einigermaßen vernünftig geſitteten Völkern unrecht thun, wenn man ſie beſchuldigen wollte, daß ſie im Ernſte mehr, als einen Gott glaubten. Die Wahrheit, daß nur ein allerhöchſtes Weſen ſeyn könne, liegt ſo natürlich in den Begriffen des menſchlichen Verſtandes, daß es nicht möglich zu ſeyn ſcheinet, dieſelbe zu läugnen, oder ihr den Beifall zu verſagen, ſo bald man nur einem vernünftigen Nachdenken bei ſich Platz läßt. Einen von Gott verſchiedenen Urſprung des Böſen muß jedermann zugeben, weil er unmöglich Gott zugeſchrieben werden kann. Wird aber auch der Urheber des Böſen von einigen Heiden ein Gott genannt: ſo iſt doch der Begriff, den ſie damit verbinden, von dem Begriff eines höchſten Weſens, der Gott zukommt, ſehr weit entfernet. Den Saz, daß die Heiden in Indien von der Wahrheit, daß nur ein einiges allerhöchſtes Weſen ſei, überzeugt ſind, oder wenigſtens davon durch vorgelegte Gründe leicht überzeugt werden können, iſt gar nicht entgegen, daß ſie auſſer ihren drei Hauptgözen Bruma, Wiſchtnu und Iſuren, nebſt ihren Weibern und Kindern, und den geringern Feld- und Schuzgözen, noch dreihundert und dreißig Millionen Untergötter haben. Denn von allen dieſen Gottheiten machen ſie ſolche Beſchreibungen, daß ſie den Begriff der Gottheit dadurch zugleich aufheben, und von ihnen abſondern. Sie geſtehen gerne, daß keine davon im eigentlichen Verſtande Gott ſei, und ſind, ſobald ſie von der Thorheit ihrer Götterhiſtorien überführet werden, ſehr geneigt, ſelbſt über ſie zu ſpotten, ja ſie zu ſchimpfen und zu läſtern. Indeß ſind ſie thöricht

genung, dieſen Göttern, von welchen ſie größtentheils die unanſtändigſten Geſchichten erzählen, göttliche Ehre zu erweiſen, und ſie unter allerlei wunderlichen und ſcheußlichen Geſtalten anzubeten. Woher kommts aber, daß Leute, die in andern Dingen vernünftig denken, und viele Geſchiklichkeit und Genie zeigen, wie man den Indianern nicht abſprechen kann, in der Religion ſo widerſprechend denken und handeln können? Es rühret ohnſtreitig daher, weil bei ihrem Götzendienſt manches angetroffen wird, daß ihre Wolluſt unterhält. Ihre fabelhaften Erzählungen von ihren Göttern laufen größtentheils auf ſolche Liebesgeſchichte hinaus, und ſind auch öfters auf eine ſolche Art in ihren Gemählden abgebildet, daß die fleiſchlichen Lüſte dadurch erregt werden müſſen. Es fehlt ihnen aber nicht an Ausflüchten, den Widerſpruch und die Thorheit bei ihrem Götzendienſte zu beſchönigen, und ſich gegen die Stimme der Vernunft zu verwahren. Stellt man ihnen die Ungereimtheit vor, diejenigen, die nicht von Natur Götter ſind, anzubeten, und Steine, Holz, Metall und Thiere göttlich zu verehren, ſo ſind ſie bald mit der Antwort fertig: Gott habe ſeine Bedienten, zu welchen man beten müſſe, weil er als das höchſte Weſen viel zu erhaben ſei, als daß ein Sterblicher unmittelbar ſein Gebet zu ihm richten dürfe; weil Gott allgegenwärtig ſei, ſo ſei er auch in ihren Bildern und Götzen gegenwärtig, und könne darinn angebetet werden; und der Götzendienſt ſei nur eine Leiter, auf welcher die Einfältigen zur Erkenntniß des höchſten Weſens hinaufſteigen ſollten, ob ſie gleich immer auf der unterſten Stufe dieſer vorgegebenen Leiter ſtehen bleiben. Bei dem allen iſt es ſehr merkwürdig, daß faſt alle Heiden nicht nur

die Thorheit ihres Götzendienſtes leicht einſehen, ſondern auch davon überzeugt ſind, oder doch ohne viele Mühe davon überzeugt werden können, daß ſie Sünder ſind, und einer Sündentilgung bedürfen, wenn ſie wollen ſelig werden. Sie ſuchen aber die Sündentilgung theils in allerlei Uebungen und Cerimonien, als Baden, Wallfahrten; theils in guten Werken, Allmoſen geben, Ruhehäuſer bauen, die Brachmanen ſpeiſen; theils in vielerlei Busarten, davon manche recht fürchterlich ſind. Aber auch von der Mangelhaftigkeit dieſer Uebungen und Busarten ſind ſie leicht zu überzeugen. Sie pflegen daher auf nichts aufmerkſamer zu ſeyn, als wenn ihnen die Mißionarien ſagen, ſie wollten ihnen das rechte Mittel der Sündentilgung anzeigen; auch fragen ſie wohl, ob die Mißionarien ein ſolches Mittel wüßten? Die Erfahrung hat gelehret, daß ſich bei den Heiden in Indien faſt weniger Widerſpruch gegen die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum finde, als bei den heutigen Chriſten in Europa. Manche werden alsdenn erſt recht aufmerkſam, wenn ihnen dieſelbe ausführlich vorgetragen wird. Als ſich die Mißionarien an einem Orte durch einen ausführlichen Vortrag aus der natürlichen Theologie und durch die Vorbereitungslehren der Offenbahrung den Weg zum Vortrage des Evangelii gebahnet hatten, und hierauf redlich die Hauptlehre: Daß der Sohn Gottes unſere Sünden gebüßet, und uns mit Gott verſöhnet habe, verkündigten: ſo rief ein Heide, der aufmerkſam zugehöret hatte, aus: Das iſt die rechte Sache, nun wird alles klar und deutlich, das hättet ihr zuerſt ſagen ſollen. Sollten ſich nicht wichtige Folgen aus dieſem Vorfall herleiten laſſen? Das betrübteſte aber iſt, daß die meiſten bei aller

Ueber-

Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, die ſie nicht verbergen können, und nicht ſelten öffentlich geſtehen, dennoch dem Heidenthum nicht entſagen wollen. Und woher dieſes? Sie laſſen ſich theils dadurch, daß die Chriſten Verachtung und Schaden an ihrer Nahrung meiſtentheils zu erdulden haben, theils vorzüglich die Liebe zur Sünde, der ſie nicht redlich entſagen wollen, von der Annahme des Chriſtenthums abſchreken. Ein Brachmaner, der dem Mißionarius Schwarz zugehört hatte, bekannte demſelben offenherzig: Eure Lehre iſt Wahrheit, und wir ſind davon überzeugt: die Urſache aber, daß wir ſie nicht annehmen, iſt keine andere, als unſer Geitz, Hochmuth und Wolluſt. Das Irdiſche liegt dieſen verblendeten Sterblichen ſo am Herzen, daß ſie größtentheils gegen die zukünftige Seligkeit, oder Unſeligkeit, ganz gleichgültig ſind. Zuweilen ſagen ſie gerade heraus: dieſer, einer Spannen lange Bauch iſt es, um deswillen wir alles thun; können wir den nur füllen, ſo gilt es uns gleichviel, ob wir ſelig, oder verdammt werden; es müſſen ja auch einige in die Hölle kommen. In ſolcher Gleichgültigkeit beſtärkt ſie auch die Lehre von der Seelenwanderung, die ſie glauben läßt, ihre Seelen könnten noch in den folgenden Geburten, wie ſie ſich ausdrüken, gereiniget werden. Dies iſt auch die Urſache, warum ſie es für Sünde halten, ein lebendiges Thier zu tödten. Es können darinn, ſagen ſie, andere Menſchenſeelen leben. Manche ſind hierinn ſo abergläubiſch, daß ſie ſich auch im Gehen hüten, einen Wurm todt zu treten. Zu den Hinderniſſen ihrer Bekehrung gehöret aber auch, daß ſie ſich bereden, man könne in allen Religionen ſe-

lig werden, wenn man nur nach ſeiner Religion lebe. Sie machen ſogar Gott zum Urheber der verſchiedenen Religionen, und bilden ſich ein, er habe durch ein unbedingtes Schikſal einem jeden in den Kopf geſchrieben, was er thun ſolle, und er könne nicht anders handeln, als er durch ſolche Schrift in ſeinem Kopfe beſtimmt wäre. Man muß indeſſen dieſen Heiden doch das Zeugniß geben, daß ſie ſich ſelten vom Verfolgungsgeiſte beherrſchen laſſen; nur ſehen es die Anverwandten für eine Schande an, wenn einer der Ihrigen ein Chriſt werden will, und aus dieſem Grunde widerſetzen ſie ſich. Daß aber bei allen dieſen Hinderniſſen dennoch bereits eine ſo zahlreiche Gemeine aus den Heiden geſammlet worden, das hat man der allmächtigen Kraft Gottes und ſeiner gnädigen Vorſorge, treue Arbeiter in dieſe weitläuftige Erndte zu ſenden, und ſie bei mancher anſcheinenden Fruchtloſigkeit ihrer Mühe und Arbeit in ihrem Muth zu ſtärken, ohnſtreitig zuzuſchreiben.

Fortſetzung.

Worinn beſteht aber die Methode, deren man ſich zu Ueberzeugung und Gewinnung der Heiden zu bedienen pflegt? Die Mißionarien laſſen die Wahrheiten der natürlichen Theologie dabei nicht ungenuzt, finden aber nicht nöthig, ſich lange dabei aufzuhalten, da die Heiden, wie ſchon bemerkt worden, wenn ſie nur ehrlich verfahren, von dem einigen göttlichen Weſen und von der Thorheit der Abgötterei leicht zu überzeugen ſind. Sie halten es auch für ein überflüßiges und vergebliches Unternehmen, wenn ſie die Heiden durch bloße Vorhaltung ihrer Pflichten zu Chriſten machen wollten, weil es ihnen doch an Vermögen fehlen würde, ſich von den Feſſeln der Sünde loszureiſſen. Weil ſie glauben, daß das Gewiſſen der Heiden,

welches

welches überzeuget, daß ſie Sünder ſind, und eines Verſöhners bedürfen, ihren Vorſtellungen zu Hülfe kommen: ſo ſuchen ſie vorzüglich dieſe Stimme des Gewiſſens rege zu machen, und ihnen alsdenn das Evangelium von der Gnade Gottes in Chriſto zu verkündigen, und ihnen zu zeigen, wie ſie durch bußfertige und gläubige Annehmung derſelben mit Gott verſöhnet werden, und Kraft bekommen könnten, ein ihm wohlgefälliges und tugendhaftes Leben zu führen, und wie ſie auf dieſe Art an der Seligkeit jener Welt Antheil nehmen würden, dahingegen die muthwilligen Verächter dieſer Gnade das Schikſal einer ewigen Unſeligkeit zu gewarten hätten. Dies ſind auch die einzigen Bewegungsgründe, wodurch ſie die Heiden zur Annahme der chriſtlichen Religion zu reizen ſuchen. Sie bemühen ſich, ſie auf eine freundliche und liebreiche Art von dem allen zu überzeugen, und widerlegen ihre Einwürfe mit Sanftmuth, ohne ſie durch Verſpottung ihres thörichten Götzendienſtes zu erbittern, und zu einer gefliſſentlichen Vertheidigung derſelben zu reizen. Sie laſſen ihnen die Wahl, ob ſie glüklich werden, oder unglüklich bleiben wollen. Die Heiden ſelbſt haben daher öfters bekannt, ſie könnten ihnen ihre Vorſtellungen nicht übel nehmen, weil ſie ihnen ihren freien Willen ließen, und gar keinen Zwang gebrauchten. Andrer Mittel, denen ſich eine gewiſſe Religionspartheі, da, wo ſie Macht und Anſehen gewonnen hat, gern zu bedienen pflegt, können und wollen die Mißionarien zur Ausbreitung des Chriſtenthums nicht anwenden. Aeuſſerlicher Zwang und zeitliche Vortheile kommen bei ihnen nicht in Betrachtung. Wie leicht könnten ſie ſonſt aus einem Volke, daß für ſein irrdiſches Glük ſo ſehr eingenommen iſt, einen zahl-

reichen Haufen äuſſerlicher Bekenner Chriſti ſammlen! und wie glüklich würde ihr Mißionsgeſchäfte von ſtatten gehen, wenn ſie von ſolchen Bekennern keine Verläugnung ihrer Gottloſigkeit und abergläubiſchen Gebräuche forderten! Lieſet man es nicht häufig in den Nachrichten von dieſen Mißionsanſtalten, daß die Heiden ſich zu allem willig erklären, wenn die Mißionarien ihre Schulden bezahlen, oder ſie in beſſere Umſtände verſetzen wollten? Allein durch ſolche Mittel würde das Reich des Erlöſers nichts gewinnen, und man würde nur Heuchler bilden, aber keine Jünger. Die Mißionarien ſind vielmehr ſehr vorſichtig, ſolche, die gewiſſe Vortheile bei der chriſtlichen Obrigkeit zu Trankebar zu erlangen ſich einbilden, unter die Zahl der Chriſten aufzunehmen. Erlauben ſie gleich allen, die ſich angeben, den Zutritt zum nähern Unterricht: ſo entziehen ſie ihn doch alle Hofnung zu zeitlichen Vortheilen. Sie taufen auch niemanden, der nicht in den Gründen der chriſtlichen Religion hinlänglich unterrichtet iſt, und davon wenigſtens ſoviel begriffen hat, als zur Erlangung der Seligkeit erfordert wird, und der nicht zugleich aufrichtig verſpricht, allen Greuel des Heidenthums und allen Sünden zu entſagen, und der erkannten Wahrheit würdig zu wandeln. Und es müſſen wenigſtens keine Merkmale bei ſolchen Verſicherungen vorhanden ſeyn, die einen Betrug und Verſtellung erwarten laſſen. Man hat in Abſicht der Bekehrungsart ſchon ſeit vielen Jahren ohne Zweifel, aus guter Abſicht, den Mißionarien den Rath gegeben, die Heiden zu Menſchen, und aus Menſchen ſie zu Chriſten zu machen. Allein ſie mochten dieſen Rath erklären wie ſie wollten, ſo ward er unbrauchbar von ihnen befunden. Man ſchien mit der Redens-

art:

art: Zu Menſchen machen, nicht einerlei Begriffe verknüpft zu haben. Einige verlangten vielleicht damit, man ſollte die Heiden zu einer mehreren Ehrbarkeit in Wandel anführen; andere begehrten wohl, die Ausbeſſerung des Verſtandes ſollte ſorgfältiger bewirkt werden; noch andere wollten vielleicht beides zugleich beobachtet wiſſen. Niemand hat gezeigt, was die Mißionarien zu thun hätten, um dieſen Endzwek zu erreichen. Ohnſtreitig läßt ſich ſolches leichter denken, als ausführen. Die genauere Kenntniß von den Heiden in Indien und von der dortigen Mißion beſitzen, wiſſen nicht wenig gegen die Ausführung dieſes Vorſchlags zu erinnern. Laßt uns hören, was für Schwierigkeit ſie ihr entgegen ſetzen. Die Heiden ſuchen nicht eher den Unterricht der Mißionarien, bis ſie völlig entſchloſſen ſind, Chriſten zu werden. Die Mißionarien haben keine obrigkeitliche Gewalt, daß ſie die ganze Nation, oder einen Theil derſelben, durch heilſame Geſetze, löbliche Poiiceiverfaſſungen und andere gute Verordnungen in die Schranken einer beſſern Lebensart einſchließen könnten. Und doch wird wohl kein anderes Mittel die Heiden in dieſer oder jenen Abſicht zu Menſchen zu machen, in Vorſchlag gebracht werden können, als der Unterricht und der äuſſere Zwang, durch eine geſetzgebende Macht. Würde man die Mißionarien nicht verlachen, wenn ſie den Heiden den Antrag thäten, ſich ihrem Unterrichte zu überlaſſen, um geſitteter und menſchlicher zu werden, da ihnen blos um deswillen die ewige Seligkeit noch nicht verſprochen werden kann? Würden ſie ſich wohl einen ſolchen Mittelunterricht unterziehn, wovon ſie nur einen mäßigen Vortheil zu hoffen, hingegen die Verachtung und Verſpottung ihrer Landsleute, und

die Ausſtoßung aus dem Geſchlechte und der Zunft zu befürchten hätten, und wobei ſie, ohne durch eine höhere Kraft unterſtüzt zu ſeyn, ihre Lieblingsſünden, ſonderlich die Sünde der Hurerei und Unreinigkeit, die der rechte Mittelpunkt des Heidenthums ſind, verläugnen ſollten? Und die Veranlaſſung des Gözendienſtes und der groben Sünden, gehört doch wohl hauptſächlich dazu, daß ſie aus Heiden Menſchen werden, um dem Chriſtenthum einen Schritt näher zu kommen? Hierzu aber werden mehrere Kräfte und ſtärkere Bewegungsgründe erfordert. Blos die Erlangung einer ewigen Glükſeligkeit kann den Heiden zu dem Entſchluß bringen, das Allerliebſte, ſo er in der Welt hat, die Ausübung ſeiner Luſt zu verläugnen, und nichts, als die göttliche Gnade iſt ſo mächtig, ihm dazu Kräfte zu verleihen. Soll aber der oben erwähnte Rath ſo viel ſagen: man müſſe die Heiden erſt zu Menſchen machen, damit ſie zuförderſt die erſten Wahrheiten der natürlichen Religion begreifen möchten: ſo iſt damit nichts neues geſagt, was nicht die Heidenlehrer ſchon vom Anfange an in Ausübung gebracht hätten. Sie unterrichten die Heiden aus den Werken der Schöpfung durch vernünftige Schlüſſe von dem Weſen, von den Eigenſchaften und Werken des einigen wahren Gottes, und von den ihm zu leiſtenden Dienſte. Dieſe Wahrheiten ſehen die Heiden leicht ein, laſſen ſich auch leicht dem größten Theil nach zur Ueberzeugung davon bringen, wie wir geſehen haben. Allein in der Minute, da ſie dieſe Wahrheiten billigen, tragen ſie doch kein Bedenken, ihre heidniſchen Gebräuche, die jenen Wahrheiten gerade entgegen ſtehen, vor ihren Gözen zu wiederholen. Haben alſo auch die Mißionarien alles gethan, ſie in dieſem Verſtande

ſtande zu Menſchen zu machen, ſo bleiben ſie doch Heiden wider alle ihre Ueberzeugung, und nehmen immerfort Theil am Götzendienſte, um nicht verlacht zu werden, und ihre Vortheile und Beluſtigungen an der Sünde nicht einzubüßen. In der That muß ihnen eine reellere Glükſeligkeit, als die natürliche Religion verſchaft, angeboten werden, wenn ſie ihr geliebtes Heidenthum dafür vertauſchen ſollten. Eine vieljährige Erfahrung hat gelehret, die Bekehrung der Heiden könne auf keine andere Art bewürket werden, als durch kräftige Ueberzeugung ihres Gewiſſens ſie hätten das allerhöchſte Weſen durch ihre Sünden beleidiget; und wären in dieſem Zuſtande ewig von Gottes Gnade ausgeſchloſſen. Hierdurch werden ſie ſo willig, als begierig gemacht, ein Mittel zu ſuchen und anzunehmen, durch welches ſie aus ihrem unſeligen in einen ſeligen Zuſtand verſezt werden können. Wird dieſe ihre Begierde nach einem ſeligen Zuſtand bei ihnen ſo ſtark, daß ſie ſich entſchließen, um deswillen alles andere fahren zu laſſen; ſo ſind ſie auch in der Faſſung, in welcher ſie die angetragene Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens prüfen können. Daß aber auch von den Mißionarien alles, was die Heiden in Annehmung und Befeſtigung der angenommenen Wahrheit beſtärken kann, nach eines jeden Faſſung pflichtmäßig genutzet werde, verſtehet ſich von ſelbſt, und läßt ſich von ſo treuen Arbeitern leicht erwarten.

Fragt man endlich, wie die aus dem Heidenthum geſammelte chriſtliche Gemeinen beſchaffen ſind, ſo wird man aus dem, was bisher angeführt worden, leicht den Schluß machen, daß die meiſten Heiden keinen andern Bewegungsgrund zum Uebergange in das Reich des Erlöſers haben, als die Ueber- Fortſetzung.

zeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, und wohl nicht gleich jemand dem Heilande der Welt huldigen werde, der nicht neben ſolcher Ueberzeugung einiges Verlangen hat, ſelig zu werden, da weder leibliche Vortheile, noch zeitliche Ehre mit dem Chriſtenthume verknüpft ſind, vielmehr manches dabei verläugnet werden muß. Es iſt ohnſtreitig eine preißwürdige Probe der göttlichen Vorſorge, daß bei der faſt allgemeinen Gleichgültigkeit dieſer Nation doch noch immer einige aus derſelben zum Geſuch ihrer ewigen Wohlfahrt erwecket werden. Haben gleich nicht alle gleiche Treue bewieſen, ſo haben doch noch immer von Zeit zu Zeit mehrere von den Proſeliten noch vor der Taufe ſolche entſcheidende Proben ihrer rechtſchaffenen Geſinnung gegeben, die man als deutliche Beweiſe der Kraft Gottes, die Herzen zu ändern, anſehn kann. Manche haben zwar während ihres Unterrichts ſolche in die Augen fallende Proben abzulegen nicht Gelegenheit gehabt; ja bei verſchiedenen haben die Miſſionarien anfänglich Bedenken getragen, ihnen Aufrichtigkeit zuzutrauen; allein ſie haben ſich doch in der Folge durch ordentlichen Wandel und Liebe zum Worte Gottes als wahre Chriſten bewieſen. Und viele ſind unter ſehr deutlichen Kennzeichen eines lebendigen Glaubens in die ſelige Ewigkeit übergegangen. Man findet in den Berichten der Miſſionarien der ältern ſowohl als neuern Zeiten davon häufige Beiſpiele, die nicht ohne Rührung und Vergnügen können geleſen werden. Hierunter zeichnen ſich ſonderlich die verſtorbenen und noch lebenden Landprediger und Katecheten aus, die bei einer rechtſchaffenen Geſinnung und gottſeligen Wandel es auch in der Erkenntniß der heiligen Wahrheiten ſo weit gebracht haben, daß ſie die Gemeinen durch gründliche und rührende Vorträge erbaun, die Hei-

den überzeugen, und die Widerſprecher aus den Heiden und Römiſchkatholiſchen nachdrüklich widerlegen können. Allein man müßte das menſchliche Herz nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß niemand von denen, die einen ordentlichen Anfang gemacht, in die Zahl rechtſchaffener Chriſten zu treten, durch die Verfolgungen oder Liebkoſungen der Heiden ſich umſtimmen ließe, und von dem Wege ſeiner Wohlfarth wieder abwiche. Nicht ſelten haben einige noch vor Empfang der Taufe den Unterricht verlaſſen; andere haben nachher den Dienſt der Sünde wieder lieb gewonnen, und ſind entweder völlig zum Heidenthum zurükgegangen, oder haben doch nicht den erforderlichen Ernſt im Chriſtenthum bewieſen. Die Mißionarien ſind ehrlich genug, auch ſolche betrübte Beiſpiele ihren Nachrichten einzuverleiben. Indeß gelingt es ihnen auch, manche rükgängige Chriſten auf den rechten Weg zu leiten. Durch Krankheiten und andre widrige Schikſale ſind ſie zum Theil wieder zum Nachdenken gebracht worden. Einige der vornehmſten Beiſpiele von ſolchen Perſonen, die vorzüglich Treue in ihrem Chriſtenthum bewieſen, anzuführen, würde nicht unangenehm ſeyn; allein der Raum verſtattet es nicht. Man muß daher die Leſer auf die ausführlichen Berichte der Mißionarien verweiſen. — Merkwürdig iſt es, daß noch kein einziger von den oſtindiſchen Brachmanen das Chriſtenthum angenommen, nicht aus Mangel der Ueberzeugung, davon ſich mehrere Beiſpiele finden, ſondern darum, weil es ihrem Intereſſe zuwider iſt. Auch bei den Muhamedanern in dortigen Gegenden hat es den Mißionarien nicht gelingen wollen, ob ſie gleich keine Gelegenheit ungenuzt gelaſſen, ſie zu überzeugen. Sie haben manches von der jüdiſchen und chriſtlichen Religion angenommen, halten auch

Jeſum für einen Propheten, und glauben, daß er am lezten Tage der Welt der allgemeine Richter der Lebendigen und Todten ſeyn werde. Und ſo lange die Mißionarien gegen die heidniſche Abgötterei zeugen, und von Tugenden und Liebeswerken reden, pflegen ſie ihren Vortrag mit Vergnügen anzuhören. Allein, wenn ſich die Mißionarien von den Heiden zu ihnen wenden, und ſie von der Nichtigkeit ihres Vertrauens auf den Muhamet zu überzeugen, und zum Glauben an Jeſum Chriſtum zu ermahnen ſuchen; ſo verſchlieſſen ſie ihre Ohren, und laſſen den ihnen ganz eigenen Stolz bliken. Man hat daher noch kein Beiſpiel, daß ein Verehrer Muhamets die chriſtliche Religion angenommen habe.

Itziger Zuſtand des Miſſionswerkes.

Wir kommen nun auf den itzigen Zuſtand des Mißionswerks. Die Mißion hat in Trankebar zwo Kirchen, und in dem nahe gelegenen Dorfe Porrejar die dritte. Ihre Chriſten beſtehen aus drei Gemeinen; der portugieſiſchen, welche nur diejenigen Perſonen in ſich ſchließt, die ſich dieſer Sprache bedienen; der tamuliſchen Stadtgemeine, wozu die Malabaren in der Stadt, und dem dazu gehörigen Diſtrikt gezählt werden; und die tamuliſche Landgemeine, welche in dem Lande des heidniſchen Königs zerſtreuet, und in fünf Kreiſe eingetheilt iſt. In der Stadt ſind vier Schulen, nämlich die portugieſiſche und tamuliſche für Kinder beiderlei Geſchlechts, und die fünfte iſt in Porrejar nah bei der Stadt. Im Lande ſind gleichfalls, wo es möglich war, Schulen angelegt. Die Nationalarbeiter ſind drei ordentliche Prediger, achtzehn Katecheten und neun Schulmeiſter. Die Anzahl aller in den trankebariſchen Gemeinen von

Stiftung

Stiftung der Mißion bis zu Ende des Jahrs 1773 zur chriſtlichen Kirche geſammelten Glieder und ihrer getauften Kinder iſt vierzehn tauſend ſechshundert und acht.

Bei der engliſchen Mißion zu Madras ſind bis zum Ende des Jahrs 1773 zweitauſend dreihundert und ſechs und funfzig Seelen theils getauft, theils aus der römiſchen Kirche übergegangen. Bei der Eroberung von Pondichery fanden die Engländer eine Drukerei. Dieſe haben ſie den Mißionarien zu Madras unter der Bedingung übergeben, daß dieſelbe zwar zum Dienſt der Mißion gebraucht, aber auch alles das darinn gedrukt werden ſollte, was für das Gouvernement nöthig ſei. Man hat ſie von Halle aus mit tamuliſchen und mehreren, zum portugieſiſchen und engliſchen Druke eingerichteten lateiniſchen Lettern verſehen, und ſeitdem ſind verſchiedene, zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion dienliche Bücher darinn abgedrukt worden. — Bei der engliſchen Mißion zu Kudelur finden ſich eine tamuliſche und engliſche Schule, auch einige Katecheten.

Koſten verurſachen die Mißionsanſtalten genug. Wollte Gott, der Nutzen ſtünde mit den Koſten in einiger Vergleichung. Die däniſchen Mißionarien genieſſen von dem König, die engliſchen aber von der Geſellſchaft zur Fortpflanzung der Erkenntniß Chriſti ihren Unterhalt. Bei den engliſchen Mißionen kann die engliſche Geſellſchaft aus dem, was für die Mißion eigentlich beſtimmt iſt, nicht einmal die Beſoldung der Mißionarien gänzlich beſtreiten, ſondern muß aus ihren eigenen Mitteln das Erforderliche zuſchieſſen. Die Gebäude erfordern öftere Reparaturen, die Schulen koſten viel,

denn viele Kinder müſſen ihren ganzen Unterhalt von der Mißion bekommen, wenn ſie zur Schule gehalten werden ſollen. Die Unterhaltung der Drukereien iſt gleichfalls ſehr koſtbar. Die arme Malabaren verdienen in den Wochentagen nicht mehr, als ſie jeden Tag verzehren; wenn ſie alſo vor der Taufe eine Zeitlang dem Unterrichte und hernach dem Gottesdienſte beiwohnen ſollen, ſo müſſen ſie geſpeiſet werden, ſonderlich wenn ſie aus entfernten Kreiſen der Landgemeinen nach Trankebar kommen. Arme, gebrechliche Glieder der Gemeinen. Wittwen und Waiſen müſſen nothwendig unterſtüzt werden, wenn die Mißionarien nur einige Eroberungen für das Reich Chriſti machen wollen.

In Batavia.

In Batavia haben die Lutheraner ſeit 1750 bereits eine ordentliche Kirche, welche ſie vorzüglich dem Freiherrn von Immhof zu verdanken haben. Der Handel hatte ſchon ſeit vielen Jahren viele dahin gezogen, allein der Mangel einer eigenen Kirche war ihnen ſehr beſchwerlich. Immhof, der Generalgouverneur war, brachte es dahin, daß man den Lutheranern in Batavia Erlaubniß gab, eine eigene Kirche, jedoch auf ihre Koſten, zu erbauen, und die Prediger an derſelben aus den Niederlanden zu berufen. Sie kauften alſo einen Plaz zur Kirche und zum Kirchhofe für zwei und zwanzig tauſend Thaler, und 1745 ward ſchon der Grund dazu gelegt, und 1746 bekam ſie ſchon drei Prediger.

In Smyrna.

In Smyrna findet ſich gleichfalls eine lutheriſche Gemeine. Die blühende Handlung daſelbſt hat die vorzüglichſte Gelegenheit dazu gegeben. Die Proteſtanten bekamen erſt vom Jahre 1750 an einen feſten Fuß darinn, wozu die Schiffarth der nor-

diſchen Nationen, der Schweden, Dänen und Danziger vieles beitrug. Etwa drei hundert Lutheraner erwählten Smyrna zu einen beſtändigen Aufenthalt. Im Jahre 1758 bekamen dieſe ihren erſten Prediger, in der Perſon eines halliſchen Studenten.

Auch in Amerika iſt Luthers Lehre ausgebreitet worden. Die thörichte Verfolgung in Salzburg legte den erſten Grund dazu, welche ſich die Engländer zu Nutze zu machen wußten. Man wies ihnen Plantagen an, die ſie gut anbauten, und nachher bekamen ſie ſo gar Aerzte aus Europa nachgeſchikt. In Amerika.

Es giebt noch mehrere lutheriſche Gemeinen in Amerika, und beſonders in und um Penſylvanien. Bekanntermaßen hatte im vorigen Jahrhunderte Karl II. dem Quäker Penn dieſes Stük Land geſchenkt, und ihm die Freiheit gegeben, es mit allerlei Religionsverwandten zu bevölkern. Es ſchlugen daher auch Deutſche ihre Wohnſitze in Penſylvanien auf. Zu Paramaribó in Surinam und auf Berbice, welche den Holländern unterworfen ſind, hat man gleichfalls im Jahre 1742 Gemeinen geſtiftet.

Von Amerika wollen wir nach Europa zurükkehren. In Grönland haben wir ebenfalls Anhänger der Lehren des Evangeliums gefunden. Man ſezt zwar den Anfang des Chriſtenthums in Grönland ins zehnte Jahrhundert, allein unter Chriſtian IV. da die Dänen Grönland bekamen, wußte man vom Chriſtenthum nichts mehr. Johann Egede erinnerte ſich im Jahre 1708 geleſen zu haben, daß in Grönland chriſtliche Einwohner ge- In Grönland.

weſen. Nach einiger vom Könige von Dännemark erhaltenen Unterſtützung gieng er als Prediger dahin. Die Grönländer nahmen ihn anfänglich wohl auf, weil ſie glaubten, daß er es bei ihnen nicht aushalten würde; allein da ſie ſahen, daß er mit ſeinen Gefährten da bleiben wollte, machten ſie ſcheele Augen. Mit der Zeit wurden ſie Egeden gewogen, weil ihnen ihre Wahrſager ihn als einen guten Mann vorgeſtellt hatten. Hiezu kam, daß er vorgab, daß er Wunder thun könnte, auch ſolche nach ihrer Meynung wirklich verrichtete. Als einſt die Wilden von ihm verlangten, einen Blinden ſehend zu machen, ſo wuſche er ſeine Augen mit Franzbrandwein, und ſiehe, der Blinde wurde nach einigen Jahren ſehend. Und das war genug, daß ihm die Grönlander, die im höchſten Grade dumm waren, zufielen. — Ihre Kinder wollten ſie wohl auf Egedens Wort taufen laſſen, die Erwachſenen aber hatten dazu nicht Luſt. In der Mißionsgeſchichte findet man den Grund davon, in der Jagd, und in dem Fiſchfang. Der Wallfiſchfang gab eine noch beſſere Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums, indem dieſerhalb zwei Wohnplätze bebaut wurden, wohin ſich Egede mit ſeinen Gehülfen begeben konnte.

Im Jahre 1727 ſah es etwas windig mit dieſer Anſtalt in Grönland aus. Weil aber der König von Dännemark den Handel behalten wollte, ſo mußte er dann auch ſchon etwas zur Fortpflanzung der chriſtlichen Religion hergeben.

Im Jahre 1736 rief Chriſtian der Sechſte die ganze Kolonie zurük. Egede aber blieb dort, und ſuchte immer mehr und mehr Chriſten zu machen.

Auch

Auch in Lappland haben die Dänen das Chriſtenthum auszubreiten geſucht. Die, welche an Norwegen gränzen, hatten ſich eine Religion aus dem Heidenthum und Chriſtenthum zuſammengeflikt. Sie glaubten weder die Unſterblichkeit der Seelen, noch die Auferſtehung der Todten, deſto mehr aber glaubten ſie an die Zauberei. Schon unter Chriſtian dem Vierten hatte man verſucht, ihren Zauberkünſten Einhalt zu thun, aber vergebens, im achtzehnten Jahrhunderte ſind die Dänen glüklicher geweſen. In Lappland.

Die Schweden haben gleichfalls Verdienſt um die Religion der Lappländer. Guſtav der I. verordnete, daß die Lappländer beim Abtrag ihres Tributs eine Predigt hören, von ihrem Glauben Rechenſchaft geben, und ihre Kinder taufen laſſen ſollten. Guſtav Adolph errichtete Schulen, und ließ verſchiedene Bücher in lappländiſcher Sprache druken. Im Jahre 1675 waren ſchon dreizehn Kirchen in Lappland. Unter Friedrich dem Erſten wurden noch mehrere angelegt. Im Jahre 1739 wurde die Bibel in die lappländiſche Sprache überſezt. Im Jahre 1750 waren in den ſämmtlichen Lappmarken zwölf Paſtorale und Hauptgemeinen, acht Filiale und Kapellen, fünf und zwanzig Prediger, und ſechs Schulen mit eben ſo vielen Lehrern beſezt. Luthers Katechismus nebſt deſſen Erklärung, ein Geſangbuch, das Kirchenhandbuch, eine Erklärung der Evangelien und einige andere Bücher hat man bereits den Lappen auf Koſten der Krone in ihrer Sprache in die Hände geliefert.

In Rußland haben ſich die Lutheraner ſchon über zwei hundert Jahre gehalten. Die Ruſſen In Rußland.

ſind überhaupt von dem Verfolgungsgeiſte mehr entfernt, als andere chriſtliche Partheien. In der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des Zaaren Iwan Waſiliewitſch II. ward die Lehre der lutheriſchen Kirche zuerſt in Rußland begünſtigt. Unter Peter dem Großen aber haben ſie beſonders Luft bekommen. Dieſer große Monarch ſuchte ſeinen weitläuftigen Staaten die möglichſte Aufnahme zu verſchaffen. Er zog alſo Fremde ins Land und verſtattete allen eine freie Religionsübung. Im Jahr 1703 hatte man ſchon in Petersburg eine lutheriſche Kirche.

Katharina I. und Peter II. ließen dieſe Religionsfreiheiten ungekränkt. Seit der Regierung der Kaiſerin Anna iſt den Lutheriſchen auch ein eigenes Kollegium angewieſen, vor dem ſie ihre Konſiſtorialſachen anbringen müſſen. Die jezt glorwürdigſt regierende Kaiſerin hat alle dieſe Freiheiten nicht nur beſtätigt, ſondern ihnen noch ſehr viele zugelegt.

Die Chriſten haben auch unter den Türken ihre Kirchen, obgleich die Chriſten den Türken keine Moſcheen verſtatten würden. Selbſt in Konſtantinopel hatten die Proteſtanten die Erlaubniß eine Kirche zu bauen. Auf Fürſprache des ſchwediſchen Geſandten erlaubte der türkiſche Kaiſer, daß zu Buchareſt in der Wallachei eine Kirche erbaut würde, welches auch 1752 wirklich geſchah.

Die Engländer haben ebenfalls viel zur Ausbreitung des Chriſtenthums beigetragen. Sie haben eine eigene Geſellſchaft, die zur Ausbreitung chriſtlicher Kenntniſſe angeordnet iſt. Im Jahr

1720

1720 fieng dieſe Geſellſchaft an ihr Augenmerk auf Paläſtina, Syrien, Meſopotamien, Arabien und Aegypten zu richten, wohin ſie Bücher und Miſſionarien ſchikten. In Amerika haben die Engländer beſonders ihr Licht in Glaubensſachen leuchten laſſen. In Neufundland ſind auf ihre Koſten ſeit vielen Jahren zwei Mißionarien, die es dahin gebracht haben, daß auf der Inſel drei Kirchen erbauet worden.

Bekehrung der Juden.

Hieher gehört auch noch das zur Judenbekehrung angelegte Inſtitut von Kalenbergen in Halle, und einige engliſche und holländiſche Anſtalten in Amerika, die wir übergehen wollen.

Zweite Abtheilung.

Feinde des Chriſtenthums.

Luther überſezte die Bibel in die deutſche Sprache, und Kanſtein und Meier in Lemgow haben das Verdienſt, daß ſie ſo ungemein ausgebreitet worden. Der Streit, den Bayle zu Ende und zu Anfange dieſes Jahrhunders wegen der Zulaſſung des Böſen in der Welt mit den Theologen führte, brachte die Philoſophen dahin, die natürliche Theologie beſſer zu bearbeiten. Dieſe Aufklärung aber war auch von der andern Seite daran Schuld, daß die chriſtliche Religion in vorigem und unſerm Jahrhunderte beſonders ſtark angegriffen worden. Dieſe Leute nennt man Deiſten und Naturaliſten, weil ſie alle nähere Offenbahrung Gottes leugnen. Der Name Freidenker

ker rührt ſonderlich von Collins her; die Benennung aber, ſtarke Geiſter, iſt noch älter. Beide bedeuten einen Mann, der ſelbſt denkt, und nicht nachbetet.

Was nun den Streit ſelbſt betrift, ſo haben einige wirkliche Schwierigkeiten vorgebracht. Hieher gehören Woolſton, Tindal, Collins, Chub, Morgan, Boulanger, Bollingbroke, ꝛc. ꝛc. Dieſe Männer kennen das Chriſtenthum und die Bibel, ſie beobachten in ihren Schriften Ordnung, und beſtreiten einzelne Stüke nacheinander.

Andere, wie z. B. Herr von Voltaire, haben die Religion anders angegriffen. Er bedient ſich oft ſtatt der Gründe, der Satyre und des Witzes, die ihm bei aller Gelegenheit zu Gebote ſtehen, und die mehr fruchten, als trokene Gründe.

Das vorige Jahrhundert war beſonders ſehr fruchtbar an Religionsbeſtreitern. Unter dem Könige Karl II. ſchwung ſich der Unglaube auf den Thron. Man ſahe mitten in der Chriſtenheit eine groſſe Menge Atheiſten, Religionsindifferentiſten und Deiſten entſtehen. Der allerwichtigſte Zeitraum in der Geſchichte des Unglaubens fängt ſich ſo ohngefehr im Jahre 1730 an. Einige griffen alle Religionen, andere nur die chriſtliche an. Zu der erſtern Klaſſe gehören beſonders die Atheiſten, deren aber immer nur wenige geweſen ſind, wenn man nicht die Spinoziſten, Platoniker und Epikureer hieher rechnen will.

Deiſten. Nicht ſo feindſelig als dieſe führen ſich die Deiſten gegen das Chriſtenthum auf. Ihr Syſtem läßt ſich auf drei Sätze bringen. 1) Die

1) Die Kenntniß und Verehrung Gottes, welche durch die Vernunft allein kann erlangt und eingeſehen werden, iſt die einzige wahre Religion.

2) Alle nähere unmittelbare Offenbahrung Gottes iſt unerweislich und falſch. Da die natürliche Religion zureichend iſt, ſo iſt eine ſolche unmittelbare Offenbahrnng entbehrlich.

3) Folglich enthält die Bibel keine göttliche Offenbahrung.

Wir wollen nun die Feinde der Religion in zwo Klaſſen theilen, und theils von den Feinden der Religion überhaupt, theils von den Widerſachern der chriſtlichen Religion inſonderheit reden.

Unter den erſtern verſtehen wir ſolche, deren Grundſätze zu den atheiſtiſchen gerechnet werden müſſen. Zu dieſer Klaſſe gehört der Verfaſſer des Syſtems der Natur, oder der Geſetze der phyſiſchen und moraliſchen Welt. Hierinn wird geradezu geläugnet, daß ein Gott ſei, und nicht allein die Vorſehung und das Leben nach dem Tode beſtritten, und der Materialismus und Fatalismus behauptet, ſondern auch das Nichtdaſeyn Gottes vertheidigt. Der Verfaſſer erklärt die Gottheit für ein Hirngeſpinnſt, und für ein Werk der durch Furcht belebten Einbildungskraft. Es gehören aber hieher auch ſolche Atheiſten, die entweder die Meynung des Spinoza, oder den Materalismus vorgetragen haben. **Chriſt. Gabr. Fiſcher**, Profeſſor zu Königsberg, wurde, weil er ſpinoziſtiſche Lehren vortrug, abgeſezt.

Edelmann

Edelmann, ein Deutſcher, verfiel nach und nach in mancherlei fanatiſche Irrthümer, er verwarf die göttliche Offenbahrung, und vertheidigte ſpinoziſtiſche Grundſätze. Es fehlte ihm nicht an Anhängern, die ihn zum Theil öffentlich vertheidigten, und Gegnern, die ihm öffentlich widerlegten. Seine Sätze ſind von gedoppelter Art.

In einigen trägt er ſeine Gedanken von Gott vor. Hieher gehört: 1. die ordentlichen Gründe unſrer Erkenntniß ſind die Vernunft, die Natur und die Wahrſcheinlichkeit. Wo dieſe fehlen, da muß man zu ſeiner Empfindung ſeine Zuflucht nehmen. 2. Es iſt ein Gott, denn ſagte Edelmann, ich fühle und empfinde ihn und erkenne ihn aus Betrachtung der Natur im Lichte der Vernunft. 3. Gott iſt das Weſen aller Kreaturen. Denn ſo fühle und empfinde ich ihn. 4. Das Weſen der Kreaturen begreift alle Realitäten, Wirklichkeiten, Kräfte und Güte derſelben. Was alſo in den Kreaturen reelles, wirkliches und gutes iſt, das iſt Gott ſelbſt in ihnen. 5. Wer da zugiebt, daß etwas ſei, der geſteht auch, daß ein Gott ſei. Folglich giebt es keine Atheiſten. Diejenigen irren daher ſehr, die mich für einen Atheiſten anſehen und ausgeben. 6 Gott hat Verſtand und Willen, aber nur in ſo weit, als beides bei den Kreaturen angetroffen wird. Folglich giebt es keine Geheimniſſe. 7. Gott iſt ein lebendiges, einziges, unveränderliches, weiſes, gütiges, allgegenwärtiges, heiliges, ſtets wirkſames und höchſtſeliges Weſen. 8. Die Welt iſt von Ewigkeit her, weil Gott ewig iſt. 9. Doch iſt die Welt erſchaffen. Dieſe Schöpfung aber beſteht darinn, daß Gott ſich ſelbſt, zugleich aber auch die ihm gleich ewige Materie in Bewegung

geſezt

geſezt hat. 10. Die Kreaturen ſind gewiſſe Arten und Modifikationen von Gott. Dies muß man ſelbſt von den Steinen und Pflanzen ſagen. Daher die Kreaturen ganz recht Theile von Gott und Glieder ſeines Leibes heißen können. 11. Die Seele des Menſchen inſonderheit iſt im ausnehmendeſten Verſtande ein Strahl aus Gott, und eine Kraft deſſelben zu nennen. 12. Folglich iſt ſie unſterblich, weil Gott unſterblich iſt. Ihre Unſterblichkeit aber beſteht darinn, daß ſie, wenn ſie einen Körper verlaſſen, in einen andern übergeht, und denſelben belebt und bewegt. 13. Daß keine Wunderwerke Statt finden, erhellet theils aus der Unveränderlichkeit Gottes, theils daraus, daß heutiges Tages keine Wunder mehr geſchehen. 14. Es iſt aber eine göttliche Vorſehung, die darinn beſteht, daß Gott das Weſen der Geſchöpfe erhält, die Seelen der Menſchen nach der Trennung von dem Körper mit neuen Körpern vereinigt, und durch die Obrigkeit Geſetze giebt, und Strafen und Belohnungen austheilet. 15. Der Menſch iſt noch jezt in dem Stande der Vollkommenheit, in welchem er urſprünglich von Gott erſchaffen worden. 16. Daher braucht man weder eine neue Offenbahrung, noch neue geiſtliche Kräfte, fromm und heilig zu leben. 17. Gott hat kein Poſitivgeſetz gegeben. Denn dies würde der allerheiligſten Majeſtät unanſtändig, uns unbegreiflich und dabei unnütz ſeyn. 18. Das Naturgeſetz aber, deſſen Grund aus der Gleichheit der Menſchen herzuleiten iſt, beſteht darinn: Was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch. Was du aber willſt, das dir nicht geſchehen ſoll, das thue auch andern nicht. Hiezu kommen noch die Geſetze der Obrigkeiten, die auch als göttliche Geſetze zu betrachten ſind. 19. Die

Ausübung dieſer Geſetze iſt dasjenige, was man die Religion nennt, und was die Menſchen wahrhaftig gerecht und unſchuldig macht. 20. Gott kann von den Menſchen nicht beleidigt, noch zum Zorn gereitzet werden. Denn er hat den Menſchen kein Geſetz gegeben, ſondern wirket ſelbſt alles in ihnen. 21. Es giebt alſo keine Sünden wider Gott. Der Menſch darf alſo auch nicht ſeine Strafe fürchten, und ſich mit ihm verſöhnen. 22. Die Handlungen, welche den Geſetzen der Natur und der Obrigkeit gemäß ſind, ſind gut und heißen Tugenden, die entgegenſtehende Handlungen aber ſind böſe, und werden Laſter genennet. 23. Gute Handlungen werden belohnt, böſe aber beſtraft, nicht allein in dieſem, ſondern auch nach dieſem Leben. 24. Die Belohnungen der guten Handlungen, oder Tugenden, die für dies Leben gehören, ſind die guten und angenehmen Folgen, welche ſie begleiten. Darinnen beſteht die Seligkeit dieſes Lebens, die ihre verſchiedene Stufen hat. 25. Die Strafen der böſen Handlungen, oder Laſter ſind die harten und unangenehmen Vorfälle, die entweder nach der natürlichen Verbindung der Dinge, oder vermöge des Willens der Obern erfolgen. 26. Der Menſch ſtirbt, wenn Leib und Seele getrennt wird, und er ſteht wieder auf, wenn die Seele mit einem andern Körper wieder verbunden wird. Bis dahin lebt die Seele in einem heitern und zufriedenen Zuſtande. 27. Wenn die Seele eines verſtorbenen Menſchen mit einem andern Körper verbunden wird, ſo iſt der Zuſtand des Menſchen alsdenn ein beſſerer oder ſchlechterer Zuſtand. Durch den beſſern empfängt er die Belohnung, durch den ſchlechtern aber die Strafe. 28. Es iſt alſo Gott auf keine andere Weiſe ein Geſetzgeber, Richter

und Rächer, als in den Fürſten und Königen, deren Pflicht und Amt erfordert, die äuſſerliche und öffentliche Ruhe, Sicherheit und Glükſeligkeit ihrer Länder und Unterthanen nach allem Vermögen zu befördern.

Seine Meynung von der chriſtlichen Religion war dieſe: 1. Die chriſtliche Religion iſt ſowohl, als eine jede andere Religion in der Welt nichts als Aberglaube. 2. Das Buch, welches die heilige Schrift genannt wird, iſt zwar ein gutes Buch, in ſo fern es die Gedanken der Alten von Gott, und göttlichen Dingen darlegt, aber es iſt verderbt und verfälſcht. Die Bücher des alten Teſtaments ſind von Esra zuſammengetragen, und die Bücher des neuen erſt zu den Zeiten des groſſen Konſtantins geſchmiedet worden. Sie ſind auch nicht von Gott eingegeben. Denn auſſerdem, daß eine göttliche Eingebung unmöglich iſt, ſo widerſpricht dies Buch ſehr oft der Vernunft und ſich ſelbſt, und iſt eine Quelle aller Irrthümer. Chriſtus hat es ſelbſt nicht für ein göttliches Buch erkannt, ohngeachtet er ſich zuweilen auf daſſelbe bezogen hat. 3. Die Lehre der Chriſten von der Dreieinigkeit iſt aus den Fabeln der Juden und Heiden zuſammengetragen, und nach der nicäiſchen Kirchenverſammlung erſt aufgekommen. Wenn Gott eine Perſon wäre, ſo müßte er auch einen Leib haben, und in einem gewiſſen Orte umſchränkt und eingeſchloſſen ſeyn. 4. Was von der Schöpfung der Welt erzählt wird, das ſind elende Erdichtungen der Juden; denn die Welt iſt von Ewigkeit her. 5. Was die chriſtliche Religion von dem Fall des Menſchen, von der durch ihn verfinſterten und verderbten Vernunft und von der Erbſünde ſagt, das iſt lauter Unwahrheit. 6. Teufel im eigentlichen

Verſtande ſind nicht vorhanden. Die Lehre vom Teufel iſt eine Fabel, die aus dem Heidenthume herrührt, und nur um des Gewinnſtes willen beibehalten worden. 7. Eben ſo giebt es auch keine Engel. 8. Jeſus iſt ein bloſſer Menſch geweſen, und nach dem ordentlichen Laufe der Natur von Joseph und Maria gebohren worden. Aber er war mit ganz vortreflichen Gaben von Gott ausgerüſtet, daß er die Menſchen lehren ſollte, daß zwiſchen Gott und ihnen keine Sünde Statt finde, und daß keine Religion die beſte ſei. Dieſe Wahrheiten hat er unermüdet eingeſchärft, und deswegen verdient er den Namen eines Heilandes. Er führte einen frommen und unſchuldigen Wandel, wurde aber zulezt von ſeinen Feinden aus dem Wege geräumt, weil ſie befürchteten, daß er ihre Krämerei und Geldſchneidereien zu Grunde richten möchte. Was auſſerdem von Jeſu gelehrt und behauptet wird, das gehört entweder zu den Fabeln, oder muß anders, als die Worte lauten, erklärt und verſtanden werden. 9. Was die Chriſten von den Gnadenmitteln, von der Gnadenordnung und von den Gnadenwerken ſagen, das iſt theils zu den Fabeln, theils zu den Betrügereien zu rechnen. 10. Die Ehe iſt ein Stand, mit dem die Keuſchheit nicht beſtehen kann. An und für ſich ſelbſt, wenn die Geſetze der Obern nicht da wären, wäre die Vielweiberei eine erlaubte Sache. 11. Die Welt wird niemals untergehen; doch kann es ſeyn, daß ſie einmal gewiſſe Veränderungen erfahre. Es iſt alſo falſch, was die Chriſten vom Zuſtande der Seele nach dem Tode, von der Auferſtehung der Todten, von einem jüngſten Gericht, vom Ende der Welt, von der ewigen Verdammniß, und von der ewigen Seeligkeit lehren.

Julian

Julian Offrey de la Mettrie trug den gröbſten Materialismus mit Beſtreitung aller Sittlichkeit vor. „Der Menſch, ſagt er, iſt nichts als Materie, eine bloſſe Maſchine, eine bloſſe Pflanze, die ſo wächſt, als es ihre Organiſation nothwendig macht, und wirket, wie ſie aufgezogen, und geſtimmt worden. Mit dem Tode iſt alles aus. Tugend und Laſter ſind leere Töne. Gewiſſen, Gericht, Gott ſind Geſpenſter, die keinen wirklich Vernünftigen ſchreken. Dieſer fürchte ſich vor nichts als dem Scharfrichter, und ſorge für nichts weiter, als ſeine Lüſte recht zu befriedigen. La Mettrie.

Helvetius lehrte, die Organiſation unſers Körpers ſei die Urſache unſerer Vorzüge vor den Thieren, und unſers vernünftigen Denkens. Eben dieſe erklärte er auch nicht undeutlich für den Grund aller unſerer Begierden und Handlungen. Und hiedurch warf er alle Freiheit, Moral und Religion über den Haufen. Er behauptete auch, daß ſittliche Tugenden politiſche Fehler, und politiſche Tugenden wahre Sünden ſeyn könnten. Helvetius.

Die Anzahl der Deiſten und Naturaliſten iſt weit gröſſer. Sie ſind aber in ihren Meynungen auch mehr unterſchieden. Die Engländer ſind die wichtigſten geweſen. Collin hält man für den vornehmſten Freidenker in England. Beſonders war er ein Feind der bibliſchen Weiſſagungen. Die Wahrheit der chriſtlichen Religion, meynte er, beruhe blos auf den Weiſſagungen des alten Teſtaments vom Meßias. Dieſe Weiſſagungen aber, ſchließt er weiter, handeln von dem Meßias nicht im buchſtäblichen Verſtande, ſondern ſind nur von den Schriftſtellern des neuen Teſtaments allegoriſch, und auf ihn gedeutet worden; das ganze Chriſten-

thum beruht alſo auf der allegoriſchen Erklärung einiger räthſelhaften Weiſſagungen des alten Teſtaments, es iſt folglich eben ſo ungewiß und willkührlich, als jene allegoriſche Deutungen. Sind doppelſinnige Ausſprüche der Grund des Chriſtenthums, wie wankend und elend muß denn das Gebäude ſelbſt ſeyn?

Woolſton. **Thomas Woolſton** beſtritt die Wunder mit vieler Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit.

Tindal. **Matthäus Tindal** wollte aus der Zulänglichkeit der natürlichen Religion, erſt die Unnöthigkeit und hernach den Ungrund der göttlichen Offenbahrung erweiſen, und grif zugleich bibliſche Stellen und Erzählungen an. Iſt, ſagte er, die bibliſche Offenbahrung nichts, als eine Wiederholung der natürlichen, ſo iſt ſie ganz unnöthig, folglich auch erdichtet. Denn Gott kann nach ſeiner Weisheit nie Wunderwerke ohne Noth thun.

Mandeville. **Bernhard von Mandeville** bemühete ſich zu zeigen, daß die chriſtliche Religion der Glükſeligkeit des Staates ſchädlich ſei, die Laſter hingegen ihn glüklich machten.

Morgan. **Thomas Morgan.** In ſeinem ſittlichen Weltweiſen geht er faſt den ganzen Innhalt der Bibel durch, und ſieht in allen ihren Lehren, Geſetzen, ſonderlich in dem Geſezbuch Moſis, deſſen Wunder er für erdichtet hält, in allen ihren Geſchichtserzählungen, Charaktern und Handlungen überall ſolche Dinge, welche der geſunden Vernunft widerſprechen, Merkmale des Betrugs und der Schwärmerei an ſich tragen, und die ſittlichen Eigenſchaften Gottes beſchimpfen. Die ganze Bibel ſucht er

als

als ein Gemiſch von gottloſen, grauſamen, ungereimten, Gotteslaͤſterlichen Lehren; Handlungen, Geſchichten und Geſetzen vorzuſtellen. Jeſum haͤlt er fuͤr einen wahren Propheten, das iſt, fuͤr einen wahren Sittenlehrer, aber nicht fuͤr einen ſolchen Meßias, als ihn die alten Juden erwarteten, und als die chriſtlichen Lehrer ihn ſchildern. Die Lehre Chriſti haͤlt er fuͤr ein vollkommenes Syſtem der natuͤrlichen Pflichten, welches er der verdorbenen Lehre der Juden entgegen geſezt habe. Die Genugthuung Chriſti widerſpreche dem geſunden Menſchenverſtand. Die Ausſpruͤche der heiligen Schrift, welche die Erloͤſung durch Chriſtum zum Gegenſtand haben, will er ſo erklaͤren, daß dadurch angezeigt werde, daß Chriſtus die wahre Sittenlehre wieder hergeſtellt, und die Menſchen zu ihren Pflichten zuruͤkgefuͤhrt habe. Die Sakramente ſind nur Erdichtungen der Prieſter. Tindals Chriſtenthum ſo alt als die Welt, und Morgans ſittlicher Weltweiſe ſind die Hauptbuͤcher der Deiſten.

David Hume, der ſcharfſinnigſte Philoſoph und vortreflichſte Geſchichtsſchreiber ſeiner Zeit. Sein vornehmſtes Werk, welches er wider die Religion geſchrieben hat, iſt ſein Verſuch uͤber die Wunderwerke. Er ſammelt darinn alle fabelhafte Wundererzaͤhlungen, um die chriſtlichen verdaͤchtig zu machen. Die neueſten Erzaͤhlungen von den Wundern des Paris ſucht er mit allen Zierathen der Beredſamkeit und Gelahrheit den Wundern Jeſu gleich zu machen, oder wohl gar vorzuziehen. Nach ſeiner Vorſtellung haben die Wunder des Paris weit ſtaͤrkere Gruͤnde vor ſich, als die in der Bibel erzaͤhlten Wunderwerke. Hieraus zieht er den Schluß, daß man dieſen nie vernuͤnftiger Weiſe Glauben beimeſſen koͤnne, ohne auch jene ungereimte Wunderthaten eines franzoͤſiſchen Hei- Hume.

ligen für wahr zu halten. Ueberhaupt aber ſuchte er zu erweiſen, daß ein jedes Wunder, wenn es auch noch ſo viele Zeugniſſe für ſich hätte, dennoch ungleich mehrere wider ſich habe, und es ſchlechterdings unmöglich ſei, die Richtigkeit eines Wunders zu beweiſen.

Bolingbroke. Heinr. S. John, Visconti von Bolingbroke beſtritt ſowohl die natürliche als geoffenbahrte Religion. Er ſchreibt unterrichtend, intereſſant und angenehm. Inſonderheit beſtreitet er die moſaiſche Geſchichte. Er hält es für gotteslaͤſterlich zu glauben, daß die Bibel von Gott eingegeben worden, weil ſie der Macht, Weisheit und übrigen Eigenſchaften Gottes widerſpreche. Die chriſtliche Religion hält er für unerweislich. Die Bücher des neuen Teſtaments enthalten nach ſeiner Vorſtellung ein doppeltes Evangelium; das Evangelium Chriſti, welches von dem Geſetze der Natur und der platoniſchen Theologie gar nicht unterſchieden iſt, und das Evangelium Pauli, welches ungereimte und gotteslaͤſterliche Lehren vorträgt. Gott bekümmert ſich nach ſeiner Meinung nicht um die Schikſale und Handlungen der Menſchen. Der Menſch ſtirbt im Tode ganz, und alle künftige Vergeltung gehört zu den Fabeln.

Unter den Franzoſen iſt Herr Franz Arouet von Voltaire der berühmteſte. Morgan und Bolingbroke ſind die großen Rüſtkammern, woraus er das ſchwere Geſchütz wider die Religion entlehnt; das kleinere liefert ihm ſein Witz in guter Menge. Den Einwürfen jener ſchwerfälligen Engländer giebt er ein leichtes, gefälliges, franzöſiſches Kleid. Die fünf Bücher Moſis ſind nach ſeiner Meinung vom Esra verfertigt worden.

worden. Zu Moſis Zeiten, behauptete er, habe man noch von keiner andern Art zu ſchreiben, als dem Eingraben in Stein, Erz und Holz gewuſt, auch die Buchſtabenſchrift noch nicht gekannt, ſondern ſich nur der äuſſerſt dürftigen Erfindung der Bilder bedient; man habe auf der Reiſe durch die arabiſche Wüſte nicht einmal Beker und Schuſter, geſchweige denn die nöthigen Künſtler und Geräthſchaften gehabt, ein ſo groſes Buch zu ſchreiben. Das alte Teſtament, ſagt er, ſei niemals eingegeben worden, weil es ungereimte Dinge ſchon für ſich enthalte, und im neuen Teſtament noch mehr verfälſcht worden. Die Evangelien ſind voller Widerſprüche. Die Moral des Epictet, Seneca, Cicero, Epikurs und Konfuz ſei die Moral, welche Jeſus vorgetragen habe. Jeſus habe gar keine Lehrſäze vorgetragen, ſondern es blos bei den alten jüdiſchen Ceremonien bewenden laſſen. Kein Rathsherr zu Rom habe ſich bis auf des Theodoſius Zeiten zur chriſtlichen Religion bekannt. Die Verbindung der platoniſchen Philoſophie mit dem Chriſtenthum ſei die einzige Urſache ihrer groſen Ausbreitung geweſen.

Herr von Montesquieu gab ſonderlich die ſittlichen Vorſchriften für nachtheilig für das Glük der Menſchen und der Staaten aus. Er las nicht in der Bibel, ob er gleich die Moral ſtudierte. Dieſe aber band er ans Klima, und lehrte, daß in einer Gegend das zum Laſter werde, was in einem andern Tugend ſei. Seine Satyre iſt beiſſend. Sein Geiſt der Geſeze iſt wahre Philoſophie über die Geſezgebung, und wird als der Kodex aller geſunden Vernunft für die Geſezgeber angeſehen. Montesquieu.

Diederot. Herr Diederot hat ſich hin und wieder über die chriſtliche Religion, und beſonders über die Wunder luſtig gemacht. In ſeinem Briefe über die Blinden zum Nutzen der Sehenden, ſuchte er zu behaupten, daß ein Menſch ohne Seele denken könne, und daß alle Gedanken aus bloßen mechaniſchen Bewegungen des Körpers nicht nur entſtehen, ſondern auch daraus eigentlich beſtehen.

Des Landes. Des Landes offenbarte ſeinen Unglauben vorzüglich in ſeinen Betrachtungen großer Männer, welche im Scherze geſtorben ſind. Hier rühmt er nicht nur das ſtoiſche Betragen einiger alten griechiſchen und römiſchen Heiden, ſondern preiſet ſie auch zur Nachahmung an. Er mahlet den Selbſtmord als einen heroiſchen und eines wahren Weltweiſen würdigen Entſchluß ab.

Argens. Herr Marquis von Argens beſtritt mit vielem Witze und Gelehrſamkeit das Chriſtenthum. Seine Vertheidigung des Kaiſer Julians iſt ein Meiſterſtük.

Rouſſeau. Herr Johann Jacob Rouſſeau war ein Mann von großem Genie, vieler Einbildungskraft und mancherlei Kenntniſſen, aber ohne alles Syſtem und Wiſſenſchaft. Die Religion, die ſein Emil lernen ſoll, iſt das bekannte Glaubensbekenntniß eines Savoyſchen Vikarius. Mit der gewohnten feurigen Beredſamkeit trägt er die Grundſätze der natürlichen Religion vor, und preißt ſie als die einzige Religion eines Vernünftigen an, weil es faſt unmöglich ſei auszumachen, welche unter ſo vielen vorgegebenen Offenbahrungen die wahre ſei.

Herr

Herr Marmontel ſchrieb ein Buch, daß er Belisaire nannte. Es iſt ein vortreflicheſ Werk, das in einem angenehmen Stil geſchrieben iſt, und fürtrefliche Regeln vor Regenten enthält. Man hat ſonderlich Klagen gegen die Stellen erhoben, worinnen er den tugendhaften Heiden die Seligkeit zuſpricht, weil ſie nemlich gethan, wozu ſie Gelegenheit gehabt. Er behauptet ferner, daß die Geheimniſſe keinen Einfluß in Moral und Tugend haben. Marmontel.

Peter Bayle. Einer der größten Köpfe, die jemals gelebt haben. Seine Werke und beſonders ſein Dictionarium werden ſo lange dauern, als Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und Beredſamkeit in Anſehen ſeyn werden. Bayle.

Herr de la Serre ſchrieb unter dem Namen des Biſchofs Burnet von St. Evremond gegen die Religion. Er grif nicht nur die beſondern Lehrſätze derſelben von der Dreieinigkeit, von der Erbſünde, von der Perſon und dem Amte Chriſti, ſondern auch die ganze chriſtliche Religion an, und gab vor, daß dieſelbe der Vernunft zuwider und dem Staate ſchädlich ſei. de la Serre

Carl Auguſt Gebhardi lehrte unter andern: Die Verfaſſer der heiligen Schrift hätten ihre eigenen Gedanken nicht von dem, was ihnen Gott eingegeben, unterſcheiden können, daher manches Gott unanſtändige in der heiligen Schrift anzutreffen wäre; was von der Nothwendigkeit der Genugthuung geſagt würde, wäre falſch; — Gott könnte nicht mit einem Körper bekleidet den Menſchen erſcheinen; — es gäbe keine wahre Wunderwerke, obgleich nicht zu leugnen wäre, Gebhardi.

daß

daß Gott Wunder verrichten könnte; die Wahrheit der chriſtlichen Religion könne alſo aus den Wundern nicht erwieſen werden; die Welt wäre unendlich, woraus ſich die Beſchaffenheit der ewigen Glükſeligkeit begreifen ließe, die darinn beſtünde, daß die Frommen beſtändig aus einem Syſtem der himmliſchen Körper in das andere reiſen würden, um die Beſchaffenheit derſelben zu erforſchen.

Georg Schade hat geſchrieben: Die unwandelbare und ewige Religion der älteſten Naturforſcher und Adepten, oder geometriſcher Beweis, daß die Metaphyſik der wahre theoretiſche und die Moral die wahre praktiſche Gottesgelahrtheit ſei — — — aufgeſezt von einem Liebhaber der Wahrheit an ſeinen Freund. Berlin und Leipzig 1760. Den Religionsbetrügereien und Pfaffenliſten ſezt er die ganze Religion auf die Rechnung. Man könne eher ſagen, er behauptete, daß Gott dem Cicero ſeine Bücher von den Pflichten eingegeben habe, als man ſolches von den Schriften des alten und neuen Teſtaments ſagen könne, als welche nichts anders, als eine unordentliche Rhapſodie von guten und ſchlechten Gedanken, von ungereimten Fabeln und Unwahrheiten wäre. In Deutſchland haben die von Herrn Leßing herausgegebene Fragmente ohnſtreitig das meiſte Aufſehen gemacht.

So wie es nicht an geſchikten Leuten gefehlet hat, welche die Religion angegriffen haben, ſo iſt auch kein Mangel an ſolchen geweſen, die ſie vertheidigt haben. So wie England eine Menge von Freigeiſtern erzeugt hat, ſo hat es auch eine große Anzahl von Vertheidigern der chriſtlichen Religion auf-

on aufzuweiſen. Hieher gehören Addiſon, Thom. Stackhouſe, Phil. Skelton, Wilh. Warburton, Georg Benſon, Johann Leland. Gegen einzelne Ausfälle haben beſonders geſchrieben, Joſ. Buttler, Joh. Leland, Sam. und Erdm. Chandler, Nath. Lardner, Jer. Jones, Humfried Ditton, Thomas Sherlok, Littleton, Weſt und andere mehr.

Unter den Deutſch-Reformirten verdient vorzüglich der berlinſche Hofprediger, Herr Sack, der Vater genannt zu werden. So ſehr man auch von manchen Seiten wider ſeinen vertheidigten Glauben eifert; ſo zuverſichtlich man ſich darauf beruft, daß in dem ganzen Buch die augsburgiſche Konfeßion ausgeſchrieben ſei, und ſo manches man dagegen zu ſagen pflegt: ſo iſt es doch Pflicht, hier, wenigſtens meiner Ueberzeugung nach, zu geſtehen: daß Sacks Vertheidigung zu den Zeiten, da ihr Verfaſſer ſie anfertigte, ein meiſterhaftes Stük war, das, Troz Edelmanns Gegenunternehmungen dem Chriſtenthume mehr Schüler gewann, als Edelmann ihm abwendig machte, — und daß es noch izt dem Chriſten, der wahre Erbauung liebt, zu einem vortreflichen Hülfsmittel zur Stärkung ſeines Glaubens und ſeiner Hofnung diene. Ich glaube immer, daß, wenn man ganz unpartheiiſch hierüber urtheilt, Sacks Vertheidigung faſt, ich möchte beinahe ſagen, Jeruſalems Betrachtungen ausgenommen, alle Vertheidigungsſchriften der Lutheraner aufwiege.

Unter den Lutheranern verdienen genannt zu werden, Olearius, Reimarus der Vater, Lilienthal, Leß, Bok und Nöſſelt. Ganz neuerlich hat Herr Doktor Semler in Halle gegen Leſ-

ſing, Baſedow und Bahrdt, die er für Feinde des Chriſtenthums hält, geſchrieben, ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht entſcheiden. — Der koppenhagenſche Doktor Münter iſt Deklamator, weiter gewiß nichts. Ueberzeugung kann er ſchwerlich erweken.

Auſſer dieſen Vertheidigern des Chriſtenthums überhaupt haben ſich noch verſchiedene Gelehrte durch merkwürdige Schriften gegen einzelne Angriffe gewiſſer ſyſtematiſchen Lehren bekannt gemacht.

Wider den Toland haben geſchrieben Mosheim, Stillingflet und Richardſon; wider Edelmann ſind aufgetreten Wagner, Süßmilch, Pratje, Pfotenhauer, Meier; wider La Mettrie, Luzac, Franzen, Tralles; wider Rollins, Heedly, Bentley, Buddeus, Krouſaz und Sherlock; wider Woolſton, Gibſon, Pearce, Lardner, Stackhouſe; wider Tindal, Leland und Förſter; wider Morgan, Leland, Jacobi ꝛc.; wider Bolingbroke, Klayton und Parker; wider Voltaire, Salchli; wider D'Argens, Meier und Crichthon.

Zweiter

Zweiter Abſchnitt.

Schikſale der römiſchkatholiſchen Kirche.

In dieſem Jahrhunderte haben meiſtentheils Männer von groſſen Verdienſten auf dem päbſtlichen Stuhle geſeſſen. Klemens der Eilfte, der im Jahre 1700 den päbſtlichen Stuhl beſtieg, und bis 1721 die Kirche regierte, war einer der gelehrteſten Kardinäle. Wir Proteſtanten ſehen immer auf die Gelehrſamkeit der Katholiken mit gar zu ſtolzem Blike herab, denn im Grunde betrachtet, geben ſie uns in wenigen Sachen nach, und in manchen übertreffen ſie uns gewiß. Klemens verband mit den geiſtlichen Wiſſenſchaften eine tiefe Politik. Und von dieſer Seite muß man ihn betrachten, wenn er dem Könige von Preuſſen den königlichen Titel verweigerte. Seine Anſchläge wider den Kaiſer Joseph, und König Karl den Dritten von Spanien hatten nicht die Wirkung, die er von ihnen hofte. Seine Bulle: Ex illa die, wider die chineſiſchen Mißionsirrungen brachte die Jeſuiten wider ihn auf; doch durch die Bulle: Unigenitus wider die Janſeniſten erwarb er ſich ihre Zuneigung wieder. Römiſche Päbſte. Klemens XI.

Dieſem folgte der Kardinal Michael Angelo Konti unter dem Namen Innocentius des Dreizehnten, der, wenn ihn nicht ſeine Jahre daran gehindert hätten, als Pabſt nicht minder groß geweſen ſeyn würde, als er bei Verwaltung Innocenz XIII.

ſeiner vorigen wichtigen Bedienungen geweſen war, zu welchen ihm ſeine Fähigkeiten vorzüglich den Weg gebahnt hatten. Die Beſchützung der Bulle Unigenitus wider ihren Widerſacher in Frankreich und Deutſchland, die endliche Belehnung Kaiſer Karls des Sechſten mit Neapel, und die Bemühung der Jeſuiten, deren Feind er war, Schranken zu ſetzen, ſind das vornehmſte aus der Geſchichte ſeiner Regierung. Er ſtarb 1724.

Benedikt XIII. Nach Klemens Tode kam Vincenz Maria Urſin, ein Dominikaner, der nicht anders, als auf ſtrengen Befehl ſeines Generals die päbſtliche Würde, und mit ihr den Namen Benedikt des Dreizehnten annahm, auf den Stuhl. Hätte er ſich dem Nicol. Koscin nicht anvertraut, ſo würde er vergnügtere Tage gehabt haben. Seine friedfertigen Geſinnungen flößten ihm das Verlangen ein, die römiſche, griechiſche und proteſtantiſche Kirche mit einander zu vereinigen. Von Pracht und Stolz war er entfernt; er war ein Vater der Armen, und ſein Eifer, die Geiſtlichen ſeiner Kirche zu einer gröſſern Sittſamkeit und Anſtändigkeit zurükzuführen, war nicht gering. In ſeine Frömmigkeit miſchte ſich zu viel Aberglauben. Er ſtarb 1730.

Klemens XII. Sein Nachfolger war Klemens der Zwölfte. Er hatte ſich Klemens den Eilften zum Muſter genommen; aber er erreichte ihn nicht. Gegen den Koscin, der unter Benedikt faſt alles gegolten hatte, verhängte er eine ſtrenge Unterſuchung, und ließ ihn endlich ins Gefängniß ſetzen. Von dem Nepotismus kann man ihn nicht frei ſprechen. Das korſiniſche Haus wurde ungemein erhoben, und wer in einer Sache glüklich ſeyn wollte, fand

keinen andern Kanal dazu als dies Haus. Eine ſeiner Lieblingsneigungen war das Bauen. Rom ward durch koſtbare Gebäude gar ſehr verſchönert. Und da es ihm am Gelde zum Bauen fehlte, ſo ordnete er einigemale im Jahre Lotterien an, die mehr als eine Million einbrachten. An Streitigkeiten fehlte es ihm nicht. Der kaiſerliche, franzöſiſche und ſardiniſche Hof machten ihm viele ſchlafloſe Nächte, und er mußte öfters nachgeben. Zur Erweiterung der römiſchen Kirche hatte er groſſe Luſt, und verfiel dabei auf manche ſonderbare Mittel. Eine mit einem Breve an den König von Pohlen, als Kurfürſten zu Sachſen begleitete Bulle verſprach 1735 den Evangeliſchen in Sachſen und ihren Nachkommen, die in den Schooß der römiſchen Kirche zurükkehren würden, den freien und ungeſtöhrten Beſiz der ſonſt der römiſchen Kirche gehörigen Güter. Allein er ſah bald, daß er ſich geirrt hatte. Die übrigen Bullen, welche auch die andern Proteſtanten glüklich machen ſollten, hielt er weislich zurük. Die reichſte geiſtliche Eroberung hätte Klemens der Zwölfte ohnſtreitig gemacht, wenn er den groſſen Plan hätte ausführen können, die ganze morgenländiſche Kirche dem apoſtoliſchen Stuhle zu unterwerfen. Anfänglich hatte er wirklich nicht ganz ungegründete Hofnung dazu, nicht lange aber war ſein ganzes Projekt vereitelt. In ſeinen lezten Jahren genoß er mehr Ruhe als in den erſten. Schon als Kardinal hatte er aus dem Studiren ſeine Hauptbeſchäftigung gemacht, und dieſer blieb er denn auch als Pabſt getreu. Er that alles, was in ſeinem Vermögen ſtand, den Wiſſenſchaften aufzuhelfen. Er legte im Vatikan eine orientaliſche Buchdrukerei an, und vermehrte die vatikaniſche Bibliothek ungemein. Der Kardinal Quirini war Vorſteher,

und der berühmte Aſſemann Kuſtos derſelben. Er ſtarb 1740.

Benedikt XIV. Nach ſeinem Tode wählte man den Erzbiſchof von Bologna, Proſper Lambertini, aus einem vornehmen, aber faſt ganz ausgeſtorbenen Hauſe, der ſich den Namen Benedikt des Vierzehnten beilegte, zum Pabſt. Er hatte wenige Verwandte, und vielleicht beſaß keiner unter den Kardinälen mehr Gelehrſamkeit, Beleſenheit und Arbeitſamkeit als Lambertini. Als Pabſt brachte er den größten Theil ſeiner Zeit mit Handlungen zu, welche die päbſtliche Würde erfordern, theils auch mit Leſen, Schreiben und Studiren. Seine groſſe Friedfertigkeit war Schuld daran, daß er mit Portugal, Sardinien, Spanien und Neapel für den päbſtlichen Stuhl nicht allzu vortheilhaft verfuhr. Die Aufnahme Roms und des päbſtlichen Gebiets ließ ſich Benedikt der Vierzehnte ſehr angelegen ſeyn. Seine erſte Sorge war die Abſtellung vieler im Kirchenſtaat eingeriſſenen Mißbräuche und die Vollziehung der gegen Pracht und Ueppigkeit gegebenen Verordnungen. Die Ausgaben der päbſtlichen Kammer hatten ihre Einnahme weit übertroffen, daher der Pabſt jene zu mindern, und dieſe zu erhöhen dachte. Vielleicht verſchob er auch dieſerhalb vier Jahre lang die erſte Kardinalsbeförderung. Die Zahl der Kardinäle war überdem von ſiebenzig ſchon bis auf vierzig herunter gekommen. Rom ſuchte Benedikt zu vergröſſern, und durch Gebäude zu verſchönern. Er wollte ſo gar dem Handel aufhelfen. Die Eroberung des Königs von Preuſſen von Schleſien machte ihm wegen der katholiſchen Einwohner viel Kummer. Allein die Freude über den Bau einer katholiſchen Kirche zu Berlin, und über den Schuz, den der

König

König ſeinen römiſchkatholiſchen Unterthanen in Schleſien angedeihen ließ, vertrieben ihm die Furcht und die Bekümmerniß. In Hofnung, die katholiſche Religion auszubreiten, unterſtüzte auch der Pabſt den Prätendenten, aber ohne Erfolg. Den Bau einer katholiſchen Kirche in dem Marggräfl. Bayreutſchen Lande beförderte er mit vielen Freuden. Ins Amphitheatrum zu Rom ließ er 1756 eine groſſe Kirche ſetzen. Die Religionsveränderung des Prinzen Friedrichs von Zweybrüken, der ihm ſelbſt in Rom ſeine Ehrerbietung bezeigt hatte, imgleichen des damaligen Erbprinzen und nunmehrigen Landgrafen von Heſſenkaſſel war ihm ausnehmend angenehm; aber die zu Regensburg beſchloſſene Garantie der Feſthaltung der proteſtantiſchen Religion in den Heſſenkaſſelſchen Landen war ihm deſto unangenehmer.

Wie Benedict XIV. die äuſſerliche Aufnahme der Kirche ſich angelegen ſeyn ließ: alſo trug er auch für ihre innere Verbeſſerung Sorge. Er geſtand, daß die Geiſtlichen gröſtentheils unwiſſende Leute wären; daher es eine ſeiner Hauptbemühung war, ſie klüger zu machen. Er betrieb ſolches in ſeinen Schriften gar fleißig, und er trug auch den Erzbiſchöfen und Biſchöfen mehrmals auf, in ihren Stiftern Anſtalten zu machen, wodurch die Erkenntniß der Geiſtlichen erweitert werden könnte. Er bemühete ſich auch, den Aberglauben in der Kirche abzuſchaffen, und den Gottesdienſt von verſchiedenen Dingen zu reinigen. *) Allein er fand in und auſſerhalb Rom ſo viel Widerſtand, daß er es ſo gar weit nicht bringen konnte. Das römiſche Breviarium oder Gebetbuch, das von den Franziskanern herſtammt, und

*) Einem Kirchengeſchichte. Th. VIII. S. 26.

unter allen Breviarien der katholiſchen Kirche das gebräuchlichſte, aber auch das ſchlechteſte iſt, ſuchte er zu verbeſſern, jedoch nicht ohne Verdruß und Mühe, und endlich erreichte er doch ſeinen Zwek nicht ganz. Die Kardinäle ſowohl als die Biſchöfe und Mönche ſchrieen laut dagegen, und er mußte noch manche Thorheiten darinnen ſtehen laſſen. Noch mehr Verdruß zog er ſich zu, als er die unzählbaren Feſte, die das Volk von der Arbeit abhalten und Müßiggang und Ueppigkeit veranlaſſen, vermindern wollte. Er mußte ſogar 1743 das Feſt des heiligen Petrus mit heilligen Gebräuchen vermehren, und es auf acht Tage ausdehnen. Im Jahr 1745 mußte er, auf Verlangen des Königs Johann von Portugall, ein neues Feſt der ſieben Freuden der Maria anordnen. In Abſicht der Ohrenbeichte befahl er in einer Bulle, man ſollte künftig nicht mehr ſo heftig in die Leute dringen, alle ihre Sünden anzugeben und zu beichten. Den Biſchöfen gab er auf, bei ihren Gemeinen zu bleiben, in ihren Hauptkirchen ſelbſt zu predigen, das Volk in Glaubensſachen beſſer als bisher zu unterrichten und fleißig zu viſitiren. Allein der Pabſt befahl und die Biſchöfe gehorchten nicht. Er dachte auch an die ſo oft gewünſchte und geſuchte Vereinigung der römiſchen und griechiſchen Kirche; allein die Hinderniſſe blieben ungehoben. Das päbſtliche Anſehn wußte er mit aller der Erleuchtung, die er der Welt mittheilen wollte, vortreflich zu verbinden. Man ſieht dieſes aus ſeinem Werke von der Kanoniſation. Die Heiligſprechung ließ er ſich nicht nehmen, und von zwanzig Päbſten hat kein einziger ſo viele Heilige gemacht, als er. Im Jahr 1750 feierte er das Jubeljahr mit großer Pracht. In der Ankündigungsbulle werden die Indulgen-

zen

zen gewaltig herausgeſtrichen. Auf den Vorſchlag des Kardinals Quirini wurde auch eine Einladung an die Proteſtanten mit eingerükt. Im folgenden Jahre hielt er noch ein Nachjubiläum. Benedict XIV. beſaß neben ſeiner Gelehrſamkeit auch ein großes Maaß von Mäßigung und Gelindigkeit. Er ermahnte den franzöſiſchen Hof gegen die Widerſacher der Bulle Unigenitus, keine Schärfe zu gebrauchen, welches nicht ohne gute Wirkung war. Er war kein ſtrenger Eiferer für dieſe Bulle, und hätte ſie vielleicht gern abgeſchaft, wenn es ohne Nachtheil der Ehre des römiſchen Stuhls hätte geſchehen können. Die Streitigkeiten mit den Janſeniſten hätte er gerne in Güte beigelegt, wenn es nur möglich geweſen wäre. Die Jeſuiten haßte er, und doch konnte er ſich nicht zu der von Portugall geſuchten Reformation des Ordens, deſſen Ränke und den regierenden Herren ſchädliche Unternehmungen immer ſichtbarer wurden, entſchließen. Seine Gelindigkeit, wozu auch die Furcht vor dieſem Orden kam, hielt ihn ab, ſein päbſtliches Anſehn gegen ihn mit Nachdruk zu gebrauchen. Gegen die Proteſtanten bewies er viele Herablaſſung. Er ſtand ſelbſt mit proteſtantiſchen Gelehrten im Briefwechſel, und im Jahr 1755. nahm er holländiſche Schiffe gegen die Seeräuber in ſeinen Schutz. Nie ließ er ſich vom Verfolgungsgeiſte leiten, ob er gleich gerne geſehen hätte, wenn nur eine Kirche auf Erden wäre. Zu ſeiner Mäßigung und andern Tugenden kam ſeine liebenswürdige Herablaſſung im Umgange, ſeine Beſcheidenheit, ſeine Freundlichkeit und Großmuth. Als der Kardinal Paßionei ihm in einer Zueignungsſchrift den Beinamen des Großen beilegen wollte, ſo verbat er denſelben. Er gebrauchte Ernſt, wo die Güte frucht-

los war, und er beſaß die Gabe, jemanden ohne Affekt und mit lächelnder Miene die Wahrheit zu ſagen. Seine geſezte und unverſtellte Gottesfurcht war ſehr erbaulich. Vom Nepotismus und Eigennutz war er weit entfernt. Mit einer anſehnlichen Leibesgeſtalt verband er ein ſehr ehrwürdiges Anſehn. Das Ende der Laufbahn dieſes drei und achtzigjährigen Greiſes entſprach ſeinem rühmlichen Leben. Sein Sterbebette war voll Andacht und Gelaſſenheit. Noch ſeine lezten Augenblike wandte er zur Erbauung der Umſtehenden an, und mit der Annäherung ſeines Todes verdoppelte ſich der Nachdruk ſeiner Rede. Und ſo gieng er nach einer ziemlich langen Regierung mit Lobſprüchen und Zeichen großer Hochachtung begleitet 1758 aus der Welt.

Sein Nachfolger war der Kardinal und Biſchof von Padua, Karl Rezzoniko aus Venedig, der bereits das 65 Jahr zurukgelegt hatte. Man ſagte dazumal, daß dreißig Tauſend Skudi, ihm, dem Sohne eines reichen Kaufmanns und Edelmanns, den Weg von Venedig nach Rom zur päbſtlichen Krone gebahnt hätten, weil man ſonſt nicht gerne einen Republikaner zum Pabſt macht. Er beſtieg den Stuhl zu einer Zeit, die einen großen und weiſen Pabſt erforderte. Die Souverains waren über das übele Betragen der Jeſuiten äuſſerſt aufgebracht. Klemens XIII. aber war nicht der Mann, der das ausbrechende Feuer durch eine weiſe Verbeſſerung des Ordens, durch ernſtliche Beſtrafungen einzelner Glieder deſſelben, und durch andere Dinge zu dämpfen vermochte. Er, der nebſt ſeinen Staatsſekretär, dem Kardinal Torreggiani, den Jeſuiten völlig ergeben war, verhielt ſich ſo ſchlecht, daß er

Klemens XIII.

durch

durch allzu groſse Erbitterung der weltlichen Mächte, den römiſchen Stuhl in die äuſſerſte Verlegenheit ſezte. Er verſagte dem Könige von Portugall die Erlaubniß, diejenigen Jeſuiten, die an der den 3ten Sept. 1758 wider den König ausgebrochenen ſchreklichen Verſchwörung Theil genommen hatten, ſelbſt beſtrafen zu dürfen, er verwarf den Antrag des Königs, den Orden aufzuheben, und dieſes veranlaßte den König, 1759 alle Jeſuiten aus Portugall zu jagen. Die harten Breven, die der Pabſt durch ſeinen Nuntius den Kardinal Acciazouli dem Könige übereichen ließ, und das thörichte Betragen dieſes Nuntius, brachte den König dahin, ihn nicht nur aus dem Königreiche zu verweiſen, ſondern auch alle Gemeinſchaft mit dem römiſchen Stuhl, und alle Handlung mit dem Kirchenſtaat aufzuheben. *) Torreggiani brachte in Vorſchlag, daß die ſo genannten kleinen Höfe nicht mehr ſo, wie die groſſen, die Freiheit haben ſollten, aus einer ihnen zugeſandten Liſte, ſich einen Nuntius zu wählen, ſondern denjenigen annehmen müßten, den ihnen der Pabſt zuſchikte. Hierüber wurde nicht nur Sicilien ſehr aufgebracht, ſondern es entſtanden auch allgemeine Beſchwerden. Spanien wurde nicht wenig darüber entrüſtet, daß Klemens XIII. die unter ſeinen Vorfahren geſchloſſene Konkordaten zu zernichten ſuchte. Frankreich durch das Betragen des P. la Valette aufmerkſam gemacht, ließ die Verfaſſung der Geſellſchaft Jeſu näher unterſuchen. Eine Menge von alten und neuen Beſchwerden über ſie bewirkte, daß Ludewig XV. nach dem Beiſpiele des Königs Joſephs von Portugall, ſie gleichfalls im Jahre 1764 aus allen ſeinen Staaten verbannte. Klemens

*) Einem Kirchengeſchichte Th. VIII. S. 29.

verhielt ſich dabei ſehr unvorſichtig. Er lobte die Jeſuiten in ſeiner Bulle Apoſtolicum paſcendi, auf eine ausſchweiffende Art, und erklärte alle Beſchuldigungen derſelben für ungegründet. Die Bulle ward in der Stille verbreitet; die Höfe aber erklärten ſich darüber öffentlich mit Nachdruk. Spanien hatte ſchon lange die Aufführung der Jeſuiten in Europa ſowohl, als Amerika beobachtet, und durch den gefährlichen Auflauf, der 1766 in Madrit entſtand, hielt es für rathſam, den Jeſuiten gleichfalls den Abſchied zu geben. Als nun der Pabſt demohnerachtet fortfuhr, der Jeſuiten ſich anzunehmen, und den Herzog von Parma ſo empfindlich beleidigte, brach das Feuer wider die Jeſuiten in vollen Flammen aus. In der Bulle Animarum ſaluti erhielten die Jeſuiten vom Pabſte neue Lobſprüche, und eine Beſtätigung, und ſo gar eine Vermehrung ihrer Privilegien. Dies ſahen die Höfe als eine Beleidigung an, und die Jeſuiten mußten aus Parma und Neapel weichen. Torreggiani drohte hierauf dem Herzog von Parma in einem päbſtlichen Breve mit dem Banne. Hierüber wurden alle katholiſche Staaten dermaßen entrüſtet, daß ſie die Bulle in allen ihren Staaten verboten. Die Bourbonniſchen Höfe vereinigten ſich, die Zurüknehmung des Breve wider Parma und die gänzliche Aufhebung des Ordens zu verlangen; Klemens aber blieb unbeweglich. Frankreich zog daher Avignon und Venaißin ein, der König beider Sicilien Benevent und Penta Korro. Der König von Portugall entzog dem Pabſt die Ehedispenſationen, und mit ihnen der päbſtlichen Kammer einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte. Die Rechte und Anſprüche des römiſchen Stuhls wurden jezt viel genauer unterſucht, als geſche-

geſchehen ſeyn würde, wenn ſie nicht Klemens XIII. ſo unzeitig und ohne Nachdruk geltend zu machen geſucht hätte Der Tod half ihm 1769 aus aller Unruhe. Er war kein ungeſchikter Mann, nicht übel geſinnt, aber unbehutſam, und zu folgſam den Anſchlägen ſeiner Rathgeber Die falſche Politik des Torreggiani, der er beſtändig folgte, und ein gewiſſer Eigenſinn, den Umſtänden nichts nachzugeben, ſezte ſein Anſehn ſo herab, daß er faſt nichts mehr, als Biſchof zu Rom zu ſeyn ſchien.

Hatte jemals der päbſtliche Stuhl einen weiſen Pabſt nöthig, ſo war es gewis jezt, und die Vorſicht ſchenkte der römiſchen Kirche denſelben in der Perſon des vier und ſechzigjährigen Kardinals Franz Lorenz Ganganelli. Er wurde 1769 gewählt. Klemens XIII. zog ihn anfänglich als einen klugen Mann zu Rathe; weil aber Ganganelli den Jeſuiten nicht geneigt war, auch das päbſtliche Verfahren wider Parma mißbilligte, ſo entfernte er ihn wider von den Staatsgeſchäften. Dieſes aber erwarb ihm das Vertrauen der Bourbonniſchen Höfe, die ſo gar einen Briefwechſel mit ihm unterhielten. Er lebte eingezogen, ſchenkte ſeine Zeit den Muſen, und nahm an den damaligen Vorfällen keinen Antheil. Dem Kardinal Albani hatte er ſein Glük zu verdanken. Dieſer empfohl ihn, nachdem das Konklave drei Monate gedauert und ſelbſt vom Kaiſer Joſeph II. war beſucht worden, als einen in Anſehung der Sitten untadelhaften, keiner beſondern Parthei ergebenen, in den Wiſſenſchaften geübten, aus dem Kirchenſtaate gebürtigen, bei dem Volke beliebten und ein pabſtmäßiges Alter beſitzenden Mann. Auf die Frage: ob er die päbſtliche

Klemens XIV.

Würde annehmen wollte? antwortete er: „Man muß ſie weder verlangen, noch ausſchlagen.“ Als man ihn fragte: ob man ſeiner Familie durch Kuriers von ſeiner Erhebung Nachricht geben ſollte? antwortete er: „ich habe keine andere Familie, als die Armen, und dieſe erfahren dieſe Neuigkeit ohne Kuriers.“

Aufhebung des Ordens der Geſellſchaft Jeſu

Die Jeſuiten verſprachen ſich nicht viel von ihm, da er nie ihr Freund geweſen war, auch ihren General nicht geküßt hatte, welche Ehre er doch den andern Generalen der Orden erwieſen hatte. Die unter ſeinem Vorgänger mit den Bourbonniſchen Höfen entſtandene Mißhelligkeiten ohne gar zu großen Nachtheil des römiſchen Stuhls beizulegen, war keine geringe Kunſt; ſeine Klugheit aber wußte die Schwierigkeiten zu überwinden. Seine Gelaſſenheit verbeſſerte, was die Hitze ſeines Vorfahren verdorben hatte. Joſeph, König von Portugall, war fortgefahren, ſeine Rechte über die Geiſtlichkeit zu behaupten; Klemens XIV. aber ſchwieg ſtille. Er meldete dem Könige in einem verbindlichen Schreiben ſeine Erhebung, und erhielt ein eben ſo verbindliches Antwortſchreiben.

Der König ſchikte auch ſogleich wieder einen Geſandten nach Rom, und erbot ſich auch einen Nuntius wieder anzunehmen. Spanien ſtellte über des Ganganelli Wahl große Freudensbezeugungen an, und 1769 erklärte es ſich gleichfalls für die Wiederannahme eines Nuntius. Der Pabſt ſuchte ſich dieſem Hof auf alle mögliche Weiſe gefällig zu erzeigen. Mit Frankreich, dem Haupte der Bourbonniſchen Mächte, trat er vorzüglich zur Wiederherſtellung des Friedens in Unter-

terhandlungen; da er aber nur die Wirkungen des wider Parma ergangenen Breve, nicht aber das Breve ſelbſt aufhob, ſo fand er nicht den gewünſchten Eingang.

Die Vergebung der geiſtlichen Pfründen in Corſika überließ er zwar dem König von Frankreich. Hingegen erklärte er ihm, daß er den Jeſuiterorden nicht aufheben könne; obgleich ſein Bezeigen wieder andere Geſinnungen muthmaßen ließ. Eine ſchlechte Vorbedeutung war es, daß der General Ricci keine Audienz beim Pabſt erlangen konnte. Die Kardinäle aber waren ungehalten, daß ſie nichts von den wahren Geſinnungen des Pabſtes erfuhren, und nicht zu den ſonſt gewöhnlichen Kongregationen und Berathſchlagungen gezogen wurden. Sie beſchwerten ſich darüber, und beriefen ſich auf die päbſtlichen Bullen, in welchen ſie als Räthe des Pabſtes karakteriſirt wären. Klemens XIV. antwortete: die Bullen wären ihm nicht unbekannt; er wäre aber auch als Kardinal zu keiner Kongregation gezogen worden; man hätte die wichtigſten Dinge ohne ihn beſchloſſen; nur einmal wäre er zu einem Konſiſtorio berufen, worinn eine ſo wichtige Sache verhandelt worden, daß man allen Kardinälen von Seiten des heiligen Inquiſitionsgerichts ein Stillſchweigen auferlegt; dennoch aber hätte er wenige Augenblike hernach, die ganze Sache mit den geringſten Umſtänden erzehlen gehört; er würde alſo alle Geſchäfte allein beſorgen. Er hielt auch ſein Wort, und frug niemanden, außer bisweilen den P. Buontempi. *)

Seine

*) S. Einems Kirchengeſchichte des 18ten Jahrhunderts.

Seine Ermahnungen an die Biſchöfe in Pohlen, den Gehorſam gegen den König zu befördern, waren in dieſem unruhigen Reiche fruchtlos. Venedig fieng an, der allzugroßen Macht und Menge der Geiſtlichen ein Ziel zu ſetzen, und ſolche Verordnungen zu geben, welche die Bannſtrahlen der vorigen Päbſte würden nach ſich gezogen haben; Klemens XIV. aber zog bei der jetzigen kritiſchen Lage Gelindigkeit und Nachſicht dem ungeſtümen Ernſte vor. Sein gefälliges Betragen brachte im Jahre 1770 bei dem portugieſiſchen Hofe die Wirkung hervor, daß er nachgebender wurde. Weil die Aufhebung des Jeſuiterordens noch immer der Stein des Anſtoſſes blieb, ſo gehörte die völlige Ausſöhnung mit Spanien auch noch immer unter die leeren Wünſche, ohnerachtet ſich der ſpaniſche und römiſche Hof oft wechſelſeitige koſtbare Geſchenke machten.

Und eben daher konnte auch der neapolitaniſche Hof, der vom ſpaniſchen abhieng, noch nicht gewonnen werden, ſondern gab dem Pabſte mehr, denn eine Urſache zum Mißvergnügen; der Pabſt aber bediente ſich der Waffen der Geduld und Gelaſſenheit. Dieſe ſanften Waffen beſiegten auch die Republik Venedig in ſo weit, daß ſie doch einen römiſchen Konſul erkannte.

Die Verabſchiedung der Jeſuiten mochte Klemens der Vierzehnte wohl ſchon bei ſeiner Erhebung beſchloſſen haben; allein er mochte vielleicht den Grund dieſes mächtigen Ordens mehr allmählich untergraben, als ihn plözlich und auf einmal ſtürzen wollen. Der Geſellſchaft ſelbſt ſowohl, als den Bourbonniſchen Höfen blieb dieſe Sache noch immer ein undurchdringliches Geheimniß. Dem

Könige von Preuſſen ließ der Pabſt für die, dem Erzbiſchofe zu Prag ertheilte Erlaubniß, die katholiſchen Kirchen der Grafſchaft Glaz viſitiren zu dürfen, Dank abſtatten. Im Jahre 1771 verliehe er dem Patriarchen von Liſſabon die Gewalt, die Klöſter in Portugall nach Gutdünken aufzuheben, zu reformiren, abzuſondern, oder zu vereinigen. Eine unerhörte Erſcheinung! Eben ſo leicht bewilligte er es aus Staatsklugheit, daß in den venetianiſchen Staaten, in Frankreich, in Modena und Parma manche Klöſter reformirt, allerlei neue Anſtalten in Kirchenſachen gemacht, und viele Feſttage abgeſchafft wurden. Der Nutzen davon war wohl unläugbar; aber wer würde wohl dergleichen in den vorigen Zeiten eigenmächtig unternommen haben? Andere Verordnungen in den öſterreichiſchen Landen ſowohl, als in Baiern und Mainz, die blos aus dem Grunde der höchſten herrſchaftlichen Macht gegeben wurden, ohne den Pabſt um Erlaubniß, oder Einwilligung zu erſuchen, mußten wohl den guten Klemens kränken: allein er ſchwieg lieber ſtill, als daß er die Verwirrung noch hätte vergröſſern ſollen.

Den Jeſuiten ward zu Mailand die Unterweiſung der Jugend unterſagt, und zu Rom ſelbſt eine Unterſuchung angeſtellt, wie die Einkünfte des römiſchen ſowohl, als irrländiſchen Kollegiums bisher verwaltet worden. Lauter Vorſpiele, die ihnen eben nicht das günſtigſte Schikſal verſprechen konnten! Aber noch empfindlicher war es ihnen, daß der Pabſt völlig geneigt war, ihren vormaligen erklärten Feind, den berühmten Biſchof von Osma, D. Johann von Palafox ſelig zu ſprechen, wiewohl ſolches, wie bekannt, nicht zu Stande kam. Spanien hatte den Pabſt ſchon als Kardinal zum Advokaten in dieſer Sache gebraucht. Es mußte

alſo

alſo dieſem Hofe angenehm ſeyn, daß Klemens der Vierzehnte dem Palafox noch eben ſo geneigt war, als Ganganelli. Und man ſchöpfte daraus Hofnung zu einem nahen Vergleiche zwiſchen beiden Höfen. Dieſe Hofnung wurde nun deſto ſtärker, da der Pabſt bei der Entbindung der Prinzeßinn von Aſturien die Pathenſtelle vertrat. Im Anfange des 1772ſten Jahres erhielt er einen Beſuch von dem Herzoge von Glouceſter und nachher von der verwittweten Kurfürſtin von Sachſen, welche mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen und entlaſſen wurden. Allein dies Jahr machte den Zwiſtigkeiten mit den Bourbonniſchen Höfen noch kein Ende. Der Pabſt erbot ſich zu einer Reformation des Ordens; allein die Mächte verlangten unabläßig eine gänzliche Aufhebung deſſelben, obgleich Frankreich etwas biegſamer zu ſeyn ſchien. Indeß ſchikte der Pabſt die geweihten Windeln nach Spanien, und der neue ſpaniſche Geſandte, Ritter Monnino ward beordert, mit dem Pabſte ſelbſt in Unterhandlung zu treten. Vielleicht ſind mehrere Unterhandlungen mit Spanien vorgegangen, von welchen die Welt nichts weiß. Oeffentlich aber erfolgte der Vergleich noch nicht. Ja, der neapolitaniſche Hof ſuchte unter dem Vorwande, daß der König der einzige Erbe des farneſiſchen Hauſes ſei, die alten Anſprüche auf die Herzogthümer Kaſtro und Konciglione wieder hervor, entzog den Kardinälen, Gerichten und Kongregationen zu Rom die Poſtfreiheit, hob die Zehnden der Geiſtlichen gegen eine Summe Geldes, und befahl, die aus Sicilien und Neapel vertriebene Jeſuiten ſollten ſich vierzig Meilen von den königl. Staaten entfernt halten, oder ihre Penſionen verlieren.

Lauter Antriebe für den Pabſt, den Orden aufzuheben. Dieſer aber wollte ſich vielleicht zu dieſem groſſen Schritt erſt recht nöthigen laſſen, um die Welt auf die Gedanken zu bringen, er habe ſich bloß zur Abänderung eines gröſſern Uebels dazu entſchloſſen. Vorizt ſuchte er die Geſellſchaft Jeſu zu ſchwächen. Den Jeſuiten aus Portugall ward das ihnen angewieſene Haus, und der ihnen ausgeſezt geweſene Unterhalt genommen.

Die Seminarien der Jeſuiten zu **Rom** und **Freskati** wurden verſchloſſen. Ein empfindlicher Streich für ſie! Im Jahre 1773 ward das Recht der Freiſtädte für die Uebelthäter in Spanien und Genua mit Bewilligung des Pabſtes ſehr eingeſchränkt. In Frankreich gab man Verordnungen, welche die Einſchränkung und beſſere Zucht der Geiſtlichkeit betrafen, die dem Pabſte nicht angenehm ſeyn konnten, zu welchen er aber ſchwieg. Dies Jahr machte endlich der ſo berühmten, mächtigen und reichen Geſellſchaft Jeſu ein Ende. Ihre Einſchränkungen nahmen zu. Ihre Bitten, die ſie an den Pabſt gelangen ließen, waren Fehlbitten. Der Kardinal **Malvezzi**, Erzbiſchof zu **Bologna**, ward im Februar durch ein päbſtliches Breve zum apoſtoliſchen Viſitator aller Kollegien und Klöſter der Jeſuiten in ſeinem Kirchenſprengel ernannt, und erhielt zugleich die Vollmacht, nach Gutdünken mit der Säkulariſation zu verfahren. Er that es.

Die Jeſuiten widerſezten ſich, und wendeten ſich an den Pabſt. Dieſer aber wies ſie ab, und ließ Gewalt gegen ſie gebrauchen. Auf eben die Art verfuhr man auch in den übrigen Städten des Kirchenſtaats, wobei es aber ruhiger zugieng, weil die Jeſuiten aus dem Beiſpiele ihrer Brüder zu Bologna

logna) gelernt hatten, daß die Widerſetzung fruchtlos ſei. Im Auguſt ward endlich das ſchon den erſten Julius unterzeichnete Breve, wodurch der ganze Orden völlig und auf immer aufgehoben worden, bekannt gemacht und vollzogen. Eine ſehr denkwürdige Begebenheit in der Kirchengeſchichte, von der wir aber an einem andern Orte ausführlicher reden werden. Man vermuthete, daß eine Reformation des Ordens zu Rom ſchon Mühe koſten würde, und nun ſahe man mit Verwunderung, daß die Aufhebung deſſelben ſo gar in der größten Stille geſchahe.

Zu läugnen iſt es wohl nicht, daß, wenn Klemens der Vierzehnte nicht ſo langſam und vorſichtig zu Werke gegangen wäre, ſondern ſich einer ungeſtümen Hitze überlaſſen hätte, die größten Unruhen würden entſtanden ſeyn; allein ſeine Klugheit wußte denſelben vorzubeugen. Das Geheimniß, womit die Aufhebung entworfen, und die Geſchwindigkeit, womit ſie ausgeführt wurde, überwand alle Hinderniſſe. So klug ſich der Pabſt vor und bei der Aufhebung des Ordens bewieſen hatte, ſo ſtandhaft bezeigte er ſich auch nachher in Behauptung des Schritts, den er gethan hatte. Er verbot, das geringſte dagegen zu reden und zu ſchreiben, und ſezte eine Kongregation wider den General Ricci und andere nieder, die ihr Betragen unterſuchen mußte. — Der neapolitaniſche Hof fuhr noch fort, dem Pabſte mißvergnügte Stunden zu machen. Denn er blieb dabei, daß die römiſchen Kanzleiregeln abgeſchafft, und die erledigten Pfründen nicht mehr von Rom aus vergeben werden ſollten. Die Irrungen mit der Republik Venedig dauerten auch fort, und wurden durch neue Befehle derſelben, daß die Ehediſpenſationen nicht mehr

zu Rom geſucht, ſondern von ihrem Patriarchen ausgefertigt werden ſollten, vermehrt. Und ſo bemerkte man überall, daß die weltlichen Mächte den Verordnungen des römiſchen Stuhls nicht mehr gehorchen wollten. Man fürchtete nicht mehr die Nachtmahlsbulle, von der auch Klemens ſelbſt kein Freund war. Im Jahre 1774 wurde, nachdem der Pabſt das Breve wider Parma zurükgenommen hatte, die Freundſchaft mit den Bourbonniſchen Höfen nicht nur wieder hergeſtellt, ſondern auch durch Vermittelung des Herzogs von Parma Avignon, Venaiſſin, Benevent und Ponte Korvo dem römiſchen Stuhl wieder eingeräumt. Dieſe Vermittelung war der beſte Ausweg. Denn der Pabſt wollte die Zurükgabe ſo wenig fordern, als erbitten, und die Höfe wollten ſich nicht dazu erbieten. Der Herzog von Kumberland kam in dieſem Jahre nach Rom, und fand Urſach, mit dem Betragen des Pabſtes und mit ſeiner Aufnahme und Bewirthung zufrieden zu ſeyn. Der Pabſt bemühete ſich, das gute Vernehmen mit Venedig wieder herzuſtellen, und ſandte einen Nuntius dahin. Er und die Republik machten ſich zwar bei dieſer Gelegenheit allerlei ſüſſe Komplimente; allein leztere fuhr doch fort, eigenmächtig neue Einrichtungen in geiſtlichen Sachen zu machen.

Klemens der Vierzehnte wurde endlich eigenſinnig, und wollte auch ſeine Einwilligung zur Verminderung der Feſttage im Venetianiſchen nicht ertheilen. Und ſo blieb die Sache bis an ſeinen Tod. Auſſerdem hatte er nun keinen Streit mehr mit einer weltlichen Macht. Bei der neugebohrnen Tochter der Prinzeßin von Braſilien vertrat der Herzog von Baira im Namen des Pabſtes die Pathenſtelle.

Was die päbſtlichen Staaten betrift, ſo machte es Klemens der Vierzehnte zu einer ſeiner erſten Beſchäftigungen, die päbſtliche Kammer in beſſern Stand zu ſetzen, und ihr den ganzen Gewinn der römiſchen Lotterie einzuverleiben. Er ſchränkte daher alle überflüßige Ausgaben derſelben ein, und machte bei ſich ſelbſt den Anfang. Er ſuchte überdies der Theurung und dem Brodmangel abzuhelfen, und ſorgte für die Aufnahme der Fabriken und Manufakturen. Hätten ihm ſeine Staatsgeſchäfte nicht ſo viel Zeit geraubt: ſo würde er noch mehr Mühe angewendet haben, ſeine Staaten noch blühender zu machen. Nach wiederhergeſtelltem Frieden mit den Höfen beſchäftigte er ſich mit nichts ſo ſehr, als mit beſſerer Einrichtung der Polizei und mit Verminderung der Abgaben: allein ſeine lange Krankheit und ſein früher Tod verhinderten ihn, ſeine Größe in der Regierung ſeines eigenen Staates zu zeigen. Um auch alles Aeuſſere zu beobachten, was Päbſte beim Antritte ihrer Regierung zu beobachten pflegen, entſchloß ſich auch Klemens der Vierzehnte zu dem auſſerordentlichen Jubiläo, welches man das **Jubiläum der zwei Wochen** nennet.

Es nahm ſolches den 17 Sept. 1769 ſeinen Anfang. Dieſe Jubelfeier wurde noch am Ende des Jahres auf die ganze katholiſche Welt vermittelſt eines encykliſchen päbſtlichen Brieſes ausgebreitet. Dieſer Brief, ſonderlich aber die Stelle, worinn Klemens der Vierzehnte den Gehorſam der Völker gegen die Könige (vom Gehorſam der Geiſtlichen gegen weltliche Regenten ſagt er nichts) einſchärft, ward in allen Reichen mit ſo groſſem Beifall aufgenommen, daß die Geſandten der Mächte ſelbſt ihm dafür dankten. Als das 1775 einfallende

Jubel-

Jubelfeſt ſich näherte, kündigte der Pabſt ſolches durch eine Bulle vom 30 April 1774 an. Die Bulle iſt wohlgeſezt, weicht aber, wie man leicht denken kann, nicht von den Bullen dieſer Art ab. Der Ablaß wird abermals für den einigen Weg zur Gnade und Seligkeit erklärt. Der Schaz der überflüßigen Werke der Heiligen wird wie ſonſt, eröfnet. Die Wallfahrten überhaupt, und die nach Rom insonderheit werden ſammt ihren Beſchwerlichkeiten als eine ſchuldige Genugthuung für die Sünden angeprieſen. Sie werden überdem mit Verſprechungen ausnehmender Vortheile verſüſſet. Klemens der Vierzehnte verſpricht ſich von dem gemeinſchaftlichen Gebet einen ausgebreiteten Nuzen für ſich, für die Erhaltung der katholiſchen Kirche, und für die Völker, die nicht mit ihr vereinigt ſind. Beweiſes genug, daß die römiſche Kirche noch immer die alte bleibt.

In der Stille arbeitete der Pabſt mit einem gewiſſen Kardinal (man meynt, es ſei delle Lanze geweſen) an der Vereinigung der chriſtlichen Religionspartheien. Ein Gegenſtand, wobei ſich Hinderniſſe auf Hinderniſſe häuften, der aber doch ein Beweis von den friedfertigen Geſinnungen dieſes heiligen Vaters iſt! Seine kurze Regierung und überhäufte Geſchäfte lieſſen ihn an die Verbeſſerung ſeiner Kirche nicht viel denken; er würde ſonſt gewiß Proben von ſeinen Einſichten und guten Geſinnungen abgelegt, und manchen in der Kirche eingeriſſenen Unordnungen abgeholfen haben. Denn Klemens der Vierzehnte war ohnſtreitig einer der einſichtsvolleſten und gelehrteſten Päbſte. Die Natur hatte ihm vortrefliche Talente verliehen, und ſein Fleiß nuzte ſie ausnehmend. Er bekam zwar nach dem frühen Tode ſeines Vaters, eines Wundarz-

tes, an einem mütterlichen Verwandten, und nach deſſen Abſterben an dem Grafen Barnaldi recht⸗ſchaffene Pflegeväter, die ſeine Erziehung beſorgten, und ſeinen Trieb zu den Wiſſenſchaften zu befriedi⸗gen ſuchten; aber die eigentliche Erziehung gab ihm ſeine Natur. Sein lezter Wohlthäter erlaubte ihm, wiewohl ungern, in den Orden der Franciskaner Mi⸗noriten zu treten.

Hier bewunderten ſeine Obern ſeinen Fleiß, leg⸗ten ihm eine beſondere Gelehrſamkeit bei, und nann⸗ten ihn die Zierde des Ordens. Faſt ohne Führer brachte er es in der griechiſchen Litteratur ſo weit, daß er die Weltweiſen, Redner, Dichter und Ge⸗ſchichtſchreiber der Griechen in ſeinem fünf und zwan⸗zigſten Jahre verſtehen konnte. Ueberdem verſtand er die lateiniſche, ſpaniſche und franzöſiſche Sprache ſehr gut. In ſeiner Mutterſprache redete und ſchrieb er ſehr zierlich. Er machte auch Verſe. Etwas Sel⸗tenes und beinahe Unverzeihliches für einen Fran⸗ciskaner! Auch war er ein Liebhaber der Muſik. Ueberall zeigte er ſich als einen Freund der Gelehr⸗ten und der ſchönen Wiſſenſchaften. **Benedikt der Vierzehnte**, dieſer Kenner und Beförderer der Ge⸗lehrten, machte ihn daher zum Beiſitzer des heiligen Offiziums, wobei er Gelegenheit bekam, die Staats⸗geheimniſſe des römiſchen Hofes vollkommen kennen zu lernen. Vom **Klemens dem Dreizehnten** er⸗hielt er 1759 den Purpur, und als ein Mitglied verſchiedner Kongregationen zeigte er viel Einſicht und Geſchiklichkeit. Er wurde auch Protektor der theologiſchen Akademie in der Sapienza, welche Stelle nur ſolche Kardinäle zu erhalten pflegen, die in dem Rufe ſtehen, Beförderer der Wiſſenſchaften zu ſeyn.

Als

Als Liebhaber der Alterthümer gewann er den Abbt Winkelmann ungemein lieb. Viele Stunden lang unterhielt er ſich oft mit ihm über die Heiligthümer des vatikaniſchen Bücherſchatzes. Auch als Kardinal und Pabſt bezeigte er noch die größte Hochachtung gegen ihn. Die Liebe zu den Alterthümern reizte ihn auch, im Jahre 1772 ein eigenes Muſeum im vatikaniſchen Pallaſte anzulegen, und mit großen Koſten die ſeltenſten und ſchäzbarſten Stüke zu ſammeln. Die Aufſicht darüber erhielt der Abbt Visconti. Man mag Klemens XIV. betrachten, von welcher Seite man will: ſo iſt ſein frühzeitiger Tod bedaurenswürdig.

Es ſcheinet zuverläßig genug zu ſeyn, daß mehr, als eine Mine angelegt worden, das Leben dieſes großen Pabſtes zu untergraben. Schon in den erſten Monaten des 1774ſten Jahres trug man ſich mit Prophezeihungen, daß der Pabſt im October ſterben würde. Eine Nonne zu Valentano hatte ſie zuerſt ausgeſtreuet. Weil man aber glaubte, ſie wäre dazu angeſtiftet worden: ſo wurden in der Stille die genaueſten Unterſuchungen angeſtellt. Man würde aber auf dergleichen Weiſſagungen weniger aufmerkſam geweſen ſeyn, wenn nicht der üble Geſundheitszuſtand des Pabſtes dieſelben bemerkenswürdig gemacht hätte. Schon vom grünen Donnerſtage an ließ er ſich wenig mehr ſehen, und arbeitete blos in ſeinem Kabinet mit ſeinen Vertrauteſten. Ein Gerücht ſagte, er läge an der Auszehrung krank. Man verbarg aber ſeine Krankheit, ſo lange es nur möglich war. Weil ſie aber doch nicht ganz verborgen bleiben konnte, ſo wurde man immer aufmerkſamer auf den Prozeß der Nonne von Va-

Und Klemens XIV. Leben und Tod verdienen es, der Nachwelt noch in einem hellern Licht dargeſtellet zu werden: denn er war groß in Abſicht ſeiner Geiſteskräfte, groß in Abſicht ſeiner Wiſſenſchaften, groß in Abſicht ſeiner Friedfertigkeit, groß in Abſicht ſeiner Regierungskunſt und Staatsklugheit. Dieß war die Staatsklugheit eines durchdringenden Geiſtes, der die Bedürfniſſe ſeiner Kirche und ſeines Staates ganz kennet, und die Verhältniſſe fremder Staaten gegen den ſeinigen genau abwägt, eine Staatsklugheit, die dem Sturm nicht entgegen trozt, aber ihn auch nicht ſcheut. Klemens XIV. übte ein praktiſches Chriſtenthum. Er war fern vom Eigennuz, und lebte ungemein ſparſam und mäßig. Er war ſehr arbeitſam, würkte ſelbſt, ſchrieb auch faſt alle ſeine Briefe ſelbſt. Gegen Nothleidende war er mitleidig, gegen Verbrecher nicht ſtrenge, gegen jedermann leutſelig. Fremden begegnete er ſehr freundlich, ſie mochten ſeyn, von welcher Religion ſie wollten. Ueberhaupt ſcheint er ſehr tolerante Geſinnungen gehabt zu haben. Menſchen, die nicht viele ihres gleichen finden, ſind oft verdrüßliche Geſellſchafter; Klemens aber hatte viel Laune, die das Dunkle ſeiner oft ernſten Geſchäfte erhellte und ihn zum angenehmſten und lehrreichſten Geſellſchafter machte. Wann er aufgereimt war, ſo konnte er auf eine witzige und lebhafte Art ſcherzen.

In den lezten Monaten ſeines Lebens wurde er freilich verdrießlich und wollte niemanden mehr ſprechen; dieß rührte aber von ſeiner unglüklichen Krankheit her. Seine Verſchwiegenheit ſowohl, als Standhaftigkeit verdienen eine vorzügliche Verwunderung. Sie ſezten ihn in den Stand,

Stand, alle Schwierigkeiten zu überwinden, ohnerachtet ſchwerlich ein Pabſt in den neuern Zeiten ſich in kritiſchern Umſtänden befand. Eine beſondere Gegenwart und Stärke des Geiſtes zeigte er bei den verflochtenſten Begebenheiten. In der That machte er die wenigen Jahre ſeiner Regierung zu einem Phänomen. Den Buontempi, den nachher ſo ſehr verkannten Buontempi, zog er zu den wichtigſten Geſchäften, weil er völlig mit ihm ſympathiſirte. Der Geſtalt nach war Klemens XIV. von mittelmäßiger Länge und etwas dik. Seine Natur war eine der ſtärkſten, und nach ſeiner Mäßigkeit zu urtheilen, hätte er noch länger leben können, wenn er nicht in ſo kritiſchen Zeiten den heil. Stuhl beſtiegen hätte. Sein heiterer Geiſt, ſeine ſokratiſche Laune und ſein gutes Gewiſſen erhielt ſeinen Körper immer ſo friſch, ſo gerade und thätig, daß er niemals den Einfluß einer widrigen Witterung empfand. Er hatte eine tonvolle und ſtarke Stimme, und ſtand auf ſeinen Füßen, wie ein Jüngling.

Das Konklave nach Klemens XIV. Tode war ſehr unruhig. Eine beiſſende Satyre nach der andern auf die vorige Regierung und auf das Konklave ſelbſt trat ans Licht. Jede Woche wurde durch einen neuen Sturm merkwürdig. Die Kongregation wegen der jeſuitiſchen Angelegenheiten wurde aufgehoben. Man haßte die ganganelliſchen Geſchöpfe, und verlangte einen vom Klemens XIV. ganz verſchiedenen Pabſt. So viele Kardinäle ſich auch abwechſelnd auf die dreifache Krone Hofnung machten: ſo ſcheint es doch, daß Braſchi ſchon anfänglich zum künftigen Pabſt in der Stille ausgezeichnet worden. Ob er gleich ein ganganelliſches Geſchöpf war: ſo

Und Klemens XIV. Leben und Tod verdienen es, der Nachwelt noch in einem hellern Licht dargeſtellet zu werden: denn er war groß in Abſicht ſeiner Geiſteskräfte, groß in Abſicht ſeiner Wiſſenſchaften, groß in Abſicht ſeiner Friedfertigkeit, groß in Abſicht ſeiner Regierungskunſt und Staatsklugheit. Dieß war die Staatsklugheit eines durchdringenden Geiſtes, der die Bedürfniſſe ſeiner Kirche und ſeines Staates ganz kennet, und die Verhältniſſe fremder Staaten gegen den ſeinigen genau abwägt, eine Staatsklugheit, die dem Sturm nicht entgegen trozt, aber ihn auch nicht ſcheut. Klemens XIV. übte ein praktiſches Chriſtenthum. Er war fern vom Eigennutz, und lebte ungemein ſparſam und mäßig. Er war ſehr arbeitſam, würkte ſelbſt, ſchrieb auch faſt alle ſeine Briefe ſelbſt. Gegen Nothleidende war er mitleidig, gegen Verbrecher nicht ſtrenge, gegen jedermann leutſelig. Fremden begegnete er ſehr freundlich, ſie mochten ſeyn, von welcher Religion ſie wollten. Ueberhaupt ſcheint er ſehr tolerante Geſinnungen gehabt zu haben. Menſchen, die nicht viele ihres gleichen finden, ſind oft verdrüßliche Geſellſchafter; Klemens aber hatte viel Laune, die das Dunkle ſeiner oft ernſten Geſchäfte erhellte und ihn zum angenehmſten und lehrreichſten Geſellſchafter machte. Wann er aufgereimt war, ſo konnte er auf eine witzige und lebhafte Art ſcherzen.

In den lezten Monaten ſeines Lebens wurde er freilich verdrießlich und wollte niemanden mehr ſprechen; dieß rührte aber von ſeiner unglüklichen Krankheit her. Seine Verſchwiegenheit ſowohl, als Standhaftigkeit verdienen eine vorzügliche Verwunderung. Sie sezten ihn in den

Stand,

Stand, alle Schwierigkeiten zu überwinden, ohnerachtet ſchwerlich ein Pabſt in den neuern Zeiten ſich in kritiſchern Umſtänden befand. Eine beſondere Gegenwart und Stärke des Geiſtes zeigte er bei den verflochtenſten Begebenheiten. In der That machte er die wenigen Jahre ſeiner Regierung zu einem Phänomen. Den Buontempi, den nachher ſo ſehr verkannten Buontempi, zog er zu den wichtigſten Geſchäften, weil er völlig mit ihm ſympathiſirte. Der Geſtalt nach war Klemens XIV. von mittelmäßiger Länge und etwas dik. Seine Natur war eine der ſtärkſten, und nach ſeiner Mäßigkeit zu urtheilen, hätte er noch länger leben können, wenn er nicht in ſo kritiſchen Zeiten den heil. Stuhl beſtiegen hätte. Sein heiterer Geiſt, ſeine ſokratiſche Laune und ſein gutes Gewiſſen erhielt ſeinen Körper immer ſo friſch, ſo gerade und thätig, daß er niemals den Einfluß einer widrigen Witterung empfand. Er hatte eine tonvolle und ſtarke Stimme, und ſtand auf ſeinen Füßen, wie ein Jüngling.

Das Konklave nach Klemens XIV. Tode war ſehr unruhig. Eine beiſſende Satyre nach der andern auf die vorige Regierung und auf das Konklave ſelbſt trat ans Licht. Jede Woche wurde durch einen neuen Sturm merkwürdig. Die Kongregation wegen der jeſuitiſchen Angelegenheiten wurde aufgehoben. Man haßte die ganganelliſchen Geſchöpfe, und verlangte einen vom Klemens XIV. ganz verſchiedenen Pabſt. So viele Kardinäle ſich auch abwechſelnd auf die dreifache Krone Hofnung machten: ſo ſcheint es doch, daß Braſchi ſchon anfänglich zum künftigen Pabſt in der Stille ausgezeichnet worden. Ob er gleich ein ganganelliſches Geſchöpf war: ſo

glaubte man doch zu wiſſen, daß er der Antipode vom Ganganelli wäre. Er hatte auch, ſo lange er Kardinal war, mit dem vorigen Pabſte kein Wort geſprochen. Er war aber dem ſpaniſchen Hofe angenehm, und der katholiſche Monarch hatte ihm noch unmittelbar vor dem Konklave ein anſehnliches Geſchenk gemacht. Allein durch wie viele Veränderungen mußte die Scene noch gehen: Doch in der Stille ſeiner Sache gewiß, ſchauete er den Stürmen, die entſtanden, ruhig zu. Er kam wohl zuweilen mit in Betrachtung; aber es wurde kein Ernſt. Endlich ward er wieder auf den Leuchter geſtellt. Der K. Orſini widerſprach ſeiner Wahl. Was kann man von einem erklärten Feinde des Ganganelli und erklärten Freunde der Jeſuiten erwarten, ſagte er? Die Kardinäle Joh. Bapt. Rezzoniko und Torreggiani ſahen dieſer Wahl mit Vergnügen entgegen, weil ſie einen ſolchen Pabſt wünſchten, als Orſini befürchtete. Der franzöſiſche K. Bernis und andere glaubten vermuthlich, den K. Braſchi beſſer, als jene zu kennen, und waren daher mit ſeiner Erhebung zufrieden. Joh. Angelo Braſchi, von Ceſena in der Landſchaft Romagna gebürtig, ward alſo nach einem langen Konklave den 15ten Februar 1775 im 58ſten Jahre ſeines Alters zum Nachfolger des großen Klemens XIV. erwählt, nachdem er noch nicht volle zwei Jahre Kardinal geweſen war. Eine Erſcheinung, von der ſich nur beym Pius II. ein einziges Beiſpiel findet. Vielleicht nahm Braſchi deshalb den Namen Pius VI. an. Doch kann dieß auch von ſeiner Hochachtung gegen Pius V. herrühren, mit deſſen Familie er verwandt ſeyn ſoll. Er mußte, wie ſein Vorgänger, erſt zum Biſchofe geweihet werden. Seiner Vaterſtadt befahl er, keine Eh-

renbezeugungen wegen ſeiner Erhöhung anzuſtellen, ſondern ſtatt derſelben für ihn zu beten, und ſiebzig arme Mädchen, jedoch auf ſeine Koſten, auszuſtatten. Von ſeinen Verwandten verlangte er, daß ſie nicht nach Rom kommen möchten, ihn zu ſehen. Spanien ſtellte Freudenbezeugungen über ſeine Wahl an.

Der K. Torreggiani machte ſich bei ſeiner Stuhlbeſteigung Hofnung, es würden die güldenen Zeiten Klemens XIII. zurückkehren, und die Jeſuiten waren voll Wonne, indem ſie nichts gewiſſer hoften, als ihren Orden wiederhergeſtellt zu ſehen; allein beiden gieng es nicht recht nach Wunſch. Man bemerkte bald, daß Pius VI. etwas anders dachte, und unruhiger ſchlief, als Braſchi. Die Kongregation zur Unterſuchung der jeſuitiſchen Angelegenheiten ward wiederhergeſtellt. Die auf der Engelsburg ſitzende Exjeſuiten, welche bisher viele Freiheit genoſſen hatten, wurden wieder enger eingeſchränkt, und Pius VI. ließ ſich die Akten der Unterſuchung vorlegen.

Unter den Schriften des verſtorbenen Pabſtes ward auch ein Paket mit der Aufſchrift: Nur für meinen Nachfolger, gefunden, und man irrte wohl nicht, wenn man glaubte, daß der Innhalt auf die jeſuitiſchen Angelegenheiten eine Beziehung habe. Der Pabſt las das Paket ganz für ſich allein. Spanien und Frankreich ſoll ihm ſehr angelegen haben, das Aufhebungsbreve Klemens des Vierzehnten zu beſtätigen, weil man die Entdekung gemacht, die Jeſuiten giengen damit um, alle Zweige der Häuſer Bourbon auszurotten. Allein Pius der Sechſte übereilte ſich mit dieſer Beſtätigung nicht. Er machte in der Sache der Jeſuiten ſolche Wendungen, daß man nicht wiſſen

konnte,

konnte, was dieſelben zu hoffen, oder zu befürchten hätten. Bald wurden ſie enger eingeſchränkt, bald dachte er an die Befreiung der Gefangenen. Man wurde aufmerkſam, als er dem Layenbruder Franz, der immer um den vorigen Pabſt geweſen war, und nachher auch dem P. Buontempi eine lange Audienz gab, von dem Arzt Atimolphi aber ſich von der Krankheit Klemens des Vierzehnten unterrichten ließ; allein man bemerkte keine Folgen davon. Die Höfe ſowohl, als die Römer ſahen es nicht gern, daß die Kardinäle Torreggiani und Rezzoniko bei dem Pabſte in Anſehen ſtanden. Zuweilen aber zog er doch die Kardinäle der Kronen mehr zu Rathe, als ſie. Ob ſolches aus Politik oder Neigung geſchehen, weiß man nicht. In Anſehung der Jeſuiten erklärte er ſich einmal: „Sind „die gefangenen Jeſuiten ſchuldig, ſo ſollen ſie ihre „Strafe leiden; ſind ſie aber unſchuldig, ſo verſchaffe ich ihnen Genugthuung.„ Als die Kongregation, die ihre Sache unterſuchen ſollte, auſſer Thätigkeit geſezt war, und der K. Joh. Bapt. Rezzoniko ſich allein damit beſchäftigen mußte, wurden ſie gelinder behandelt, und der Exgeneral, Abbt Ricci, einer beſondern Achtung vom Pabſte gewürdigt. Die Exjeſuiten bekamen ſo gar Erlaubniß zu predigen und Beichte zu hören. Allein es ſcheint, daß die Höfe dem Pabſt ihre groſſe Unzufriedenheit darüber bezeigt haben. Denn man bemerkte an ihm eine groſſe Abnahme ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit. Die Exjeſuiten wurden wieder eingeſchränkt, und ihre Sache ſtrenger, als jemals, unterſucht. Man meynet auch, Pius der Sechſte habe ſo viel Nachtheiliges von ihnen in den Papieren ſeines Vorgängers gefunden, und vom ſpaniſchen Miniſter ſo viel Anekdoten gehöret, daß er ganz andere Geſinnungen bekommen, und deshalb die Kongregation wie-

der in Wirkſamkeit geſezt habe. Torreggiani und Rezzoniko ſollen darüber ſo aufgebracht worden ſeyn, daß ſie Rom verlaſſen wollten. In der Bildergallerie des Vatikans fand man einen Kelch an die Wand gemalt mit den Worten: Der heilige Vater mag trinken oder nicht trinken, ſo wird er im Oktober ſterben. War ihm dieſes ſchrekhaft, oder fand er andere Bewegungsgründe vor ſich; genug, er bezeigte ſich wieder günſtiger gegen die Exjeſuiten, und wollte ſie in Freiheit ſetzen. Man ſagte ſo gar, ſie ſollten in einer veränderten Geſtalt unter dem Namen der Xaverianiſchen Kongregation wieder hergeſtellt werden. Vielleicht aber hat dies keinen Grund. Und wie viel Hinderniſſe würden auch dem Pabſt dabei aufgeſtoſſen ſeyn! Portugall wurde mehr als jemals wider ſie aufgebracht, und Spanien wollte nicht eher in ihre Loslaſſung willigen, bis der Pabſt das Unterdrukungsbreve unterſchrieben hätte. Ja man ſoll gegen den Pabſt geäuſſert haben, daß alle Miniſter der Bourboniſchen Höfe Rom verlaſſen würden, wenn er die Exjeſuiten los ließe. Pius der Sechſte erklärte ſich, er würde keine Verfügungen machen, wodurch das gute Vernehmen mit den Höfen unterbrochen werden könnte. Man ſchränkte hierauf die erloſchenen Väter der Geſellſchaft Jeſu abermals ein, indem man ſie eines Mißbrauchs ihrer Freiheit beſchuldigte. Torreggiani beſchwerte ſich darüber beim Pabſt; er ſoll ihm aber geantwortet haben: „Als „ich noch Kardinal war, wußte ich nicht alles, was „ich nun weiß, da ich Pabſt bin. Indeß zeigte doch Pius der Sechſte keine Standhaftigkeit in den Jeſuitiſchen Angelegenheiten. Der K. Giraud mußte nun darinn wieder allein arbeiten. Man weiß nicht, ob ſolches eine Folge von einer neuen Weiſſagung der Prophetin von Valentano geweſen Dieſe hatte prophezeihet, der Pabſt würde im Auguſt

guſt ſterben. Das aber weiß man, daß die Höfe mit Mißvergnügen dieſe Sache in des K. Giraud Händen ſahen, weil er ein Schüler vom Ricci geweſen war. Gewiß iſt wohl, daß Pius der Sechſte an die Befreiung des Abbts Ricci dachte. Man ſagt aber, der kaiſerl. Hof habe ſich nicht günſtig darüber gegen den Pabſt erkläret. Indeſſen erlebte Ricci ſeine Befreiung nicht, ſondern gieng den 23. November 1775 unter Betheurungen ſeiner Unſchuld aus der Welt. Das weitere Verfahren des Pabſtes gegen die Exjeſuiten gehört nicht in den Zeitraum, den wir beſchreiben. Es ſind aber noch einige andere Dinge in dem erſten Jahre ſeiner Regierung übrig, die wir noch anzumerken haben. Durch die Erniedrigung des Preiſes von Brod und Fleiſch erwarb ſich Pius der Sechſte die Zuneigung des Volks, das über ſeine Wahl nicht ſehr vergnügt war. Doch erwachte das Mißvergnügen öfters wieder, weil man in Rom zu viel Aehnlichkeit der jetzigen Regierung mit der Rezzonikoiſchen wahrzunehmen glaubte, und bemerkte, daß Pius der Sechſte ſehr gegen ſeinen Vorfahren eingenommen war, ſein Lob nicht ertragen konnte, und diejenigen belohnte, die Klemens der Vierzehnte beſtraft, hingegen die beſtrafte, welche jener belohnt hätte. Hingegen rühmte man an Pius dem Sechſten, daß er ſich den öffentlichen Geſchäften mit groſſer Sorgfalt widmete. Mit dem neapolitaniſchen Hofe gerieth er ſchon im erſten Jahre in Mißverſtändniß, indem derſelbe wider die päbſtlichen Verfügungen in Anſehung der durch das Abſterben des Erzbiſchofes, K. Serſale erledigte Kirchenpfründen handelte. Doch ward der Sache bald abgeholfen. Der Pabſt geſtand Neapel zu, den Erzbiſchof von Palermo zum Erzbiſchof von Neapel und zum Kardinal zu machen; und Neapel wendete nichts dagegen ein,

daß

daß Karaffa nach dem Willen des römiſchen Hofes Erzbiſchof zu Palermo wurde. In der Folge aber ſind erheblichere Streitigkeiten mit dem neapolitaniſchen Hofe entſtanden.

Der Regierungsantritt dieſes Pabſtes fiel in das Jubeljahr. Klemens XIV. hatte zwar daſſelbe, wie wir vorhin bemerkt, durch eine Bulle angekündigt; aber er erlebte nicht den Anfang deſſelben. Pius VI. eröfnete am 26ſten Februar die heilige Pforte, weil ſolches, wie es ſonſt gewöhnlich iſt, am Chriſtabend wegen Erledigung des heil. Stuhls nicht geſchehen konnte. Die Anzahl der Pilgrimme war in dieſem Jubeljahre nicht ſo groß, als in dem vorigen. Einen Beweis von der Liebe zu ſeiner Vaterſtadt gab Pius VI. dadurch, daß er ſich entſchloß, zu Ceſena eine Kathedrälkirche auf eigene Koſten bauen zu laſſen. Zum Beweiſe ſeiner Frömmigkeit hat man angemerkt, daß er theils eine Verordnung bekannt gemacht, nach welcher die Geiſtlichen ihre Gemeinen nicht bloß durch Lehren, ſondern auch durch ihren Lebenswandel erbauen ſollen, theils aber öfters ganz allein in die Peterskirche gehet, ſein Gebet daſelbſt zu verrichten. Man hat übrigens anfänglich von Rom aus vom Pius VI. die Schilderung gemacht: er ſei von einer ziemlich groſſen und völligen Leibesgeſtalt, von einer edlen und majeſtätiſchen Geſichtsbildung, und von einer dauerhaften Geſundheit; er beſitze einen muntern Geiſt, Witz, und Gelehrſamkeit; und er ſei ein Wohlthäter und Liebhaber der Gerechtigkeit. Seinen Charakter genauer zu zeichnen, würde noch zu zeitig ſeyn.

Durch die vielen Streitigkeiten, die der Stuhl zu Rom mit den Souveräns gehabt hat, iſt ſein An-

Anſehn gar ſehr geſunken. Der Glaube an der Unfehlbarkeit des Pabſtes iſt ungemein geſchwächt. Vergleicht man die heutigen Päbſte mit denen, die in vorigen Zeiten regiert haben: ſo trift man nur noch die nemlichen Titel und Ceremonien an, alles andere aber hat ſich ungemein geändert. Wie viele Macht beſaßen nicht Gregorius VII. und Innocentius XI.? Selbſt die Souveraine mußten ſich ihrem Banſtrahl unterwerfen. Aber ſeit Klemens XI. Zeiten hat dieſe Gewalt gar ſehr abgenommen. In Frankreich beſteht die Macht des Pabſtes blos darinn, daß er die Geiſtlichen beſtätigt, die der König ernannt hat. Alle Geiſtlichen ſtehen als Unterthanen des Königs unter weltlichen Gerichten, und über die geiſtliche Güter hat der Pabſt gar nichts mehr zu ſagen. Dieſe Grundſätze haben faſt alle katholiſche Regenten anzunehmen geſucht. Er darf keinen Biſchof mehr nach Rom fordern, ohne vorher von Landesherrn Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Vormals waren die Päbſte die Richter aller Biſchöfe und Geiſtlichen, und man konnte keinen Geiſtlichen vor ein weltliches Gericht ziehen. Jetzt nehmen die regierenden Herrn die Geiſtlichen ſelbſt beym Kopf, ohne einmal den Pabſt zu fragen. Von Bannſtrahlen weis man ſeit Klemens XI. Zeiten nichts mehr. Das Verbot, daß kein Gottesdienſt in dem Lande eines Fürſten, der den Pabſt beleidigt hatte, ſollte gehalten werden, fällt ganz weg. Kreutzzüge auszuſchreiben, um die Macht der weltlichen Herrn zu ſchwächen, ſind ganz aus der Mode gekommen. Die Unterthanen von dem Eid der Treue, den ſie ihren Beherrſchern geſchworen haben, losſprechen, würde ſie blos lächerlich machen. Die größte Gewalt übt der Pabſt noch über die Mönche aus. Die Generale der Orden hat er bei ſich in Rom, wodurch er ſein Anſehn

über

über die Orden behauptet. Durch die Aufhebung des Jeſuiterordens hat der Pabſt ohnſtreitig ſeine beſte Armee verloren: denn dieſe waren es hauptſächlich, die ſeine Macht noch einigermaßen aufrecht erhalten konnten. Sie mußten dem Pabſt einen ſtrengen Gehorſam ſchwören. Damit ſie ſeinen Nutzen deſto mehr befördern, Schaden und Nachtheil aber abwenden konnten, ſo war die Kirche verſchlagen genug, allen katholiſchen Landesherrn Jeſuiten zu Beichtvätern anzuſchwatzen. Benedict XIV. war beſonders daran Schuld, daß die Ehre der Jeſuiten fiel; man ſchafte die jeſuitiſchen Beichtväter ab.

Benedict glaubte, daß er ſtatt der Jeſuiten ſich zu bedienen, beſſer thun würde, wenn er mehr darauf ſähe, die Geiſtlichen aus dem Aberglauben und der Unwiſſenheit herauszureiſſen. Allein dieſes Mittel iſt mehr ſchädlich als nüzlich. Und da anjetzt ihre weltliche Macht ſo ſehr herunter gekommen iſt; ſo hat es keine Wahrſcheinlichkeit, daß ſie jemals wieder recht empor kommen werde. Ehemals konnten die Päbſte eine Armee ins Feld ſtellen, und eine Flotte von zwanzig Schiffen ausrüſten. Der unglückliche Einfall Klemens XI. mit dem Kayſer Krieg zu führen, hat die Päbſte beſonders herunter gebracht. Die päbſtliche Kammer wurde dadurch ungemein erſchöpft, und ſie müſſen nun alle Hofnung zu einer Armee aufgeben.

Im Jahr 1741. hatte die päbſtliche Kammer 56. Millionen Skudi Schulden, und es wird Mühe koſten, ehe ſie ſich derſelben ganz entledigt. Benedict XIV. dachte ſehr ernſtlich auf eine Vermehrung der Einkünfte, allein ohne ſonderlichen Erfolg. Die päbſtlichen Länder ſind immer in Ver-

gleichung mit den andern die ärmſten. Die meiſten Einwohner ſind Geiſtliche und dürfen nicht heirathen. Hieraus entſteht ein großer Volksmangel. Faſt die Hälfte der päbſtlichen Länder liegt unbebaut und die Unterthanen müſſen ihr Getraide zum Theil auswärts kauffen. Das Land, ſo noch bearbeitet wird, iſt größtentheils in den Händen der Geiſtlichkeit, die von Abgaben frei iſt. Die vielen Feſte und Proceſſionen, deren oft in einer Woche drei bis viere ſind, die vielen Stiftungen, Hoſpitäler und Klöſter, worinn Arme geſpeiſt und Kinder erzogen werden, befördern den Müſſiggang, wozu ſie außerdem ſchon ſehr aufgelegt ſind, ungemein. Die unglaublichen Reichthümer der Kirchen und Klöſter ſchaffen dem Staate keinen Nutzen. Der Handel und die Manufakturen liegen faſt ganz, wenn man Bologne ausnimmt.

Benedict XIV. ließ Fremde kommen, welche unangebaute Länder anbauen, die Moräſte austroknen und die unnöthigen Wälder abhauen ſollten. Man legte freie Hafen an, wo alle Religionsverwandte geduldet werden ſollten.

Zuſtand der römiſchen Geiſtlichkeit.

Die Geiſtlichkeit der römiſchen Kirche, welche man in die Säkulargeiſtlichkeit, Regulärgeiſtlichkeit und Mittelgeiſtlichkeit einzutheilen pflegt, hat ſich in dieſem Jahrhundert nicht ſehr geändert. Die Säkulargeiſtlichen ſind ſolche, die an keine Regel gebunden ſind, und zu keinem Mönchsorden gehören. Die Regulargeiſtlichen oder die Mönche haben ſich in unſern Zeiten einer beſſern Lebensart befliſſen. Das Betragen und die Schikſale des Jeſuiterordens werden in unſerm Jahrhunderte immer einen ſehr vorzüglichen Platz in der Kirchengeſchichte einnehmen. Dieſer Orden wurde als

eine Säule und Stütze der römiſchen Kirche geſtiftet. Er hat auch der Kirche große Dienſte geleiſtet, und ſich zu einen ſo hohen Anſehn geſchwungen, daß er ſelbſt den Päbſten Befehle vorgeſchrieben hat. Seinen Fall in unſerm Jahrhunderte hat er ſich ſelbſt zübereitet. Die Bulle: Unigenitus, die Klemens XI. den Jeſuiten zum Beſten gab, machte dieſen Orden ſehr verhaßt, und durch die Bulle: Ex quo ſingulari, von Benedict XIV. bekamen die Jeſuiten einen tödtlichen Streich. Er wollte keine Jeſuiten mehr um ſich haben. Ihr Einfluß in den Kongregationen und Kollegien hörte ganz auf. Das heilige Officium iſt in den Händen der Dominikaner, die geſchworne Feinde der Jeſuiten ſind. An geſchikten Leuten hatten ſie zulezt großen Mangel. Ihre Schulen, die erſt in ſo großem Ruf waren, kamen in Verfall. Klemens XIII. ſchadete ihnen durch ſeine Freundſchaft eben ſo viel, als Klemens XIV. durch ſeine Feindſchaft. Den Anfang ihres Unglüks machten ſie in Portugall. Man beſchuldigte ſie eines verbotenen Sklavenhandels und allerlei eigenmächtigen Unternehmungen in Braſilien. Johann V. würkte beym Pabſt Benedict XIV. deshalb die Bulle Immenſa partorum aus, die aber erſt 1757 bekannt gemacht wurde. Bey dem Erdbeben in Liſſabon 1755 ſagten ſie, daß ſolches eine göttliche Beſtrafung des ihnen ungünſtigen Hofes ſei. An dem Aufruhr im Jahr 1757 ſollten ſie gleichfalls Antheil gehabt haben. Joſeph I. bat um päbſtliche Hülfe, damit dieſer Orden verbeſſert werden möchte. Benedict XIV. fand den Antrag des Königs gegründet, und war auf die Verbeſſerung des Ordens ernſthaft bedacht: Allein ſein Tod veränderte das ganze Syſtem. Rom nahm ganz entgegen geſezte, aber auch unüberlegte

Grundſätze an, da es die Jeſuiten dahin zu bringen gewuſt hatten, daß Klemens XIII. auf den Stuhl kam. Nach verſchiedenen Debatten kamen die Jeſuiten auf den Einfall, daß ſie am kürzeſten aus der Sache herauskommen würden, wann ſie ſich den König vom Halſe ſchaften. Der König ward verwundet, aber wieder geheilt.

In der Verurtheilung verſchonte der König die ſchuldigen Geiſtlichen. Die weltlichen Perſonen wurden am 12ten Jan. 1759 hingerichtet, die Ordensleute hingegen in beſondere Gefängniſſe aufbehalten. Der portugieſiſche Fiskal erſuchte den Pabſt, eine Bulle des Gregorius XIII. auf alle Geiſtliche und Ordensleute auszudehnen, die ſich eines Hochverraths ſchuldig machten, damit ſie von den portugieſiſchen Tribunalen gerichtet werden könnten. Der König ſchrieb ſelbſt den ganzen Hergang der Sachen an den Pabſt, ſchilderte die Jeſuiten als Leute, die keiner Verbeſſerung fähig wären, und meldete, daß er ſich genöthigt ſehe, die Jeſuiten aus ſeinen Staaten zu entfernen. Er bat um den apoſtoliſchen Seegen zu dieſem Vorhaben, und wünſchte, der Pabſt möchte des Jurisdiktionsſtreites allhier nicht gedenken. Zugleich begehrte er die ganze Aufhebung des Jeſuitenordens. In Rom aber dachte man anders. Man antwortete dem Könige nur gelegentlich durch den Nuntius in Spanien, und ſagte ihm, daß der Jeſuitenorden ſeiner Verdienſte wegen nicht aufgehoben werden könnte. Aller Streiche ohngeachtet, die in Rom geſpielet wurden, wurde jedoch am 3ten September 1759 durch ein königliches Geſetz die Geſellſchaft Jeſu aus allen portugieſiſchen Ländern verwieſen, und für unfähig erklärt, jemals in den Beſitz ihrer Güter wieder

der eingeſetzt zu werden. Die verſchiedenen Verſuche, die der päbſtliche Hof zur Wiedereinſetzung der Jeſuiten machte, waren alle fruchtlos.

Das Unglük, welches dem Könige in Portugal 1758 begegnete, hatte Ludwig XV. ſchon am fünften Januar 1759 erfahren. Bei Damiens vorgehabten Königsmorde fiel ein großer Verdacht auf die Jeſuiten, ob ſie gleich noch geſchont wurden. Doch verzog der Einbruch ihres Unglüks nicht lange mehr. Der P. de la Valette führte einen großen Handel auf der Inſel Martinique, welche den Einwohnern und franzöſiſchen Kaufleuten großen Schaden zuzog. Man verklagte ihn beim Könige. Er wurde zurükberufen und ins Gefängniß geſetzt. Er wurde aber wieder losgelaſſen, jedoch unter der Bedingung, keinen Handel mehr zu treiben. Er gieng nach Amerika, und trieb ſeinen Handel nach wie vor. Ein Freund von ihm machte Banquerot. Die Geſellſchaft erbot ſich die Schulden zu bezalen; ſie konnte aber nicht Wort halten. Das Parlament zu Paris verurtheilte 1761 den General und die Geſellſchaft, die Gläubiger des Herrn Lioncy zu befriedigen. Das Parlament wurde auf den Orden ſehr aufmerkſam, und ließ ſich die Statuten deſſelben einliefern, um ſie genau unterſuchen zu können. Nach geſchehener Unterſuchung hielt es das Parlament für rathſam, die Jeſuiten nicht länger in Frankreich zu dulden. Der König ſchien den Orden in ſeinen Schuz nehmen zu wollen; allein er wurde nachgebend. Das Parlament zu Paris gab endlich 1762 ein Arret wider die Jeſuiten heraus, durch welches ihr Orden in dieſem Reiche gänzlich aufgehoben wurde. Klemens XIII. hielt auf erhaltene Nachricht von ihrer Verbannung

ein auſſerordentliches Konſiſtorium, proteſtirte gegen die gemachten Verfügungen, erklärte ſolche als Eingriffe in die Rechte der Kirche für null und nichtig, und ließ ein wehmüthiges Bittſchreiben an den König von Frankreich ergehen. Allein alle dieſe Bemühungen waren vergebens.

In Spanien gieng es den Jeſuiten faſt eben ſo, wie in Portugall. Karl III. fand beim Antritt ſeiner Regierung 1759 die Staatsökonomie in groſſer Unordnung, und ſeine Neigung zur öffentlichen Sparſamkeit ermunterte ihn bald, die Quellen der Finanzen genauer zu unterſuchen, und die Ränke auszuſpähen, die man ſpielte, um die Krone gewiſſer, ſicherer und ergiebiger Quellen zu berauben. Ganz Spanien war gegen die jeſuitiſchen Mißionen eingenommen, nur der Hof war den Jeſuiten gewogen. Zum Unglük fiel man auf eine Verbeſſerung des Handlungsweſens. Man fand, daß die Engländer und Jeſuiten dabei die größten Vortheile zogen, und daß man die Rechte des Königs und die Zölle ungeſcheut betrog.

Man entdekte auch, daß die Jeſuiten Gewehr nach Amerika ſchikten. Der Credit der Jeſuiten bei Hofe fieng an zu ſinken. Die ganze Geiſtlichkeit von Mexico bat den König, dem Erwerbungsgeiſte der Jeſuiten Schranken zu ſetzen. Der portugieſiſche Hof trug das Seinige ebenfalls zum Umſturz dieſes Ordens bei. Die Prüfung der jeſuitiſchen Konſtitutionen durch die franzöſiſchen Parlamenter gab noch mehr Licht. Man begriff endlich, daß Palafox die Wahrheit geſagt habe. Die Veränderung in der Denkungsart des Königs und ſeiner Miniſter konnte den ſchlauen Jeſuiten nicht lange unbekannt bleiben. Sie ſahen das Ungewit-

ter über ihre Häupter zuſammenziehn, und ſuchten in Rom Indulgenzen, Privilegien, und Beſtätigungen ihres Ordens. Am meiſten mußte es den König befremden, daß die Jeſuiten Erlaubniß haben ſollten, im Falle eines Interdikts, Meſſe und Gottesdienſt in ihren Kirchen zu halten. Sie ſahen alſo, daß man Spanien mit einem Interdikte belegen wollte.

Nach vielen gründlichen und geheim gehaltenen Unterhaltungen machte der König Karl III. 1767 ſeine pragmatiſche Sanction bekannt, durch welche alle Jeſuiten aus allen ſpaniſchen Staaten verwieſen wurden. Dieſe Sanction ward auch dem Parlamente in Paris bekannt gemacht. Und es glaubte, daß der katholiſche König die Jeſuiten durch eine bloſſe Vertreibung allzu gnädig beſtraft habe. Dem Pabſte machte der König die Verbannung der Jeſuiten durch ein eigenhändiges Schreiben bekannt. Klemens XIII. empfieng dieſe traurige Nachricht mit einem mit Gelaſſenheit vermiſchtem Kummer.

Er ließ ſogleich den General Ricci holen, der lange mit ihm ſprach; aber ganz auſſer ſich geſezt wurde. Der Pabſt machte ihm Vorwürfe, daß er ihm den Zuſtand der ſpaniſchen Jeſuiten bisher ſo vortheilhaft geſchildert hätte. Der Pabſt antwortete dem Könige: „Er wundere ſich über den Entſchluß des Königs, da die Jeſuiten ſich höchſt verdient um die Krone Spaniens gemacht hätten; der König könnte ſie ohne Verletzung ſeines Gewiſſens nicht verjagen, er könne auch nicht ſeelig werden, wenn er ſein Edikt nicht widerriefe; er erſuche ihn um Aenderung ſeines Entſchluſſes, und glaube nicht, daß der König ihn zwingen wolle,

die ganze Macht des Statthalters Chriſti zu gebrauchen; er wolle die Jeſuiten in ſeinen Staaten nicht aufnehmen: denn wären ſie gut, ſo müßten ſie in Spanien bleiben, wären ſie aber böſe, ſo ſollten ſie ſeine Staaten nicht verderben.“

Dem Nuntius in Madrit wurden geheime Inſtruktionen zugeſchikt. Könnte er den König nicht auf andere Gedanken bringen; ſo möchte er auf die Säkulariſirung der Jeſuiten antragen, damit ſie alsdenn in Spanien bleiben könnten. Der Nuntius Kardinal Pallavicini aber berichtete darauf: der König habe bereits aus wichtigen Gründen den Anfang gemacht, die Jeſuiten zu entfernen, und werde, da ſie ihr Unglük wohl verdient hätten, ſeine Geſinnungen nicht ändern. Der Kardinal bekam einen Verweis, daß er mehr dem Sinne des römiſchen Hofes gemäß handeln möchte. Während der Zeit, daß man öftere Kongregationen hielt, langte ſchon eine kleine Flotte mit fünf hundert und ſiebenzig Jeſuiten in Civita Vechia an. Der General wollte, man ſollte ſie nicht aufnehmen. Endlich beſchloß man, ihre Landung ſo lange mit Gewalt zu verhindern, als man könnte, wenn ſie aber mit Gewalt ans Land geſezt würden, ſollte man ſie in den päbſtlichen Staaten vertheilen. In Madrit war alles ruhig bis auf den dritten May, da ein Auflauf entſtand, der aber bald zerſtreut wurde. Der König und ſeine Familie waren dabei in Gefahr.

Die auf dem Meere herumgetriebenen Jeſuiten ſtanden viel Ungemach aus, bis Klemens XIII. ſich endlich durch die Vorſtellungen des Ganganelli bewegen ließ, ſie aufzunehmen.

Der neapolitaniſche Hof kam nun auch auf die Gedanken, die Jeſuiten zu vertreiben. Erſt wurden ſie vom Ferdinand, König beider Sicilien aus Neapel, und hernach auch 1768 aus Sicilien fortgeſchafft, und dem Pabſt zugeſchikt, jedoch nicht ohne Ausmittelung ihrer Verſorgung.

Neapel nöthigte auch den Großmeiſter auf der Inſel Maltha, die Jeſuiten daſelbſt nicht länger zu dulden, und zulezt wurden ſie von dem Herzoge von Parma und Piacenza vertrieben.

Aber alle dieſe Höfe begnügten ſich nicht blos mit der Verbannung der Jeſuitengeſellſchaft aus ihren Ländern, ſondern drungen auch gemeinſchaftlich, vorzüglich aber der neapolitaniſche Hof, auf ihre gänzliche Aufhebung. Von Kummer überwältigt ſtarb Klemens XIII.

Klemens XIV. konnte ſich erſt nach vier Jahren zur Aufhebung dieſes Ordens entſchlieſſen. Bald ſchien er ein Freund, bald wieder ein Feind der Jeſuiten zu ſeyn. Sein Vorhaben blieb in ihm allein eingeſchloſſen. Man ſieht, daß er alle Uebereilung vermeiden, und die größte Vorſicht gebrauchen wollte. Er bemühete ſich, daß das Anſehn des heiligen Stuhls dabei nicht leiden möchte. Klemens XIV. ſuchte den immer noch mächtigen Orden lieber nach und nach zu untergraben, als ihn auf einmal zu ſtürzen. Klemens XIV. hatte zwar 1772 eine Reformation des Ordens vorgeſchlagen; allein blos Frankreich ſchien eine Rükſicht darauf zu nehmen, die übrigen Mächte blieben ihrem Vorſatze, die völlige Vertilgung deſſelben zu betreiben, getreu. Der Pabſt ſchien ſich nur deswegen dazu nöthigen zu laſſen, damit man glauben möchte, er habe ſich

blos zur Abwendung gröſſertr Uebel dazu entſchloſſen. —

Endlich unterzeichnete Klemens XIV. den 21 Jul. 1773 das Breve, wodurch der ganze Jeſuitenorden aufgehoben wurde. Am 16 Aug. wurde es vollſtrekt. Herr von Einem hat davon folgenden Auszug gemacht: „Jeſus Chriſtus, unſer Herr und Erlöſer, iſt der von den Propheten vorherverkündigte Friedensfürſt. Er hat ſolches bei ſeiner Zukunft in dieſe Welt durch Enge den Hirten gemeldet. Er hat durch das Blut ſeines Kreuzes den Frieden geſtiftet, und ſeinen Jüngern das Amt der Verſöhnung übergeben, damit ſie als ſeine Botſchafter der Welt den Frieden verkündigen möchten. Dies Wort und Amt der Verſöhnung haben wir, ſobald wir ganz ohne unſer Verdienſt auf dieſen Stuhl Petri erhoben worden, tief in unſer Herz geprägt, nach unſern Kräften zu erfüllen getrachtet, und hiezu beſtändig die göttliche Hülfe erfleht. Da wir dazu geſezt ſind, bei Pflanzung des Weinberges des Herrns, auszureiſſen und zu zerſtören, zu bauen nnd zu pflanzen: ſo ſind wir ſtandhaft der Meynung geweſen, für die Ruhe und Zufriedenheit der Chriſtenheit nichts zu verſäumen, was zum Pflanzen und Bauen tauglich wäre, aber auch zur Ausrottung und Zerſtörung alles deſſen, was uns auch das liebſte und angenehmſte wäre, eben ſo bereit zu ſeyn. Unter den Mitteln, die zur Erhaltung des Wohls der katholiſchen Chriſtenheit das meiſte beigetragen haben, iſt dem Orden beinahe die vornehmſte Stelle einzuräumen. *)

Der apoſtoliſche Stuhl hat ſie nicht nur gebilligt, ſondern auch mit vielen Freiheiten verſehen,

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte von Einem fortgeſezt.

hen, damit ſie deſto mehr aufgemuntert würden, die Sitten der Völker durch Wort und Beiſpiel recht zu bilden, und die Einigkeit des Glaubens unter den Gläubigen zu erhalten und zu befeſtigen. Nachdem aber der Zwek nicht erreicht, und die Ruhe der Völker mehr durch ſie geſtöret, als befördert iſt: ſo hat auch der heilige Stuhl keinen Anſtand genommen, ſie entweder mit neuen Geſetzen zu befeſtigen, oder gänzlich auszurotten. Als daher Innocentius der Dritte bemerkt hatte, daß die allzugroſſe Verſchiedenheit der Regularorden in der Kirche Gottes beſchwerliche Verwirrungen nach ſich zöge, ſo verbot er auf der vierten allgemeinen Kirchenverſammlung im Lateran, ferner neue Orden zu ſtiften.

Da man ſich aber daran nicht kehrte: ſo erneuerte und ſchärfte Gregorius der Zehnte ſolche Verordnung. Er hob auch wirklich manche neue Orden wieder auf. Dieſen Fußſtapfen folgten auch andere römiſche Päbſte. Klemens V. hob 1312 den militariſchen Orden der Tempelherren, der doch rechtmäßig beſtätigt, und wegen ſeiner groſſen Verdienſte um die Chriſtenheit mit vorzüglichen Freiheiten überhäuft war, wegen ſeines nachherigen übeln Rufs gänzlich auf. Pius der Fünfte, Urban der Achte, und Innocentius der Zehnte haben verſchiedene Orden, und Klemens der Neunte 1668 drei Orden aufgehoben. Sie betraten dabei nicht den mühſamen Weg, der bei den Gerichten üblich iſt, ſondern hielten für gut, nach den Regeln der Klugheit und nach der ihnen anvertrauten Macht die Sache zu endigen, ohne denen zu unterdrükenden Orden zu erlauben, ihre Rechte auszuführen. Nach dieſen Beiſpielen haben wir keinen Fleiß verſäumt, ſondern alles aufs ſorgfältigſte

tigſte unterſucht, was den Urſprung, Fortgang, und heutigen Zuſtand des Ordens betrift, den man die Geſellſchaft Jeſu nennet. Wir fanden, daß er zum Heil der Seelen, zur Bekehrung der Kezer, ſonderlich der Ungläubigen, und zur Beförderung der Frömmigkeit geſtiftet, zur Erreichung dieſes Zweks zu dem ſtrengſten Gelübde der evangeliſchen Armuth angehalten, und nach dieſem und andern heil. Geſezen vom **Paul dem Dritten** 1540 beſtätiget worden. Anfänglich ward die Zahl ſeiner Glieder nur auf ſechszig eingeſchränkt, allein ſie wurde ſehr bald erhöhet, und der Orden erhielt von einer ganzen Reihe von Päbſten ſo viel Freiheiten und Gnadenbezeugungen, als wohl keinem andern Orden wiederfahren.

Indeß entſtanden auch bald allerlei Zwiſtigkeiten ſowohl unter den Mitgliedern, als auch mit andern Orden. Sie konnten ſich nicht mit den Weltgeiſtlichen, mit den Univerſitäten und mit den Fürſten, unter welchen ſie lebten, vertragen. **Paul der Vierte**, **Pius der Fünfte** und **Sixtus der Fünfte** mußten viele Klagen wider ſie hören. Der lezte hatte auf die gegründeten Vorſtellungen **Philipps des Zweiten**, Königs von Spanien, eine apoſtoliſche Viſitation der Geſellſchaft beſchloſſen, auch die Perſonen dazu ernennet: allein durch ſeinen Tod gerieth die Sache ins Steken. **Gregorius der Funfzehnte** beſtätigte die Geſellſchaft von neuem, und ertheilte ihr noch mehr Freiheiten. Die Klagen vermehrten ſich, weil die Geſellſchaft böſe Grundſäze annahm, und allzugroſſe Begierde nach zeitlichen Gütern bliken ließ.

Dies nöthigte einige Fürſten zu ernſthaften Entſchlieſſungen. — Zu unſerm gröſten Kummer haben

wir

wir beobachtet, daß keine Mittel hinreichend geweſen, ſolchen Klagen abzuhelfen.*) Verſchiedene unſrer Vorgänger, und zulezt **Benedikt der Vierzehnte** haben ſich vergebliche Mühe gegeben, die Ruhe in der Kirche wieder herzuſtellen. Auch die durch leztern angeſtellte Viſitation in den Reichen des Königs von **Portugall** hat nichts gefruchtet. Denn es wurden von unſerm unmittelbaren Vorgänger **Klemens dem Dreizehnten** apoſtoliſche Briefe (nach dem Ausdruk **Gregorius des Zehnten**) mehr erpreßt als erlangt, wodurch das Inſtitut ſehr empfohlen, und von neuem gebilligt wurde. Alle Rechtſchaffene wünſchten, daß der Tag des Friedens anbrechen möchte. Es entſtanden aber unter **Klemens dem Dreizehnten** noch bedenklichere und heftigere Stürme. Die Beſchwerden wider die Geſellſchaft nahmen täglich überhand. Es entſtanden ſogar hin und wieder die gefährlichſten Aufruhre, Händel und Aergerniſſe.

Die Gefahr ward endlich ſo groß, daß die Könige von **Frankreich**, **Spanien**, **Portugall** und **beider Sicilien** gezwungen wurden, die Mitglieder aus ihren Staaten zu verbannen. Weil ſie aber dies Mittel noch nicht hinreichend hielten, die ganze Chriſtenheit auszuſöhnen, wo nicht die Geſellſchaft aufgehoben würde, ſo wandten ſie ſich deshalb an **Klemens den Dreizehnten**; ſein unvermutheter Tod aber hinderte den Gang und das Ende der Sache. Nachdem wir auf den Stuhl Petri geſezt worden, ſo wurden uns gleich dieſe Wünſche vorgelegt, und mit dieſer Geſinnung vereinigten ſich auch verſchiedene Biſchöfe und andere angeſehene Männer. Damit wir aber in einer ſo wichtigen Sache die ſicherſten Entſchlieſſungen faßten, glaubten wir eine lange Zeit nöthig zu haben, nicht nur alles fleißig zu unterſu-

*) S. Mosheims Kirchengeſch. B. VIII. S. 120.

terſuchen uud reiflich zu erwägen, ſondern auch vom Vater des Lichtes durch anhaltendes Gebet ſeine beſondere Hülfe zu erflehen. Nachdem ſolches geſchehen — und wir bemerkt haben, daß, ſo lange dieſe Geſellſchaft ſtehen bleibt, der Friede der Kirche nicht wieder hergeſtellt werden könne: ſo heben wir aus dieſen wichtigen Beweggründen mit reifer Ueberlegung, aus gewiſſer Wiſſenſchaft und aus der Fülle der apoſtoliſchen Macht die Geſellſchaft auf, unterdrüken ſie, löſchen ſie aus, ſchaffen ſie ab, und heben auf alle ihre Aemter, Bedienungen, Häuſer, Schulen, Kollegien, Hoſpitien, Verſammlungsörter Statuten, Gewohnheiten, Dekrete, Konſtitutionen, und Privilegien.

Diejenigen, die bisher aufgenommen worden, ſollen zur Profeßion der einfachen, oder feierlichen Gelübde bey Strafe keinesweges zugelaſſen, die aber jetzt im Noviciate ſtehen, augenbliklich entlaſſen werden. Die nur die einfache Gelübde übernommen haben und in den Orden noch nicht eingeweihet ſind, ſollen innerhalb einer von den ordentlichen Biſchöfen zu beſtimmenden Friſt, die hinreichend iſt, etwa ein Amt, einen Dienſt, oder gütigen Freund zu finden, aber nicht über ein Jahr währen muß, aus den Häuſern und Kollegien gänzlich ausgehen, und die ſchiklichſte Lebensart ergreifen. Allen Mitgliedern aber, die bereits zu dem heil. Orden befördert ſind, verleihen wir Erlaubniß, ſich in einen vom apoſtoliſchen Stuhl beſtätigten Orden zu begeben, oder als Weltgeiſtliche und Prieſter auſſer den Orden unter der gänzlichen Unterwerfung und dem Gehorſam der Ordinarien zu bleiben. Die Profeſſen hingegen, die bereits in dem heil. Orden ſtehen, keinen Unterhalt zu finden glauben, keinen

Ort

Ort zur Wohnung wiſſen, oder wegen ihres hohen Alters und Schwachheit — die Häuſer der Geſellſchaft zu verlaſſen Anſtand nehmen, werden allda bleiben können, jedoch unter der Bedingung,*) daß ſie keine Verwaltung des Hauſes, oder Kollegiums haben, ſich nur der Kleidung der Weltgeiſtlichen bedienen, und dem ordentlichen Biſchof des Orts ganz untergeben ſeyn.

Wir verbieten aber ernſtlich, an die Stelle der abgegangenen keine neue zu ſetzen, und kein Haus oder Ort von neuem zu kaufen. Hingegen ſollen ſie die Häuſer, Sachen und Oerter, die ſie jetzt haben, veräuſſern dürfen, ja es ſollen auch in ein Haus, oder mehrere, nach Beſchaffenheit der Mitglieder die, ſo zurükbleiben, zuſammengebracht werden, ſo daß die leergelaſſenen Häuſer zu milden Stiftungen angewender werden. Indeß aber ſoll von der Weltgeiſtlichkeit ein mit Klugheit und guten Sitten begabter Mann ernannt werden, der über dergleichen Häuſer geſetzt werde, wo der Name der Geſellſchaft gänzlich vertilgt und unterdrükt werden ſoll. Die ordentlichen Biſchöfe können, wenn ſie Rechtſchaffenheit, Gelehrſamkeit und Reinigkeit der Sitten bey denen finden, die in den Stand der Weltprieſter übergangen ſind, ihnen ſchriftliche Vollmacht ertheilen, oder verweigern, Beichte zu hören, und zu predigen; aber nicht ſolchen, die in den Häuſern, die zuvor der Geſellſchaft zugeſtanden, ſich aufhalten. —

Niemand ſoll ſich unterſtehen, die Vollſtrekung dieſes Breve unter irgend einem Vorwande zu ſuſpendiren — oder für, oder wider dieſe Unterdrü-

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte B. VIII. S. 119.

terdrükung zu ſchreiben, und zu ſprechen — oder die aufgehobene Geſellſchaft zu beſchimpfen. Wir ermahnen alle chriſtliche Fürſten, ihre Mühe und Fleiß anzuwenden daß dies unſer Breve ſeine Würkung vollkommen erreiche. — Endlich ermahnen wir alle Chriſten, einander zu lieben, ſich des Friedens zu befleißigen, und alle Zerrüttungen, Feindſchaft, Zank, Nachſtellungen und andere dergleichen Dinge äuſſerſt zu haſſen.

Den 16ten Auguſt aber wurde das Breve der Jeſuiten zu Rom ganz unvermuthet bekannt gemacht. Man beſetzte alle Kollegien derſelben mit Soldaten von der korſiſchen Wache. Selbſt das große Thor des Profeßhauſes, in welchem der General und ſeine Aſſiſtenten wohnten, wurde beſezt. Nach einem jeden Kollegium wurde ein Prälat und ein Notarius und eine Wache abgeordnet. Mit dem Profeßhauſe wurde der Anfang gemacht. Der General und ſeine Aſſiſtenten mußten erſcheinen. Auch die ſämmtlichen Väter wurden vorgerufen. Hierauf wurde ihnen das Aufhebungsbreve vorgeleſen, und man forderte von ihnen einen Eid, alles, was ſie beſaßen, getreulich anzuzeigen. Man durchſuchte alles, beſonders die Zellen und Sakriſteien. Man verſiegelte alle Archive, Kaſſen, und Behältniſſe vom Silber und Effekten, und ließ die zurükgelaſſenen Jeſuiten durch Soldaten bewachen. Eben ſo gieng es in allen jeſuitiſchen Häuſern.

Am 17 Auguſt ward der geweſene General aus dem Profeßhauſe nach dem engliſchen Kollegium gebracht. Alle gottesdienſtliche Verrichtungen der Jeſuiten hörten auf, und wurden andern Prieſtern aufgetragen. Die Habſeligkeiten

der

heimlichen Jeſuiten wurden von der päbſtlichen Kammer in Beſitz genommen. Tages darauf ergieng ein päbſtliches Circularſchreiben an alle Biſchöfe im Kirchenſtaat. Sie wurden darinn beordert, denen in ihren Kirchſprengeln lebenden Jeſuiten das päbſtliche Unterdrükungsbreve bekannt zu machen, ſie zur Vollziehung des darinn enthaltenen Befehls anzutreiben, von ihren Gütern Beſitz zu nehmen, und alles zu bewerkſtelligen, was in dem Breve vorgeſchrieben worden. Noch an eben dieſem Tage verbrannten die Jeſuiten verſchiedene von ihren Schriften. Man nahm daher einige in Verhaft, und brachte ſie nach der Engelsburg.

Die päbſtliche Kammer erhielt zwar große Schätze aus den Häuſern der Jeſuiten, allein der Pabſt glaubte doch, das nur daß wenigſte entdekt worden. Man forſchte daher ſcharf nach, konnte aber nichts entdeken. Man muthmaßte daher zu Rom, es möchten wohl viele vornehme Perſonen, und ſelbſt Kardinäle den Jeſuiten zur Wegſchaffung ihrer Güter Beiſtand geleiſtet haben.

Am 23ſten September wurde der geweſene General des Ordens, Abt Ricci, nach der Engelsburg in engere Verwahrung gebracht. So ward der reichſte und mächtigſte von allen geiſtlichen Orden, der 277 Jahre geblühet hatte, von Klemens XIV. aufgehoben.

In andern Reichen und Staaten wurde das Aufhebungsdekret verſchieden aufgenommen. Jeder Hof ſetzte ſeine eigene, aus geiſtlichen und weltlichen Perſonen beſtehende Gerichte nieder, die im Namen des Regenten die nöthigen Verfügungen bekannt machen mußten. In einigen Staaten

wurde das Schikſal der Jeſuiten weit milder, als man vorher geglaubt hatte. Man ſorgte überall für ihren Unterhalt, ob gleich derſelbe nicht allenthalben gleich reichlich ausfiel. Einige Länder behielten ſie bei, in andern mußten ſie den Rok ändern, übrigens ihre geiſtliche Dienſte nach wie vor verrichten. Kein einziger Staat aber überließ dem Pabſte, oder den Geiſtlichen den Gebrauch oder die Einziehung der jeſuitiſchen Güter. Jeder Fürſt nahm die Güter in Beſitz, ſobald das päbſtliche Breve erklärte, der heilige Stuhl erkenne die Geſellſchaft Jeſu nicht mehr für einen Orden.

In Portugall war das päbſtliche Breve gar ſehr willkommen. Nach Bekanntmachung deſſelben wurde die Hauptkirche zu Liſſabon erleuchtet, und auf des Patriarchen Befehl das Te Deum geſungen. In Spanien wurde das Breve ebenfalls vollzogen, und man drang gar ſehr auf die Entdekung der Güter der Jeſuiten.

In Frankreich beobachtete man noch die meiſte Gelindigkeit. In dem kaiſerl. königlichen Befehl, der zu Mailand wegen Aufhebung des Ordens bekannt gemacht wurde, ward ausdrüklich erklärt, daß das päbſtliche Circularſchreiben an die Biſchöfe, im Namen des apoſtoliſchen Stuhls von Gütern der ausgelöſchten Geſellſchaft Jeſu Beſitz zu nehmen, die Biſchöfe der kaiſerl. königlichen Staaten nichts angehe. Man ſieht daraus die Wachſamkeit der katholiſchen Höfe über die Rechte des Pabſtes. Eben ſo wachſam war auch der neapolitaniſche Hof über die Erhaltung ſeiner Rechte.

Die Republik Venedig gab ein Dekret,

durch

durch welches das päbſtliche Breve angenommen war, und dem Patriarchen aufgetragen wurde, die Aufhebung des Ordens zu vollziehn. Sie fügten aber die Klauſel hinzu: „Mit gänzlichem Vorbe„halte der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe, ohne Ab„bruch der ſouverainen Rechte, Geſetze und Ge„wohnheiten der Republik und mit Ausſchluß der „Bedrohung des Kirchenbannes.“ Dieſes letztere war beſonders ſehr auffallend. Der Pabſt verbietet bei Strafe des Kirchenbannes, ſich einer Verordnung nicht zu widerſetzen, die Republik hingegen ſchließt die Androhung des Kirchenbannes geradezu aus. In Florenz gab man Befehl, das Breve dergeſtalt zu vollziehen, daß, wofern ſich die Jeſuiten nicht widerſetzten, ſie mit aller Freundlichkeit behandelt, ihr Unterhalt beſorgt, alle ihre Effekten aufgeſchrieben, und ihre Güter und Häuſer zu der großherzoglichen Kaſſe gezogen werden ſollten. In Deutſchland befolgte man ebenfalls das Breve, und die Souverains zogen die Güter ein.

Friedrich, König von Preuſſen, verbot die Einführung und Bekanntmachung des päbſtlichen Breve in ſeinen Staaten. Ihm, der ganz allein regiert, und am wenigſten einen Geiſtlichen braucht, waren die Jeſuiten ſehr gleichgültige Leute. Er ſieht die ganze geiſtliche Regierung mit dem Auge an, mit dem es die Souverains immer anſehen ſollten, und wollte ſich alſo vom römiſchen Stuhle nichts vorſchreiben laſſen. Er verlangte, der Pabſt hätte ſich erſt an ihn wenden ſollen. Jedoch verbot er den Jeſuiten, Novitien anzunehmen, er wollte ſie ausſterben laſſen. Im Jahr 1775 ſchrieb er dem Pabſte, daß die Jeſuiten an den katholiſchen Orten ſeiner Staaten überhaupt, und zur Erziehung

der Jugend nöthig wären. Er wollte daher, daß ſie in einer Verbindung mit einander leben, und ihre gewöhnlichen Geſchäfte verrichten ſollten. Der Name, die Kleidung, die Gelübde und die innre Einrichtungen wären ihm gleichgültig. Er verlangte daher vom Pabſt neue Verfaſſungen, unter welchen ſie in ſeinen Staaten leben könnten, mit der Bedingung, daß wenn dieß Verlangen nicht ſollte erfüllet werden, er den Biſchöfen ſeiner Staaten befehlen würde, dafür zu ſorgen, daß die Jeſuiten an ihren Verrichtungen nicht gehindert würden.

In **Pohlen** verfuhr man ſehr gelinde mit der aufgehobenen Geſellſchaft. Man ließ erſt eine gute Zeit verſtreichen, ehe das päbſtliche Breve bekannt gemacht wurde, und bei der Bekanntmachung deſſelben bedauerte man ſie gar ſehr. Allein man gab ihnen keinen Unterhalt. Die Großen des Reichs ſuchten ſich mit den Gütern der erloſchenen Väter zu bereichern, indem der König nicht im Stande war, etwas für ſie zu thun. Nachher mußten ſie allerlei Ungemach ausſtehen, aber ſtatt Klagen, und Unzufriedenheit zu äuſſern, übten ſie Gedult und Gelaſſenheit.

Geiſtliche Orden. Was die übrigen Orden betrift, ſo wollen wir theils die erneuerten, oder ganz neue Orden, nebſt verſchiedenen Brüderſchaften anzeigen, theils einige allgemeine Nachrichten von dem heutigen Zuſtande der Ordensgeiſtlichen beibringen. Der **Theatinerorden** ward 1703 von dem Biſchof zu **Raab**, und Herzoge zu Sachſenzeiz, **Chriſtian Auguſt**, zu **Wien** eingeführt. Die Ordensperſonen müſſen vom älteſten Adel ſeyn. Ihre Regel iſt: nach Art der Apoſtel nichts eigenes zu beſitzen,

ſizen, auch keine Allmoſen zu ſuchen, ſondern ſich blos der göttlichen Vorſehung überlaſſen, und mit den gereichten Gaben zufrieden zu ſeyn. Im äuſſerſten Mangel dürfen ſie ihre Noth durch ein Glökgen anzeigen. Sie tragen ein ſchwarzes Kleid, und ſind von dem ehemaligen Jeſuitenhabit nur dadurch unterſchieden, daß ſie weiſe Schuhe und Strümpfe tragen.

Den Orden des heiligen **Huberts** oder von **Horn** erneuerte 1708 der Kurfürſt von der Pfalz **Joh. Willhelm**, zum Andenken, daß er in dieſem Jahre die Oberpfalz erhalten habe. Der Großmeiſter iſt allemal der Kurfürſt. Der Orden beſteht aus zwölf Rittern von gräflichen und freiherrlichen Stande. Ihre Pflicht iſt hauptſächlich die Treue gegen den Kurfürſten, und die Wohlthätigkeit gegen die Armen.

Der Orden der Liebe des Nächſten ward 1708 von der ſpaniſchen Königin **Eliſabeth Chriſtine** geſtiftet. Es können ihn Standsperſonen beiderlei Geſchlechts und von allen Religionen tragen, auch ſogar andern Perſonen abtreten, zum Zeugniß, daß die Liebe des Nächſten gern mittheile. Der **Orden der Vertheidiger der unbeflekten Empfängniß Mariä**, wurde 1729 von dem damaligen Kurfürſten von Baiern, **Karl Albrecht**, geſtiftet, und vom Pabſt **Benedikt** XIII. beſtätigt. Der Kurfürſt iſt Großmeiſter. Das Ordenswappen iſt ein Kreuz an der Kette, nebſt Schwerdt und Schild. Die Pflicht der Ritter beſteht auſſer dem Geſchäfte, das ihr Name erfordert, in der Beſchüzung der katholiſchen Kirche, der Wittwen und Waiſen, wider die Ungläubigen und Kezer. Der **Orden des heiligen Jannuarius**, iſt

eine Stiftung Karls, Königs beider Sicilien, im Jahre 1738. Die Ritter, deren ſechszig ſind, ſollen die katholiſche Religion ſchützen, und dem Könige getreu ſeyn.

Hieher gehören auch einige Brüderſchaften, oder fromme Verbindungen ſolcher Perſonen, deren Umſtände es nicht erlauben, in Klöſter zu gehen, die aber doch ihre Hochachtung gegen die Heiligen an den Tag legen, und durch Uebung der Werke der Barmherzigkeit ſich Ablaß und gröſſere Gnade ihrer Einbildung nach erwerben wollen. Hiezu ſind zu rechnen die von den Jeſuiten 1728 zu Dresden geſtiftete und vom Benedikt XIII. beſtätigte Brüderſchaft der Sterbenden und Verſtorbenen, deren Endzwek ſeyn ſoll, allen denen, die in den lezten Zügen liegen, ein ſeliges Ende zu erbitten, und viele Seelen aus dem Fegefeuer zu retten; die zu Wien geſtifteten Brüderſchaften der Todesangſt Chriſti, des roſenrothen Blutes Jeſu, der unbeflekten Empfängniß Mariä, und viele andere. Dazu kommen die Brüderſchaft der allerheiligſten Freundſchaft Jeſus, Maria, Joſeph, Joachim und Anna, unter dem Schutz Johannis des Täufers und des heiligen Nepomuks, die 1744 zu Mosbach geſtiftet und vom Benedict XIV. mit groſſem Ablaß verſehen worden. Der Zwek iſt durch die Verdienſte der ſieben vornehmſten Schutzpatronen im Himmel, und durch tägliches Gebet und gute Werke der lebenden Brüder und Schweſtern auf Erden, jedem Mitgliede eine ſelige Sterbeſtunde zu verſchaffen: man gründet ſich dabei auf eine Offenbahrung, die der heiligen Gertrud wiederfahren iſt. Endlich gehört noch hieher die Erzbrüderſchaft Mariä vom Troſt oder dem

ſchwarz-

ſchwarzledernen Gürtel der heiligen Mutter Monika, welche ſo zahlreich iſt, daß faſt in allen Städten und anſehnlichen Dörfern der katholiſchen Länder Glieder derſelben angetroffen werden.

Einſchränkung der Orden.

Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Orden ſehr einzuſchränken. Venedig machte dazu 1768 den Anfang. Man nahm den Klöſtern die Jurisdiction; man verordnete, daß niemand vor zurükgelegtem 21ten Jahre in einem Orden treten, und vor dem 25ten Profeßion thun ſollte, damit die gefaßte Entſchließung reif und ſtandhaft ſeyn möchte; und daß niemand aufgenommen werden ſollte, der kein gebohrner Unterthan wäre. Endlich fand man es für gut zu verbieten, Klostergelder an fremde Orden, am wenigſten aber nach Rom zu ſchiken. Schon im Jahr 1767 ließ die Republik eine Unterſuchung der Klostereinkünfte anſtellen, woraus ſie handgreiflich ſah, wie nothwendig es ſei, die öffentlichen Vortheile des Staats nicht an die Klöſter zu geben. In Maynz wurde gleichfalls 1771 feſtgeſezt, daß vor dem 23 Jahre niemanden der Eintritt und Aufenthalt in dem Kloſter, und vor dem 25ſten Jahre die Ablegung der Gelübde verſtattet werden ſollte.

Seitdem die Sache der Jeſuiten unterſucht worden, und ihre Geſellſchaft aufgehoben iſt, ſcheint verſchiedenen Orden noch eine wichtige Veränderung bevorzuſtehen.

Um die Heiligmachung hat ſich in dieſem Jahrhundert Benedikt XIV. beſonders ſehr verdient gemacht. Klemens XIII. und XIV. hatten nicht Zeit dazu.

Kirchenzucht.

Die Kirchenzucht hat ſich beſonders darinn geändert, daß die Päbſte und überhaupt die Geiſtlichkeit viel von ihrem Anſehn verlohren hat.

Neue katholiſche Kirchen in proteſtantiſchen Ländern.

Durch die Ueberläuffer von den Proteſtanten zu den Katholiken haben dieſe leztern lange ſo viel nicht gewonnen, als durch die Erlaubniß verſchiedener proteſtantiſchen Fürſten neue katholiſche Kirchen in ihren Staaten zu erbauen. Im Jahre 1710 durften die Katholiken eine Kirche und Schule in Hannover bauen. Zu Dresden und Leipzig erhielten ſie gleichfalls Erlaubniß, auf dem Schloſſe und an andern Orten in Sachſen Kirchen zu bauen. Der Pabſt Benedikt XIII. ertheilte der Schloßkapelle zu Dresden für diejenigen, welche ſie beſuchen würden, alle die Ablaßfreiheiten, deren die Hauptkirchen in Rom genießen. In dem Invalidenhauſe in Berlin ward auf Befehl des Königs 1748 eine katholiſche Kirche erbaut und eingeweiht. Und im Jahr 1773 wurde die St. Hedwigskirche zu Berlin durch den Biſchof von Ermeland, Fürſten Kraski eingeweihet.

Wiſſenſchaften.

Die Wiſſenſchaften kommen nach und nach sehr empor, auch ſelbſt in denen Staaten, wo die Inquiſition noch im Gange iſt. Man fängt an die Univerſitäten zu verbeſſern, und ſich von den alten Formularen loszumachen. Und ſelbſt in Deutſchland haben wir Profeſſoren auf katholiſchen Univerſitäten, dergleichen wir unter den Proteſtanten kaum aufzuweiſen haben. In der Philoſophie ſtehen ſie den Proteſtanten an den meiſten Orten nach, ſo wie auch in den ſchönen Wiſſenſchaften, wenn man von Deutſchland redet. Denn in Frankreich will die Gelehrſamkeit unter den

Prote-

Proteſtanten nicht viel ſagen, und die Katholiken würden auſſerordentlich großmüthig ſeyn, wenn ſie ſich mit ihnen in eine Gemeinſchaft der Güter einlaſſen wollten.

Zu den merkwürdigſten Schulverbeſſerungen gehören die allerbeſten Anſtalten und Einrichtungen des vortreflichen Prälaten des Auguſtinerkloſters zu Sagan, Herrn von Felbigers, imgleichen die churmaynziſche und öſterreichiſchen Verbeſſerungen. Schulenverbeſſerung.

Vermindert iſt die katholiſche Kirche in dieſem Jahrhunderte nicht. Die Ueberläuffer zu den Proteſtanten wollen nicht viel ſagen. Ueberdem hat keine einzige Religionsparthei Urſache darüber zu frohlocken, noch darüber zu ſeufzen. Der Haß gegen die Katholiken von Seiten der Proteſtanten, und der Katholiken gegen die Proteſtanten hat ſich ſehr gemindert, und wenn man von beiden Seiten ſo fortfährt, ſo wird man nach hundert Jahren darüber erſtaunen, daß man in unſerm Jahrhunderte daraus beiden Theilen eine Ehre macht.

Sehr merkwürdig iſt in der Kirchengeſchichte dieſes Jahrhunderts, und welches man vielleicht nach hundert Jahren nicht glauben wird, die Geſchichte der Dißidenten in Pohlen. Die Dißidenten, worunter man alle die begreift, die nicht katholiſch ſind, die Griechen ſowohl als die Evangeliſchen, hatten ſchon vor 1569 eine völlige Gleichheit mit den Katholiken in Pohlen. Sie war ihnen 1573 durch das erſte Grundgeſetz der vereinigten Republik und durch die Eidesleiſtungen aller Könige beſtätiget worden. Sie hatten auch über hundert Jahre alle Rechte anderer Bür-

ger und eine völlig freie Religionsübung genoſſen. Allein ſeit König Siegmund III. Zeiten fieng man an, ihnen die Rechte zu ſchmälern. Und im jetzigen Jahrhunderte wurden ihnen durch die Reichstagsſchlüſſe von 1717 und 1733 blos eine Religionsduldung verſtattet.

Der vierte Artikel des Warſchauer Tractats iſt eine fruchtbare Mutter von allerlei Vorwand geweſen, deſſen ſich die Papiſten bedienet haben, den Proteſtanten ihre Kirchen zu nehmen. In dieſem Artikel ſind nicht die ältern Generalkonföderationen von 1573. 1576. 1587, ſondern (als ob kein Gedanke vom Eide der Vorfahren übrig bleiben ſollte) nur die Konföderationen von 1632. 1648. 1668. 1674 beſtätigt, und doch mit ſichtbarem Widerſpruch gegen dieſelben hinzugefügt worden. Es ſollte den Dißidenten nicht frei ſtehen, auſſer den alten Kirchen noch neue, die vor den erwähnten Geſetzen nicht vorhanden geweſen, zu errichten, und neu errichtete Kirchen ſollten niedergeriſſen werden. Dieß herrliche Geſetz, welches der kujaniſche Biſchof, Konſtant. Szaniawski, aufgeſezt hatte, ward in der Reichstagsverſammlung 1717, ohnerachtet derſelben alle Feierlichkeiten eines Reichstags fehlten, und ſie nur ohngefähr fünf Stunden dauerte, nicht geprüft, ſondern nur abgeleſen, auch niemanden darüber zu ſtimmen erlaubt, und dennoch in den Pacifikationstraktat eingerükt. *) Die Katholiken ſelbſt waren darüber mißvergnügt, weil man der Inſtruktion der Woywodſchaften zuwider gehandelt hatte. Der Biſchof aber und die übrigen Bevollmächtigten behaupteten, ſie hätten durch dieſen Artikel nur die Mißbräuche im lezten

Kriege

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte B. VIII. S. 359.

Kriege abſtellen und keinesweges den Dißidenten in ihren Rechten Eintrag thun wollen. *) Man bemühete ſich damals, den Fehler zu verbeſſern; allein anſtatt den Entwurf der Stände anzunehmen, faßte man nur folgende kurze Erklärung des vierten Artikels ab: „Die Dißidenten erhalten wir bei ihren alten Rechten und Freiheiten; alle Mißbräuche aber werden aufgehoben.“

König August II. ſtellte auf Vorſtellung der Dißidenten und Vermittelung des rußiſchen Kaiſers eine ähnliche Erklärung aus. Allein dieſe Erklärungen wurden in der Sammlung der Reichsgeſetze, wie viele andere den Dißidenten vortheilhafte Dinge, unterdrükt und weggelaſſen. Wie wenig man auch dieſe Erklärungen geachtet, und wie ſehr ſich der katholiſche Theil vom Verfolgungsgeiſte beherrſchen laſſen, ſiehet man aus dem bekannten Trauerſpiel zu Thorn 1724 deutlich genug. Es zwangen nemlich die dortigen jeſuitiſchen Studenten bei einer Proceßion die evangeliſchen Einwohner, ſonderlich aber die Schüler des evangeliſchen Gymnaſiums mit Schlägen zum Niederfallen. Erbittert durch ſolche Behandlung, plünderten und verheerten dieſe das Jeſuiterkollegium. Nun wurde das größte Unrecht Recht. Man brachte den Vorfall vor das pohlniſche Aſſeſſorialgericht. Und der Beſcheid deſſelben war zum Erſtaunen der, daß der regierende Bürgermeiſter Röſner, ein ſiebzigjähriger rechtſchaffener Greis, nebſt neun angeſehenen Bürgern öffentlich enthauptet, die Marienkirche den Lutheranern genommen, der halbe Magiſtrat mit Katholiken beſezt, und die beiden Prediger Geret und Olof aus der Stadt verwieſen werden ſollten.

Hat

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte B. VII. S. 234.

Hat wohl die Welt ein traurigeres und ungerechteres Urtheil geſehen?

Doch wir kehren zur Haupterzählung zurük. Ohngeachtet nun das erwähnte biſchöfliche Geſetz nach den gegebenen Erklärungen den Dißidenten nichts ſchaden konnte und ſollte: ſo berief man ſich doch beſonders in der Generalkonföderation 1773 und 1774 auf daſſelbe. Und wie oft hat es den Reichstribunalien, die immer Geiſtliche zu Beiſitzern haben, zu vielen ungerechten Dekreten wider die dißidentiſche Kirchen zum Vorwande dienen müſſen? Das Reichsgeſetz vom Jahre 1733 traf abermals die Dißidenten hart, und ward 1736. 1764. 1766 wiederholet. Man legte dabei nur die Reichsgeſetze von 1632 bis 1717 zum Grunde, als wenn die ältern nicht vorhanden, oder ungültig geweſen wären, und fügte als etwas neues die Ausſchlieſſung der Dißidenten von allen Reichswürden und von der Stimmfreiheit in Reichsverſammlungen hinzu. Man beſtätigte überdies nur die Rechte und Privilegien der rechtgläubigen Römiſchkatholiſchen, und der griechiſchen unirten, d. i. mit der römiſchen Kirche vereinigten Kirchen, wodurch alſo den evangeliſchen und den nicht unirten Kirchen alle Rechte und Privilegien abgeſprochen wurden.

Man war ſo weiſe, oder vielmehr ſo boshaft und ungerecht, die Strafe des Hochverraths darauf zu ſetzen, wenn jemand von den Dißidenten die Vermittelung auswärtiger Mächte wider ſolche Unterdrükung unſchuldiger Mitſtände ſuchen würde, ob man gleich mit auswärtigen Mächten Verträge darüber errichtet hatte. Ueber dieſe Verordnung hatten ſich nun die Dißidenten vorzüglich

züglich zu beſchweren. Allein man muß auch merken, daß dieſe einſeitige und daher ungültige Verordnung nicht eher auf die Bahn kam, als bis man die dißidentiſchen Landboten mit Gewalt aus der Landbotenſtube vertrieben, und ſie hiedurch der Verſammlung den Namen einer Generalkonföderation, und dem Konvokationsreichstage ſeine Aktivität entzogen hatte.

Indeß waren die Folgen dieſes Geſetzes betrübt. Man verſuchte oft, das Patronatrecht, nach welchem die dißidentiſchen Adlichen katholiſche Pfarrer in ihren Ländereien berufen konnten, zu zernichten, weil ſie es als Ketzer verlohren hätten, wiewohl der König ſolches in einem Schreiben an den Biſchof von Poſen 1750 mißbilligte. *) Das Konſiſtorium zu Poſen erneuerte auch 1743 den Befehl, daß die evangeliſchen Prediger bei Strafe von tauſend Dukaten die Kinder aus gemiſchten Ehen weder taufen, noch in der evangeliſchen Religion unterrichten ſollten. Weil nun aber der dißidentiſche Adel ſich für berechtiget hielt, jene neuere Reichstagsſchlüſſe als einſeitige für widerrechtlich und ungültig zu achten: ſo fiengen ſchon einige davon unter Auguſt III. an, ſich dawider zu regen und an der Wiederherſtellung ihrer Rechte am ſächßiſchen und rußiſchen Hofe zu arbeiten. Vorzüglich aber machten ſie Verſuche in dieſer Sache nach dem Tode des genannten Königs aus dem ſächßiſchen Hauſe. Zween Brüder von Grabovski in Litthauen, und zween Brüder von Golz in Pohlen griffen ſonderlich das wichtige Werk zuerſt an, weil ſie wegen angefochtener Kirchen, viele Proceſſe hatten führen müſſen, und dabei ſowohl die Ungerechtig-

*) S. v. Einem Kirchengeſchichte B. VIII. S. 316.

keit und Habſucht der Tribunale allzuſehr erfahren, als auch die Kunſtgriffe der katholiſchen Geiſtlichkeit bei Kränkung der dißidentiſchen Rechte und Beſitzungen, und bei Eroberung evangeliſcher Kirchen verabſcheuen gelernet, überdem aber verſpüret hatten, daß man noch größere Abſichten hege, und allmählich die noch wenigen Kirchen zu verringern ſuche, und bloß den häuslichen Gottesdienſt übrig laſſen, darneben aber den Dißidenten den Ankauf neuer Erbgüter unterſagen, kurz, die adlichen Mitbrüder völlig in den Zuſtand der Schutzjuden verſetzen wolle, bis man ſie völlig austreiben könne. Die Furcht für ſolchen Begegnungen, und die Erwägung der Dürftigkeit der meiſten dißidentiſchen Familien, die aus der ſo langen Ausſchlieſſung von den öffentlichen Bedienungen und königlichen Wohlthaten erwachſen war, mußte in ihnen eine Art von Verzweiflung erweken, daß ſie lieber alle mögliche Bemühungen anwenden, als das äuſſerſte abwarten wollten. Ohne Grund hat man ihnen vorgeworfen, daß die Begierde nach hohen Reichswürden die vornehmſte Urſach zur Erregung der polniſchen Unruhen geweſen. Anfänglich wenigſtens war ſowol ihre Abſicht als auch das Augenmerk der ihnen gewognen Höfe nur auf freie Religionsübung und deren Sicherheit gerichtet. Dehnten ſie aber in der Folge ihre Abſicht auch auf die anſehnlichſten Reichswürden aus, wer kann ihnen ſolches verargen? denn ſie hatten Recht dazu. Der Genuß der Reichswürden ſchien zur Befeſtigung und Sicherheit ihrer Religionsfreiheit und zur Erhaltung des evangeliſchen Adels nöthig, weil ſchon viele Griechen und Proteſtanten durch die Begierde nach Reichswürden gereizt, zum Pabſtthum übergegangen waren, und dadurch die ſonſt ſo ſtarke dißidentiſche

Gemeine geſchwächt hatten, auch vielleicht in Zukunft durch fortdaurenden Abfall noch mehr würden geſchwächt haben.

Die erwähnten Dißidenten ſuchten erſt am ſächſiſchen Hofe Hülfe, und bemüheten ſich, ſo wie viele der mächtigſten und angeſehenſten katholiſchen Herrn, den Kurfürſten Friederich Chriſtian auf den pohlniſchen Thron zu erheben. Weil aber dies Unternehmen dem Plan des rußiſchen und preußiſchen Hofes, die der Nation lieber einen einheimiſchen König gönneten, zuwider war, der Kurfürſt auch bald ſtarb: ſo traten ſie zur rußiſchen Parthei auf immer, und bemüheten ſich, durch den ruſſiſchen und den mit ihm genau verbundenen preußiſchen Hof, ihre Sache durchzuſezen. Auf dem Konvokationsreichstage im Mai 1764. verloren die Dißidenten mehr, als ſie gewannen, und der Religionsfriede ward nur nach den neuern Geſezen, über welche ſie ſich zu beſchweren Urſach hatten, beſtätiget.

Auf dem Wahlreichstage gieng es der Memoriale des rußiſchen und preußiſchen Geſandten ohngeachtet nicht beſſer. Und in der Wahlkapitulation des neuen Königs Stanislaus Auguſtus wurden manche Aenderungen gemacht, die mehr Eifer für die katholiſche Religion, als Gefälligkeit gegen die Höfe, und Billigkeit gegen die Dißidenten an den Tag legten; vom Reichstage aber wurden die neuern Geſetze, worüber ſich die Dißidenten beklagten, abermals beſtätiget. Auf dem Krönungsreichstage im Novemb. 1764 wurde die Fürſprache der beiden Höfe, wozu auch der däniſche und engliſche traten, noch kräftiger und nachdrüklicher. Allein die Pohlen achteten wenig darauf,

ob-

obgleich ihr König nicht abgeneigt ſchien, den Diſſidenten in einigen Stüken Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Er, und die Herren ſeines Hauſes erkannten ſolches für billig; allein aus weiſen Abſichten entdekten ſie ihre Geſinnung weder vielen Katholiken, noch auch den Häuptern der Dißidenten; vielmehr gaben ſie oft mit Fleis, den Schein einer entgegengeſezten Geſinnung. Glüklich wäre Pohlen geweſen und geblieben, wenn die katholiſche Parthei damals etwas von ihrem Eigenſinne und blinden Religionseifer nachgegeben hätte. So oft die Forderungen der Höfe von der Republik Pohlen abgewieſen wurden, ſo oft wurden ſie erhöhet und weiter getrieben, bis endlich die Pohlen ihre Hartnäkigkeit zu bereuen Urſach genug gefunden haben. Die Maaßregeln dieſes Reichstags, und der thörichte Eifer des krakauiſchen Biſchofs Soltik, ſind ohnſtreitig die Quellen alles Unglüks, welches Pohlen ſo viele Jahre betroffen, und es bis an den Rand des Untergangs geführet hat. Auf dem nächſten Reichstage im Oktober und Novembr. 1766. fanden die kräftigſten Vorſtellungen der Höfe, unter welchen Rußland nun ſchon auf die völlige Gleichheit der Dißidenten mit den Katholiken drang, ſo wenig als die Vorſtellung der Dißidenten ſelbſt Gehör. Soltik verfluchte und verwünſchte ſich mehrmals ſelber, wenn er den Dißidenten etwas einräumen würde.

Ja er gieng in ſeinem ſchwärmenden Eifer, nicht aus Liebe zur Religion, (denn er war ein ziemlicher Freigeiſt) ſondern vermuthlich dem Könige Tort zu thun, ſo weit, daß er eine Verordnung vorſchlug, daß derjenige in die Reichsacht erklärt werden ſollte, der jemals auf dem Reichstage zum Beſten der Dißidenten reden

werde.

werde. Man lobte ſeinen Enthuſiasmus mit lautem Geſchrei. Man ſchrie nicht blos wider die Dißidenten, ſondern auch wider ihre Beſchützer. Und ſicher wäre dieß barbariſche Geſetz durchgegangen, wenn es der König nicht durch Zureden verhindert hätte. Denn ihm lag die Verbeſſerung des Schikſals der Dißidenten am Herzen; nur wollte er ſie nicht, wie ſich Soltik fälſchlich einbildete, an den Reichswürden Theil nehmen laſſen. Einige Biſchöfe gaben auch dem Soltik Beifall; doch nicht in einem ſo ſchwärmeriſchen Ton. Bald wäre es endlich zum Handgemenge gekommen, wenn nicht der König nach einem ſiebenmaligen Verſuch, die Sitzung des 21ſten Nov. zu limitiren, das Zimmer verlaſſen hätte, und der Primas und mehrere ihm gefolgt wären.

Soltik blieb indeß bei ſeinen Geſinnungen, und ein Schreiben vom P. Klemens XIII. und die Vorſtellung ſeines Nuntius Viſconti, der alle unkatholiſche Religionsübung und auch die Bethäuſer zu verbannen rieth, unterhielt den blinden Eifer. Viele Umſtände und viele böſe Rathgeber muſten alle zuſammen kommen, um die verſammleten Reichsſtände zu einem böſen Schritte zu verleiten. Es erfolgte nemlich am 24 Nov. eine Reichstagskonſtitution, worinn alle Reichsgeſetze im Ganzen und ohne irgend eine Ausnahme, vorzüglich aber die Geſetze der Jahre 1717. 1733. 1736. und 1764 erneuert und bekräftigt, und zugleich Strafen auf alle, die dawider handelten, geſetzet wurden.

Den Höfen gab man eine dieſen Konſtitutionen gemäße Antwort. Wie beides im biſchöflichen Kollegium aufgeſetzet war: alſo wurden auch

hierauf die Forderungen der Dißidenten von den Biſchöfen (ohngeachtet ſie der beleidigende Theil waren, und alſo nicht Richter ſeyn konnten) unterſucht, aber für ungegründet erklärt. Kurz es ward den Dißidenten und denen für ſie intereßirten Höfen alles rund abgeſchlagen. Ein ſolches Betragen muſte ſchlechte Folgen haben. Die Höfe nahmen dieſen Schritt ſehr übel auf, und mußten um ihrer eigenen Ehre willen zu ernſthaftern Mitteln ſchreiten. Sie ſchloſſen einen förmlichen Traktat, wie ſie Pohlen zur Erfüllung ihres Verlangens zwingen wollten, und lieſſen ihren Entſchluß dem Könige im Jänner 1767 bekannt machen.

Der ſchwediſche Hof trat nun auch dazu. Die Geſandten gaben neue Deklarationen ein, und Rußland vertheidigte die Rechte der Dißidenten in einer beſondern Schrift. Dieſe Schriften waren Vorbereitungen zu den großen Scenen, die ſich bald darauf in Pohlen öfneten. Denn nun ſuchten die fünf Höfe die Sache mit ganzem Ernſt anzugreiſſen, es wurden zwo dißidentiſche Konföderationen, die eine zu Thorn in Preuſſen, und die andere zu Siuzk in Litthauen unter rußiſcher Garantie errichtet, die mit einander in Verbindung ſtanden, wehrlos bleiben mußten, und nun ihre Beſchwerden abzufaſſen und anzubringen hatten. Kurland und Pilten und die preußiſchen Städte traten auf Verlangen der Höfe auch bei. Danzig entſchloß ſich endlich dazu, unter gewiſſen Bedingungen und unter rußiſcher Garantie. Allein der dißidentiſche Adel mußte ihnen gleichfals eine Verſicherung geben, daß er ſie bei Vertheidigung ihrer Gerechtſame nicht im Stiche laſſen wollte. *) Die kleinern preußiſchen Städte verſtan.

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte B. VI. S. 324.

ſtanden ſich nun auch zum Beitritt, und die gröſſern ſchikten Deputirte nach **Thorn.**

Man ſchikte gewiſſe Abgeordnete an die vereinigten Höfe, um ihnen die errichtete Konföderation zu melden, für den bisherigen Schutz zu danken, und um fernern Beiſtand zu bitten, hiernächſt aber auch an den König und Primas, um dem Könige und dem Haupte der Republik die ſchuldige Treue und Ehrfurcht zu bezeugen. Die Beſchwerden und Klagen einzelner Städte und Gemeinen, deren ſehr viel waren, wurden zu **Thorn** durch eine gewiſſe Deputation in Ordnung gebracht und hernach der ganzen Verſammlung übergeben. Ihre Forderungen wurden in Form eines Traktats der Höfe aufgeſezt, und das Jahr 1660 zum Entſcheidungsjahre angenommen. Der Traktat ward auch von der litthauiſchen Konföderation genehmiget; allein zu Petersburg war man nicht völlig damit zufrieden, und überließ die Einrichtung dem Fürſten **Repnin**, Großbothſchafter zu **Warſchau.**

Da aber eine wehrloſe Konföderation, die blos mit der Feder fechten, und Unterhandlungen pflegen konnte, auſſer Stande war, die katholiſche Parthei zu reitzen, um ihrem Verlangen eine Gnüge zu thun; ſie auch ohne Einſtimmung der leztern keinen Pacifikationsreichstag veranlaſſen konnte; ja ein gewöhnlicher Reichstag, wo jeder einzelner Landbote durch ſeinen Widerſpruch alles hintertreiben kann, die Sache vermuthlich nicht beſſer endigen konnte, als im vorigen Jahre geſchehen war: ſo bemühete ſich **Rußland**, einen Reichstag unter einer Konföderation halten zu laſſen. Es kam alſo darauf an, daß man auch die katholiſche Parthei zu einer

Konföderation veranlaßte, und, damit ſolche nicht zu einer Gegenkonföderation gegen die Dißidentiſche ausſchlüge, ſie dergeſtalt in die Abſichten der Höfe verwikelte, daß durch ſie ſelbſt der Zwek erreichet würde. Rußland fand dazu Mittel, die ſich ſelbſt darboten. Die katholiſche Parthei war über die Neuerungen des pohlniſchen Hofes in der Regierungsform mißvergnügt, ſuchte durch Rußland ihren Beſchwerden abzuhelfen, wünſchte den König des Thrones beraubt zu ſehen, verlangte eine Generalkonföderation, und erbot ſich, den Dißidenten alles zu bewilligen. Der rußiſche Hof war entweder wirklich über die Neuerungen des pohlniſchen Hofes unwillig, oder er ſtellte ſich doch ſo.

Er willigte in der katholiſchen Parthei Begehren und verſprach, ihren Beſchwerden abzuhelfen, und ihre Regierungsform auf den alten Fuß zu ſetzen, aber unter der Bedingung der Wiederherſtellung der Dißidenten. Die Pohlen nahmen den Vorſchlag an, in der Hofnung, ihn nicht erfüllen zu dürfen, und es ward ein gegenſeitiger, aber unbeſtimmter Vergleich abgeredet. Der Plan zur Ausführung dieſes Vergleichs war folgender: Es ſollten ſich alle Woywodſchaften nach und nach zur Behauptung ihrer Freiheit konföderiren; hieraus ſollte mit der Zeit eine Generalkonföderation der ganzen Nation gebildet werden. Dieſe ſollte ſich mit der dißidentiſchen Konföderation vereinigen, und ihre Rechte wider die Hofparthei in Anſpruch nehmen.

Sie ſollten endlich unter rußiſchem Beiſtande einen Reichstag halten, alle Landboten dazu gehörig inſtruiren, und alle nicht Konföderirte von der Stimme ausſchlieſſen. Auf dieſem Reichstage

ge ſollten ſie den Dißidenten ihre vorigen Rechte wiedergeben, der Hofparthei ihre unrechtmäßige Macht entziehen, die Freiheit der Nation durch neue Geſetze verſichern, und dieſe von Rußland garantiren laſſen. Dieſer Plan, den die Pohlen gewiß nicht ganz überſahen, ward wirklich ausgeführet. Die kleinern Konföderationen wurden gemacht, und ſie begünſtigten alle die Dißidenten. Die Generalkonföderation kam zu Radom zu Stande, ward aber nachher nach Warſchau verlegt, und die übrigen Pohlen vereinigten ſich mit ihr. Sie lud die dißidentiſchen zu ſich ein; und die Dißidenten ſchikten auf Rußlands Verlangen ihre Deputirte zu jener, welches auch die Städte nach langer Weigerung thaten. Der Reichstag ward endlich ausgeſchrieben, und nahm am 5ten Octob. 1767 den Anfang. Der König trat mündlich der Konföderation bei, und hernach auch die übrigen Biſchöfe, weil ſie ohne dieſe Bedingung dem Reichstage nicht beiwohnen konnten. Nun war alſo jedermann konföderirt. Sehr groß war die Erwartung von dieſem Reichstage. Man machte ſich auf Reden, Klagen und Ränke gefaßt; man glaubte ein offenes Feld für ſeine Beredſamkeit und Religionseifer vor ſich zu haben, und allerlei Entwürfe zur Verbeſſerung des Staats waren fertig. *) Allein es war nichts davon verlangt, ſondern ein kürzerer und ſicherer Plan zur Ausführung der Abſichten beliebt. Gleich nach Eröfnung des Reichstages trug der Marſchall, Fürſt Radzivil, folgenden Entwurf vor: Da dieſer Reichstag blos durch die wenige Achtung gegen die rußiſchen Deklarationen auf dem letztern Reichstage veranlaſſet worden, und da man Urſache habe, die Sache der Dißidenten, für welche ſich jetzt

*) v. Einem Kirchengeſchichte B. VIII. S. 363.

jetzt ſo viel Mächte intereßiren, aufs beſte abzumachen: ſo rathe er, eine Reichstagsdeputation mit aller Vollmacht anzuſetzen, um die Beſchwerden der Nation und der Dißidenten mit dem rußiſchen Großbotſchafter zu unterſuchen, und ſie ohne weitere Prüfung des Reichstages zu entſcheiden, ſo daß der Reichstag die Schlüſſe der Deputation nur ratificiren dürfe, und daß nach geſchehener Ernennung der Deputirten ſogleich der Reichstag bis zur Ratifikation aufgeſchoben werden möge. War wohl ein beſſerer Weg, einer Menge von fruchtloſen und die Stände entehrenden Zänkereien auszuweichen? Darneben las der Marſchall auch ſogleich die Vollmacht für die Deputirten ab. Freilich war dieſe Art, Reichsgeſchäfte abzumachen, ungewöhnlich; allein der obengenannte Verfaſſer des ausführlichen Erweiſes erinnert, daß der warſchauer Traktat 1717 auf ähnliche Weiſe gemacht worden. Viele eiferten gegen dieſen Vorſchlag, beſonders Soltik.

Dieſer hielt endlich, vermuthlich, weil er Ernſt ſahe, ſo wie andere, eine Provinzialverſammlung, worinn er (der Mann, der ſich ſo oft verflucht hatte, wenn er den Dißidenten etwas einräumte) einen Plan zur Befriedigung der Dißidenten machte, aber auch zu ſeinen an ſich ſelbſt annehmlichen Vorſchlägen die Bedingung hinzuſezte, daß Rußland dagegen von der angemaßten Garantie abſtehen ſollte. Man hat den Dißidenten einen unbilligen Vorwurf gemacht, daß ſie dieſe Vorſchläge nicht angenommen. Denn, wer die damalige Lage der Sache erwägt, der ſiehet leicht, daß ſie nicht konnten. In der folgenden Sitzung ſprachen der Biſchof Zaluski und Soltik ſehr ehrenrührig und hart gegen die Forderungen der

Dißi-

Dißidenten, den Fürſten Repnin und den König, und die Verſammlung ward ſo laut und unruhig, daß der König Mühe anwenden mußte, ſie zu beſänftigen. Eine Folge davon war wohl, daß beide Biſchöfe nebſt andern des Nachts aufgehoben, und nach Rußland geführt wurden; doch weiß man Soltiks eigentliches Verbrechen nicht. Indeß machte ſein Schikſal viele andere biegſamer. Die Deputation ward angeſezt, ſtellte die nöthigen Unterſuchungen an, und faßte die ganze Verhandlung in Geſtalt eines Traktats zwiſchen Rußland und Pohlen ab. Und die Unterzeichnung geſchahe am 1ſten December vom Fürſten Repnin. Hier iſt ein kurzer Inhalt dieſes Traktats.

Im erſten Artikel wird feſtgeſezt: die römiſchkatholiſche Religion ſolle den Titel der Herrſchenden führen; (ein bedenklicher Satz, woraus viel nachtheilige Folgerungen für die Dißidenten hergeleitet werden konnten!) der König ſolle ihr allezeit zugethan, und der Uebergang von ihr zu einer andern, ein zu beſtrafendes Verbrechen ſeyn. (Ein großer Gewiſſenszwang, der nicht einmal allen Katholiken gefiel, und die Gleichheit aller chriſtlichen Religionen durchlöcherte, aber den König ſelbſt zum Urheber hatte.) Der zweite Artikel ſtellet den Dißidenten ihre alte ſowohl geiſtliche, als weltliche Rechte und Freiheiten wieder zu. Alle neuere Konſtitutionen ſeit 1717, alle Ketzergeſetze und alle Ketzernamen werden aufgehoben, und blos der Name der Dißidenten beliebt.

Die Dißidenten ſollen ihre Kirchen behalten, Erlaubniß haben, neue zu bauen, und die Religionsübung im völligen Umfange beſitzen. Sie ſollen ihre eigene Konſiſtorien haben, ganz frei von

der Gerichtsbarkeit der katholiſchen Geiſtlichkeit, und von der Feier der katholiſchen Feſttage und Proceßionen ſeyn. Ihre Schulen und Seminarien dürfen nicht beunruhiget und niemand zur katholiſchen Religion gezwungen werden. Zur unpartheiiſchen Rechtspflege ſollen kirchliche, zwiſchen den Dißidenten obwaltende, alle von der Religion herſtammende, und den Frieden der Diſſidenten ſtörende Rechtshändel nicht mehr von den Tribunalien, oder katholiſchen Konſiſtorien, ſondern vom gemiſchten Gerichte (einem Gerichte, das aus Katholiken und Dißidenten zugleich beſtehet, und dem Könige ſo wenig, als den Katholiken gefällt) als von einem königlichen Appellationsgerichte, geſchlichtet werden, doch ſo, daß die Beſtrafung der Perſonen an ihren eigenen Gerichtshof zurük gewieſen wird. Die Erbherren behalten ihr Patronatrecht, und ernennen die Prieſter nicht nach ihrer, ſondern nach der Religion der Kirche und Gemeine, können aber keinen einmal ernannten und geweihten Prieſter abſetzen.*) Die Dißidenten werden in ihre adliche Gleichheit, in die Fähigkeit zu allen Reichswürden und Aemtern, und königlichen Gnadenbezeugungen und in die völlige Aktivität wieder eingeſezt, wie die Katholiken dieſe Vorzüge haben. Sie ſollen alle bürgerliche Vortheile genießen, und können in allen Städten das Bürgerrecht gewinnen und obrigkeitliche Aemter verwalten. Nach dem dritten Artikel ſollen die Dißidenten in Preuſſen ſo, wie im ganzen Reiche Pohlen, freie Religionsübung haben, und das Bürgerrecht und obrigkeitliche Bedienung erhalten.

Zu Thorn ſoll ein Konſiſtorium der Evangeliſchen

*) S. Mosheims Kirchengeſch. B. VIII, S. 316. ꝛc.

liſchen errichtet und die ſeit dem thornitiſchen Trauerſpiel 1724 zum Nachtheil der Dißidenten gemachte Verordnungen aufgehoben werden; doch ſollen die den Dißidenten damals abgenommene Kirchen gegen eine Entſchädigung den Katholiken verbleiben. Die Verordnung von Abtretung der Oberpfarrkirche zu Danzig an die Katholiken wird vernichtet. Der vierte Artikel betrift das Herzogthum Kurland, und der fünfte den piltenſchen Kreis, oder das Stift Kurland. Nachdem dieſe erſte Verhandlung wegen der Dißidenten von der Rechtsdeputation geendigt war, bearbeitete ſie die Staatsmaterien, die uns aber nichts angehen. Im Februar 1768 gieng der Reichstag wieder an, und am 27ſten wurden die von der Reichstagsdeputation ausgearbeitete Traktaten und Geſetze öffentlich abgeleſen.

Am 7 März willigte der wieder verſammlete volle Reichstag ein, daß alle Schlüſſe der Deputation unterſchrieben, und dadurch ratificirt werden ſollten. Auch ward am Ende des ganzen Traktats eine Klauſel beigefügt, nach welcher ein jeder als ein Feind des Vaterlandes angeſehen werden ſoll, der gegen die im Traktat enthaltene Punkte etwas unternehmen, oder ſelbige zu untergraben ſuchen will. Und es unterſchrieben der König, die Reichsbeamte und die Marſchälle den Traktat würklich. Demohngeachtet beſchwerten ſich nachher die mißvergnügten Pohlen über die Ratification und überhaupt über den ganzen Traktat ungemein, und ſuchten durch ihre Proteſtation und nachherige Konföderation alles wieder umzuſtoßen. Ja, es war endlich niemand mit dem Traktat zufrieden, und niemand wollte ihn als ein Geſetz der Nation anſehen.

Man klagte über Zwang, Ungerechtigkeit, Geſetzwidrigkeit und dergleichen mehr. Man beſchwerte ſich, daß durch die rußiſche Gewährleiſtung über die innere Staatsverfaſſung Pohlen zu einem unterthänigen Lande gemacht wäre, und daß ſeine Geſetze nun von Rußland abhiengen. Und doch hatten ſich die Pohlen von freien Stüken bei Rußland anheiſchig gemacht, den Dißidenten alle ihre Rechte wieder zu geben — und ſich dagegen die Abſchaffung ihrer politiſchen Beſchwerden über die damalige Regierungsform ausgebeten.

Sollte ſich nun der rußiſche Hof äffen laſſen; oder ſollte er mit allem Ernſt auf die Erfüllung des Verſprechens wegen der Dißidenten dringen? Hat er nun das leztere gethan, was hat er denn ungerechtes gethan? Iſt alſo die Nation mit dem Traktat nicht zufrieden geweſen: ſo hat ſie niemanden, als ſich ſelbſt die Schuld beizumeſſen. Allein die Pohlen wiſſen nichts von ruhigen, kaltblütigen und vernünftigen Ueberlegungen. Vielmehr entſtanden nun die weltbekannten Unruhen. Es wurden Konföderationen über Konföderationen errichtet, die einander entgegen arbeiteten. Rußland mußte ſich zum Vortheil der Dißidenten darein miſchen, und es kam zu dem für Pohlen ſo traurigen Kriege.

Die faſt allen Glauben überſteigende Mordthaten, Plünderungen und Ausſchweifungen, welche die Konföderirten an ihren evangeliſchen Mitbürgern ausübten, zeugen von dem unbeſonnenen Eifer für die katholiſche Religion und von einer recht ſataniſchen Verfolgungswuth. Selbſt der König wäre bey dem gewaltſamen Ueberfalle am 3ten Nov. 1771 ein Schlachtopfer dieſes ſchwärmeri-

meriſchen Unſinnes geworden, wenn nicht eine hö⸗
here Vorſehung über ſein Leben gewacht hätte. Die⸗
ſer Unſinn hat indeſſen Folgen gehabt, die Pohlen
ewig bereuen wird. Es mußte doch endlich ſeine
Ohnmacht erkennen, und Demüthigung ſeines
Stolzes und Verkleinerung des Staats erfahren.
Und den kühnen und raſenden Konföderationen
wurde durch die gegen das Ende des 1773ſten Jah⸗
res erfolgte groſſe Veränderung im ganzen König⸗
reiche, wie es bekannt genug iſt, ein Ende gemacht.
Wir würden uns zu weit von unſerm Zwek ent⸗
fernen, wenn wir die kriegeriſchen Auftritte der
leztern Jahre, Pohlens Zergliederung und der Re⸗
gierungsform durch viele Schwierigkeiten durch⸗
geſezte neue Verfaſſung erzählen wollten.

Zu einer ſonderlichen Höhe haben es die Katho⸗ Kanzelbe⸗redſamkei
liken darinnen ſo wenig, wie wir gebracht, ob man
gleich geſtehen muß, daß wir ſie in Deutſchland,
und ſie uns in Frankreich darinnen übertreffen.
Die vormaligen Jeſuiten haben ſich viel Ruhm er⸗
worben. Doch wir wollen von der Kanzelbered⸗
ſamkeit der Katholiken überhaupt ohne in Rük⸗
ſicht auf Frankreich reden. Die geiſtlichen Redner
der römiſchen Kirche in allen übrigen Ländern ver⸗
dienen weniger Aufmerkſamkeit. In Deutſchland
werden wohl hie und da gute *) und erträgliche
Pre⸗

*) So kann man z. B. dem Herrn Andr. Seelmann das Lob eines guten Redners nicht entziehen. Wir wollen aus ſeiner Lobrede auf den vorigen ſehr würdigen Biſchof von Speier, den Kardinal Franz Chriſtoph von Hutten, eine Stelle herſe⸗tzen, worinn erläutert und bewieſen wird, daß die jetzige beſſere Denkungsart in der katholiſchen Kir⸗che einen Einfluß in die geiſtliche Beredſamkeit ha⸗be.

Prediger, ſonderlich an ſolchen Orten, die von Katholiken und Proteſtanten zugleich bewohnet werden,

be. „Wer den Zuſtand der theologiſchen Gelehrſamkeit des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts zu vergleichen im Stande iſt, ſagt er, der weiß, wie glüklich die Veränderung ſei, welche das Lehrgebäude unſrer heil. Religion, nicht zwar in Rükſicht auf ſeine unabänderlichen Lehrſätze, jedoch auf die Art und Weiſe ſie vorzutragen, erlitten hat. Der Geiſt der Prüfung fängt nun an, gemeiner zu werden, und man wendet heut zu Tage mehr Mühe, als jemals, an, ſich von dem, was man vortragen will, deutliche und beſtimmte Begriffe zu machen. Die Beweisgründe, die öfters mit den erſten Grundſätzen der menſchlichen Kenntniſſe ſehr wenig zuſammenhiengen, verlieren bereits ihre Stärke, welche nur ein dunkles Auge des Alterthums an ihnen wahrnehmen konnte; und man iſt faſt durchgängig (dieß iſt wohl zu allgemein geſprochen) aus einer Art von Schlafſucht und ruhiger Zufriedenheit mit ſeinen eigenen Einſichten ſo glüklich erwekt, daß man anfängt, ſelbſt zu denken, das Erlernte zu prüfen, und weit richtigere Gründe aus der reinen Weltweisheit in die Heilswiſſenſchaft zu übertragen. Dadurch wird es in den Seelen der Denkenden heller, ſie werden behutſamer und vorſichtiger in ihren Begriffen, ſie prüfen die Schriften der Gegner genauer, ſie widerlegen ſie glüklicher. Und dieſer Geiſt des Selbſtdenkens und der eigenen Prüfung, der ſich doch dem anderweit bewährten Geiſte der Kirche immerhin unterbiegen muß, hat gewiß auf den Religionszuſtand des gemeinen Mannes einen ſehr großen und wichtigen Einfluß. Mehr Licht, mehr Ordnung und eine richtigere Abwägung der Beweisgründe dringt dadurch einmal in alle Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften; von daher empfängt demnach die geiſtliche Beredſamkeit mehr Gründlichkeit und Stärke; die Belehrung der Jugend wird nach und nach verſtändlicher und kernhafter;

werden, wo jene zur Erhaltung des Beifalls dieſen nacheifern, angetroffen; aber im Ganzen betrachtet, hat doch die Kanzelberedſamkeit noch lange nicht die Vorzüge, die ſie in unſern erleuchteten Zeiten hätte erhalten können. Man findet noch ſehr viele Geiſtliche, die mehr Luſtigmacher, Märchenkrämer, Lobredner der Heiligen und Herolde erdichteter Wunder, als erbauliche Prediger des Evangeliums ſind. Der Inhalt ihrer Predigten, ihre fehlerhafte deutſche Mundart, ihr ſchlechter Stil, ihre elenden Gleichniſſe, ihr lächerlicher Anſtand, und viele andere Dinge mehr, gereichen zu ihrer größten Unehre. Unwiſſenheit, Faulheit und Vorurtheile hindern die meiſten, daß ſie ſehr weit hinter den franzöſiſchen Kanzelrednern zurük bleiben. Der Erzbiſchof Trauthſon hat ihnen gute, und Biſchof Auguſt von Speier, noch beſſere Paſtoralvorſchriften und homiletiſche Regeln in angezeigten Schriften gegeben; nur iſt zu beſorgen, daß kaum der geringſte Theil ſie in eine vortheilhafte Ausübung bringe.

Die chriſtliche Sittenlehre, iſt ohnſtreitig in der römiſchen Kirche ſehr ſchlecht in Schriften behandelt und auf den Lehrſtühlen vorgetragen worden. Was die Jeſuiten in dieſem Stüke geleiſtet haben, das iſt, wie bekannt, mit vielen verderblichen Grundſätzen durchflochten. Viele römiſchkatholiſche Lehrer denken entweder an den Unterricht Sittenlehre.

haſter; unglükliche Andächteleien werden getilget; wahre und männliche Gottſeligkeit wird angebauet. Dieß Bild der theologiſchen Gelehrſamkeit, welches noch nicht ein jeder Lehrer kennet, war unſer höchſtſel. Biſchof; er kannte es, und bemerkte zugleich die Strahlen, welche es auf die Religion hinwirft.“ S. Nova Act. hiſt. eccleſ. B. XI. S. 120. f.

richt von den chriſtlichen Pflichten gar nicht; oder ermahnen zu Werken, die das Wort Gottes von Chriſten nicht fordert. Wird man aber fortfahren, in den Schulen die Sittenlehre ſo fleißig zu treiben, wie man in Schleſien und Mainz angefangen hat, und werden mehrere Untergeiſtliche ihren einſichtsvollen Obergeiſtlichen künftig mehr Folge leiſten: ſo wird dieſer Theil der theologiſchen Wiſſenſchaften bald eine beſſere Geſtalt erhalten. Daß die Polemik in der römiſchen Kirche auch noch in dieſem Jahrhundert den alten Gang nehme, das zeigen die häufigen Kontroverspredigten und die elenden Waffen, womit die Helden, die wir oben geſchildert haben, zu ſtreiten pflegen. Und Pichlers polemiſche Theologie, welche mit den ausgeſuchteſten Schimpfwörtern und den jämmerlichſten Beweiſen angefüllet iſt, iſt ein redender Beweis davon. Doch iſt nicht zu läugnen, daß es auch in unſern Tagen Männer von duldſamern Geſinnungen, und anſtändigerer Beſcheidenheit giebt. Der Biſchof von Speier giebt auch hievon in ſeinem mehr erwähnten Hirtenbriefe, ein nachahmungswürdiges Beiſpiel. Ihr wiſſet, ſagt er zu ſeinen Geiſtlichen, daß Proteſtanten eure Nebenmenſchen und Chriſten ſind; ihr wiſſet, daß ſie auch als Mitglieder unſers lieben deutſchen Vaterlandes in der engſten Verbindung gegen uns ſtehen; ihr wiſſet, daß ſie diejenigen ſind, mit welchen unſere Väter und die Stände des Reichs Verträge des Friedens geſchloſſen haben; wie ungleich würdet ihr demnach gegen das Chriſtenthum, und zweckwidrig gegen unſer werthes Vaterland, wie unzuſammenhängend in Beziehung auf eure eigene Einſichten handeln, wenn ihr nicht in ſanftmüthiger Geduld, und mit einem der Gerechtigkeit befliſſenen Herzen den Proteſtanten alles das ſolltet

wieder-

wiederfahren laſſen, was die Pflichten unſerer Religion gegen den Nebenmenſchen, die Verbindung eines Bürgers mit dem andern, und die obenerwähnten feierlichen Verträge unſerer Väter zu ihrem Vortheil beſtimmen, u. ſ. w.

So gewiß es iſt, daß die bibliſchen Arbeiten, die Beſchäftigung mit den heiligen Sprachen, die Philologie und Kritik ſehr in der römiſchen Kirche vernachläßiget werden: ſo hat man ſie doch auch nicht ganz verſäumet. Wir haben ſchon erwähnet, was Aug. Kalmet in dieſem Stüke geleiſtet; jetzt müſſen wir noch einige andere Verſuche anzeigen. Karl Franz Houbigant, ein Vater des Oratoriums zu Paris, ſtellte im Jahre 1753 eine prächtige kritiſche Ausgabe der hebräiſchen Bibel in vier Foliobänden ans Licht. Ein Werk, welches wegen ſeiner guten Eigenſchaften zu loben, und wegen ſeiner oft nicht geringen Fehler zu tadeln iſt! Es herrſchet darinn nicht ſelten eine große kritiſche Verwegenheit. Die Prolegomena ſind das nützlichſte bei dieſer Ausgabe; doch findet man auch manche brauchbare Anmerkungen. Nicht leicht hat ein Kritikverſtändiger ſich ſo geſchäftig bezeigt, vermeinte Verbeſſerungen der Leseart der Bibel und Einſchaltungen ganzer Worte und Redensarten in dieſelbe, ſobald er auf eine ihm dunkle Stelle ſtöſſet, anzubringen, als dieſer Herausgeber. Bei der Kritik des A. T. bedarf man dieſes Werks; doch wird es vielleicht durch Kennicotts Arbeit entbehrlicher werden. Große Entwürfe haben Ludw. de Poix und andere Kapuziner zu Paris zum Vortheil der bibliſchen Kritik, ja der ganzen morgenländiſchen Litteratur im Jahre 1754 und 1771 gemacht. Wahrſcheinlich iſt es eine große Prahlerei. Ihre Proben ſind mittelmäßig ausge-

Kritik.

gefallen. Vielleicht wollen ſich dieſe Väter dadurch einen beſondern Werth beilegen, und ſich bei dem wankenden Anſehen der geiſtlichen Orden, durch dieſe Bemühungen nothwendig machen. Hierher gehören auch die Verdienſte des D. Bernh. von Montfaucon, der die Hexapla Origenis 1713. herausgegeben, und bei dieſer Ausgabe viel brauchbares geleiſtet hat, des Josephs Blanchini, und Peter Sabatier, welche ſich mit der Ausgabe und Kritik der ältern lateiniſchen Bibelüberſetzungen beſchäftiget haben. Merkwürdige Erſcheinungen ſind manche Verſuche, die Bibel, oder doch das neue Teſtament in lebende Sprachen zu überſetzen. Denn auſſerdem, daß Joh. Dietenbergers, ſonderlich aber Kaſp. Ulenbergs deutſche Bibel, deren ſich die Katholiken in Deutſchland vorzüglich bedienen, mehrmals nachgedrukt worden, ſo lies auch der vorige Biſchof von Paſſau das neue Teſtament mit Anmerkungen druken. Allein er ſtarb darüber, und es trat nur der erſte Theil ans Licht. Auch ſollte eine neue italiäniſche Bibel zu Rom gedrukt werden; es kam aber nicht zu Stande.

Streitigkeiten. Eine der berühmteſten Streitigkeiten iſt die mit den Janſeniſten in Frankreich. Sehr zahlreich iſt zwar dieſe Parthei auch in den Niederlanden; allein der eigentliche Schauplatz des Krieges mit derſelben iſt doch in Frankreich. Um denſelben recht zu überſehen, müſſen wir uns den Urſprung und Anfang deſſelben im vorigen Jahrhundert zurük erinnern. Das Buch des Kornel. Janſenius, Biſchofs von Ypern in den Niederlanden, das unter dem Titel Auguſtinus 1640. nach ſeinem Tode herauskam, ward von dem Pabſt Urban VIII. durch eine Bulle verdammt. Die gelehrten und ſcharfſinnigen Freunde des Janſenius

nius in Frankreich und in den Niederlanden, unter welchen Ant. Arnauld ſonderlich genannt zu werden verdient, hielten die Jeſuiten nicht ohne Grund für die Urheber dieſer Verdammung. Denn auſſerdem, daß dieſelben den Janſenius perſönlich haſſeten, und ſeine Lehre von der Gnade, daß ſie z. E. theils nicht allgemein, theils unwiederſtehlich ſei, die er faſt immer mit Auguſtins eigenen Worten vortrug, und ſeine Vorſchriften von der Buße und Gottſeligkeit, die ihren gelindern Grundſätzen entgegen waren, nicht leiden konnten, ſuchten ſie ſich auch an des Arnaulds Familie zu rächen, weil der ältere Ant. Arnauld, ihren Orden vor dem Parlament zu Paris gerichtlich angeklagt hatte. Die Feinde der auguſtinianiſchen und janſeniſtiſchen Lehre, hatten aus des Janſenius Buche fünf Lehrſätze, die ſie für ſchädlich hielten, ausgezogen, und der Pabſt Innocentius X. lies ſich durch die Jeſuiten verleiten, dieſelben durch eine Bulle zu verdammen. Dieſe war des Janſenius Freunden hart und empfindlich. Weil aber der Pabſt nicht hinzugefügt hatte, daß ſolche Lehrſätze in eben dem Verſtande, in welchem er ſie verdammt hatte, in des Janſenius Auguſtinus ſtünden: ſo behaupteten die Janſeniſten, oder Auguſtinianer auf Arnaulds Anſtiften, man müſſe zwar glauben, daß ſolche Sätze mit Recht vom Pabſt verdammet worden; allein das ſei weder vom Pabſt zu glauben befohlen, noch auch nothwendig zu glauben, daß ſie in dem Verſtande, in welchem ſie verdammt worden, in des Janſenius Werke ſtünden. Die Feinde der Janſeniſten, ſonderlich die Jeſuiten, brachten es alſo beim Pabſt Alexander VII. dahin, daß er die Sätze nochmals verdammte, und nicht nur zu glauben befahl, daß ſie in des Janſenius Buche enthalten wä-

ten, ſondern auch von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit verlangte, eine ihr überſchikte Eidesformel von gleichem Inhalte zu unterſchreiben, wenn jemand ein Amt in der Kirche bekleiden wollte. Daraus entſtanden große Streitigkeiten. Die Janſeniſten behaupteten, der Pabſt könne in einer Thatſache irren, daher ſie nicht nöthig hätten, jede Formel, die eine gewiſſe Thatſache zu beſchwören befehle, zu unterſchreiben; die Jeſuiten hingegen behaupteten das Gegentheil. Weil nun die Janſeniſten ſich nicht zu einer unbedingten Unterſchrift verſtehen wollten, ſo wurden ſie heftig verfolgt, indem die Jeſuiten den Hof regierten. Unter dem P. Klemens IX. wurde es ruhiger und die Janſeniſten bekamen Luft. Allein dieſer Friede ward durch das Edikt Ludwigs XIV. aufgehoben, und die Janſeniſten wurden wieder ſo hart gedrüket, daß ſich mehrere, worunter auch das Haupt derſelben Ant. Arnauld war, in die Niederlande begaben. So ſtand dieſe Sache bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts.

Dieſe Verfolgung der Janſeniſten dauerte, ohngeachtet ſie mächtige und gelehrte Anhänger hatten, auf Anſtiften der Jeſuiten und der ihnen ergebenen Geiſtlichen mit Genehmhaltung des Hofes, dem die ſtrenge Sittenlehre der Janſeniſten auch mißfiel, in Frankreich immer fort. Zu Paris aber gab ein Gewiſſensfall die nächſte Veranlaſſung zu einem neuen Feuer. Ein gewiſſer Geiſtlicher trug Bedenken, einem andern Geiſtlichen die Abſolution zu ertheilen, nachdem derſelbe unter andern ſich erkläret hatte, daß er zwar jene fünf Lehrſätze, die der Pabſt verdammet habe, gleichfalls verwerfe, ſich aber nicht überzeugen könne, daß ſolche Lehrſätze in eben dem Sinne vom *Janſe-*

nius

nius in ſeinem Buche gelehret worden, in welchem ſie die Päbſte verdammet, und daß das Urtheil eines Pabſtes in dergleichen Thatſachen untrüglich ſei. Dieſer Gewiſſensfall ward der Sorbonne vorgelegt, und ſie erlaubte, gedachtem Geiſtlichen die Abſolution zu ertheilen. Dieß machte Aufſehen. Die Jeſuiten blieſen Lärm. Und der in dieſer Sache ihnen ſehr ergebene Pabſt Klemens XI. verdammete im Jahr 1703. die von vierzig Doktorn der Sorbonne unterſchriebene Entſcheidung dieſes Falles. Man kann leicht denken, daß die Jeſuiten ſogleich ſich beim Ludwig XIV. bemüheten, daß er die Sorbonne zum Wiederruf ihrer Entſcheidung zwingen möchte. Der Erzbiſchof von Paris, K. von Noailles, legte ihr die Widerrufsformel zur Unterſchrift vor. Die meiſten unterſchrieben ſie; drei Doktorn aber, die ſich weigerten, wurden ins Elend verwieſen. Noch mehr! Klemens XI. ließ ſich im Jahre 1705. durch die Jeſuiten zu der Bulle Vineam Domini Sabaoth verleiten, worinn er nicht nur dieß Urtheil ſeiner Vorfahren gegen die Janſeniſten beſtätigte, ſondern auch zu glauben befahl, Janſenius habe die fünf Sätze in eben dem Verſtande gelehret, in welchem die Päbſte ſie verdammet, überdem aber eine neue Formel zur Unterſchrift vorlegte. Dieſe Bulle ward zwar von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit angenommen, aber nicht ohne Einſchränkungen, die dem Pabſte mißfällig waren. Weil man aber im Kloſter Portrojal, dem Hauptſitze und Sammelplatz der gelehrteſten und angeſehnſten Janſeniſten ſich weigerte, die Eidesformeln Alexanders VII. und Klemens XI. zu unterſchreiben, und zwar die Sätze verdammte, in ſo fern ſie vom Pabſte waren verworfen worden, aber die Thatſache, in welchem Sinne Janſenius die Sätze genommen,

für ungewiß erklärte; ſo ließ Ludwig XIV. 1709. das ganze Kloſter zerſtöhren. Eine andere Veranlaſſung zu den großen und langen Unruhen, welche die römiſche Kirche entzweiet haben, gab des ſehr gelehrten und frommen P. Paſchaſ. Quesnells, Prieſters des Oratoriums zu Paris, franzöſiſche Ausgabe des neuen Teſtaments, die ſchon 1671 mit erbaulichen Folgerungen und Anmerkungen zum Theil ans Licht getreten war. Beide Theile hielten dafür, daß in dieſen Anmerkungen des Quesnells, der als ein Janſeniſt ſehr hart gedrükt wurde, das rechte Mark der janſeniſtiſchen Lehre vorgetragen worden. Den Jeſuiten, die aus mehr denn einer Urſache Feinde der Prieſter des Oratoriums beſtändig geweſen ſind, mißfielen ſie ungemein. Doch würden ſie weniger erbittert auf dieß Buch geweſen ſeyn, wenn nicht Ludw. Ant. von Noailles, vormaliger Biſchof zu Chalons und nunmehriger Kardinal und Erzbiſchof von Paris, dieſem quesnelliſchen Teſtament öffentlich Beifall gegeben, und es allen Geiſtlichen ſeiner Diöces empfohlen hätte. Dieß gab ihnen eine erwünſchte Gelegenheit, an dieſem Prälaten, der ihrer Geſellſchaft wenig gewogen war, Rache auszuüben, und an ſeinem Sturze zu arbeiten. Durch ihre Kunſtgriffe geſchahe es, daß der Pabſt das neue Teſtament 1708 verdammte, weil es unter dem Schein der Wahrheit und Frömmigkeit die gröbſten Irrthümer und ſelbſt den Janſenismus den Leſern einflößte. Hierauf beſchuldigten es die Jeſuiten und die ihnen ergebene Biſchöfe in ihren Hirtenbriefen ſehr vieler Irrthümer. Ihnen ſetzte Quesnell 1710 die von dem berühmten Boſſuet in der Handſchrift hinterlaſſene Vertheidigung ſeines neuen Teſtaments entgegen. Es fehlte auch nicht an franzöſiſchen Biſchöfen, die ſich mit dem

Erz

Erzbiſchofe von Paris und andern Gottesgelehrten verbanden, und auf Quesnells Seite traten. Er ſelbſt ließ ein ſehr demüthiges Schreiben an Klemens XI. abgehen, und bat, daß er nicht ungehört möchte verdammet werden. Allein es ward nicht darauf geachtet, und die Jeſuiten, die durch den königlichen Beichtvater, den P. Tellier, alles beim Könige vermochten, würkten nicht nur das Verbot des neuen Teſtaments im Jahr 1712. aus, ſondern brachten es auch beim Ludwig XIV dahin, daß er den Pabſt Klemens XI. um eine feierliche Verdammungsbulle bat. Klemens gehorchte dem Willen des Königs, oder vielmehr der Jeſuiten, und gab im Jahre 1713. die berühmte Bulle Unigenitus heraus, worinn er nicht nur das quesnelliſche neue Teſtament verbot, ſondern auch hundert und einen aus deſſen Anmerkungen gezogene theologiſche Lehrſätze als irrig, anſtößig und kezzeriſch verwarf und verdammete. Dieſe Bulle iſt das größte Meiſterſtük der Unvorſichtigkeit des Klemens XI. Sie brachte den Jeſuiten einigen Nutzen, der ganzen römiſchen Kirche aber den größten Schaden, wie kluge Mitglieder derſelben ſelbſt geſtehen. Unter den verdammten Lehrſätzen fanden ſich viele, die reine bibliſche Wahrheiten ſind, und beſonders dem Pelagianismus widerſprechen. Dieß gab den Proteſtanten Gelegenheit, Anmerkungen darüber zu machen, welche der Untrüglichkeit des Pabſtes und ſelbſt der Rechtgläubigkeit der römiſchen Kirche nachtheilig waren. Die Proteſtanten ſahen überdieß aus dieſer Bulle, daß die römiſche Kirche ihre alten Irrthümer aufs heiligſte beibehalte. *) Die Katholiken haben ſich oft beklagt, daß wir ihnen ungerechte Vorwürfe machten, und ſie z. E. beſchul-

 digten:

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte B. VIII. S. 324.

digten: ſie verwehrten den Laien die Bibel zu leſen, da ſie doch das Leſen der Bibel für heilſam hielten; allein in dem fünf und achtzigſten Satze der Bulle wird ausdrüklich die Lehre Quesnells, daß die Bibel von allen müſſe geleſen werden, verdammt. Von dieſer Art ſind mehrere Sätze, die von den Katholiken geläugnet werden, wenn wir ſie ihnen vorhalten, die aber jezt durch die Bulle Unigenitus für Lehren der römiſchen Kirche ſind ausgegeben worden. Der römiſche Hof hatte den Proteſtanten mehrmals vorſtellen laſſen, daß Luther und unſere erſten Reformatoren die Lehren der römiſchen Kirche nur übel verſtanden hätten, und daß ſie nicht ſo böſe wäre, als wir meinten. Aus der Bulle Unigenitus aber ſehen wir, wie wenig man auf das Wort des Pabſtes und der römiſchen Kirche bauen könne. Bisher hatte man behauptet, daß die katholiſche Kirche nicht pelagianiſch wäre; aber nun ſahe man klar, daß, wo nicht der ganze, doch der halbe Pelagianismus in der Bulle gelehrt würde. Was Wunder, daß unſere Gottesgelehrten, ja auch ſelbſt Reformirte, die Feder wider die Bulle ergriffen, und mehrere in derſelben verdammte Sätze vertheidiget haben.*)

Doch wir kommen nun auf die verſchiedenen Schikſale, welche die Bulle Unigenitus erfahren hat. Wer die Formalitäten kennet, unter welchen in Frankreich eine Bulle angenommen wird, der kann ſich leicht vorſtellen, was für Schwierigkeiten bei ihrer Ankunft entſtanden. Sie ſtiftete ſo viel unglaubliche Unruhen, als unzählbares Unglük. Wer war geſchäftiger, als die Urheber derſelben, die Jeſuiten, ihre Annahme zu befördern? Und wer erwartete größere Vortheile von

ihr,

*) S. v. Einem Kirchengeſchichte a. a. O.

ihr, als eben dieſe abgeſagten Feinde der Janſeniſten? Der König nahm die Bulle ſogleich an. Es ward hierauf eine Verſammlung der Geiſtlichen 1713 zu Paris gehalten, die ſich über die Annahme berathſchlagte. Allein dieſe Verſammlung theilte ſich bald in zween Haufen. Viele billigten ſie auf Vorſtellung des Kardinals von Rohan. Vierzig Biſchöfe erklärten ſich für dieſelbe, erklärten aber auch, unter welchen Bedingungen ſie ſie annehmen wollten. Die erklärten Janſeniſten aber fanden die Bulle hart und unerträglich, und die übrigen Biſchöfe, ſelbſt der Kardinal von Noailles, ſahen dieſe Beſtätigung der jeſuitiſchen Lehre für ſchädlich in Abſicht der Religion an, und wollten erſt den Pabſt um eine Erklärung erſuchen, in welchem Verſtande er alle in der Bulle enthaltene Sätze verdammt habe, damit ſie überzeugt werden möchten, daß die Bulle nicht den Freiheiten der Kirche entgegen wäre. Das war der gelindeſte Weg, den ſie bei ihrer Weigerung gehen konnten. Vielleicht dachten ſie Zeit dadurch zu gewinnen, weil in Rom alles langſam zugehet. Vielleicht glaubten ſie auch, daß der ſchon ſchwache König bald ſterben, und daß mit ſeinem Tode ſich die Lage der Sachen ändern würde. Der König aber wurde unwillig. Die Jeſuiten ſtellten ihm durch ſeinen Beichtvater vor, daß die Biſchöfe, welche die Erklärung der Bulle vom Pabſte verlangten, heimliche Janſeniſten und ungetreue Leute wären, die es übel mit der Krone meinten. Noailles und die Feinde der Bulle fielen in des Königs Ungnade. Der Erzbiſchof durfte auch nicht mehr bei Hofe erſcheinen; dafür aber verbot er auch den Jeſuiten, nicht mehr in ſeinem geiſtlichen Gebiete zu predigen und zu lehren. Die übrigen Biſchöfe, ſo die

Erklärung der Bulle gefordert hatten, mußten auch den Hof verlaſſen, und ſich in ihre Stifter verfügen. Das Parlament ſahe gleichfalls die Bulle als einen Eingrif in die Rechte und Freiheiten der Kirche an, und wollte ſie nicht anders, als mit gewiſſen Klauſeln regiſtriren. Von der Sorbonne nahmen einige Mitglieder die Bulle unter gewiſſen Erklärungen an, andere aber nicht. Die lezten fielen in Ungnade, und mußten zum Theil Paris verlaſſen. Und ſo theilte ſich nun Frankreich in Konſtitutioniſten und Antikonſtitutioniſten. Der König merkte endlich ſelbſt, daß der Pabſt ſich ein gröſſeres Anſehen anmaßte, als die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche erlauben; und that daher durch ſeinen Geſandten Amelot dem Pabſte den Vorſchlag, zur Wiederherſtellung des Kirchenfriedens eine Nationalkirchenverſammlung unter dem Vorſitze eines päbſtlichen Legaten in Frankreich halten zu laſſen. Allein es ſchien ihm doch ſolche mit allzuvielen Schwierigkeiten verknüpft zu ſeyn; und er beſchloß, durch einen ſtrengen Befehl, den das Parlament regiſtriren ſollte, es zu veranſtalten, daß die päbſtliche Bulle in ganz Frankreich ohne Ausnahme ſollte angenommen werden. Der Tod aber hinderte ihn, ſein Vorhaben auszuführen.

Unter dem Herzoge Philipp von Orleans, der während der Minderjährigkeit des Königs Ludwigs XV. die Regierung führte, änderten ſich die Umſtände ungemein. Der Herzog beſaß einen ungemeinen Verſtand und eine groſſe Gelehrſamkeit; aber er hatte keine Religion. Doch mußte er als Regent die öffentliche Ruhe und den äuſſerlichen Wohlſtand der Religion beſorgen. Dem Pabſte war er nicht gewogen, und die arme

Konſtitution Unigenitus kam daher in ein großes Gedränge. Der Herzog ſchüzte anfänglich die Feinde der Bulle. Noailles kam wieder in Gnaden und wurde wieder geheimer Rath. Die der Bulle wegen waren verbannet worden, wurden wieder zurük berufen. Und nicht wenig Jeſuiten, die in ihrem Eifer zu weit gegangen waren, mußten aus Paris, und die in ihren Predigten auf die Unternehmungen des Herzogs losgezogen hatten, aus dem Königreiche entweichen. Deſto eifriger aber war man zu Rom, den Freunden der Konſtitution beizuſtehen, und die feierliche Annahme derſelben zu erzwingen. Der Pabſt ſchikte daher durch ſeinen Nuntius drei Breven nach Frankreich. In dem erſten bat er den Herzog von Orleans, durch ſein Anſehen jedermann zur Annahme der Bulle Unigenitus zu zwingen; in dem andern bedrohete er den Noailles mit dem Verluſte der Kardinalswürde, wenn er nicht in einer feſtgeſezten Zeit die Konſtitution unterſchriebe; in dem dritten aber, welches an die franzöſiſchen Biſchöfe gerichtet war, ſezte er einen Termin, nach deſſen Ablauf alle diejenigen, die bei ihrer Weigerung beharren würden, abgeſezet werden ſollten. Allein dieſe drei Breven wurden auf Befehl des Herzogs dem Nuntius wieder eingehändigt, um ſie nach Rom zurük zu ſchiken.

Die fünf folgenden Breven nahm man mit eben ſo wenig Achtung auf. Es wuchs vielmehr täglich die Anzahl der Antikonſtitutioniſten, und es kam ſo weit, daß die vier Biſchöfe von Mirepoix, von Senez, von Montpellier und von Boulogne eine Appellation an eine zukünftige allgemeine Kirchenverſammlung bekannt machten. Der K. von Noailles trat derſelben feierlich bei.

Dieſem Beiſpiel folgten die Sorbonne, und eine große Menge von vornehmen Geiſtlichen, von vielen Geſellſchaften und Privatperſonen. Auf dieſe Art entſtanden die Appellanten. Man wußte zu Rom nicht, was man thun ſollte. Der Pabſt ſchrieb, um die Bulle allgemein zu machen, an alle katholiſche Kirchen und Biſchöfe, daß ſie die Bulle annehmen möchten. Viele thaten es auch; allein dieß machte auf die Franzoſen keinen Eindruk.

Als der Herzog von Orleans ſahe, daß beide Partheien in allzugroße Heftigkeit geriethen, ſo legte er ihnen 1717 ein Stillſchweigen auf. Den Pabſt aber erſuchte er durch den Kardinal Tremoulle, er möchte verſtatten, daß der Konſtitution der Lehrbegrif des Noailles beigefügt würde, worinn die Bulle erklärt wäre, weil er dieß für das beſte und ſicherſte Mittel zur Wiederherſtellung des Friedens hielte. Allein von Annehmung dieſes Vorſchlags war der Pabſt weit entfernt. Vielmehr war er durch die Appellation des K. Noailles und der vier Biſchöfe ſehr aufgebracht worden, und gab ein ſcharfes Dekret gegen diejenigen heraus, die ſeine Bulle nicht unbedingt annehmen wollten. Allein das Parlament ſetzte ſich dagegen; daher es dem Pabſt zurük geſchikt, und auch von den übrigen Parlamentern verworfen wurde. Man kann leicht denken, daß der Pabſt ſolches ſehr übel genommen habe. Er drohete mit Ausſchließung von der Kirchengemeinſchaft, und da auch dieß der Konſtitution kein Anſehen verſchafte, ſo machte er 1718 eine Bannbulle bekannt. Er ſahe aber keine andere Frucht davon, als daß ſich die Zahl der Appellanten täglich vermehrte. Der K. von Noailles gab 1719 einen

Paſto-

Paſtoralunterricht, der für die Freunde der Konſtitution ſehr beleidigend war, heraus. Das heil. Officium zu Rom verdammte denſelben als irrig und aufrühreriſch. Der Herzog Regent legte daher wieder beiden Theilen ein Stillſchweigen auf; das Parlament hingegen unterdrükte das Dekret des heil. Officiums, und andere wider den Noailles herausgegebene Schriften. Dieſen Schritt zu rächen, verſagte der Pabſt den Biſchöfen, die der Herzog ernennet hatte, die Beſtätigungsbullen. Der Herzog aber ließ ſich dadurch ſo wenig ſchreken, daß er vielmehr dem Pabſte erklärte, er würde ſolche Weigerung, die denen zwiſchen Franz I. und Leo X. geſchloſſenen Konkordaten entgegen wäre, nicht ungeahndet laſſen. Klemens ſtand daher, um größern Uebeln vorzubeugen, von ſeinem Vorſatze ab. Es ſchienen alſo die Antikonſtitutioniſten zwar über ihre Feinde zu ſiegen; allein die Umſtände änderten ſich bald. Der Pabſt und die Biſchöfe, welche die Annehmung der Bulle betrieben, ſahen wohl ein, daß ihre Gegenparthei nachgeben würde, wenn Noailles nur aufhörte, ſie zu unterſtützen. Sie ließen daher nichts unverſucht, dieſen ehrwürdigen Greis auf ihre Seite zu bringen. Man hielt dieß zwar für nicht ſo leicht; aber man entſagte doch nicht aller Hofnung dazu, weil er ſchon einmal aus Furcht vor Ludwigs XIV. Zorn, und zum Beweiſe ſeines Gehorſams gegen den römiſchen Stuhl die Genehmigung des quesnelliſchen Neuen Teſtaments widerrufen hatte. In der That legte er auch wieder eine Probe ſeiner Unbeſtändigkeit ab, indem er 1720 die Bulle Unigenitus wirklich unterſchrieb. Doch that er es nur auf eine bedingte Art und in Verbindung mit ſeinem vorhin erwähnten Lehrbegriffe, oder dem zur

Erklä-

Erklärung der Bulle gemachten Aufſatze. Damit aber fand er weder in Rom, noch bei den Konſtitutioniſten Beifall, weil die Bulle ohne alle Bedingungen angenommen werden ſollte. Indeß erhielt das Parlament, welches im Jahre 1714, wie wir ſchon bemerket, die Bulle nicht anders, als unter vielen Einſchränkungen regiſtriren wollte, nach dem Tode des Königs Ludwigs XIV. aber ſich durch mehrere Proben der Bulle gänzlich widerſezt hatte, einen königlichen Befehl, den Vergleich des Noailles, nach welchem er die Bulle unterſchrieben hatte, in die öffentlichen Regiſter einzutragen.

Das Parlament aber widerſezte ſich, daher der Herzog eine Verſammlung der Prinzen, Dücs und Pairs von Frankreich berief, auf welcher endlich nicht ohne großen Widerſpruch die königliche Erklärung regiſtriret wurde. Nach derſelben wird 1) die Beobachtung der Bulle Unigenitus durch ganz Frankreich befohlen, und verboten, ſo wenig wider des Noailles Paſtoralinſtruktion, als wider ſein Corpus Doctrinä zu ſchreiben. *) 2) Werden alle Appellationen an eine künftige Kirchenverſammlung verboten. 3) Die Befehle des Königs und der Päbſte wider die Janſeniſten erneuert. 4) Das Urtheil in Glaubens- und Religionsſachen den Biſchöfen überlaſſen, und 5) beiden Partheien verboten, einander mit dem Namen der Janſeniſten, Ketzern und andern mehr zu belegen. Die Würkung davon war keine andere, als daß nun fünf Partheien in Frankreich entſtanden, und die Unruhen viel größer wurden. Es bezeigten nicht nur viele ihr Mißfallen gegen die erwähnte königliche Erklärung, ſondern auch das Parla-

*) S. v. Einem Kirchengeſchichte a. a. O.

Parlament, welches nach Pontoiſe verwieſen war, ſuchte durch eine feierliche Proteſtation ſeine Rechte zu ſchützen. Als es aber bald darauf nach Blois verbannet wurde, gab es nach, kam zurük, und regiſtrirte die königliche Erklärung, nachdem die vorher geſchehene unregelmäßige Eintragung aufgehoben war. Noailles hatte ohne Zweifel viele mißvergnügte Stunden, weil ihm von den Appellanten viele Vorwürfe gemacht wurden, und er doch nun nicht zurükziehen konnte. Die Sorbonne war auch übel mit ihm zufrieden, und gab davon öffentliche Beweiſe. Ja ſie war anfänglich auch bei der Strenge des Herzogs von Orleans, der einige Doktoren verbannete, unbeweglich; in der Folge aber ließen die meiſten Doktoren den Muth ſinken, und entſagten ihrer Appellation. Klemens XI. nahm den Ruhm einer ſtrengen Vertheidigung ſeiner Bulle, aber nicht die Erfüllung ſeiner Wünſche, in Abſicht der allgemeinen Annahme derſelben, 1721 mit ins Grab. Sein Nachfolger Innocentius XIII. bezeigte anfänglich wenig Neigung in den Konſtitutionsſtreitigkeiten einen Ausſpruch zu thun; endlich aber drang er doch, zur Erhaltung des päbſtlichen Anſehens, jedoch ohne Erfolg, auf eine unbedingte Annahme der Bulle. Er folgte dem Herzog von Orleans, der 1723 geſtorben war, 1724 im Tode nach. Und beide ließen Frankreich in der größten Unordnung und auf dem traurigſten Kampfplatze zurük.

Unter der Regierung des neuen Königs Ludwigs XV. und dem neuen Miniſterio ſeines geweſenen Lehrers, des damaligen Biſchofs von Frejus und nachmaligen Kardinals von Fleury gelangten die Freunde der Konſtitution zu einer überwiegen-

wiegenden Gewalt. Denn Fleury war ein Verehrer des Pabſtes und ein Anhänger der Jeſuiten. Die Feinde der Konſtitution verſprachen ſich zwar von dem neuen Pabſte Benedikt XIII. einige Vortheile, weil er ein Dominikaner geweſen, die Dominikaner aber nichts weniger, als Freunde der Jeſuiten ſind; allein er wich nicht von der Bahn ſeiner Vorfahren, ſondern befahl nicht nur, die Bulle anzunehmen, ſondern beſtätigte ſie auch 1725 auf der Kirchenverſammlung im Lateran, als eine Glaubensregel. Die Bedrükung der Janſeniſten und Antikonſtitutioniſten in Frankreich wurde größer, als ſie vorher geweſen. Man ſuchte ſie zwar anfänglich durch Glimpf und Güte zu gewinnen; als dieß aber nichts fruchten wollte, ſchritte man zu ernſtlichern Mitteln. Man bedrohete einige Biſchöfe mit der Abſetzung. Es blieb aber nicht bei bloßen Drohungen; der Kardinal Tencin ſezte auch, wie wir ſchon bemerket haben, den Johann Soane, Biſchof von Senez, einen der eifrigſten und gelehrteſten Appellanten, auf der Provinzialſynode zu Embrun 1727 wirklich ab. Der alte Kardinal Noailles ward durch ein ſehr freundſchaftliches Schreiben Benedikts XIII, der ſchon lange ſein Freund geweſen war, ins Garn gelokt. Der Kardinal erklärte ſich zur Annahme der Bulle, wenn der Pabſt nur die zwölf Artikel, die er ihm vorgelegt hatte, und nach welchen die in der Konſtitution enthaltene Lehre verſtanden werden ſollte, billigen wollte. Benedikt war dazu willig; aber die Konſtitutioniſten knirrſchten mit den Zähnen, und überredeten den guten Pabſt, daß er die zwölf Artikel einer Kongregation von Kardinälen zur Unterſuchung vorlegte. Allein, was man befurchte, geſchahe. Die Kongregation verdammte dieſe Artikel

kel wider des Pabſtes Willen. Der Pabſt aber, welcher befürchtete, Noailles möchte dadurch auf andere Gedanken kommen, verſprach ihm, er wollte ſelbſt eine Erklärung der Bulle aufſetzen, mit welcher jedermann zufrieden ſeyn ſolle.

Hierauf unterſchrieb Noailles die Bulle ohne alle Bedingung, widerrief in einem Schreiben an den Pabſt 1728. und verwarf ſeine 1719. herausgegebene Paſtoralinſtruktion, machte ſolches auch in einem öffentlichen Mandament an die Geiſtlichkeit bekannt. Es iſt aber dieſe Sache noch mancherlei Zweifeln unterworfen. Einige meinten, es ſei ſolches eine Folge ſeiner Schwachheit bei ſeinem hohen Alter; andere ſagen, er habe dieſen Schritt bald bereuet, beſonders da der Pabſt die Erfüllung ſeines Verſprechens, eine Erklärung der Bulle bekannt zu machen, von Zeit zu Zeit aufgeſchoben habe. Nach ſeinem Tode kam wenigſtens 1729. eine Erklärung heraus, worinne er ſich auf eine allgemeine Kirchenverſammlung beruft. Seine Freunde erklären dieſelbe für ächt, ſeine Feinde aber für untergeſchoben. Indeß folgten mehrere vornehme Appellanten dem Beiſpiele des Noailles. Das war aber nicht genug. Man wendete ein noch kräftigeres Mittel an, die allgemeine Annahme der Bulle zu bewürken. Der Kardinal von Fleury beredete den König im Jahre 1730, die Bulle für ein Geſetz der Kirche und des Reichs zu erklären. Da aber das Parlament das Edikt des Königs nicht in die Regiſter eintragen wollte, begab ſich der König ſelbſt ins Parlament, hielt ein ſogenanntes Lit de Juſtice, und befahl, ſeine Erklärung, daß niemand ohne Annahme der Bulle zu einem geiſtlichen Amte gelangen, niemand weiter appelliren, und jeder, der ſich weigerte, für

einen

einen Rebellen gehalten werden ſollte, ſchlechthin und ohne Widerſpruch zu regiſtriren. Weil aber dieſe Erklärung den Freiheiten der gallikaniſchen Kirche ganz entgegen war, die Kirche dem Pabſte unterwarf, und ihr das Recht benahm an eine Kirchenverſammlung zu appelliren: ſo erſuchten die Präſidenten des Parlaments den König aufs demüthigſte und nachdrüklichſte, ſeinen Entſchluß zu ändern; allein er war durch nichts davon abzuziehen.

Man ſahe ſich alſo genöthiget, ſeinem Willen zu gehorchen. Man fand kein anders Mittel mehr, der Bulle Ehre und Anſehen zu verſchaffen, als daß der König das päbſtliche Geſetz zu ſeinem eigenen Geſetz machte. Es war eine ſolche Unruhe im Königreiche, daß der König nothwendig durchgreifen und der Sache ein Ende machen mußte. Aber bei der Erklärung des Königs iſt doch etwas beſonders vorgegangen, das derſelben faſt alle Kraft entzieht. Der erſte Präſident fragte den Großkanzler, ob denn der König die päbſtliche Bulle zur Regel des Glaubens machen wollte. Dieß war eine ſehr verfängliche Frage, die der Großkanzler ohnmöglich mit ja beantworten konnte. Er ſagte, die Sache müſſe erſt dem Könige vorgetragen werden. Nachdem dieß geſchehen, kam endlich die Antwort zurük:

Der König könne keine Regel des Glaubens machen, wolle ſich auch nicht damit abgeben; Regeln des Glaubens könne nur die Kirche machen, er habe nur die Bulle zu einem Geſetze des Reichs gemacht. Mit dieſer Erklärung war der Präſident zufrieden. Hierauf ſchrieb man in das Buch des Parlaments: Der König habe zwar die Bulle als ein

ein Geſetz des Reichs angenommen, aber nicht zur Regel des Glaubens gemacht, und man dürfte daher nicht alles glauben, was in der Bulle ſtehe. Jezt alſo müſſen zwar die Franzoſen die Bulle annehmen und unterſchreiben, allein ſie ſind deswegen nicht verbunden, das zu glauben, was in der Bulle ſtehet.

Die ganze Annahme der Bulle iſt alſo nur blos eine äuſſerliche Formalität, die zu weiter nichts dienet, als nur Ruhe und Friede im Königreiche zu erhalten. Aus dieſem Exempel iſt klar daß die Franzoſen ſtets Ausflüchte haben. Als die Nachricht nach Rom kam, daß die päbſtliche Bulle endlich zum Geſetz des Königreichs wäre gemacht worden, freuete ſich das Kollegium ungemein. Benedikt XIII. war eben damals geſtorben, und die Kardinäle waren im Konklave verſchloſſen, einen neuen Pabſt zu wählen. Sie beſchloſſen alſo, ein Dankſagungsſchreiben an den König und den Kardinal von Fleury abgehen zu laſſen, und einige wollten gar den Kardinal zum Pabſte wählen. Allein die Freude währte nicht lange. Das heilige Kollegium beſann ſich, und es ward ſogleich dem Buchdruker des Pabſtes der Befehl zugeſchikt, daß er die Erklärung des Königs, die ſchon unter der Preſſe war, nicht abdruken ſollte. Die Dankſagungsſchreiben blieben auch zurük.

Die Kardinäle begriffen wohl, daß dieſe Sache keine Ehre für den h. Stuhl und den Pabſt wäre. Denn es folgte ganz klar daraus, daß eine päbſtliche Bulle nichts gelte, wenn ſie nicht von einem Könige zum Geſetz gemacht worden. Man ſchwieg alſo ſtille. Von der Zeit an ſind nun alle franzöſiſche Geiſtliche und alle Mönchsorden ge-

zwungen worden, die Bulle zu unterſchreiben. Die **Prieſter des Oratoriums** haben ſich am längſten bis 1746. geweigert. Als endlich in dieſem Jahre ihr General, der ein alter, eigenſinniger und heftiger Mann war, den der König nicht zwingen konnte und wollte, geſtorben war, wurde alles ſo künſtlich vermittelt, daß ein neuer General gewählt wurde, von dem man vorher wußte, daß er ſich der Bulle nicht widerſetzen würde. Dieſer brachte es auch endlich wirklich dahin, daß die Prieſter des Oratoriums die Bulle auch unterſchrieben, aber nicht als eine Glaubensbulle, ſondern nur als ein königliches Geſetz. Nachdem die königliche Erklärung regiſtrirt war, hatte niemand mehr das Herz zu appelliren. Denn das wäre ein Majeſtätsverbrechen geweſen.

Es hat alſo auch von der Zeit an niemand mehr öffentlich von der Bulle an eine allgemeine Kirchenverſammlung appelliret. Alle ſind gezwungen, ſie anzunehmen. Allein der Appellanten iſt doch eine unerhörte Menge. Und die nicht öffentlich apelliren dürfen, appelliren doch in der Stille, und bekennen, wenn ſie ſterben ſollen, ihre Appellation. Man mußte nun freilich die Bulle äuſſerlich annehmen, wenigſtens mit Stillſchweigen ehren, und auch die Sorbonne mußte ſich unterwerfen; allein, man kan leicht denken, mit was für Geſinnungen ſolches geſchahe. Die Parthei der **Janſeniſten**, und der Muth der Parlamenter, die Freiheiten der franzöſiſchen Kirche zu vertheidigen, ward dadurch nicht unterdrükt. Die **Janſeniſten** unterſtüzten ihre Sache durch Wunder; allein hievon und von den Streitigkeiten des Parlaments mit den Biſchöfen werden wir nachher reden. Die Geſinnungen des Hofes gegen die **Janſeniſten** konnten durch nichts geän-

geändert werden. Ihre Bedrükungen dauerten immer fort, aber ihre Zahl ſchien ſich eher zu vermehren, als zu vermindern. Man hätte ſie gern vertilgt; aber ſie haben doch gewiſſermaſſen den Schutz des Parlaments jederzeit zu genieſſen gehabt, weil daſſelbe die Bulle zwar regiſtrirt, aber doch nicht für eine Regel des Glaubens erkannt hat. Und überdem ſind die **Niederlande**, wo die Bulle nie angenommen worden, eine ſichere Freiſtadt für ſie geblieben. Die Verbannung der **Jeſuiten** aus den franzöſiſchen Staaten und die nachherige Aufhebung des ganzen Ordens wird ihnen nun wohl auch in Frankreich mehr Ruhe und Sicherheit verſchaffen.

Zwei Dinge haben die **Janſeniſten** bei ihren großen Verfolgungen vorzüglich zu ihrer Erhaltung und Vertheidigung gebraucht. Und dieſe haben ihnen viel Freunde, Anhänger und Beſchützer verſchaffet. Ihre erſte Stütze iſt ihre angenehme und zierliche Feder. Alle ihre Anhänger haben ſich gewöhnt, ihre Gedanken rein, nett, zierlich und deutlich vorzutragen. Sie ſind daher die angenehmſten Schriftſteller in der franzöſiſchen Sprache. Und da ihre Bücher insgemein die Gottſeligkeit betreffen, ihre Gottſeligkeit aber beſſer und reiner iſt, als die Gottſeligkeit der übrigen Katholiken: ſo hat man auch ihre ſo angenehm geſchriebene Bücher mit ungemeinem Beifall geleſen. Giebt es gleich Phantaſten unter ihnen: ſo haben ſie doch auch von jeher große Leute unter ſich gehabt, die Scharfſinnigkeit, Vernunft, Beredſamkeit beſeſſen haben, ihre Partei zu vertheidigen. Durch dieß Mittel haben ſie ſich bei vornehmen, angeſehenen, gelehrten und frommen Leuten Ehre, Gunſt und Gewogenheit erworben. Ihre andere Stütze ſind ihre **Wunder**, wodurch ſie ſich zwar bei Vernünftigen Verach-

tung zugezogen, den Pöbel aber eingenommen und begeiſtert haben, indem ſie vorgegeben, Gott ſelbſt erkläre ſich für die Wahrheit ihrer Lehre und wider die päbſtliche Bulle, weil er der Aſche und den Knochen einiger Perſonen, welche vorzügliche Vertheidiger des Janſenius geweſen, und ſich noch auf ihrem Sterbebette auf eine künftige allgemeine Kirchenverſammlung berufen, die Kraft mitgetheilt habe, die ſchwerſten und unheilbarſten Krankheiten zu heilen.

Schon im vorigen Jahrhundert, als die janſeniſtiſchen Streitigkeiten angiengen, erzählte man Wunder, die im Kloſter Portrojal geſchehen ſeyn ſollen, und wodurch dieſes Kloſter, deſſen Zerſtörung die Jeſuiten ſchon damals betrieben, erhalten worden. In dieſem Jahrhundert geſchah das erſte Wunder an der de la Foſſe 1725, und ward ſelbſt vom Noailles dafür erkannt. *) Zwei Jahre nachher 1727. wurde auch das Grab eines Domherrn, Gerh. Rouſſe, wegen ſeiner Wunder bekannt. Anne Augier ward von ihrer Lähmung und Krebsſchaden und Maria Johanna Stapart von ihrem Augenſchaden und Lähmung auf ſeinem Grabe geſund. Ein noch weit gröſſeres Aufſehen aber machten die Nachrichten von den Wundern der Janſeniſten, die nicht lange hernach in Paris geſchehen ſeyn ſollen.

Die Hauptperſon dabei war Franz von Paris, Diaconus der Kirche St. Medard zu Paris, ein Mann von dem edelſten Karakter, der bei richtigern Kenntniſſen einer der gröſten Heiligen, die in dieſer unvollkommenen Welt gefunden werden können, würde geweſen ſein. Dieſer Sohn eines ſehr

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte S. 324.

ſehr reichen Parlamentsraths ward 1690 zu Paris geboren. Er ließ von Jugend auf eine groſſe Liebe zur Einſamkeit und ſtrengen Gottſeligkeit bliken, benezte öfters den Fußboden mit Thränen, und ſchenkte alles, was er von ſeinem Vater bekam, den Armen. Weil er wider den Willen ſeines Vaters, der aus ihm einen Rechtsgelehrten und Parlamentsrath gebildet wiſſen wollte, ſich auf die theologiſchen Wiſſenſchaften legte, und ein ſtrenger Heiliger wurde, ward er bis auf den vierten Theil des väterlichen Vermögens enterbt, und das übrige fiel ſeinem jüngern Bruder zu. Unſer Paris theilte jährlich die Zinſen ſeines Kapitals, die er von ſeinem Bruder hob, an arme Janſeniſten und Appellanten aus, wozu er auch ſeine Meubles, die er verkaufte, anwendete, ſich ſelbſt aber mit Strumpfſtriken nährte. Eine Zeitlang wohnte er bei ſeinem Bruder, den er zärtlich liebte, nachher aber wählte er die Einſamkeit und die ſtrenge Lebensart. Im Jahre 1720 wurde er zwar Diakonus an der St. Medardskirche in Paris, und der K. Noailles wollte ihn weiter befördern; allein er weigerte ſich, legte 1722 ſelbſt ſein Diakonat wieder nieder, und begab ſich in Einöden. Doch kam er nach Paris zurük, und miethete ſich in Geſellſchaft von ein paar andern Geiſtlichen ſeiner Denkungsart ein Haus nebſt einem Garten. Hier widmete er ſich völlig dem Dienſte Gottes, bei Tage und bei Nacht, lebte überaus ſtrenge, und aß nichts als grobes Brod, Kräuter und Hülſenfrüchte, die er ſich ſelber ſchlecht genug zubereitete. Dabei legte er ein zakichtes Eiſen auf die Bruſt, das ihn verwunden mußte, wenn er an die Bruſt ſchlug. Auch ſein Gürtel war mit lauter Stacheln beſezt. Als er dieſen auf Zureden ſeines Beichtvaters ablegte, wikelte er ſich eine

eiſerne Kette zwei bis dreimal um den Arm. Das war noch nicht genug. Er nahm auch einen Geiſtlichen zu ſich, der ein ſehr eigenſinniger Mann war, und ihn über die geringſten Dinge hart und bitter beſtrafte, den er aber dafür aufs zärtlichſte liebte und ihm in ſeinem Teſtament das meiſte vermachte. Endlich wohnte er, um ſeine Verläugnung aufs höchſte zu treiben, in einem zerfallenen Schoppen ſeines gemietheten Gartens.

Ein alter niedergelegter Schrank war ſein Bette und zwei groſſe Steine ſeine Kopfküſſen. Er ſelbſt ſagte von ſeiner Lebensart: „Das Le„ben, das wir führen, beſtehet vor allen Din„gen in drei Uebungen, nämlich im Gebet, in „der Einſamkeit und in der Tödtung ſeines Flei„ſches.„ Hiebei mußte endlich ſein Körper unterliegen. Er fiel in eine gefährliche Krankheit, und ohngeachtet ſein Bruder, den er jezt erſt den Ort ſeines Aufenthalts bekannt machte, alle Mittel zu ſeiner Geneſung anwendete, ſo erfolgte doch ſchon den 1ſten Mai 1727 ſein Tod. Man kan leicht denken, wie ſehr dieſer heftige Appellant, dieſer groſſe Heilige, dieſer beſtändige Wohlthäter der Armen von ſeinen gedrükten und verfolgten Mitbrüdern beweinet wurde. Wen muß nicht dieſe nur ſehr kurzgefaßte Lebensgeſchichte dieſes Mannes rühren und beſchämen, wenn er bedenkt, wie viel weit rühmlichere und nüzlichere Dinge aber er erſt alsdenn würde gethan haben, wenn er ſo glüklich geweſen wäre, durch unſere richtigern Begriffe von der Religion erleuchtet zu ſein? Ihn einen Selbſtmörder zu nennen, iſt wohl zu hart. Man tadelt ihn mit Recht, daß er ſein Leben durch übertriebene Faſten, ſtrenge Lebensart, gefährliche Kaſteiungen ſeines Körpers und viele

viele andere übelverſtandene Bußübungen verkürzet; allein er hatte doch nicht den Vorſaz, ſeinem Leben dadurch ein Ende zu machen, und die Triebfeder ſeiner Handlungen, die Liebe zu Gott, deren Feuer ihn dergeſtalt erhizte, daß er um Gotteswillen keine Gefahr, keine Beſchwerde, keinen Schmerz, ja ſelbſt den Tod nicht ſcheuete, muß uns doch allemal bewunderswerth und ehrwürdig bleiben. Uns dünkt, daß ein Menſch, der durch Laſter ſeine Geſundheit ſchwächt und ſein Leben verkürzt, allemal eher verdiene, ein Selbſtmörder genannt zu werden.

Kaum war der Abt Paris todt, ſo verbreitete ſich durch ganz Paris das Gerücht, ſein auf dem St. Medardskirchhofe begrabener Körper thue Wunder. Man eilte daher nicht nur in die Kammer des Verſtorbenen, und theilte unter ſich alles, was er zurükgelaſſen, ſondern lief auch haufenweiſe zu ſeinem Grabe, legte ſich auf daſſelbe, küßte die Erde, die dem Leichnam bedekte, und verſorgte ſich mit einem Vorrath von derſelben. In kurzer Zeit war ganz Paris mit Nachrichten von wunderthätigen Heilungen der Kranken erfüllet, die auf dem Grabe, oder nur durch Berührung der Erde deſſelben, und durch die Ueberbleibſel des verſtorbenen Heiligen geſchehen ſeyn ſollten. Faſt unzählige kleine Nachrichten davon traten ans Licht; allein wir würden doch, weil ſolche bald verſchwanden, in der größten Ungewißheit in Abſicht dieſer Wunder geblieben ſeyn, wenn nicht der Parlamentsrath zu Paris, Ludwig Baſil. Carre von Montgeron, dieſen ſeltſamen Begebenheiten ein bleibendes Denkmal aufgerichtet hätte. *) Nach den drei Bänden ſeiner

*) Montgeron de la veritè des Miracles de Paris 1741.

ner Nachrichten, läßt ſich die Geſchichte dieſer Wunder bequem in drei Perioden abtheilen. Von 1727 bis 1731 hörte man nur von wunderthätigen Heilungen, oder bloßen Wundern, die durch die Fürbitte des Paris und anderer Appellanten ſollten geſchehen ſeyn. Seit 1731 geſelleten ſich dazu viele und entſetzliche Konvulſionen, oder krampfhafte Bewegungen. Endlich aber führeten dieſe Konvulſionairs bald darauf den Gebrauch gewiſſer gewaltſamer Hülfleiſtungen ein, die auch für wunderthätig erklärt wurden.

Die Periode der bloßen Wunder fängt Montgeron mit der Nachricht von ſeiner eigenen Bekehrung auf dem Grabe des Paris an. Dieſer Mann von angeſehener Herkunft, feinem Genie, und nicht gemeiner Gelehrſamkeit, aber auch von einem großen, bei Perſonen ſeines Ranges nicht ungewöhnlichen Stolze, war durch den entdekten Aberglauben ſeiner Kirche, und durch Leſung deiſtiſcher Schriften, weil er zwiſchen Papismus und Chriſtenthum keinen Unterſchied machte, ein völliger Freigeiſt geworden, und verlachte alle Lehren der Chriſten von einer göttlichen Offenbahrung und von Wunderwerken. Er ſuchte daher auch die Erzählungen von den Wundern des Paris in allen Geſellſchaften lächerlich zu machen. Weil er aber die Anhänger derſelben, die er auch unter ſeinen Freunden antraf, mit ſeinen Spöttereien nicht widerlegen konnte: ſo entſchloß er ſich, um den Betrug bei ſolchen Wundern beſſer zu entdeken, und ihre Verehrer zum Stillſchweigen zu bringen, das Grab des Paris ſelbſt zu beſuchen, er thats 1731, ward aber durch den Anblik der Wunder dergeſtalt gerührt, daß er vier Stunden auf dem Grabe des

Heiligen

Heiligen verweilte, und endlich überzeugt von der Nichtigkeit derſelben davon gieng. Von dem Augenblike an wurde er der eifrigſte Vertheidiger dieſer Wunder, und opferte ſogar ihrem Anſehen ſeine Würden, ſeine Freiheit und ſein zeitliches Glük auf.

Einem jeden aber wird bald einleuchten, daß hiebei nicht das geringſte Uebernatürliche anzutreffen. Der an ſich ſchon rührende Anblik eines Grabes, und das feierliche Schauſpiel einer Menge Menſchen, die alle mit den demüthigſten Geberden das Grab umgaben, und mit gen Himmel gerichteten Augen und aufgehobenen Händen beteten, konnte dieß alles ſeine Seele nicht in einen ſtillen Ernſt verſetzen? Und war darinn etwas Wundervolles, wenn eine dadurch verurſachte ſtille und ernſthafte Erwägung der richtigen Gründe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion den Verſtand eines Mannes bald überzeugte, der kein Fremdling im Denken, und überdieß in dieſer Regligion von ſeinem frommen Vater erzogen war? Doch wir gehen zu den körperlichen Wunderkuren fort. Don Alphonſe de Palacios, ein Sohn eines ſehr vornehmen Spaniers, hatte den Gebrauch ſeines linken Auges ſchon 1725 verlohren, und war 1731 in Gefahr, auch um ſein rechtes Auge zu kommen. Der berühmteſte Okuliſt in Frankreich, Namens Gendron, erklärte es für unheilbar; die Heilung aber, die durch ein Stük Leinewand von dem Hemde des verſtorbenen Heiligen, und durchs Gebet auf ſeinem Grabe in einigen Tagen erfolgte, für ein Wunderwerk. Margaretha Thibault ward von der Waſſerſucht, von der Lähmung der linken Seite und von vielen Geſchwüren in einer Viertelſtunde

auf dem Grabe geheilet. Maria Anna Rouronneau erfuhr eben dieß bei ihrer Lähmung am Fuße und an der Zunge, lief munter nach Hauſe, und redete deutlich. Margaretha Franciska Duchesne ward von mehrern Krankheiten durch heftige Konvulſionen auf dem Grabe geheilet. Philipp Sergent erlangte ſein Geſicht wieder, und verlohr die Lähmung ſeiner rechten Seite. Peter Gautier erhielt nach drei Neuvainen (neuntägigen Andachten) das eine, und im Anfange der vierten, das andere Auge wieder. Roirie, ein Frauenzimmer, ward von ihrem Krebsſchaden und Lähmung durch ein auf das Grab gelegtes Hemde, und durch Erde vom Grabe geheilet. Hardouin, ein anderes Frauenzimmer, die vom Schlage an beiden Füßen und an der Zunge gelähmt war, erlangte durch heftige Konvulſionen auf dem Grabe ihre Geſundheit wieder. Die Gegner der Janſeniſten, die viele vergebliche Verſuche zur Beſtreitung dieſer Wunder gemacht hatten, ſchrieben endlich dieſelben dem Teufel zu. *)

Es folgt die Periode der Konvulſionen, und alſo ein ganz neuer und unerwarteter Auftritt. Seit dem Jahre 1731 bekamen alle, die aufs Grab des Paris gelegt wurden, die heftigſten Konvulſionen, welche aufhörten, ſo bald man ſie wegbrachte. Geſunde, die nur dahin gekommen waren, ihr Gebet zu verrichten, wurden davon befallen und Kranke dadurch geheilet. Dieß dauerte öffentlich ohngefähr ſieben Monate. Auf Vorſtellung der Jeſuiten ließ der König den St. Medardskirchhof 1732 zumauern; aber nun wurden die Verzukungen noch allgemeiner. Die ſchwerſten Krankheiten zu Paris und in den Provinzen

*) S. Mosheims Kirchengeſchichte B. VIII.

vinzen wurden durch die Erde vom Grabe geheilet. Kranke, die ſich dafür fürchteten, wurden wider ihren Willen dadurch geſund gemacht. Auch Säuglinge wurden damit befallen. Hierdurch aber entſtand unter den Appellanten eine Trennung. Viele, welche die Wahrheit der Wunder vertheidigten, erklärten ſich wider die Konvulſionen, und gaben dieſe, wo nicht für ein Werk des Teufels, doch für eine Frucht einer wilden Einbildungskraft aus. Dreißig angeſehene Lehrer gaben dagegen eine Schrift unter dem Titel: Konſultation heraus, und daher heißen die Anhänger dieſer Meinung Konſultanten. Die Konvulſionairs, die größtentheils ungelehrte und gemeine Leute waren, hielten während der Verzukungen zuſammenhangende und rührende Reden wider die Bulle Unigenitus. Zuweilen weiſſagten ſie auch. Einige ihrer Weiſſagungen aber waren falſch, aber die verkündigten Dinge konnten leicht vorhergeſehen werden; andere hingegen waren wichtiger. So ſagte Maria Sonnet, eine Konvulſionaire, dem Herrn von Montgeron vorher: daß er von dieſen Wundern ein Buch ſchreiben, und es dem Könige überreichen, aber ins Gefängniß kommen würde; und daß die Gerichtsbedienten ſein Werk ſuchen, es vor Augen haben, und doch nicht ſehen, mit Händen greifen, und doch nicht wegnehmen würden, welches auch eingetroffen. Die Konvulſionairs ſtelleten ferner die ſtrengſten Bußübungen an.

Sie zerfleiſchten ihren Körper bis zum Entſetzen, ſchliefen beſtändig auf der Erde, oder auf Eiſen, und ſtellten bewundernswürdige, und faſt wunderthätige Faſten an. Einige aßen die ganze Faſtenzeit hindurch nur alle Sonntage und Donner-

nerſtage; andere aber nur alle acht Tage einmal. Herr Fontaine, ein königlicher Secretär, verkündigte durch einen in der Konvulſion erhaltenen göttlichen Inſtinkt, er werde die übrige Faſtenzeit hindurch nur des Sonntags eſſen, welches er auch vom 10 März bis den 19 April 1739 that. Der Inſtinkt lies ihn vorherſagen, er werde nun vierzig Tage gänzlich faſten, doch ohne die Zeit des Anfangs dieſes Faſtens zu beſtimmen. Seit der Zeit fand er den Magen wie verſchlöſſen, und mußte achtzehn Tage ohne alle Speiſe leben und dabei täglich nach dem Inſtinkt ſchwere Handarbeit thun. Hierdurch wurde er einem Geripppe ähnlich und fiel den achtzehnten Tag in eine Ohnmacht, die man für ſeinen Tod hielt. Die gebrauchten Arzeneien hatten unerwartete Wirkungen, und erregten ein Erbrechen und geſchwollene Füſſe und Schenkel. Durch den Inſtinkt gezwungen machte er bekannt, nun ſolle ſein vierzigtägiges Faſten angehen. Und dieß ſtellte zu allgemeiner Bewunderung ſeine ganze Geſundheit wieder her. Das wichtigſte waren ohnſtreitig die mit den Konvulſionen verbundene Wunderwerke.

Marie Johanne Fourcroy, die faſt an allen Gliedern verwachſen, gelähmt, blind und waſſerſüchtig war, bekam ihr Geſicht am Ende einer Neuvaine wieder, verlor durch etwas in Wein eingenommener Erde vom Grabe, worauf die heftigſten Verzükungen folgten, die Waſſerſucht, ſahe den Verwuchs ihres linken Fuſſes durch eine Konvulſion gehoben, und bekam durch entſetzliche Schläge, die ſie ſich durch einem göttlichen Inſtinkt getrieben geben ließ, wieder einen geraden Rükrad, da derſelbe vorher einem römiſchen S gleich geſehen hatte. Katharina Bigot erhielt in entſetz-

ſetzlichen Verzükungen auf dem Grabe ihr Gehör und ihre Sprache wieder. Auch an andern verrichteten ſogar die Konvulſionairs Wunder, wenn ſie dem Kranken etwas Waſſer, vermiſcht mit der Erde vom Grabe des Paris, oder eines andern Appellanten, zu trinken gaben.

Es waren aber unter den Konvulſionairs verſchiedene fanatiſche oder ſchwärmeriſche Perſonen. Einer gab ſich für den zweiten Johannes den Täufer, der andere für den Elias aus, deſſen Zukunft ſie aus einer misverſtandenen Schriftſtelle noch erwarteten.

Dieſe Schwärmer aber, ſagt Montgeron, muß man nicht mit den übrig richtig denkenden und handelnden Konvulſionairs vermengen. Ueberhaupt befanden ſich dieſelben gleichſam in einer Entzükung und empfiengen die lebhafteſten Eindrüke von Gott. Daher kam der Inſtinkt, die Kranken zu pflegen; ihnen die abſcheulichſten Wunden auszuſaugen, figürliche Vorſtellungen mit ihrem Körper zu machen, z. E. das Leiden Jeſu vorzuſtellen, da ſie alle einzelne Stüke lebhaft abbildeten, und oft ſogar rothe Fleken an Händen nnd Füßen, gleich den Nägelmahlen bekamen; die Leiden der Märtirer abzubilden, da ſie ſich in ein brennendes Feuer legten, und kaum ihre Kleider verſehrten, geſchweige ihren Körper. — Daher kamen auch die beiden übernatürlichen Zuſtände der Konvulſionairs, der Stand des Todes, da einige viele Tage mit offenen Augen, und ganz ohne Bewegung und Empfindung da lagen, und der Stand der Kindheit, da manche nicht anders handelten und redeten, als wären ſie völlig kindiſch geworden.

Es

Es iſt noch die Periode der gewaltſamen Hülfsleiſtungen übrig. Hier ſieht man Menſchen, die das von andern als eine beſondere Wohlthat erbitten, was man ſonſt für die größte Grauſamkeit halten würde. Die Konvulſionairs empfanden zuweilen bei ihren Verzukungen ausſerordentliche Schmerzen und einen unwiderſtehlichen Inſtinkt, oder vermeinten göttlichen Antrieb, ſich ſelbſt die grauſamſten Schläge zu geben, oder die Gegenwärtigen um dergleichen gewaltſame Hülfleiſtungen flehentlich zu bitten. Wenn z. E. ein Konvulſionair Schmerzen in den Händen und Füßen empfand; ſo mußten ihm andere dieſe Glieder mit ſolcher Gewalt zerzerren, als wenn ſie dieſelben gänzlich vom Leibe reiſſen wollten. Die Schmerzen in der Bruſt zu heben, mußte man dieſelbe auf eine fürchterliche Art zerquetſchen, oder die entſetzlichſten Schläge darauf thun. Bei Hitze oder Kälte mußte man ihn auf ſein Bitten in ein brennendes Feuer werfen. Waren ſeine Schmerzen Stichen ähnlich, ſo mußte man ihm mit einem ſcharfen Degen gerade in den ſchmerzenden Theil, auch die Augen nicht ausgenommen, mit möglichſter Gewalt ſtechen. Und dieſe mörderiſche Begegnungen ſahe der Kranke für den größten Liebesdienſt an. Weil aber dieſe Hülfleiſtungen den Anſchein einer Unmenſchlichkeit, und auf Seiten der Konvulſionairs, des Selbſtmordes hatten: ſo wurde die Trennung unter den Appellanten noch gröſſer. Viele von denen, welche die Konvulſionen noch für ein göttliches Werk hielten, (Konvulſioniſten) erklären ſolche Hülfleiſtungen (Secours) für Verſuchungen Gottes, und für mörderiſche Handlungen, die ſowohl bei den Thätern, als bei den Leidenden eine grobe Verletzung des fünften Gebots wären.

Hier-

Hieraus entſtand die Parthei der Antiſekouriſten. Und ſo waren nun die Appellanten, welche die durch Fürbitte des Paris geſchehenen Wunder gemeinſchaftlich vertheidigten, in Konvulſioniſten und Antikonvulſioniſten, in Sekouriſten und Antiſekouriſten getheilt. Montgeron, der aus dem Deismus in den Fanaticismus verfiel, nimmt die Parthei der Sekouriſten. Er behauptet, es wären durch ſolche gewaltſame Hülfleiſtungen unleugbare Wunderwerke verrichtet worden. Hier ſind einige ſeiner Beiſpiele. Margarethe Katharine Turpin, die ganz verwachſen war, ließ ſich in ihren Konvulſionen die Arme und Beine von zwei ſtarken Männern durch ſtarke Seile ausreken, auch täglich mit kleinen Hämmern ſo heftig ſchlagen, daß eine Statüe von Eiſen dadurch hätte zerſchmettert werden können, erhielt dadurch einen geraden Wuchs und wurde ſieben bis acht Zoll länger. Charlotte la Porte bekam durch gewaltſames Ziehen ihrer Glieder und heftige Schläge, beide Beine, die ſie nach zweier Wundärzte Zeugniß vorher nicht hatte. Magdalene Durand ſchnitte ſich ein nach dem Zeugniß der Wundärzte unheilbares krebſichtes Gewächs nach Anrufung des Paris mit einer Scheere vom Munde, ſtillte, da jedweder eine Verblutung beſorgte, das Blut ſogleich mit Waſſer, und ward völlig geheilet. Montgeron ſchließt aus den gewaltſamen Hülfleiſtungen, welche die Konvulſionairs natürlicherweiſe nicht hätten ausſtehen können, daß ihr Körper unverlezlich geweſen und ſich alſo in einem übernatürlichen Zuſtande befunden habe. Johanna Moler ließ ſich mit einem fünf und zwanzigpfündigen Blok viele hundert ſo heftige Schläge geben, von welchen bei einem vom Montgeron angeſtellten Verſuche, eine ſtarke Mauer

ſchon beim fünf und zwanzigſten Schlage einen Riß bekam.

Sie ließ ſich ein Bret auf die Bruſt legen, auf welches oft mehr, denn zwanzig Perſonen, zugleich traten. Man gab ihr endlich mit einem zwanzigpfündigen Stein ſo entſezliche Schläge auf die Bruſt daß bei jedem das ganze Zimmer ſchütterte. Vorzüglich merkwürdig ſind die Hülfleiſtungen ihrer Schweſter Gabrielle Moler, die von ein und zwanzig Augenzeugen, unter welchen auch Perſonen vom Range ſind, bekräftigt worden. Sie legte ſich eine gute Viertelſtunde in ein flammendes Feuer und ihre Haare wurden nicht einmal verſenget. Sie aß glühende Kohlen. Sie ließ ſich mit dem ſchärfſten Degen Stiche in die Bruſt, in den Mund und in die Augen geben, ſo daß der Degen ſich krümmete, und die Haut vier Finger breit in den Leib gepreſſet wurde. Und doch drang der Degen niemals durch, und verlezte auch nicht im geringſten die Haut. Im Jahre 1745 mißlungen manche Hülfleiſtungen aus Unglauben einiger Konvulſionairs; aber die nachfolgenden Umſtände beſtätigten dennoch (nach Montgerons Urtheil,) den göttlichen Urſprung derſelben. Eine Konvulſionaire, die ſich ebenfalls mit einem Degen viel Stiche beibringen ließ, die aber, wie gewöhnlich, die Haut nicht durchdringen konnten, fieng an zu zweifeln und rief: ihr werdet mich tödten. Sogleich machte der Degen eine Wunde zwei Zoll tief. Als ſie ſich aber durch einen göttlichen Inſtinkt auf dieſe Wunde heftige Schläge mit einem Stük Holz geben ließ, wurde ſie bald geheilet. Es iſt alſo keine Uebertretung des fünften Gebots, meint Montgeron, wenn man den Konvulſionairs die verlangte gewaltſame Hülfleiſtungen erweiſet: ja die Wei-

gerung

gerung würde eine Verletzung der chriſtlichen Liebe ſeyn. Er hat Recht, und ſie ſind eben ſo erlaubt, als der Gebrauch der Arzeneien und chirurgiſchen Operationen, wenn das nur ſeine vollkommene Richtigkeit hat, daß Gott die Konvulſionairs durch Wunderwerke ſo authoriſirt hat, daß man dieß ihr Verlangen als einen göttlichen Befehl anſehen kann; und wenn daran auf keine Art zu zweifeln iſt, daß ſolche Hülfleiſtungen in der That ſo heilſame und wunderthätige Würkungen gehabt haben.

Wenn dieſe vorgegebene Wunder in den mittlern Zeiten, oder in einem Lande, wo, wie z. E. in Pohlen, der herrſchende Aberglaube den größten Haufen verblendet, und den übrigen den Mund ſtopfet, oder wenn ſie in einer entlegenen Provinz von Frankreich geſchehen wären: ſo würde die Prüfung ſo ſchwer nicht ſeyn, indem viele mit ſo ſeltſamen, lächerlichen und ganz unglaublichen Umſtänden verbunden ſind. Allein dadurch wird ſie ungemein erſchweret, daß ſie an einem Orte geſchehen, wo die Wiſenſchaften blühen, und wo die Jeſuiten, dieſe abgeſagten Feinde der bei ſolchen Wundern intereßirten Perſonen, damals faſt alle Gewalt in Händen hatten; und daß ein Mann von Stande und Gelehrſamkeit ihrer Vertheidigung ſein ganzes zeitliches Glük aufopfert, vor dem Könige ſelbſt ein Bekentniß davon abgelegt, und ſich vor den Augen aller Feinde auf ſo viele Zeugniſſe bei Namen genannter, gar nicht unbekannter und zum Theil, vornehmer Perſonen berufet. In der That würden ſich die damals lebende Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Frankreich um die Wahrheit und die ganze Sache des Chriſtenthums ſehr verdient gemacht haben, wenn ſie alle ihre Macht dazu angewendet hätten, ſolche Wunder mit aller Feier-

lichkeit zu unterſuchen und ihre Falſchheit mit gerichtlichen Beweiſen der Nachwelt unwiederſprechlich vor Augen legen zu laſſen. Blos die Erzbiſchöfe von Paris und Sens wendeten einige Mühe an, aber auf eine ſo ungeſchikte Art, daß ſie faſt beſſer gethan hätten, wenn ſie unthätig, wie ihre Brüder, geblieben wären. Es giebt aber doch Männer, die in ihren Bemühungen glüklicher geweſen, wenn gleich ihre Beurtheilungen und Anmerkungen unzulänglich ſind. So viel wird man wohl zugeben: 1) daß dieſe vorgegebene Wunder unmöglich von Gott kommen, folglich auch nicht zum Beweiſe irgend einer Sache gebraucht, noch weniger aber den chriſtlichen Wundern entgegengeſetzet werden können. 2) Daß ihre hiſtoriſche Richtigkeit ſehr zweifelhaft ſei, und folglich das Urtheil von dem Uebernatürlichen ſo lange ausgeſetzt bleiben müſſe, bis man erſt der Geſchichte ſelbſt die nöthige Zuverläßigkeit gegeben.

Doch iſt damit die Sache noch nicht entſchieden. Jene Erzählungen ſind zwar durch die bisherigen Bemühungen verdächtig gemacht; aber noch nicht völlig hiſtoriſch widerlegt worden. Dazu aber wäre nöthig, entweder die von Montgeron beigebrachte Zeugniſſe als erdichtet und nichts beweiſend darzuſtellen, oder durch andere glaubwürdigere Zeugenausſagen gänzlich aufzuheben. Ueberdem hat man zwar die acht Wunder, die er im erſten Bande erzählt, zu widerlegen geſucht, hingegen die Erzählungen von den Konvulſionen und gewaltſamen Hülfleiſtungen, die in den beiden letzten Bänden vorkommen, noch gar nicht hiſtoriſch geprüfet. Es iſt alſo dieſe Materie noch nicht erſchöpft; verdienet aber eine genauere Bearbeitung.

Wenn

Wenn ein wahrer Philoſoph nach richtigen Regeln dieſelbe übernähme; ſo würde vielleicht noch manches in den dunkeln Gegenden der menſchlichen Seele dadurch aufgeklärt werden. — Schwerlich aber läßt ſich eine vollſtändige hiſtoriſche Widerlegung dieſer Wunder hoffen. So viel Aufſehen ſie auch vormals in Paris gemacht; ſo ſind ſie doch nun in eine ſolche Vergeſſenheit geſunken, daß man auch von Perſonen, die zu der Zeit gelebet, keine beſondere Nachrichten davon einziehen kann. Doch auch ohne dieſe kann man bei unpartheiiſcher Unterſuchung ſo viel mit Gewißheit erkennen, daß dieſe vorgegebene Wunder, wie die Religionsfeinde uns bereden wollen, lange nicht ſo viele und ſo ſtarke Beweiſe vor ſich haben, als die chriſtlichen.

Denn ſie ſind in einem Lande und Orte geſchehen, wo zwar Künſte und Wiſſenſchaften blühen, wo aber doch in Religionsſachen der Aberglaube herrſchet. Sie ſind alle mit offenbar ungereimten Umſtänden verbunden. Sie haben gar keinen vernünftigen Zwek. Es iſt durch dieſelben nichts für die Welt heilſames geſtiftet. Die Janſeniſten haben ihren Kredit verlohren, und die Wunder ſind jetzt ſchon ganz und gar vergeſſen. Die Jeſuiten haben wahrſcheinlich nur aus Staatsabſichten die Aufdekung der Betrügereien dabei unterlaſſen. Zwar waren ſie Feinde der Janſeniſten; aber ſie gehörten doch mit ihnen zu einer Kirche, in welcher noch immerfort Wunder getrieben werden. Sie durften alſo die geheimen Kunſtgriffe dem Volke nicht ſo klar vor Augen legen. Darum wählten ſie lieber den ſicherern Weg, ſie für Teufelswunder zu erklären. Ferner iſt kein einziges Wunder gerichtlich beſtätiget.

Montgerons Certificate oder Beweiſe ſind weiter nichts, als Privatzeugniſſe die groſſentheils von geringen Perſonen abgelegt worden. Und endlich iſt auch Montgeron, dieſer ſo ſehr gerühmte Augenzeuge, ſelbſt ſehr verdächtig. Man ſiehet alſo, daß dieſe Wunder bei Vernünftigen keine ſtarke Stütze für die Sache der Janſeniſten und Appellanten abgeben. Und es iſt ſehr ſtrafbar, wenn dabei, wie es wahrſcheinlich iſt, ein frommer Betrug geſpielet worden. Es haben aber nicht alle Janſeniſten daran Theil genommen. Die Klügern z. E. Petitpiod Asfeld und Rollin haben ſolche Schwärmerei öffentlich gemißbilliget.

Der Streit über die unbeflekte Jungferſchaft Mariä blieb auch in dieſem Jahrhundert. Die Franziskaner und Jeſuiten, welche ſolche behaupteten, behielten durch die Bulle des Pabſtes Klemens XI. die Oberhand. In Baiern erhält niemand eine Bedienung, der ſich nicht engagirt die unbeflekte Jungferſchaft der heiligen Jungfrau Mariä zu glauben. Der berühmte Muratori machte ſich darüber luſtig, welches mancherlei Streitigkeiten nach ſich zog.

Das päbſtliche Anſehen wurde ebenfalls in dieſem Jahrhunderte heftig beſtritten. Febronius war der vornehmſte. Er räumte dem Pabſt weder die geſetzgebende Gewalt für die ganze Kirche, noch die Gerichtsbarkeit ein. Die Regierung der ganzen Kirchen, ſagt er, gehört allein vor die allgemeinen Kirchenverſammlungen, die Regierung der einzelnen Kirche hingegen den Biſchöfen. Von den Kirchenverſammlungen behauptet er folgende Sätze:

Ihre

Ihre Natur hebt den Begrif von einer unum⸗ſchränkten päbſtlichen Monarchie auf, und der Pabſt ſelbſt iſt ihnen unterworfen. Er iſt weder durch ein göttliches, noch menſchliches Geſetz berechtigt, ſie zuſammen zu berufen. Der Vorſitz auf denſelben gebühret den chriſtlichen Kaiſern ſowohl, als dem Pabſte.

Die Concilienſchlüſſe bedürfen ſo wenig der Beſtätigung des Pabſtes, als ſie von ihm verändert, oder einer neuen Unterſuchung unterworfen werden können; alle päbſtliche Verordnungen und Urtheile aber können von den Concilien geprüft werden.

Die Biſchöfe können auf denſelben nach ihrem eigenen Rechte Unterſuchungen anſtellen und urtheilen. Die Berufung vom Pabſt auf eine allgemeine Kirchenverſammlung iſt mit Recht allezeit für ungeſetzmäßig gehalten worden.

Weil alle dieſe Sätze dem italiäniſchen Begrif von der Gewalt des Pabſtes gerade entgegen und nicht neu ſind: ſo iſt begreiflich, warum der römiſche Hof ſolche Verſammlungen fürchtet, und unter dem Vorwande, daß die Kirchenverſammlung zu Trident durch Abſtellung aller Mißbräuche neue Kirchenverſammlungen überflüßig gemacht habe, zu vermeiden ſucht.

So lange ſolche Lieblingsgrundſätze des Gegentheils für gegründet gehalten werden: ſo lange werden ſie die Abſichten ſolcher Schriftſteller, wie Febroni, und den Gebrauch ſolcher Mittel, als ſie vorſchlagen, gewiß vereiteln.

Von den Biſchöfen behauptet Febroni: daß Chriſtus ſelbſt ſie eingeſezt, und ihnen ihre Macht und Rechte verliehen, daß alſo, da der Pabſt ihnen nicht ihre Gerichtsbarkeit ertheilet, er auch nicht in fremder Biſchöfe Diöceſen biſchöfliche Rechte auszuüben befugt ſei; daß nicht der Pabſt, ſondern ein jeder Biſchof in ſeiner Diöces geiſtliche Pfründen zu vergeben berechtigt ſei; daß die Annaten geſetzwidrig ſind; daß die Vorbehaltung gewiſſer Rechtsfälle, oder der Beſtrafung gewiſſer Verbrechen gar keinen Grund habe, und nur das Anſehen und die Rechte der Biſchöfe ſchmälere; daß die Befreiung der Mönchsorden von der biſchöflichen Gerichtsbarkeit, und die den Bettelmönchen zugeſtandene Freiheit in fremden Diöceſen Beichte zu hören, ſehr unrechtmäßig und abzuſchaffen ſei, und daß endlich die Biſchöfe nach der göttlichen Einſetzung in der Kirche ſchlechthin den erſten Rang behaupten, und dies Recht durch den, den Kardinälen eingeräumten Vorzug, nicht verlieren können.

Aus allen dieſen Vorſtellungen fließet, daß durch die eingeführte päbſtliche Monarchie, die ganze Kirche ſowohl, als ihre einzelne Theile ihre Freiheit verlohren haben, und unter dem Druk ſind. Weil aber ſolche Unterdrükung ungerecht iſt, und nur durch die falſchen Dekretalen unterſtützt wird: ſo kommt der Kirche ſowohl, als ihren einzelnen Theilen noch das Recht zu, ihre Freiheit wieder herzuſtellen, indem in ſolchen Fällen keine Verjährung ſtatt findet.

Dieſe Wiederherſtellung der vorigen Freiheit der Kirche, der ächten Gränzen des Primats, der Gerechtſame der Biſchöfe, dieſe große Reformation,

tion, iſt der Inhalt der guten Wünſche des Febroni. Ihre Erfüllung ſiehet er nicht als unmöglich an, wenn nur die Regenten und die höhere Geiſtlichkeit ihre Kräfte und ihren Muth vereinigen wollen, die Mittel anzuwenden.

Die Mittel aber, die der würdige Mann vorſchlägt, ſind 1) ein guter Unterricht des Volks von der rechtmäßigen Hoheit des Pabſtes.

2) Eine freie allgemeine Kirchenverſammlung.

3) Nationalkirchenverſammlungen.

4) Die Vereinigung der katholiſchen Fürſten zu dieſem Zwek, weil dabei kein Bannſtrahl zu befürchten.

5) Die Weigerung, päbſtliche Bullen ohne vorhergegangne Unterſuchung bekannt zu machen.

6) Ein rechtmäßiger Widerſtand.

7) Die Appellation.

Man hat Urſach zu zweifeln, daß dieſe Mittel hinreichend ſeyn würden. Der Unterricht des Volks (die Geiſtlichen ſelbſt und weltliche Herren, welchen die Augen geöfnet werden müſſen, ſind wohl eigentlich gemeint) würde wohl die wenigſten, ein Nationalkoncilium ſchon mehrere, ein allgemeines Koncilium aber die meiſten, und vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten finden.

Man hat angemerkt, daß Deutſchland das glükliche Land zuerſt ſeyn könnte, welches das päbſtliche Joch zuerſt abſchüttelte, weil die deutſchen Biſchöfe viele Vorzüge vor den franzöſiſchen in dieſer Abſicht haben, und ein größeres Anſehen und eine unabhängigere Gewalt beſitzen. Was

würden ſie nicht thun können, da die franzöſiſchen ſo mancher Hinderniſſe und Hofintriguen ohngeachtet, die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche ſo muthig vertheidigt haben? Die Mühe des Febroni, eines Prälaten, der mit einem ſo warmen Eifer und mit ſo vieler Freimüthigkeit geſchrieben, würde durch Befolgung ſeiner Grundſätze am beſten belohnet werden. —

In dem zweiten ſowohl, als in den beiden lezten Theilen der febroniſchen Schrift, iſt keine Art von Widerruf der im erſten Theil vorgetragenen Sätze, aber wohl eine fernere Beſtärigung und weitere Erklärung derſelben anzutreffen.

Der Raum verſtattet uns nicht, einen Auszug aus derſelben herzuſetzen. Wer dies merkwürdige Buch ſelbſt lieſet, der wird finden, daß die ältere ſowohl, als neuere Kirchengeſchichte ſehr dadurch bereichert worden, und daß es allemahl ein wichtiges Hülfsmittel bleiben wird, die Geſchichte und Veränderung des Kirchenregiments, vorzüglich aber der päbſtlichen Monarchie kennen zu lernen.

Genung vom Inhalt des Buches, als dem Gegenſtande des Streits. Man kann leicht denken, daß dieſes Buch viele Widerſacher fand, und am Ende zwang man gar den Febroni einen Widerruf zu thun.

Ueber Joſeph Gasners Teufelsbeſchwörungen haben ſich ſowohl Katholiken als Proteſtanten in Bewegung geſezt. Zu Ellwangen rükte er am erſten, mit einigem Aufſehn, mit ſeiner Teufelskur hervor. Im Jahr 1775 gieng er nach

Amberg,

Amberg, Sulzbach und Regensburg. Seine Grundſätze waren folgende: Der Teufel iſt ein weſentlicher Theil der Religion. Er theilte ihn in drei verſchiedene Klaſſen ein. Wenn der Arzt einen Kranken nicht heilen kann, ſo iſt er vom Teufel beſeſſen. Dergleichen Krankheiten können am leichteſten durch den Exorcismus gehoben werden, u. ſ. w. Und dieſes unternahm er ſelbſt. Er zog von einem Orte zum andern. Der kaiſerliche Hof machte endlich dem Unfug ein Ende, indem er dem Beſchützer deſſelben, dem Biſchof von Regensburg Befehl gab, ihn mit dem Bedeuten zu entfernen, er ſolle bei ſchwerer Verantwortung ſich ſeiner exorciſtiſchen Handlungen im ganzen römiſchen Reiche enthalten.

Dritter Abſchnitt.

Von der griechiſchen und morgenländiſchen Kirche.

Dieſe Kirche theilt ſich in die rechtgläubige und irrgläubige. Die rechtgläubige Kirche iſt theils den Türken, theils den Ruſſen unterworfen. Die Chriſten, welche unter der Botmäßigkeit der Türken ſtehen, genießen die Freiheit, ſowohl eines öffentlichen, als beſondern Gottesdienſtes. Sie haben ſelbſt zu Konſtantinopel ihre ſo genannte Patriarchalkirche. Freilich läßt ſich der türkiſche Kaiſer nicht weis machen, daß er die Oberaufſicht über ſie nicht habe, und dafür nicht ſorgen müſſe, daß die Regierung von den

Chriſten keinen Schaden habe. Im Jahr 1752 ſezte der Kaiſer Muhamed V. ihren Patriarchen ab, und weil die Chriſten dieſes ſehr übel nahmen, und ihr geiſtliches Anſehen gegen ihre Obrigkeit mißbrauchten, ſo ließ der Kaiſer einigen den Kopf abſchlagen, wodurch die Ruhe wieder hergeſtellet wurde.

Osmann III. gieng ſehr freundlich mit ihnen um, wozu ſeine Mutter, die eine Chriſtin geweſen war, das zukünftige himmliſche Reich aber vor der Hand mit der weltlichen Krone vertauſcht hatte, viel beitrug. Wie wenig ſie gedrukt werden, wenn ſie ihre Steuern gleich andern Unterthanen redlich abtragen, kann man daraus ſchlieſſen, daß ſich in Konſtantinopel allein auſſer zweimal hundert Tauſend Armenier, viermal hundert Tauſend aufhalten, und ſechs und dreißig Kirchen beſitzen.

Das Kirchenregiment führen die vier Patriarchen zu Konſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem. Der erſte übertrift die andern an Anſehen und Einkünften. Ihm ſind ſiebenzig Erzbiſchöfe und Metropoliten unterworfen. Er iſt beinahe eben das in der morgenländiſchen Kirche, was der Pabſt in der abendländiſchen iſt. So ſchlecht ſonſt die Regierungsverfaſſung der Türken iſt; ſo halten ſie doch darauf ungemein, daß der Patriarch alle Kirchenangelegenheiten dem türkiſchen Hofe vortragen muß. Der Patriarch bekommt den Titel des Heiligſten. Und die Türken ſind von allem Religionshaß ſo weit entfernt, daß ſie ihn ſo gar durch Neigung ihres Hauptes ehren.

Von

Von den Biſchöfen wird der Patriarch gewählt, und von dem Großſultan beſtätigt.

Der Patriarch von Alexandrien hat ſeinen Sitz zu Kairo. Der Patriarch von Antiochien zu Damaskus, und der von Jeruſalem zu Jeruſalem.

Auf die Patriarchen folgen die Erzbiſchöfe und Metropoliten, auf dieſe die Biſchöfe, und dann die Archimandriten. Nach dieſen kommen die Aebte, und endlich die weltlichen Geiſtlichen, die an keine Regel gebunden ſind, aber doch beim Gottesdienſte ihre Aemter verwalten. Hiezu gehören die Vorleſer, die Sänger, die Unterdiakonen, die Diakonen, die Prieſter, die Popen und die Erzprieſter oder Protopopen. Mit Einwilligung des Biſchofs iſt ihnen die Ehe mit einer Jungfer, jedoch nur einmal erlaubt. Die höhern Geiſtlichen dürfen nicht heirathen.

Das Mönchsleben hat bei ihnen eine etwas andere Geſtalt als bei uns. Die Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams haben ſie zwar auch; allein ſie haben alle einerlei Regel, nemlich die Regel des heiligen Baſilius und einerlei Kleidung. Sie ergeben ſich nicht dem Müſſiggange, wie die unſrigen, ſondern treiben Handwerke, den Garten, Aker- und Weinbau.

Auſſer den Mönchen giebt es noch Eremiten, die ihr Leben ſehr kümmerlich führen.

Was die Quelle ihrer Religion betrift, ſo halten ſie die heilige Schrift nicht für die einzige und allgemeine Erkenntnißquelle ihrer Religion,

ſondern

ſondern nehmen noch dazu die Ueberlieferungen und Schlüſſe der ſieben allgemeinen Kirchenverſammlungen.

Feſttage haben ſie faſt noch mehr, als die abendländiſchen Chriſten. An Sakramenten haben ſie ſieben. Die Taufe geſchieht durchs Eintauchen. Das heilige Abendmal bekommen ſie unter beiderlei Geſtalten. Von dem heiligen Licht und Feuer, welches Chriſtus am Sonnabend vor Oſtern ins heilige Grab fallen läßt, zündet ſich der Patriarch ſeine Lampe, und von dieſer die Pilgrime ihre Wachskerzen an. Es iſt ſehr gut, daß die Pilgrime das Licht mittelbar bekommen, ſie würden ſonſt gar zu ſehr geblendet werden. Der Patriarch von Jeruſalem hat davon ſeine beſten Einkünfte.

Die Chriſten, die den Ruſſen unterworfen ſind, haben ſeit Peters des Großen Zeiten angefangen etwas weiter als ihre Vorfahren zu ſehen. Die Patriarchalwürde, wodurch einigermaßen zweierlei Macht im Staate eingeführt war, ſchafte er im Jahr 1719 ſehr weislich ab. Die Proteſtanten genießen alldort eine freie Religionsübung, ſo wie auch die Katholiken.

Die Gebräuche der rußiſchen Kirche ſind ſehr zahlreich. Ihre Lehre iſt von der morgenländiſchen nicht verſchieden.

In der ungläubigen Kirche finden wir noch, beſonders in Meſopotamien, Neſtorianer. Ihrer Lehre von zweien Naturen ſowohl, als Perſonen in Chriſto, ſind ſie noch getreu. Bei ihrer äuſſerlichen Religionsübung iſt mehr Einfalt und

weniger

weniger Aberglauben, als in den übrigen morgenländiſchen Kirchen anzutreffen. Von dem Sakrament der Salbung wiſſen ſie nichts.

In Aſien und Afrika giebt es auch eine große Anzahl Monophyſiten. Die Taufe geſchieht bei ihnen nur Oſtern und Pfingſten. Den Geiſtlichen verſtatten ſie ohne Unterſchied die Ehe. Kleine Kinder werden öfters gleich nach ihrer Taufe dem geiſtlichen Amte gewidmet, dabei einer von den nächſten Verwandten, ſo wie bei uns öfters die Mutter, alles garantirt, wozu ſich die Kinder anheiſchig machen. Man ſagt, daß das eine Urſache bei ihnen ſeyn ſoll, warum ſie keine geſchikte Prieſter haben. Da ſieht man es, daß eine Urſache entgegengeſezte Wirkungen unter verſchiedenen Himmelsſtrichen haben könne. Bei uns ſind das die beſten und am meiſten beruffenen Prediger, die in der Wiege dazu gemacht werden.

Die afrikaniſchen Monophyſiten halten ſich in Aegypten und Abyßinien auf. Den Haß des Satans gegen das menſchliche Geſchlecht, leiten ſie anders her, wie wir; ſie wiſſen nemlich, daß er ehemals mit ſeinen Engeln die zehnte Klaſſe der guten Engel ausgemacht; nun aber, nachdem er mit ihnen auf ewig verworfen worden, die ſelig verewigten Menſchen dereinſt an ihre Stelle geſezt werden ſollen.

Die Maroniten erkennen den Pabſt für ihr Oberhaupt in Glaubensſachen. Indeſſen laſſen ſie ſich den Wein beim heiligen Abendmal nicht nehmen. Die Ehe erlauben ſie den Geiſtlichen. In Syrien haben ſie hundert und funfzig Gemeinen, ſonderlich an den Grenzen des Gebirges Libanon.

Die ſo genannten St. Johannischriſten ſind in Arabien und an der Küſte des perſiſchen Meerbuſens zerſtreut. Johannes der Täufer iſt ihr Stifter geweſen. Sie ſchreiben ihm ein Buch zu, betitelt Divan, welches viel von der mahometaniſchen Religion enthält, demohnerachtet aber doch leicht vom Johannes herrühren kann, weil ſie auch Weiſſagungen darinn finden. Chriſtum halten ſie nicht für den Sohn Gottes, ſondern nur für einen Propheten; die Taufe wiederholen ſie alle Jahre; aber nur blos im Namen Gottes. Die Biſchöfe und Prieſter ſind verbunden zu heirathen.

Die Joſidäer, auf den gordiäiſchen Gebirgen, die Kurden und Druſen auf dem Gebirge Libanon, ſollen noch viel von den Manichäern an ſich haben.

Vierter Abſchnitt.

Schikſale der lutheriſchen Kirche.

Zuwachs der lutheriſchen Kirche.

Der Zuwachs, den die Lutherſche Kirche in dieſem Jahrhunderte erhalten hat, iſt ſehr beträchtlich. Zu ihr trat 1751. der Schweden König Friedrich, da er vorher als Landgraf von Heſſenkaſſel ein Mitglied der reformirten Kirche war. Doch hat dieſe Religionsänderung in Abſicht ſeines Heſſenlandes weiter keine Folgen gehabt, indem ſich die Einwohner an das Exempel ihres Oberhauptes nicht kehren wollten. Am merkwürdigſten

digſten iſt wohl der Zuwachs, den die lutherſche Kirche durch die Auswanderung der Salzburger erhalten hat: eine Begebenheit, die ohnſtreitig eine der wichtigſten dieſes Jahrhunderts iſt. — Die Lehrſätze Luthers drangen bis nach Salzburg vor, und fanden bald einige Anhänger. Weil dieſe aber nicht zu einer öffentlichen Religionsübung gelangen konnten; ſo dienten ſie Gott in der Stille, und warteten dabei den römiſchkatholiſchen Gottesdienſt ab. Indeſſen blieben ſie doch nicht unbemerkt, und ſie mußten ſich viele Drangſale gefallen laſſen. Sie wandten ſich endlich an das ſogenannte Corpus evangelicorum zu Regensburg, und erhielten durch brandenburgiſche, ſächſiſche und anderer Fürſten Vermittelung die Erlaubniß, daß ſie in den Jahren 1684, 85 und 86. mehr denn Tauſend an der Zahl auswandern durften. Sie fanden hie und da Beiſtand, und wurden ſo gut, als ſichs thun ließ, untergebracht. Die noch zurükgebliebenen evangeliſchen Salzburger genoſſen unter den folgenden Erzbiſchöfen einer ziemlichen Ruhe. Der Erzbiſchof, Freiherr von Harrach, war ein gütiger Herr, und hielt es nicht für rathſam, gegen dieſe ſeine Unterthanen Schärfe zu gebrauchen. Nicht ſo klug und vorſichtig war ſein Nachfolger, **Leopold Anton, Freiherr von Firmian**, ein Eifrer für ſeine Religion, der ſich ganz durch die Jeſuiten leiten ließ. Er ließ fleißig auf die heimlichen Evangeliſchen ſehen, und fand, daß ſie keine Roſenkränze hatten, dem katholiſchen Gottesdienſte gar nicht oder nur ſelten, und eben ſo wenig den Proceßionen beiwohnten. Er beſchloß daher, dieſe heimlichen Proteſtanten zu zwingen, ihre bisherigen Verſammlungen einzuſtellen und ſich öffentlich zur katholiſchen Religion zu bekennen. Viele wurden ins Gefängniß geworfen, und kamen zum Theil darinn

um-

um. Andere wurden durch allerlei Plagen gezwungen Katholiken zu werden.

Auswanderung der Salzburger.

Hierdurch entſtand 1729. eine große Bewegung. Die gedrükten Proteſtanten wandten ſich an das evangeliſche Corpus zu Regensburg. Sie baten, daß ihnen die im weſtphäliſchen Frieden gegründete Auswanderung verſtattet würde. Das evangeliſche Corpus, inſonderheit der königl. Preußiſche Geſandte nahm ſich ihrer an, und that im Jahre 1730 dem Erzbiſchofe Vorſtellungen. Allein dieſer ward dadurch noch mehr entrüſtet und gebrauchte gegen die Proteſtanten die äuſſerſte Strenge. Er ließ ſie als Rebellen in Ketten legen und kaiſerliche Völker einrüken, unter dem Vorwande, die Rebellion zu ſteuren. Das evangeliſche Corpus hielt daher bei dem Kaiſer ſowohl, als bei dem Erzbiſchof ernſtlich um die Auswanderungsfreiheit an. Endlich wurd 1731, mitten im Winter die erſte Parthei von 800 Mann fortgeſchaft, worauf bald mehrere folgten. Der ſalzburgiſche Hof ließ eine Erzählung druken, worinn die Emigranten der Rebellion und der Weigerung, Chriſtum zu bekennen, beſchuldigt wurden.

Fortſetzung.

Da indeſſen die Bedrükungen immer weiter getrieben wurden, ſo nahmen ſich nicht nur das evangeliſche Corpus, ſondern auch der holländiſche Geſandte, die Könige von Dännemark und Schweden, ſonderlich aber der König von Preuſſen, ihrer nachdrüklich an. Der König von Preuſſen Friedrich Wilhelm, machte ſogar bekannt, daß er die Emigranten in ſein Land aufnehmen und verſorgen wollte. Die meiſten wurden von ihnen in Preuſſen untergebracht. Die Anzahl der Emigranten, die nach und nach in Preuſſen angekommen waren,

betrug

betrug endlich 16313. Von dieſen ſtarben 805, 15508. aber wurden wirklich angeſezt. Der König ſorgte väterlich für ſeine neuen Unterthanen, und brachte es auch durch ſeinen Geſandten zu Regensburg dahin, daß die von ihnen im Salzburgiſchen hinterlaſſenen Güter verkauft wurden. Und ohngeachtet dieſe Verkaufung erſchweret wurde; ſo belief ſich doch die Summe, die herausgebracht und ihnen ausgezahlt wurd,e noch auf 500000. Gulden. Im Jahre 1739. verließ noch eine Anzahl von 500. ihr Vaterland und auch einzelne Perſonen giengen nach und nach weg. Im Jahre 1740. ließ der itzige König Friedrich II. bei ſeiner Anweſenheit in Preuſſen den Zuſtand der Kirchen und Schulen dieſer Coloniſten unterſuchen, und befahl nicht nur, den Predigern und Schuldienern, die ihr Auskommen nicht hatten, aus der königlichem Kammer eine Zulage zu reichen, ſondern veranſtaltete auch, daß die armen Salzburger aus der etablirten Emigrantenkaſſe zu Regensburg unterſtüzt wurden.

Es iſt gewiß, daß die meiſten ihr Vaterland aus Liebe zu den Proteſtantismus verlaſſen haben. Allein, zu dieſen geſellten ſich nicht wenige, die aus irrdiſchen Abſichten ihr Vaterland verlaſſen und in andere Länder ziehen wollten. Die ſtrenge und harte Regierung, und die wüſten und unfruchtbaren Gegenden, die dieſe Leute bewohnten, waren ohne Zweifel bei vielen die Bewegurſachen, daß ſie das Ihrige verlieſſen. Man hatte ihnen, da die Wanderung den Anfang nahm, vorgeſtellt, daß ſie in ein glüklicheres Land würden geführt werden, als ihr itziges wäre. Auch die alſo, die eben kein ſtarker Religionseifer belebte, lieſſen ſich durch die Hofnung einer gröſſern Glükſeligkeit verleiten ihr Urtheil.

Vaterland zu verlaſſen. Zu dieſen allen traten endlich auch Leute, die wohl eine noch ſchlechtere Abſicht hatten. Denn man kann nicht läugnen, daß unter den vielen Emigranten auch unordentliche Leute geweſen, die in ihrem Vaterlande nichts eigenthümliches beſaßen, und nur von den Allmoſen und der Freigebigkeit der Evangeliſchen leben wollten. Wer alſo die Sache recht beurtheilen will, muß die Emigranten in vier Klaſſen abtheilen. Die erſte beſteht aus recht gegründeten evangeliſchen Chriſten: die zweite aus Leuten, die zwar einen Widerwillen gegen die katholiſche Lehre hatten, aber die evangeliſche wenig kannten: die dritte aus Menſchen, die nur irrdiſcher Vortheile wegen und in Hofnung eines beſſern Glüks ihr Vaterland verlieſſen: und die vierte aus ſolchen, die aus böſen Abſichten ſich zu den drei erſten Partheien geſelleten. Dieſe Leute vereinigten ſich alle, weil ſie einerlei Zwek hatten, und man lernte ſie erſt recht kennen, nachdem ſie ſich an andern Orten niedergelaſſen hatten.

Bibelausgaben. Bei dem Lehrvortrage der lutherſchen Kirche iſt die heilige Schrift die Quelle. Wir wollen alſo von den Ausgaben und Ueberſetzungen derſelben das Nöthigſte anführen, und dabei nicht blos auf diejenigen ſehen, welche von Lutherſchen, ſondern auch von Lehrern anderer Religionspartheien ſind angefertigt worden. Dieß wird uns alsdenn überheben bei jeder Religionsſekte beſonders davon zu reden. Was die Bibelausgaben betrift: ſo iſt ihre Anzahl überaus groß, und wir wollen nur hier einige der merkwürdigſten anführen: die Biblia Pentapla, die Hexapla des Origenes, welche Herr D. Bahrdt 1768 und 69. mit eingen Aenderungen hat druken laſſen. In hebräiſcher Sprache ſind erſchienen,

die Bibel E. van Hooght, des Johann Simonis, des Reineccius und des Joh. Heinrich Mai; in griechiſcher Sprache die ſiebzig Dollmetſcher nach der Ausgabe des Lamb. Bos, David Mills, Reineccius, Joh. Jak. Breitingers; in lateiniſcher Sprache, des Sebaſt. Kaſtalio, des Junius und Tremellius; in franzöſiſcher Sprache, des David Martin. Auſſer dieſen giebt es eine unzählbare Menge Ausgaben von Luthers deutſcher Ueberſetzung, die zu Halle und Lemgo veranſtaltet ſind. Gloßirte, d. i. mit Anmerkungen verſehene Bibeln ſind die Weimariſche, die Tübingiſche mit C. M. Pfaffens Vorrede, Burgs Bibel, Rich. Simons, Joh. Le Clerk, Jak. Lenfant und Iſ. von Beauſobre neues Teſtament, und andere.

Zu den Ueberſetzungen gehören hieher die tamuliſche und malabariſche, die vom Ziegenbalg, Schüze und Joh. Ernſt Gründler verfertigt worden, die portugieſiſche, perſiſche, türkiſche, wendiſche, litthauiſche und andre. Von den Zürchern hat man viele: 1773. aber iſt eine neue ans Licht getreten, die viel Bewegung verurſacht hat. Am ergiebigſten iſt unſer Deutſchland in dieſen Stüken, denn es haben ſich folgende Männer mit Ueberſetzung einzelner Bücher der Bibel beſchäftigt. J. D. Cube, J. D. Michaelis, J. C. F. Schulz. Ferner Heumann, Bahrdt. Im Jahre 1762. fieng C. T. Damm an, unter den angenommenen Namen Theod. Klema die Bücher des N. T. neu überſetzt herauszugeben; allein man fand ſeine Ueberſetzung und Anmerkungen mit ſocinianiſchen Sätzen angehäuft, und er ward nicht lange nachher ſeines Rektorats in Berlin entſetzt, doch aber dabei verſorgt. Ueberſetzungen.

Das Studium der bibliſchen Kritik iſt in dieſem Studium der Kritik.

ſem Jahrhundert ungemein erweitert worden. Man hat nicht nur verſchiedene Leſearten aus Handſchriften geſammelt, ſondern auch die Regeln genauer beſtimmt, wie dieſe Leſearten gehörig zu beurtheilen ſind. Man hat verſchiedene kritiſche Ausgaben des N. T. mit vieler Mühe beſorgt. **Joh. Mill** wurde 1707. mit Sammlung verſchiedener Leſearten, womit er dreißig Jahre zugebracht hatte, fertig, und gab ſein neues Teſtament heraus. Allein er häufte die verſchiedenen Leſearten ohne Noth, und ſah manche Drukfehler für eine Leſeart an. Daher ſtellten le Clerc, Lenfant, **Whitby**, und andre Unterſuchungen über dieſe Leſearten an. **Gerhards von Maſtrichts** Ausgabe des griechiſchen Teſtaments iſt zwar klein, hat aber doch viele Vorzüge. Nach ihm machte ſich D. **Joh. Albr. Bengel** um die Kritik des N. T. ſehr verdient. Er beobachtete die allerſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit. In ſeinem N. T. erwählte er ſich nur die Leſearten, die von einiger Wichtigkeit waren, die übrigen ließ er weg. Auch **Joh. Jak. Wettſtein** gab ein neues Teſtament heraus, mit dem man aber nicht überall zufrieden war: ſeine Prolegomena aber ſind mit vieler Gelehrſamkeit ausgearbeitet; ſie enthalten viel Theorie von der Kritik und ſind den eigentlichen Gottesgelehrten unentbehrlich. Herr D. **Semler** hat eine neue Ausgabe derſelben beſorgt und nicht nur beträchtliche Anmerkungen, ſondern auch einen gelehrten Anhang dabei gefügt. Allein vorzüglich hat ſich in unſern Tagen Herr D. **Benj. Kennicot** in Oxford durch ſeine weitläuftige und koſtbare Sammlung von Leſearten aus Handſchriften berühmt gemacht. Man will aber doch einiges an ihm ausſetzen. Der berühmte Herr D. **Erneſti** urtheilet in ſeiner Bibliothek Th. II. daß Herr Kennicot ſeine Arbeit zu ſehr erhebe und nicht

nicht die nöthigere Kenntniſſe der hebräiſchen Sprache, ſo wie die ächten Grundſätze der Kritik nicht in reichem Maaße beſitze, auch nicht die geſchikteſten Gehülfen habe.

Die Veränderungen, denen die heilige Philologie ausgeſezt geweſen iſt, ſind gleichfalls ſehr groß. Viele haben Vergleichungen der griechiſchen Sprache des N. T. mit den Profanſchriftſtellern angeſtellt, um die Wörter und Redensarten deſſelben als reine und zierliche zu vertheidigen u. ſ. w. Einige ſind darinn behutſam und glüklich geweſen; andere haben ſolche Vergleichung, und die Folgen, die ſie daraus gezogen, übertrieben. Manche haben aus den Profanſchriftſtellern überhaupt, manche aber aus einem einzigen inſonderheit dasjenige geſammelt, was nach ihrer Einſicht zur Erläuterung der Schriften des N. T. dienlich geweſen. Zu den erſten gehören **L. Bos, J. Elsner, Ge. Dav. Kypke,** und andere. Zu den leztern hat **Georg Raphel** das erſte Beiſpiel gegeben. Ihm ſind **van Seelen, Kirchmaier, C. H. Lange** und andere gefolgt. — Es iſt auſſer Streit, daß viele Stellen der h. Schrift aus weltlichen Schriftſtellern mit Nutzen erläutert werden können; allein Vorſichtigkeit iſt dabei nöthig. — Auch läßt ſich aus der Reiſebeſchreibung des Herrn **Carſten Niebuhrs** nicht wenig brauchbares lernen. Von den allgemeinen Schriften, die im philologiſchen Fache brauchbar ſind, nennen wir nur aus unſerm Jahrhunderte **Joh. Gottl. Karpzovs** Critika ſacra, **Joh. Dav. Michaelis** Einleitung in die Schriften des N. B. Herrn D. **Semlers** freie Unterſuchungen des Canons und Herrn **D. W. A. Tellers** Wörterbuch des N. T.

der heil. Philologie.

Exegetiſche Theologie.

In der exegetiſchen Theologie iſt gleichfalls vieles geleiſtet worden. In der Auslegunskunſt behält Herrn D. Erneſti lateiniſcher Unterricht eines Auslegers des N. T noch bei den meiſten ſeinen Werth. Sal. Glaſſens heil. Philologie iſt vom Herrn Joh. Aug. Dathe umgearbeitet und ſehr vermehrt. Eine ausführliche Erzählung der Arbeiten bibliſcher Ausleger, die ſich mit der Erklärung der ganzen Bibel, oder mit gewiſſen Theilen und Büchern derſelben, oder mit einzelnen Schriftſtellen beſchäftigt haben, wird man hier von uns nicht erwarten. Es wird genug ſeyn, einige derſelben angezeigt zu haben. Lilienthals bibliſcher Archivarius iſt in ſeiner Art ein fürtrefliches Buch. Erklärungen über die ganze Bibel findet man in D. Joach. Langens Licht und Recht: das Buch iſt zu eilig geſchrieben und enthält mit unter viele abgeſchmakte Dinge. Starkens Synopſis kann nur dem brauchbar ſeyn, der weiter keine Ausleger hat und kennt. Das ſogenannte Engliſche Bibelwerk enthält viel brauchbares: es leiſtet aber auch ſeiner Weitläuftigkeit wegen nicht Gnüge. Matth. Henoy Erklärung des A. und N. T. iſt von weniger Güte. Des Poliers neues Teſtament in Fragen und Antworten, nebſt kurzen Erklärungen und Anmerkungen hat Herr Fr. G. Reſewitz aus dem franzöſiſchen überſetzt: es enthält viel Gutes, ſonderlich für Ungelehrte. Heumanns Erklärung des N. T. iſt ein ſehr brauchbares Buch. Diejenigen, welche einzelne Bücher des A. T. herausgegeben haben, ſind faſt unzählige, und wir können uns daher mit Anführung ihrer Namen hier nicht abgeben.

Mit der Dogmatik der lutheriſchen Kirche iſt in dieſem Jahrhunderte eine ſehr merkliche Verän-

derung

derung vorgegangen. Den Fleis, den die Gottesgelehrten der Kenntniß der morgenländiſchen Sprachen, der Kritik, durch welche die heilige Schrift von unächten Leſearten gereinigt wird, und der nähern Bekanntſchaft mit den Sitten der alten Völker gewidmet; eine vernünftige Auslegungskunſt und eine Fertigkeit vernünftig zu ſchlieſſen, haben unſern Zeiten einen ausnehmenden Vorzug verſchaft, wenn gleich noch nicht alle fehlerhafte und unzulängliche Beweiſe göttlicher Wahrheiten aus den Lehrbüchern verbannt worden. — Ueberdem haben die vielen Religionsſtreitigkeiten, ſo traurig ſie an ſich ſelbſt ſind, zufälliger Weiſe vieles zur Unterſuchung und nähern Beſtimmung verſchiedener Religionswahrheiten beigetragen. Diejenigen Lehrſätze ſind gemeiniglich am ſchönſten bewieſen, über welche am meiſten geſtritten worden. Durch die Streitigkeiten mit den Deiſten ſind nicht nur die Lehren von der Wahrheit der chriſtlichen Religion und von der Glaubwürdigkeit und Göttlichkeit der heil. Schrift ſehr aufgeklärt, ſondern auch in eine nähere Verbindung mit dem ganzen Lehrbegrif der Kirche geſezt worden. Die pietiſtiſchen Streitigkeiten haben den praktiſchen Vortrag der Religionslehren befördert. Man hat in unſern Zeiten Theologie, Moral und Polemik von einander getrennt, auch größtentheils die Glaubenslehren beſſer geordnet, als in den vorigen Zeiten. Im vorigen Jahrhunderte fand man an weitläuftigen Erklärungen Geſchmak, daß man darinn den ganzen Inhalt eines Glaubensartikels auszudrüken ſuchte. — Im Anfange unſers Jahrhunderts hatte noch Ariſtoteles einige Herrſchaft über die theologiſchen Schulen; allein nach und nach hat man ſich von den Feſſeln deſſelben losgemacht. In den folgenden

Zeiten gab es verſchiedene Lehrer: z. E. Carpov, Canz und andere, welche der Theologie das Kleid der wolfiſchen Philoſophie anzogen, ihre Werke aber nicht alle vollendeten. Man bediente ſich der demonſtrativiſchen und mathematiſchen Lehrart. Sie erhielt zwar bei vielen Beifall: allein man fand ſie doch nicht überall ſchiklich beim Vortrage der Glaubenswahrheiten. In den neueſten Zeiten haben einige die Sprache des Schulſyſtems ganz abgeſchaft, und eine blos bibliſche Theologie eingeführt wiſſen wollen. — Einige von den Vornehmſten, welche die dogmatiſche Theologie in Lehrbüchern abgehandelt haben, können hier des Raums wegen nur bei den Namen angezeigt werden: Lange, Pfaff, Burg, Jäger, Baumgarten, Schubert, J. G. Walch, Mosheim, Heilmann, Karpzov, Miller, Teller und Semler.

Fortſetzung. Was die Glaubenslehren ſelbſt betrift, ſo hat ſie mannichfaltige Abänderungen und Schikſale gehabt. Denn man hat in den neueſten Zeiten in den ſo genannten Grund- und Nichtgrundartikeln wichtige Dinge vorgenommen: man hat ſich nach freierer Unterſuchung der Wahrheit für verbunden geachtet, die Zahl der Grundartikel zu vermindern, und der Nichtgrundartikel zu vermehren. Wir können hier dieſe beträchtlichen Neuerungen nicht übergehn. Welches ſind denn wohl die vornehmſten Lehrſätze derer, die eine neue Religionsverbeſſerung für nothwendig halten? ſie gehen in manchen Stüken von einander ab. Sie haben das Reſultat ihrer Unterſuchungen noch nicht im Zuſammenhange bekannt gemacht — ihre Gedanken nicht immer ganz heraus geſagt ſondern ſich allgemeiner Ausdrüke und Vorſtellungen

bedie-

bedienet, auch nicht ſelten mit alten Worten neue Begriffe verknupft. Man kann daher noch keine vollkommene Abbildung von ihrem neuen Religionsgebäude machen. Hier ſind einige der vornehmſten Theile deſſelben Ueberhaupt fordern ſie: Man muß bei den Religionswahrheiten alles einſehen und begreiffen, wenn es zur moraliſchen Beſſerung dienen ſoll; alles, was dazu nichts beiträgt, was nicht vollkommen deutlich und verſtändlich iſt das iſt keine Religionswahrheit, ſondern Spekulation, Ueberbleibſel der ſcholaſtiſchen Sophiſterei, Menſchenſatzung und dergleichen. Man muß daher manche Lehren, die man bisher unter die Zahl der Religionslehren aufgenommen hat, und die in das thätige Chriſtenthum und in die Rechtſchaffenheit des Herzens und des Wandels keinen Einfluß haben, als unbibliſch ausmerzen; andere kann man zwar beibehalten, man muß ſie aber von dem Unterrichte der Jugend und den öffentlichen Vorträgen in gottesdienſtlichen Verſammlungen ausſchließen, weil ſie nicht allgemein faßlich und nutzbar, zum theil auch nur theologiſche Probleme ſind, u. ſ. w.

Inſonderheit aber lehren ſie: 1) Die Eingebung der heil. Schrift muß man nicht in die gewöhnliche Inſpiration der Sachen und Worte, ſondern nur überhaupt in die göttliche Leitung der heil. Schriftſteller ſetzen: Und nicht alles, was ſie geſchrieben haben, iſt göttlichen Urſprungs. 2) Man muß die Religionswahrheiten aus der nach richtigen Auslegungsregeln erklärten, heil. Schrift lediglich ſchöpfen, und kein menſchliches Anſehen gelten laſſen. 3) Von dreien Perſonen im göttlichen Weſen zu reden, iſt unſchiklich. Man muß bei der Bibel bleiben, und ſa-

gen: Der Vater, der Sohn und der heil. Geiſt ſind Gott. 4) Der Vater iſt der allerhöchſte Gott. Der Sohn iſt es nicht in dem Verſtande, wie der Vater iſt. Zwiſchen ihm und dem Vater iſt in Abſicht der Hoheit ein großer Unterſchied. Sohn Gottes iſt ein Amtsnahme. Jeſus iſt der höchſte Geſandte Gottes. 5) Die Begriffe, die man ſich von der Genugthuung Chriſti an unſerer Statt gemacht hat, ſind unbibliſch und falſch. Die Ausſprüche der heil. Schrift, aus denen man ſie herzuleiten pflegt, müſſen anders erklärt werden. Gott iſt nicht ſo grauſam, daß er erſt durch das Blut und den Tod Chriſti hätte verſöhnet werden dürfen. Er will die Sünden ohne ſolche Genugthuung bei aufrichtiger Treue und Beſſerung vergeben. Mit der Bereuung der Sünde, der Wiedererſtattung, der Unterlaſſung des Böſen von Seiten des Menſchen wird auch die Strafe zugleich aufgehoben. Jeſus hat dem Menſchen, im Fall er der Sünde entſagte, die Gnade Gottes verkündiget, den Weg, ſich von Sünden los zu machen, ihm gezeigt, und ihn durch die eröfnete Ausſicht in die Ewigkeit ermuntert. Dieſe ädle und großmüthigen Bemühungen, die Menſchen dem Unglück der Sünde zu entziehn, zogen ihm den Neid und die Feindſchaft der Juden zu, und damit den Tod. Hierauf möchte ſich wohl alles einſchränken. 6) Die Vorſtellungen von dreien Aemtern Jeſu ſind unſchiklich und unbequem. Die Bibel führt zwar darauf: es ſind aber nur bildliche Ausdrüke. 7) Für die Gottheit und Perſönlichkeit des h. Geiſtes findet man in der h. Schrift keine hinlängliche Beweiſe. Nicht alle Schriftorte, die man bisher erklärt hat, handeln von demſelben. 8) Der Menſch iſt nicht ſo verdorben, wie er gemeiniglich geſchildert zu werden pflegt. Die bisherige

herige Lehre von der Erbſünde iſt unbibliſch und ſchädlich, ſo wie auch die Lehre von dem angebohrnen Unvermögen zum Guten. Sie wird von den Chriſten ſo häufig dazu gemisbraucht, nichts zu ihrer Beſſerung zu thun, und es auf Gott ankommen zu laſſen, was er aus ihnen machen will. 9) Der Menſch muß erſt ſich beſſern und gut werden, ehe er die Gnade und das Wohlgefallen Gottes erlangt. 10) Die Sacramente ſind nicht eigentliche Gnadenmittel, ſondern blos äußerliche Ceremonien ohne göttliche Kraft und Würkung. Die Taufe iſt ein feierliches Bekenntniß zum Chriſtenthum, und das Abendmahl ein Genuß des Brodts und Weins zum Andenken des Todes Chriſti. 11) Der Glaube iſt nicht eine bloße Erkenntniß oder Zuverſicht, ſondern eigentlich die aufrichtige Annehmung der Lehre Jeſu. Er beſtehet in der Ueberzeugung und Befolgung der Wahrheiten. 12) Werke des Geſetzes, durch welche wir nach Verſicherung der h. Schrift nicht gerecht werden können, ſind nicht Geſinnungen und Handlungen der moraliſchen Rechtſchaffenheit, ſondern die Beibehaltung der moſaiſchen Anordnungen und jüdiſcher Ceremonien. 13) Die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen ſtreitet mit der Liebe Gottes und iſt der Vernunft nicht gemäß. Die Endlichkeit derſelben hat nichts, die Unendlichkeit aber alles wider ſich. 14) Was das Wort des Herrn uns zu unſerer Gottſeligkeit und zu unſerem Troſte vorhält, muß nothwendig den unterſcheidenden Karakter der Grundartikel ausmachen, es müßte denn Gott das blos unthätige Wiſſen dieſer oder jener Wahrheiten zu einer Bedingung unſerer Seligkeit gemacht haben. Die allgemeine Kennzeichen, woran man ſicher wiſſen kann, ob gewiſſe Sätze den Religionslehren, oder den theologiſchen Meinungen zugezählt werden

müſſen,

müſſen, ſind alſo: Einmahl, ob ſie dem Verſtande und Gewiſſen eines jeden nachdenkenden Menſchen, ohne vieles Grübeln und Spekuliren dabei nöthig zu haben, alſobald als Wahrheit einleuchten, oder ob es erſt eines langen Nachforſchens und gelehrter, zum Theil ſpitzfindiger Unterſuchungen bedürfe, um ſie mit Sicherheit dafür anzunehmen. Zweitens, ob aufrichtige Rechtſchaffenheit des Herzens und ſtandhafte Tugend im Leben, ob gegründete und dauerhafte Gemüthsruhe, ob zuverläßige Hofnung auf die Zukunft ohne dieſelbe gar nicht möglich ſei, oder gar wohl ohne ſie beſtehen könne? In den beiden erſten Fällen gehöret eine Lehre weſentlich zur Religion, in dem lezten aber zu theologiſchen oder philoſophiſchen Problemen und Hypotheſen, die ihren größeren oder geringern Werth haben, mit mehr oder weniger Scharfſinn von gelehrten Männern erfunden, durchgedacht, und in einem Siſtem gebracht ſind, über welche man für, oder wider disputiren kann, die man aber nicht jedermann als nothwendige Glaubensartikel aufdringen kann. Wir haben die angeführten Lehrſätze ſowohl, als dieſe Kennzeichen der Grundlehren, mehrentheils mit den eignen Worten der neuen Religionsverbeſſerer vorgetragen, um ihnen deſto weniger etwas aufzubürden, das ſie nicht lehren. Haben wir auch der Kürze wegen andere Worte gebraucht, ſo glauben wir doch die Hauptſache getroffen zu haben. Wer von der bisherigen Lehrform unſerer Kirche unterrichtet iſt, der wird leicht ſehen, in wie fern die erzählten Lehrſätze von ihr abgehen, oder nicht. Dieſen aber ſowohl als ähnlichen Sätzen deſtomehr Eingang in die Gemüther zu verſchaffen, hat man ſich bemüht, die Toleranz, oder Duldung nach ihrer Nothwendigkeit, Billigkeit und Liebenswürdigkeit darzuſtellen und anzupreiſen.

Nach dieſer Duldung ſoll man nicht jemanden, der ſonſt rechtſchaffen iſt, wegen gewiſſer Abweichungen vom gewöhnlichen Lehrbegrif verketzern, vielweniger bei außerweſentlichen Artikeln. Verſchiedenheiten in den Meinungen, und völlige Freiheit zu denken, dulden, und einander ertragen. — Es ſind aber mehrere Theologen aufgetreten, die dargegen ſehr vieles und nichts Unwichtiges eingewendet haben, worüber wir uns der Kürze wegen wiederum nicht einlaſſen können.

Die chriſtliche Sittenlehre iſt ohnſtreitig in dieſem Jahrhundert auf eine ſehr vorzügliche Art bearbeitet worden. Man hat ſie von der Glaubenslehre gröſtentheils getrennet, und beſonders abgehandelt, die Bewegungsgründe zu den Pflichten aber aus den Lehren des Glaubens hergenommen, und die Quellen gezeigt, woraus alles Vermögen zu unſern Pflichtleiſtungen geſchöpft werden muß. Einige unſrer Moraltheologen ſind in Ausdehnung und Forderung der chriſtlichen Pflichten ſehr weit gegangen, und haben eine ſehr große Strenge im Chriſtenthum beobachtet wiſſen wollen; andere haben geglaubt, man müſſe gegen die natürliche Schwäche und Sinnlichkeit der Sterblichen einige Duldung und Nachſicht beweiſen. Dieſe verſchiedene Denkungsart hat oftmalige Streitigkeiten veranlaßt, und dieſe Streitigkeiten über gewiſſe Pflichten und über die Rechtmäſſigkeit einzelner Handlungen haben viel Licht über manche Gegenſtände der Moral verbreitet. Es ſind daher Veranlaſſungen entſtanden, über viele ſittliche Materien reiflicher nachzudenken, und unſere Lehrbücher mit manchen nützlichen Unterſuchungen und Abhandlungen zu bereichern. Man hat eine große Anzahl von Werken, worinn die Sittenlehre.

ganze

ganze Sittenlehre der Chriſten vorgetragen worden iſt. Das erſte beträchtliche Werk, das in dieſem Jahrhunderte 1711 geliefert worden, iſt ohnſtreitig des D. J. F. Buddeus lateiniſch geſchriebene Moraltheologie, die aber auch in die deutſche Sprache überſezt worden. Der Pabſt Klemens XI. ließ dies Buch wegen ſeiner Vortreflichkeit in die vatikaniſche Bibliothek ſetzen. — Nachdem die philoſophiſche Moral beträchtliche Verbeſſerungen erhalten; ſo hat ſich der Nutzen davon auch auf die theologiſche verbreitet. D. S. J. Baumgartens Unterricht vom rechtmäßigen Verhalten eines Chriſten, oder theologiſche Moral, hat ſich durch genau erwieſenen Vortrag der chriſtlichen Pflichten, und durch die Fruchtbarkeit und Vollſtändigkeit des Innhalts ſehr empfohlen. Die Werke eines Arnolds, Leß, Bahrdts und andere enthalten viel Gutes. Das ausführlichſte Werk über die ganze chriſtliche Moral iſt J. L. von Mosheim Sittenlehre der heil. Schrift, an welcher von 1735 bis 1770 gearbeitet worden. Der Verfaſſer ſtarb ohne Vollendung dieſer Arbeit im Jahre 1755, nachdem er fünf Theile an das Licht geſtellt hatte. Die Fortſetzung dieſes Werks iſt in die Hände des Herrn D. J. P. Miller gekommen, der den ſechſten bis neunten Theil ſo gründlich, ſo geſchikt und gemeinnützig bearbeitet hat, daß man denſelben faſt einen Vorzug vor den erſten fünf Theilen zugeſtehen muß. Mosheim, der ſchon einen zu weiten Plan dieſes Werks angelegt hatte, vergrößerte es durch ſeine Schreibart, die, wenn er in deutſcher Sprache ſchrieb, ſehr weitläuftig und wortreich war, und durch ſeinen Witz belebt gleich einen Strom fortfloß.

Was

Was die ſymboliſche Theologie betrift, ſo findet man zwar nichts von Verfertigung neuer Glaubensbekenntniſſe in der lutheriſchen Kirche: daß man aber dieſe Art der Theologie in unſerm Jahrhundert nicht ganz vernachläßiget habe, das zeigen ſowohl die neuen Ausgaben ſymboliſcher Bücher, als auch andere Abhandlungen, welche dieſelben theils erläutern, theils das Anſehen derſelben unterſuchen. Eine ſehr gute deutſche Ausgabe der ſymboliſchen Bücher mit Beifügungen der verſchiedenen Lesarten voriger Ausgaben hat uns D. S. J. Baumgarten, und eine deutſch-lateiniſche J. G. Walch geliefert. Eine brauchbare Erläuterung und Zergliederung der ſymboliſchen Bücher haben wir gleichfals dem Fleiße des Baumgarten zu verdanken. Symboliſche Theologie.

Eine anſtändigere und nützlichere Geſtalt hat in unſerm Jahrhundert die Polemik oder Streittheologie erhalten. Es wäre freilich zu wünſchen, daß wir gar keine Beſchäftigung mit derſelben bedürften. Aber der Wunſch wird wohl nie erfüllet werden, da nicht zu vermuthen ſteht, und es auch überhaupt genommen nicht möglich iſt, daß die Meinungen der Theologen überall einſtimmig ſeyn können. Die Polemik kann alſo nicht ganz aus der Reihe theologiſcher Wiſſenſchaften verbannt werden. Allein ſie muß auf eine überzeugende und moraliſch gute Art, ohne ſophiſtiſche Ränke und unchriſtliche Feindſeligkeit und Bitterkeit angewandt werden. Es ſind auch in der That manche ehemalige Fehler, Grobheit, Hitze, Ungeſtüm der Leidenſchaften, Rechthaberei, ungegründete und zur Sache undienliche Umſchweife und dergleichen, bei der Polemik unſers Jahrhunderts ziemlich glüklich vermieden worden. Zu den Werken, welche die Streittheologie.

die polemiſche Theologie abhandeln, kann man Walchs Einleitung in die polemiſche Gottesgelahrheit und Baumgartens Unterſuchung theologiſcher Streitigkeiten als brauchbare Bücher rechnen.

Kirchenrecht.

Das Kirchenrecht hat in unſerm Jahrhunderte eine merkliche Veränderung erfahren. Der Erſte, der uns die Augen in dem Kirchenrecht öfnete, war Puffendorf. Er zeigte den wahren Begrif der Kirche, und wies, daß dieſelbe eine Geſellſchaft ſei, folglich auch die Rechte einer Geſellſchaft haben müßte. Nach ihm bemühete ſich Thomaſius ein ganz neues Recht einzuführen. Dieſer Mann, welcher einen großen Haß gegen die Geiſtlichen hatte, ſuchte der Geiſtlichkeit alle ihre Rechte, die ihr nach der Kirchenverbeſſerung übrig geblieben waren, zu nehmen. Er nahm deshalb den hobbeſianiſchen Grundſatz an, der Landsherr muß eine uneingeſchränkte Macht und Gewalt ſowohl über geiſtliche, als weltliche Sachen haben, und dieß wegen ſeiner Landesherrlichen Hoheit. Sein Grundſatz erhielt vielen Beifall, ſo irrig er auch war. Er war aber nicht nur irrig, ſondern auch gefährlich. Der Erzbiſchof von Salzburg handelte nach denſelben, da er ſeinen evangeliſchen Unterthanen die Religionsfreiheit nahm. Die katholiſchen Fürſten bedienen ſich deſſelben beſtändig in den Streitigkeiten mit ihren evangeliſchen Unterthanen. Unſere vernünftigen Rechtsgelehrten ſind, nachdem ſie dieſe Folgen geſehen, klüger geworden, und haben des Thomaſius Meinung verworfen. Manche Gottesgelehrten z. E. Baumgarten, nahmen das Syſtem des Thomaſius an. Andere aber waren damit nicht zufrieden. Man fieng an, die Kollegialrechte, oder ſolche Rechte, die

der

der Kirche, wie einer jeden andern Geſellſchaft vermöge ihres Endzweks und ihrer Grundgeſetze zukommen, zu vertheidigen und aufzuklären. Pfaff wendete dabei vorzüglichen Fleis an, und es gelang ihm. Die Kollegialrechte wurden wieder hergeſtellt, und man machte einen genauen Unterſchied zwiſchen dem, was Gott, und was der Obrigkeit und der Kirche zukomme. Die Rechtsgelehrten folgten dem Pfaff und ſelbſt das evangeliſche Corpus hielt dieſelben genehm. Dadurch wurde die Ruhe der Kirche ausnehmend erhalten.

Das Studium der Kirchengeſchichte hat in dieſem Jahrhunderte vorzüglich dadurch gewonnen, daß man ſich mehr, wie ſonſt, um die ächten Quellen bekümmert, die Kenntniſſe der ältern und mittlern Kirchengeſchichte erweitert, und den Vortrag deſſelben pragmatiſch eingerichtet hat. Man hat ſich nicht damit befriediget, die trokne Geſchichte zu erzählen, ſondern man hat auch die Triebfedern ſowohl, als Folgen der Begebenheiten ins Licht zu ſetzen ſich bemühet. Freilich ſind ſie hierinn nicht alle gleich glüklich geweſen. Allein das wird man zugeſtehen müſſen, daß die meiſten unter ihnen ihre Vorgänger in den vorigen Zeiten weit hinter ſich zurük gelaſſen. Merkwürdig iſt es, daß auch Rechtsgelehrte in unſerm Jahrhunderte nicht nur die Dienſte mit Dank angenommen, die ihnen die Kenntniſſe der Kirchenhiſtorie in ihrem Fache leiſtet, ſondern ſich auch ſogar mit einiger Bearbeitung derſelben beſchäftigt haben. Zu den großen Werken, welche zur Kirchengeſchichte dienen, gehören, auſſer den bekannten magdeburgiſchen Centurien und G. Arnolds unpartheiiſche Ketzerhiſtorie, D. Weismanns Werk, welches mit guter Beurtheilungskraft geſchrieben iſt, doch aber nicht alle

Studium der Kirchengeſchichte.

dahin gehörige Materien enthält; D. J. G. Walchs Kirchengeſchichte, ſo aber nur die vier erſten Jahrhunderte in ſich ſchließt: J. L. von Mosheims Inſtitutionen: Baumgartens Auszug der Kirchengeſchichte: J. M. Schrökhs chriſtliche Kirchengeſchichte und noch viele andere.

Homiletik. Vorzüglich auffallende Veränderungen ſind in dieſem Jahrhunderte in dem öffentlichen Vortrage der Religionslehren vor gottesdienſtliche Verſammlungen geſchehen. Es iſt kaum auszuhalten, wenn man die Predigten aus den vorigen Zeiten, wenige ausgenommen, lißt. Wären dieſe Mißgeburten des menſchlichen Verſtandes nicht wirklich da; ſo ſollte man faſt an ihrer Möglichkeit zweifeln. Im Anfange dieſes Jahrhunderts räumte der ſogenannte Pietismus ungemein auf. Spener, Franke, und ihres gleichen lehrten die Prediger, alle unnütze Gelehrſamkeit aus ihren Vorträgen ausmerzen, und evangeliſche Moral predigen. Was Gottſched in der Verbeſſerung der deutſchen Sprache geleiſtet, das leiſtete Mosheim, der Richtigkeit und Schönheit unſerer Mutterſprache ſo ſehr, als den Witz und Scharfſinn in ſeiner Gewalt hatte, in der Kanzelberedſamkeit. Mit ihm gieng ſeit 1725. eine neue große Periode derſelben an. Er erklärte in ſeinen heiligen Reden die Schrift. Er philoſophirte, er mahlte, er rührte. Nur Schade, daß ſein Vortrag mehr wortreich, als ſachenvoll war. Der Beifall, den er erhielt, ward bis zum Erſtaunen weit getrieben, und wir ſagen wohl nicht zu viel, oft übertrieben. Viele Vorzüge hatte er ohnſtreitig vor ſeinen Zeitgenoſſen; allein die knechtiſche Nachahmung ſeiner Predigten war ſo thöricht, als ſchädlich und unmöglich. — Die mathematiſchen und philoſophiſchen Prediger traten faſt in eben dieſer Periode auf,

und machten beinahe keinen Unterſchied, ob ſie auf der Kanzel, oder auf dem philoſophiſchen Lehrſtuhle ſtanden. J. J. Rambach, der beides erleuchten und erbauen wollte, blieb unter den damaligen Lehrern auf der Mittelſtraße. Er redete eine reine deutſche Sprache. Sein Vortrag war erfahrungsvoll und praktiſch. Und er hatte damals nach Mosheimen den größten Beifall. In der Folge wollte alles erhaben ſeyn. Man gerieth auf einen ſchwülſtigen und den Fähigkeiten des gemeinen Chriſten ganz und gar nicht angemeſſenen Vortrag. Die Meßiade kam dazu. Alles wimmelte von Seraphs. Enthuſiasmus trat an die Stelle einer ruhigen Ueberzeugung, und die gründliche Erkenntniß und Beſſerung fiel. Man wird indeß leicht erachten, daß ich hier nur von dem herrſchenden Tone rede. Die vielen Ausnahmen und Herabſtimmungen deſſelben, die man in jenen Zeiten mit Vergnügen wahrnahm, ſind bekannt: in den neuſten Zeiten ſind viele dieſer Fehler glüklich und ſchön vermieden worden. Man kann im Ganzen mit den Verbeſſerungen unſerer Zeiten zufrieden ſeyn. Man bringt, wenigſten größtentheils, nicht mehr unnütze Sachen und unzwekmäßige Gelehrſamkeit auf die Lehrſtühle, ſondern predigt, was unterrichten, erbauen und beſſern kann. Im Ausdruke herrſcht Deutlichkeit, Leichtigkeit und Beſtimmtheit. Man ſchwingt ſich nicht zu hoch, ſinkt auch nicht bis zu den Niederträchtigen herab. Wir wollen, um die verbeſſerte Kanzelberedſamkeit noch mehr ins Licht zu ſetzen, die Männer nennen, die ſowohl durch Anweiſungen zur geiſtlichen Beredſamkeit um angehende Lehrer, als durch gute Predigten um das ganze Publikum ſich verdient gemacht haben. Zu den erſten gehören J. F. Bahrdt, Baumgarten, Struenſee, Mosheim und W. A.

Teller. Des letztern Buch iſt eins der beſten in ſeiner Art. — Der vorzüglichen Predigten iſt eine große Menge. Wir wollen hier blos die Namen anzeigen: Mosheim, Reinbek, Bahrdt, Jeruſalem, Jacobi, Boyſen, Schlegel, Cramer, Sucro, Leß, Münter, Spalding, W. A. Teller, Reſewitz, Patzke, Sturm und Rautenberg. Die Auswahl zum Gebrauch kömmt auf den Geſchmak der Leſer an.

Zuſtand der Gelehrſamkeit.

Da der Zuſtand der Gelehrſamkeit zu allen Zeiten, ſonderlich aber in dieſem Jahrhundert, einen mächtigen Einfluß in die Religionsangelegenheiten gehabt hat, und noch hat; ſo iſt es nicht nur nicht überflüßig, ſondern auch nothwendig, von den Veränderungen ſowohl, als von der Aufnahme der Gelehrſamkeit hier zu handeln. — Bei dem Anfange dieſes Jahrhunderts war die Univerſität zu Halle gleichſam das Muſter, wornach ſich faſt alle Akademien der lutherſchen Kirche richteten. Die Wiſſenſchaften, die zu Halle vorgetragen wurden, waren die Hauptwiſſenſchaften unſerer Kirchen. Und man trug ſie auch insgemein ſo vor, wie ſie von den damals berühmten Lehrern der halliſchen Univerſität vorgetragen wurden. Dieſe Wiſſenſchaften aber waren neben der Theologie, den gelehrten Sprachen und dem Rechte zuförderſt die Litterärhiſtorie. Dieſe wurde ungemein ſtark getrieben. Gundling, Thomaſius und andere ſagten öffentlich, daß die gelehrte Geſchichte der Grund der ganzen Weisheit wäre. Darneben trieb man die Reichs- und Staatsgeſchichte nach einer neuen Art, ferner das Naturrecht nach den Vorſchriften des Grotius und Puffendorfs, die philoſophiſche Moral und die Logik und Phyſik. Allein dieſe Wiſſenſchaften wurden

wurden damals ſehr ſeichte vorgetragen. Um die Art, ſeine Gedanken zierlich und wohl auszudrüken, bekümmerte man ſich noch nicht. Thomaſius und ſeine Anhänger miſchten in ihren ſchlechten deutſchen Ausdruk ſo viele Wörter aus fremden Sprachen, daß man jezt die damahlige Schreibart kaum ohne Ekel anſehen kann. Und die Sachen aus ihren erſten Gründen recht herzuleiten und zu beweiſen, hielt man für Pedanterei. Ein Staatsmann und ein wahrhafter Gelehrter, ſagte man, müſſe ſich an die Grillenfängerei der Grammatik und Methaphyſik nicht kehren. Thomaſius hielt es ſo gar für eine Schönheit, barbariſch Latein zu ſchreiben. Cellarius, ſein Kollege und die übrigen Gelehrten in Deutſchland ärgerten ſich über dieſe Barbarei, und er lachte darüber — Allein mit dem Jahre 1710, ſonderlich aber mit dem Jahre 1720 änderte ſich vieles. Es wurden noch andere Wiſſenſchaften eingeführet: ſie wurden zierlicher und angenehmer vorgetragen, und mit größerer Gründlichkeit abgehandelt, als die Väter gethan hatten. Die gelehrte Geſchichte blieb zwar, aber ſie bekam nach und nach eine andere Geſtalt. Die Phyſik und Mathematik waren beim Anfange des Jahrhunders in unſerer ganzen Kirche in keinem großen Anſehn. Hie und da war wohl ein Mathematiker, Mechaniker und Naturforſcher: allein dieſe Leute wurden nicht geachtet, und man glaubte, daß dieſe Wiſſenſchaften dem gemeinen Leben nicht vielen Nutzen ſtifteten. In der Folge wurden ſie aber aus dem Staube hervorgeſuchet, und ſehr weit getrieben. — Seit 1720 haben wir etwa angefangen, deutſch zu ſchreiben, oder unſere Mutterſprache von den Schlaken und Unvollkommenheiten, die ſie an ſich

gehabt, zu reinigen, die fremden Wörter heraus=zuwerfen, und unſere Schreibart zu beſſern.

Durch einen angenehmen Vortrag ſind viele angetrieben worden, ſich auf die Wiſſenſchaften zu legen, die vorhin einen Ekel dafür hatten. Eine Menge Menſchen legte ſich ſonſt nicht auf dieſelbe, weil ſie lateiniſch, oder in einer ſchlechten Schreibart vorgetragen wurden. Nachdem man aber angefangen hat, deutſch zu ſchreiben: ſo haben ſelbſt diejenigen einen Geſchmak daran gewonnen, die ſie ſonſt nicht zu ihrer Hauptſache machen.

In den vorigen Zeiten war es üblich, daß die, ſo gelehrt heißen wollten, insgemein dunkel, ſchwülſtig, und hoch ſchrieben, damit ſie der Pöbel nicht verſtehen möchte. Denn man hielt die Wiſſenſchaften für Geheimniſſe, die dem Volke müßten verborgen bleiben, damit die Ehre eines Gelehrten deſto größer ſeyn möchte. Dieſe thörichte Grillen hatte man in den neuen Zeiten abgelegt, und dadurch iſt der Welt ein weit größeres Licht aufgegangen. Wie ſehr hat nicht auch die Gründlichkeit von Zeit zu Zeit zugenommen: man hat ſich bemüht, und bemühet ſich noch, alles aus den erſten Gründen der geſunden Vernunft zu beweiſen, welches vormals nicht gewöhnlich war. — Im Anfange des Jahrhunderts bis 1725 war es unter den Gelehrten Mode, daß man eine halbe Seite immer mit Citationen füllen mußte. Wer dieſes nicht that, konnte ſich ſchwerlich zu der Ehre eines Gelehrten hinanſchwingen. Die Ausländer haben uns Deutſche dieſer Gewohnheit wegen lange ausgelacht. Dennoch wurden ſie lange beibehalten, und einer ſchrieb ſie oft von einem andern ab. In unſern Zeiten ſind wir anders geſinnt,

ſinnt, und wir ſehen diejenigen, die eine unnüze Pralerei mit ihrer Beleſenheit machen, für Leute an, die ſich ſelbſt nicht recht kennen, und nicht wiſſen, was Gelehrſamkeit ſei. Auf dieſe Art ſind die Wiſſenſchaften von etwa 1725 an ſtuffenweiſe ungemein verbeſſert. Und wenn wir ſo fortfahren werden: wie ſonderlich in den neuſten Zeiten der Anfang gemacht worden: iſt ſo läßt ſich vermuthen, daß vor dem Ablaufe dieſes Jahrhunderts keine Nation in ganz Europa ſein wird, der die Deutſchen an Kunſt, Wiz, Verſtand und Gelehrſamkeit nachgeben werden. Vor mehrern Jahren iſt uns ſchon ein ungemeiner Vorzug dadurch zugeſtanden worden, daß Ausländer unſere Schriften in ihre Sprachen überſezt haben: wer hätte das vor ſechszig Jahren vermuthen ſollen?

Wir müſſen aber inſonderheit zuförderſt von den auſſerordentlichen Veränderungen reden, welche die Philoſophie in dieſem Jahrhundert erfahren hat. Dieſe Sache iſt ſo merkwürdig, und hat einen ſo ſtarken Einfluß in die Religionsangelegenheiten, daß man von vielen Vorfällen in unſerer Kirche keine Urſache angeben kann, wenn man nicht weiß, wie der Zuſtand der Philoſophie vormals beſchaffen geweſen iſt. Derjenige, der uns zur Philoſophie erwekt hat, iſt eigentlich Peter Bayle. Dieſer ſeltſame und ſonderbare Kopf, der ſonſt eben nicht viel Gutes durch ſeine Schriften geſtiftet, hat doch zufälligerweiſe dazu Anlaß gegeben, daß unſere Genies ſind erwekt worden. Dieſer Mann machte den Gelehrten und Weltweiſen ſo ſpizige Einwürfe, daß ſie alle ihre Geſchiklichkeit aufbieten mußten, ihm zu antworten. — Um dieſe Sache in ihrem Zuſammenhange einzuſehen, muß man in die vorigen Zeiten zurük gehen. Von dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhun-

Philoſophie.

hunderts bis 1680 war die Methaphyſik die erſte und vornehmſte Wiſſenſchaft in unſerer Kirche, die Königinn der Wiſſenſchaften. Die ſtudieren wollten, fingen ordentlich von der Methaphyſik an, und brachten daher bei ihr eine lange Zeit zu. Daher kömmts, daß ſo viele Gelehrte unſerer Kirche in den damaligen Zeiten Lehrbücher der Methaphyſik geſchrieben haben. Die damals herrſchende Methaphyſik ſtimmte in der Hauptſache mit der heutigen überein: allein die Schreibart der alten Methaphyſiker iſt ſehr finſter und dunkel. Sie brauchten Worte, die ſie von den Scholaſtikern geborgt hatten, und erklärten ſie nicht immer deutlich und helle genung. In den Hauptwahrheiten iſt die alte Methaphyſik von der heutigen nicht unterſchieden. Man weiß, daß die Methaphyſik unſerer Vorfahren nach den Vorſchriften des Ariſtoteles, dieſes angebeteten Patriarchen der Methaphyſiker, abgehandelt worden. Nach eben dieſes Mannes Zuſchnitt ward auch die Logik in jenen Zeiten bearbeitet. Auf die Logik folgte damals die Ethik und Politik, welche überaus ſtark getrieben wurden. Durch die Ethik verſtand man eben das, was wir jezt philoſophiſche Moral nennen, und ihr flikte man ein Stük vom Naturrechte an. Denn dies war im vorigen Jahrhundert noch keine beſondere Wiſſenſchaft. Durch die Politik, die man eifrig trieb, glaubte man Staatsmänner bilden zu können. Ariſtoteles war auch ihr Licht und Führer. Aus dieſen vier Diſciplinen beſtand damals die ganze Philoſophie. Von der Phyſik wußte man ſehr wenig, und von den übrigen Wiſſenſchaften, die wir jezt zur Philoſophie rechnen, noch weniger. Die Cosmologie, Pſychologie ſind neue Wiſſenſchaften, die erſt in dieſem Jahrhundert die Weltweis-

heit bereichert haben. Die Philoſophie des Carteſius, die mit der Zeit aufkam, machte zwar einige Veränderungen in der Art zu philoſophiren; allein, da dieſer Mann ſelbſt die Methaphyſik zum Grunde legte, und alles aus einigen wenigen methaphyſiſchen Sätzen herleitete: ſo war dieſe Veränderung nicht geſchikt, die Methaphyſik vom Throne zu ſtoßen. Allein gegen das Jahr 1680 änderte ſich das Schikſal der Philoſophie in unſerer Kirche gewaltig. Von der Zeit an kamen die Bücher der Ausländer zu uns, die wir vorher nicht gekannt hatten. Der Bücherhandel war im vorigen Jahrhundert noch lange nicht zu der Vollkommenheit gebracht, die er jezt hat. Es blieben daher dieſe Bücher der Ausländer in unſrer Kirche unbekannt. Allein gegen erwähntes Jahr erweiterte ſich der Bücherhandel, und man erhielt auch die Schriften der Franzoſen, Holländer und Engländer. Man bekam alſo auch philoſophiſche Schriften, welche deutlicher und gründlicher abgefaßt, folglich auch brauchbarer waren. Man nahm aus denſelben, was man brauchen konnte, und hieraus entſtand eine neue Art von Philoſophie.

Aber eben dies war der Tod der Methaphyſik. Denn dieſe war bei den Ausländern, die wir brauchten, verachtet. Die Hauptbücher, aus welchen man ſchöpfte, waren Loks Schriften vom menſchlichen Verſtande, des ſcharfſinnigen Janſeniſten Arnaulds Kunſt zu denken, und des Malebranche Schrift von Erforſchung der Wahrheit. Aus dieſen und andern dergleichen Büchern hatte der berühmte Armenianer Johann le Clerc, philoſophiſche Kompendien verfertiget. So bald wir ſolche Bücher brauchten, fingen wir

an, den Ariſtoteles abzuſchaffen, die Methaphyſik zu verbannen, und dagegen eine neue Philoſophie einzuführen, welche die eklektiſche Philoſophie genannt wurde. Wenn das eklektiſch heißet, was aus vielen zuſammen geleſen worden: ſo verdient ſie dieſen Namen in der That. Der erſte unter uns, der die alte Philoſophie zu verſtoßen gedachte, und der Methaphyſik würklich den erſten Stoß gegeben hat, war der berühmte jenaiſche Mathematiker Erh. Weigel. Faſt alle Mathematiker ſind keine große Freunde der Methaphyſik. Weigel war ein Beiſpiel davon, und ſuchte ſeine Schüler allmählig zu einer andern Art von Philoſophie anzuführen, und ſonderlich die Mathematik und mechaniſchen Wiſſenſchaften in Deutſchland im Gange zu bringen. Er liebte aber die Ruhe, daher band er nie öffentlich mit der Philoſophie an. Aber er ſtreute allmählig den Saamen aus, der in den folgenden Zeiten Früchte getragen hat. Man hat viele kleine Schriften von ihm, die jezt faſt unbekannt ſind. Sie ſind aber überaus nützlich, indem aus ihnen erhellet, daß er ein großer und ſcharfſinniger Kopf geweſen, der ſehr tief gedacht, und eine andere Art von Philoſophie im Kopfe gehabt; daß es ihm aber an Muth gefehlet, frei heraus zu gehen. Einer von ſeinen Schülern war der weltberühmte Sam. Freiherr von Puffendorf.

Puffendorf.

Dieſer bauete, wie er ſelber ſagte, auf das, was er vom Weigel gelernet hatte, und gab der alten Philoſophie noch einen größern Stoß. Er war ein Mann von großem Witze, von vielen Einſichten, und einer beſondern Staatsklugheit, wenn gleich ſeine Gelehrſamkeit nur mittelmäßig war. Seine Abſicht ging dahin, eine ſolche Philoſophie

ausfündig zu machen, die an den Höfen und im menſchlichen Leben könnte gebraucht werden, welchen Nutzen er der bisherigen Methaphyſik und Philoſophie abſprach. Denn er bemerkte, daß die größten Methaphyſiker keine verſtändliche Deduktion aufſetzen konnten. Er beſchloß daher eine Staats- und Weltphiloſophie einzuführen, und verſtieß alſo die Methaphyſik und Logik, behielt hingegen nur die Ethik und Politik. Und dieſe beiden Wiſſenſchaften trug er auch ganz anders vor, als man bisher gethan hatte. Hieraus entſtanden ſeine bekannten Bücher, ſein Recht der Natur, ſein Buch von den Pflichten, und andere. Dieſe Philoſophie fand einen ſehr großen Beifall bei den Staatsleuten und Rechtsgelehrten. Daher ſind ſo viele Ausgaben und Ueberſetzungen ſeiner Bücher vorhanden. Aber eben deswegen bekam dieſer berühmte Mann mit den alten Weltweiſen und Gottesgelehrten überaus ſchlimme Händel. Sie beſchuldigten ihn, daß er die alte Weisheit verſtoßen, Ketzerei und eine neue Lehre einführen wollte, die zum Schaden des Staats, der Religion und der Welt gereichen müßte. Er mußte daher eine große Menge Streitſchriften mit ihnen wechſeln, welche alle zuſammen gedrukt und werth ſind, geleſen zu werden. Man kann daraus abnehmen, wie die Theologen und Philoſophen damaliger Zeit geſinnet geweſen. Unter Puffendorfs Freunden und Anhängern war Chriſtian Thomaſius einer der vornehmſten. Dieſer nahm ſeine Parthei öffentlich, und bemühete ſich, ſein Recht der Natur und ſeine Philoſophie fortzupflanzen. Obgleich ſein Vater Jakob Thomaſius einer der berühmten Philoſophen damaliger Zeit, und ein ſtrenger Methaphyſiker geweſen war: ſo führte doch ſein Sohn eine ganz andere

Art zu philoſophiren ein. Seine Abſicht erſtreckte ſich noch weiter, als die Abſicht des Puffendorfs. Er ſahe wohl, daß die neuen Wiſſenſchaften, die derſelbe eingeführet hatte, nicht zureichten, und daß man zum wenigſten auch die Logik wiſſen müßte. Allein mit Puffendorfs Grundſätzen ſtimmte er vollkommen überein. Seine Philoſophie war alſo abermals eine Welt- und Staatsphiloſophie.

Thomaſius. Thomaſius war der erſte, der das Herz hatte, in der deutſchen Sprache zu philoſophiren. Seine deutſchen Lehrbücher ſind jezt vergeſſen. Sie ſind auch in der That ſehr unvollkommen und in einer ſchlechten Schreibart aufgeſezt. Allein man kann doch den Zuſtand der Weltweisheit zu den Zeiten unſerer Väter daraus ſehen. Seine Philoſophie beſtand aus der Logik und Moral. Die leztere theilte er wieder in das Recht der Natur und die eigentliche Moral. Aus den übrigen philoſophiſchen Wiſſenſchaften machte er gar nichts. Auf ſeinen Grund baueten viele andere, und da er ein großer Feind der Methaphyſik, wie ſein Vorgänger, war, ſo war dieſelbe auf einmal aller ihrer Ehre und Herrlichkeit beraubt. Zeidler, einer von ſeinen Schülern, überſezte die Methaphyſik in die deutſche Sprache, und drükte alle lateiniſche Wörter mit eben ſo viel deutſchen aus. Hiedurch aber ward ſie ſo lächerlich gemacht, daß ihre Verachtung aufs höchſte ſtieg. Und diejenigen, ſo ſich etwa noch auf ſie legten, zogen ſich Spott und Verachtung zu. Die Theologen zu Halle vereinigten ſich mit dem Thomas in dieſem Stüke, indem ſie eben ſo ſtarke Feinde der Methaphyſik waren. Ihr Grundſatz war: die Methaphyſik iſt bisher der wahren Gottſeligkeit ſchädlich geweſen; wenn alſo dieſe wieder blühen ſoll,

ſo muß

ſo muß jene aus der Theologie ſowohl, als aus dem ganzen Reiche der Gelehrſamkeit verbannet werden. Hierdurch wurde ſie einer völligen Verachtung ausgeſezt. Die Logik behielt man zwar bei: allein ſie mußte eine große Veränderung erfahren.

Die Kunſt, Schlüſſe zu machen, war durch den Thomaſius und ſeine Freunde herausgeworfen. Thomaſius wollte eine neue, die ſokratiſche Logik, einführen; es gelung ihm aber nicht. — Auf dieſe Art entſtand alſo die Eklektiſche Philoſophie. Ihre Geſtalt kann man aus des J. F. Buddeus Elementen, oder Anfangsgründen der Philoſophie, die man viele Jahre gebraucht hat, kennen lernen. Sie beſtand aus der Logik, aus dem Naturrecht, aus der philoſophiſchen Moral, und aus Phyſik. Die Methaphyſik füllete nur einige Blätter aus. Die Logik war aus den oben angeführten Büchern des Loks, Malebranche, und Arnaulds genommen, das Naturrecht und die Moral aus dem Grotius und Puffendorf, und die Phyſik aus des Le Clercs philoſophiſchen Werken. Dieſer Haß der Methaphyſik dauerte bis ins Jahr 1710. in welchem G. W. von Leibnitzens Theodicee ans Licht trat, die eine ſolche Veränderung in und auſſer unſrer Kirche hervorbrachte, daß von der Zeit an die Methaphyſik wieder hervorgeſucht wurde, und die Philoſophie wieder eine ganz andere Geſtalt gewann. Leibniz.

Leibniz, ein Schüler vom Jak. Thomaſius, und Erh. Weigel, hatte ſchon in dem vorigen Jahrhundert an die Verbeſſerung der Philoſophie gedacht. So lange aber noch die ariſtoteliſche Philoſophie auf allen Univerſitäten herrſchte, war er überaus

überaus behutſam, damit er nicht den Haß der Philoſophen auf ſich laden möchte.

Er ſchien anfänglich nur eine Freundſchaft zwiſchen den Ariſtoteles, Carteſius und andern neuen Philoſophen ſtiften zu wollen. Als aber die eklektiſche Philoſophie aufkam, wurde er etwas freier und muthiger. Er fieng an, nach und nach einige Stüke ſeines philoſophiſchen Syſtems in die damaligen Monatsſchriften einrüken zu laſſen. Weil aber dieſe Stüke nicht aneinander hiengen; ſo konnte man ſein ganzes Syſtem nicht überſehen. Dieß wollte er auch aus Vorſichtigkeit nicht auf einmal bekannt machen, weil er wohl einſahe, daß Händel daraus entſtehen würden. Allein in der Theodicee entdekte er ſeine Grundſätze und ſein ganzes Syſtem viel klärer, und deutlicher. Und nun konnte man auch die Abſicht jener kleinen Schriften beſſer einſehen. Man weiß, daß die Theodicee eigentlich eine Widerlegung des Pet. Bayle und des von ihm vertheidigten Manichaeismus und der Einwendungen iſt, die dieſer ſcharfſinnige Mann wider die Lehre der Chriſten von dem Falle unſerer Stammältern und vom Urſprunge des Böſen gemacht hat. Man kann alſo wohl mit Wahrheit ſagen, daß Bayle, wie wir oben bemerkt, zufälliger Weiſe die Veranlaſſung zu unſerer heutigen Philoſophie gegeben hat. Es iſt bekannt, daß Bayle ſeine ganze Scharfſinnigkeit dazu anwendete, alles, was gewiß war, zweifelhaft und ungewiß zu machen. Dieß that er auf eine ſo leichte, ſinnreiche und angenehme Art, daß er viel Beifall erhielt, welchen er auch bei vielen und zum Theil bei ſolchen, die den Mangel ihres Scharfſinnes und Witzes aus ſeinem Vorrath zu erſetzen ſuchen, noch hat. Er bekam aber über ſeine Sä-

tze einen heftigen Streit mit den Theologen. Hauptſächlich ſtritte er ſich mit ihnen über den Fall der erſten Menſchen, und den Urſprung des Böſen, und behauptete, daß Schrift, Vernunft und Erfahrung in dieſen Stüken nicht mit einander vereinigt werden könnten. Bayle machte ihnen durch ſeine Einwürfe in der That viel zu ſchaffen. Die große Königinn von Preuſſen, Sophie Charlotte, die einen durchdringenden Verſtand hatte, und ſich ſehr auf die Wiſſenſchaften legte, hatte nicht nur den Bayle geleſen, ſondern ſich auch in Haag mit ihm ſelbſt unterredet. Sie trug die Zweifel deſſelben ihren Theologen und Philoſophen, und auch dem Leibniz vor, und verlangte, ſonderlich von dem letzten, der als Präſident der von ihm geſtifteten Societät der Wiſſenſchaften öfters nach Berlin kam, die Auflöſung derſelben. Leibniz machte ſich zu dieſer Auflöſung anheiſchig, und ſchrieb deshalb ſeine Theodicee, worinn er die Güte Gottes rechtfertigte, und ſich über die Freiheit des Menſchen und den Urſprung des Böſen erklärte. Es kam aber dieß Buch weder beim Leben der Königinn, noch des Bayle heraus, und man hatte alſo das Vergnügen nicht, das Urtheil des Bayle darüber zu erfahren. Nachdem aber die Theodicee erſchienen war, ſahe man ein, daß die Methaphyſik ſo lächerlich nicht ſei, als ſie von dem Thomaſius und ſeinen Freunden war vorgeſtellet worden, ſondern auf eine Art vorgetragen werden könne, die brauchbar und der Welt nützlich wäre. Denn Leibniz hatte ſie gebraucht, den Bayle zu widerlegen. Und er hatte ſie auf eine ſolche Art gebraucht, daß ihn ein jeder verſtehen konnte. Das Syſtem von der beſten Welt, welches Leibniz dem Bayle entgegen ſtellte, iſt bekannt genung. Es war nicht neu, ſondern ſchon von andern gelehrt.

Sara-

Saraſa hatte es in ſeiner Kunſt ſich immer zu freuen faſt mit eben den Worten vorgetragen. Allein Leibniz putzte es auf eine neue Art auf, verbeſſerte es, verknüpfte es mit der Theologie, und bereicherte es mit ſolchen Grundſätzen, daß es als ſein eigenes Syſtem konnte betrachtet werden. Es machte aber daſſelbe in unſerer ganzen Kirche ein großes Aufſehen, und man fieng ſogleich an, an der Wahrheit der ſogenannten eklektiſchen Philoſophie, wenigſtens an der Gründlichkeit derſelben zu zweifeln. Es entſtand ein Streit über die Theodicee, der aber nicht lange dauerte, weil Leibniz ſchon im Jahre 1716. ſeine ruhmvolle Laufbahn beſchloß. —

Allein aus ſeinen kleinen Schriften, aus der Theodicee und durch eigenes Nachdenken ſchuf der hälliſche Profeſſor, und nachmaliger Freiherr von Wolf, der Weigeln und Tſchirnhauſen zu Lehrern, und Leibnizen zum Freunde hatte, dasjenige Syſtem der Philoſophie, welches er gelehret, und in ſo vielen Büchern vorgetragen, und welches in unſerer Kirche ſo viel Unruhen und Bewegungen verurſacht hat. Der ſcharfſinnige Wolf nahm Leibnizens Sätze von der beſten Welt und der vorher beſtimmten Harmonie an, ſetzte ſich in ſein ganzes Syſtem hinein, und fieng an, es auszubeſſern, und in Ordnung zu bringen, durch eine neue Methode es auszuſchmüken, und es auf eine vollkommene Art der Welt bekannt zu machen. Es kamen alſo nach und nach philoſophiſche Lehrbücher von ihm zum Vorſchein, die auf Leibnizens Sätze gebauet waren. Dieſe kleinen Schriften waren in einer guten deutſchen Schreibart aufgeſetzt. Es hieng in denſelben alles aneinander, und die beſondern Wahrheiten wurden aus allgemeinen hergeleitet. Dieſe neue Art zu philoſophiren,

phiren, erwarb ſich in kurzer Zeit ungemeinen Beifall, Hochachtung und Anhänger. Das war kein Wunder. Denn, wenn dieſelbe mit der eklektiſchen Philoſophie verglichen wird; ſo muß ſie in der That für weit vollkommener, und deutlicher gehalten werden. In jener war alles ohne hinlängliche Erklärung und Beweis vorgetragen worden; in dieſer hingegen wurde alles deutlich erklärt und ſcharf bewieſen. Das nahm die Gemüther ein. Aber es erweckte den Geiſt der Theologen und der übrigen Profeſſoren zu Halle, daß ſie ſich dieſer wachſenden Philoſophie mit allen Kräften entgegenſetzten, weil ſie glaubten, daß dieſelbe für die Theologie und Religion höchſt ſchädlich wäre. Wir würden uns hierüber weitläuftig erklären, wenn wir nicht den Streitigkeiten über die Wolfiſche Philoſophie noch einen beſondern Platz beſtimmt hätten. Dieſer Streitigkeit ohngeachtet aber hat ſich dennoch die Wolfiſche Philoſophie ſehr ausgebreitet, iſt von Wolfens Anhängern und Freunden noch genauer bearbeitet worden, und hat ſelbſt bei ſehr vielen Theologen unſerer Kirche, welche zum Theil dieſelbe ſtark bei der Theologie gebraucht haben, einen großen Beifall gefunden. In der That iſt auch durch dieſelbe die Gründlichkeit im Denken, Erklären und Beweiſen ungemein befördert worden. Und ſie hat in die beſſere Behandlung der übrigen Wiſſenſchaften einen großen Einfluß gehabt. Wie aber viele Dinge gemißbraucht werden, ſo iſt auch der Mißbrauch dieſer Philoſophie nicht unterblieben. Einige haben ſich dadurch zu einer ſchädlichen und pedantiſchen Demonſtrirſucht verleiten laſſen, und haben ſelbſt die geoffenbahrten Wahrheiten aus der Vernunft, und überdem faſt alles, was auch keinen Beweiß bedurfte, nach der Wolfiſchen Methode beweiſen wollen.

Dieſe wurden zuweilen durch die Satyre gezüchtiget. Dogmatik, Moral, Streitſchriften, Predigten, und faſt alles, was man ſchrieb und lehrete, mußte nach Erklärungen, Grundſätzen, Lehrſätzen, Heiſcheſätzen, kurz und nach mathematiſcher Methode abgehandelt werden. Manche Abhandlungen wurden daher bis zum Ekel weitſchweifig. Materien, die auf wenigen Bogen ohne Abgang der Deutlichkeit und Gründlichkeit vorgetragen werden konnten, wuchſen bis zu ſtarken Bänden an, die man zu kaufen kein Geld, und zu leſen weder Luſt noch Zeit hatte. Junge Studierende hörten faſt nichts auf hohen Schulen, als **Logik**, **Metaphyſik**, und **Mathematik**, und öfters kaum die **Dogmatik**. Es riß dabei in der That eine Art von Barbarei ein. Die Sprachen und die verſchiednen Theile der Gottesgelehrſamkeit wurden verſäumt. Endlich ſahe man es ein, daß man zu weit gegangen war, und der ſtarke philoſophiſche Schwindel verſchwand. Man ſetzte dem bisherigen Mißbrauche Gränzen, und die ſchönen Wiſſenſchaften und die Philologie dämpften das Uebel allmählig wieder, welches ſich unvermerkt eingeſchlichen hatte.

Wir dürfen aber nicht ganz vergeſſen, daß aus der Wolfiſchen Philoſophie eine andere erzeugt wurde. Der gelehrte Profeſſor der Philoſophie und nachmaliger Doktor der Theologie zu Leipzig, **Chr. Aug. Cruſius**, glaubte, nachdem beinahe die Hälfte unſers Jahrhunderts verfloſſen war, verſchiedene wichtige Fehler und Mängel in Wolfens Philoſophie entdekt zu haben, und meinte, daß manche Sätze derſelben einen ſchädlichen Einfluß in die Religion hätten. Er arbeitete daher ſelbſt philoſophiſche Schriften, in welchen er die **Logik**, **Methaphyſik**,

phyſik und Moral abhandelte, nach ſeinen Einſichten aus. Man kann nicht läugnen, daß er von dem Licht der Wolfiſchen Philoſophie erſt war erleuchtet worden; allein er glaubte nachher weiter zu ſehen, und gieng in vielen Stüken von Wolfen ab. Seine veränderte Philoſophie fand Anhänger und Vertheidiger, aber doch lange nicht ſo viel, als die Wolfiſche. Und es iſt noch nicht ausgemacht, ob ſeine Säze und Hypotheſen beſſer, als die Wolfiſchen, ſind.

Auſſer der Philoſophie iſt auch die Naturkenntniß in unſerm Jahrhundert ungemein erweitert worden. Wie dürftig war beim Anfange deſſelben die Phyſik! Man bauete willkührliche Syſteme und zwang die Natur über einen Leiſten, der ihr nicht paßte. Nach und nach wurde man klüger. Die Engländer ſammleten Erfahrungen, und die Deutſchen kletterten ihnen nach, ſo wie es auch andere Nationen thaten. Der Kanzler von Wolf that auch in der Naturlehre einen großen Fortſchritt, und ſeine Experimentalphyſik hat dadurch vielen Beifall erhalten, daß er die Verſuche ſehr deutlich beſchreibt. Und wie ſehr iſt nicht die Naturlehre nach ihm durch einen Krüger, Cruſius, Segner, Hamberger, Winkler, Danov, Hollmann, Eberhard, durch den zu früh verſtorbenen Erxleben, durch die Verfaſſer des alten ſowohl, als neuen Schauplatzes der Natur und andere bereichert worden! die Naturgeſchichte hat man ganz anders, als in den Zeiten unſrer Väter bearbeitet. Wie viel Zuwachs derſelben könnten wir nicht in allen Naturreichen anmerken! Allein wir haben keinen Platz. Es ſei genung, die berühmten Namen eines Linné, eines in die deutſche Sprache überſetzten Büffons, eines Kleins, Friſch, Gleditſchs

Schäfers, und Martini genannt zu haben, ohne der vielen beſondern Abhandlungen und Beiträge zu erwähnen. Und wie viele haben ſich bemühet, durch Unterſuchung der natürlichen Dinge auch der Theologie einen Dienſt zu erweiſen, und eine Anleitung zu geben, wie man aus der prachtvollen Natur das Daſeyn und die herrlichen Eigenſchaften ihres allmächtigen und allweiſen Urhebers herleiten ſolle. Wir erinnern nur blos an die **Brontotheologie** eines **Ahlwardts**, an die **Lithotheologie** eines **Leſſers** und an die **Aſtrotheologie** eines **Fabricius**. Wir haben auch **Hydrotheologien**, **Pirotheologien** u. ſ. w.

Und wollten wir noch erzählen, was für Veränderungen in der **Geſchichte**, die in unſern Tagen auf einen ganz andern Fuß behandelt wird, vorgegangen, wie ſehr die **ſchönen Wiſſenſchaften** aufgekläret worden, und was für einen Einfluß dieſe Aufklärung auch in den Vortrag der Religionslehren gehabt habe, wann würden wir fertig werden? Ganz unberührt aber können wir es nicht laſſen, daß auch die gelehrten häufigen Zeitungen, Tagebücher, Monatsſchriften, Bibliotheken und wie ſie alle heiſſen, die Gelehrſamkeit, und ihre Kenntniſſe und Ausbreitung in unſern Tagen vielmehr, als in den vorigen Zeiten, befördert haben. Wie wenige ſind im Stande, ſich einen zahlreichen Büchervorrath anzuſchaffen. Durch die erwähnten Schriften aber, die uns Auszüge aus großen Werken, und zugleich Beurtheilungen derſelben liefern, werden wir nicht nur mit dem Zuſtande der Gelehrſamkeit von Zeit zu Zeit bekannt, ſondern erhalten auch wichtige Zuſätze unſrer Erkenntniß. Die **unſchuldigen Nachrichten**, wenn ſie auch zuweilen partheiiſch geweſen, waren z. B. in

den

den erſten Zeiten unſers Jahrhunderts eine nützliche Lektüre: und was für fruchtbare Magazine zur Ausbreitung der Gelehrſamkeit ſind nicht die kraftiſche, erneſtiſche und mietauiſche theologiſche, und die allgemeine deutſche Bibliothek, die Danziger theologiſchen Berichte, und die Seilerſchen gemeinnützigen Betrachtungen der neuſten Schriften, welche Religion, Sitten und Beſſerung des menſchlichen Geſchlechts betreffen, für uns und die Nachwelt geworden!

Leben und Wandel der Chriſten.

Groß iſt die Anzahl derjenigen Männer geweſen, die ſich bemüht haben, die Religion Jeſu von den Schlaken, die ſie in den dunklen Zeiten des menſchlichen Verſtandes erhalten hat, zu ſäubern. Allein haben ſie durch ihre Arbeit allemal den abgezwekten Nutzen erreicht? Iſt durch alle die mannichfaltigen Bemühungen das Leben und der Wandel der Chriſten beſſer oder ſchlechter geworden? Es wäre zu wünſchen, daß man das Herz vieler, die ſich Chriſten nennen, ſo gut empfehlen könnte, als ihren Kopf. Allein, wenn wir gleich gerne zugeben, daß es viele rechtſchaffene, gründlich gebeſſerte, und durch ihr Beiſpiel leuchtende Chriſten in unſerm Jahrhundert gegeben hat, und noch giebt: ſo müſſen wir doch, wenn wir aufrichtig reden wollen, geſtehen, daß ohngeachtet der gröſſern Aufklärung der Wiſſenſchaften, und der gebeſſerten Religionskenntniß, das thätige Chriſtenthum mehr verlohren, als gewonnen habe. Wenn gleich der Aberglaube in unſern Zeiten zu ſinken angefangen; ſo hat doch der Unglaube deſto mehr ſein ſtolzes Haupt erhoben. Wie viele Menſchen, die ſich durch ihn bezaubern laſſen, ſchmähen als elende und hirnloſe Nachbeter der ſo genannten ſtarken Geiſter die liebenswürdige Religion! Wie

viele entziehen ſich dem Gottesdienſte, wie viele üben Leichtſinn und ſpeien Spott bei den allerehrwürdigſten Handlungen! Wie nahe hat das ſo ſehr herrſchend gewordene Laſter der Unkeuſchheit viele Jünglinge in den Abgrund des Verderbens herangezogen, und ihnen ein frühes Grab bereitet! Wie vielen Schaden ſtiftet das Leben unmoraliſcher Prediger für die Religion, und Eingang in die Gemüther der Menſchen, da nichts gewöhnlicher iſt, als daß unbillige Richter das dem ganzen geiſtlichen Stande zur Laſt legen, was einige unwürdige Glieder deſſelben verſehen haben.

Kirchengebräuche. Wir kommen nun auf den äußern Zuſtand der lutherſchen Kirche, und machen mit den Kirchengebräuchen den Anfang. Dieſe ſind bekanntlich in allen Gemeinen nicht ſich vollkommen gleich. So findet man die Beſchwörungsformel bei der heiligen Taufe, oder den Exorcismus an einigen Orten eingeführt, an andern hingegen abgeſchaft. In den Herzogthümern Schleswig und Hollſtein z. E. iſt er durch eine Synode ſowohl, als durch einen königlichen Befehl abgeſchaft; in den preußiſchen Ländern aber kann man ihn beibehalten, oder weglaſſen, wenn es des Kindes Vater verlangt. Eine leſenswürdige Geſchichte des Exorcismus hat Johann Melchior Kraft herausgegeben.

Privatbeichte. Die Privatbeichte hat ein gleiches Schikſal gehabt, indem ſie an manchen Orten abgeſchaft, an vielen aber beibehalten worden. In den preußiſchen Landen ſind deshalb viele Verordnungen ergangen, deren einige für ſie, andere wider ſie ſind. In einigen königlichen Provinzen wird ſie noch izt beibehalten; in andern beweiſet man in dieſem

Stüke

Stüke Nachſicht. Auch beobachtet man an einigen Orten keine große Strenge, wenn manche begehren, ohne Beichte zum heil. Abendmal hinzuzugehen, wenn ſie ſich nur vorher mit dem Prediger unterreden, oder in der Vorbereitung ſich einfinden.

Lerm wegen der Chorröke.

Wir können hier der beſondern Veränderungen einiger Kirchengebräuche in den königlich preuſſiſchen Landen nicht unerwähnt laſſen. Als der Hochſelige König, Friedrich Willhelm, die Petrikirche zu Coelln an der Spree hatte bauen und einweihen laſſen; ſo verlangte er, daß die Lichter, die Chorröke, das Abſingen und der Beichtſtuhl nicht darinn eingeführt werden ſollten. Der Probſt Reinbek ging ſolches bis auf den Beichtſtuhl ein. Allein im Jahre 1736 ließ der König den allgemeinen Befehl ergehen, daß das Abſingen der Kirchengebete, der Einſetzungsworte des heiligen Abendmals und des Seegens abgeſchaft, ſolche hingegen laut und deutlich abgeleſen, überdem die Chorröke, Caſeln und Meßgewande nirgends mehr gebraucht werden ſollten. In Berlin und in der Mark Brandenburg überhaupt wurde der königliche Befehl bald befolgt; hingegen die Preußen, Pommern, Magdeburger, Halberſtädter baten aufs demüthigſte, ſie bei dieſen unſchuldigen Kirchengebräuchen zu laſſen: allein der König blieb bei ſeinem Vorſatze. Im folgenden Jahre erging ein königlicher Befehl nach dem andern, die Abſchaffung derſelben zu vollziehn, und da ſich der König nach der Vollſtrekung genau erkundigen ließ: ſo ſahe man ſich genöthigt, dem königlichen Willen ſich zu unterwerfen. Diejenigen Prediger, welche unter Vorſchützung ihres Gewiſſens, ſich dazu nicht verſtehen wollten, Jo-

hann Gottlieb Braun, Paſtor in Prißen, Johann Gottgetreu Müller, Prediger an der Zuchthauskirche in Halle, und Otto Johann Vogt, Diakonus zu Großen Solzſo, wurden ihrer Dienſte entlaſſen. Wie aber der jetzige König Friedrich II. 1740 die Regierung antrat; ſo wurden zum Beweiſe, daß dieſer Monarch ſeinen Unterthanen in gottesdienſtlichen Sachen, völlige Freiheit laſſen wolle, die vorigen Befehle in ſo weit aufgehoben, daß den Predigern frei ſtehen ſolle, nach den Umſtänden ihrer Gemeine, die abgeſchaften Gebräuche wieder einzuführen, oder nicht. Hier waren nun aber die Meinungen der Gottesgelehrten getheilt, ob man ſich ſolcher königlichen Erlaubniß bediene, oder es nun bei der einmal gemachten Veränderung bewenden laſſen ſolle. In Berlin und an andern Orten führte man die alten Kirchengebräuche wieder ein, obgleich Reinbek, ohne ſich zu nennen, in einem ans Licht geſtellten Bedenken rieth, es bei der einmal geſchehenen Veränderung zu laſſen, da es nun nicht mehr aus Zwang, ſondern aus chriſtlicher Freiheit geſchähe. An einigen Orten blieb die einmal gemachte Aenderung; an andern hingegen, z. E. in Halle, behielt man von der alten und neuen Einrichtung ſo viel, als man bei Verabredung der Geiſtlichkeit mit den Gemeinen dienlich über dieſe Sache fand. Wo mehrere Prediger an einer Gemeine arbeiteten, da konnten ſie nicht erſt einig werden, und das gab zu Streitigkeiten Anlaß, die freilich oft lächerlich genung waren.

Jubelfeſte. Auch hat man in dieſem Jahrhundert verſchiedene Jubelfeſte gefeiert. Dahin kann man rechnen die Erneuerung des Andenkens der vom D. Luther

Luther geſchehenen Kirchenverbeſſerung 1717, der an Karl V. geſchehenen Uebergabe des augsburgſchen Glaubensbekenntniſſes 1730, des weſtphäliſchen Friedens 1648, und des Religionsfriedens 1755. Hievon hat man verſchiedene Nachrichten, die der leſen kann, der ſich an ſolchen Sachen vergnügt.

Ueber die Zeit der Oſterfeier entſtand zwiſchen den Proteſtanten und den Katholiken im Jahre 1724 ein großer Streit. Nach der Rechnung des verbeſſerten Kalenders, den alle Proteſtanten in Deutſchland angenommen hatten, war der Oſtertag um eine ganze Woche von dem gregorianiſchen Kalender, nach welchem ſich die Katholiken richten, verſchieden. Das Corpus Evangelikorum beſchloß daher, nachdem die Urtheile vieler Aſtronomen darüber waren in Erwegung gezogen worden, daß das Oſterfeſt nicht mit den Katholiken den 16ten, ſondern den 9ten April ſollte gefeiert werden. Dieſem Schluß traten auch die übrigen Proteſtanten außerhalb Deutſchland, denen man denſelben bekannt gemacht hatte, bei, außer dem Könige von Dännemark, weil in dieſem Reiche die Kalender bereits ausgetheilet waren.

In dieſem Jahrhunderte hat man ſich die Verbeſſerung der Kirchenlieder ungemein angelegen ſeyn laſſen. Gellert ermunterte durch ſeine vortrefliche Lieder verſchiedene andere Dichter, und man nahm ihre Lieder in den bereits eingeführten Geſangbüchern auf. In verſchiedenen Staaten erſchienen ſo gar neue Sammlungen, und im Jahr 1780 trat das neue Geſangbuch für die preußiſchen Staaten ans Licht. Kirchenlieder.

Ehegeſetze. Die preußiſchen Ehegeſetze ſind die merkwürdigſten. Nach einer Kabinetsordre des Königs von 1740 ſind alle Ehen erlaubt, die nicht ausdrüklich in Gottes Wort verboten ſind. Im Jahr 1765 erſchien das berühmte Edikt die uneheliche Schwangerſchaft betreffend. Es wurden darinn alle ſonſt auf die Hurerei geſezten Strafen aufgehoben, dagegen gegen die heimliche Niederkunft vortrefliche Verordnungen gemacht. Dieſe Verordnung, die anfänglich manchen einen heiligen Seufzer auspreßte, verbreitete über die preußiſchen Staaten den herrlichſten Seegen.

Kirchenregiment. Dem großen Thomaſius haben wir es allein zu verdanken, daß das Kirchenregiment auf edlere Grundſätze gebauet worden. Er irrte zwar vielleicht darinn, daß er das Recht des Landesherrn, in Kirchenſachen zu verordnen, aus dem jure territoriali herleitete; aber durch ſeine Bemerkungen, die er allenthalben in dieſer Materie ausſtreuete, lernte man zuerſt, daß die Proteſtanten in ihrem Kirchenrechte von den Päbſtlern gar wenig abgingen, wodurch das Kirchenregiment eine andere Geſtalt genommen hat. Die meiſten Landesherrn ſind jezt darinn einverſtändig, daß ſie einem jeden ſeines Glaubens leben laſſen, und ſich nur darum bekümmern, daß der Staat von der Religion und ihren Dienern nichts zu befürchten habe.

Kirchenzucht. Die Kirchenbuße haben die meiſten Landesherrn nach dem Beiſpiel des groſſen Friederichs abgeſchaft. Die Geiſtlichkeit hat nicht mehr einen Fuß im Beichtſtuhl und den andern auf dem Rathhauß; man betrachtet ſie als Lehrer, nicht aber als Regenten des Volks. Sie ſind damit zwar nicht allenthalben zufrieden, aber die jetzigen

gen Souverains kehren ſich nicht mehr an das Geſchrei ſolcher eigennützger Rathgeber.

Da Wolfs Philoſophie im Gange kam, fiengen die jungen Seelſorger an, ihre Predigten nach mathematiſcher Lehrart zu ſtutzen. Man predigte blos Wolfens Philoſophie, und zog die Bibel nur nebenher zur Beſtätigung an. Doch dieſes dauerte nicht lange. Berühmte Prediger fiengen an, die Engländer und Franzoſen zu ſtudiren und nach ihnen ihre Predigten einzurichten. Man moraliſirte mehr als man exegeſirte, und viele Leute glaubten, daß ihnen die Bibel dadurch aus den Händen genommen werden möchte.

Methode zu predigen.

Schon im ſechzehnten Jahrhundert bekamen die Reformirten Luſt, ſich eine Kirche in Frankfurt zu bauen. Sie wurden aber daran verhindert, weil ihnen der weſtphäliſche Friede widerſpräche. Friederich, König von Preußen, verwandte ſich für ſie, aber vergebens. Sie müſſen ihre Kirche noch in Bockenheim haben. Wir wollen annehmen, der weſtphäliſche Friede ſei wirklich den Reformirten entgegen, ſo iſt es doch in unſern Zeiten, da dieſer Friede von der Seite des Religionsexercitiums nicht eben auf die klügſten Regierungsprincipien gegründet iſt, und daher ſelbſt von Katholiken nicht einmahl mehr ganz gehalten wird, unverantwortlich, ſich darauf zu berufen. Was werden unſere Nachkommen dazu ſagen! Doch es iſt dieſes in unſern Tagen nichts auſſerordentliches, da die Reformirten in Frankfurt die ſchwächſte Parthei ſind, und die größere Religionsparthei bis jezt noch immer die ſchwächere verfolgt. Was kann es doch in aller Welt

Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten.

den Lutheranern in Frankfurt ſchaden, wenn die Reformirten alldort auch ein freies Religionsexercitium haben? Haben die Berliner etwan die allergeringſte Unbequemlichkeit davon, daß die Katholiken daſelbſt die Freiheit haben, auf ihrer Manier Gott zu dienen?

In Hamburg hat man den Reformirten ebenfalls aus dem nemlichen Grunde keine Kirche zugeſtehen wollen. Das ehrwürdige Miniſterium ſtemmte ſich mit aller Macht gegen das freie Religionsexercitium der Reformirten.

Streitigkeiten mit den Reformirten.

Das heilige Abendmal gab von neuem dazu Gelegenheit, da Heumanns bekannte Schrift erſchien. Es iſt nicht werth, ſie weitläuftiger zu beſchreiben.

Streitigkeiten mit Loen.

Dieſer berühmte Mann beſchäftigte ſich lange Zeit mit Vorſchlägen, die verſchiedenen chriſtlichen Sekten zu vereinigen. Er ſchrieb darüber verſchiedene Bücher, unter denen ſeine Einzige wahre Religion ꝛc. das vollſtändigſte iſt. Sein Weg zur Vereinigung war leicht, und wenn man ihn genommen hätte, würde manches in der Chriſtenheit beſſer ſtehen, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß er auch hin und wieder geirret habe.

Wolf.

Als Chriſtian Wolf ſeine Rede von der Weisheit der Chineſer hielt, und darinn den Doktor Lange einen Polygraphum nannte; ſo blieb die theologiſche Fakultät in Halle nicht länger in Ruhe. Indeſſen wollte Lange doch nicht zuerſt auf Wolfen losgehen, ſondern jagte einen gewiſſen armſeligen Magiſter, mit Namen Ströhler, auf, der gegen Wolfen ſchreiben mußte. Zur

Erkennt-

Erkenntlichkeit verſprach ihm Lange, das Honorarium zu bezahlen, welches er aber nachher nicht hielt, ſondern ihm ſtatt deſſen einige Exemplare von ſeinen ſo genannten evangeliſchen, moſaiſchen, prophetiſchen und apokalyptiſchen Licht und Recht verſprach, womit aber nachher der Magiſter nicht zufrieden war. Indeſſen that dies eben keine Wirkung. Lange ſchlug einen liſtigern Weg ein. Er disponirte die theologiſche Fakultät dahin, daß ſie Langens Anmerkungen über Wolfens Methaphyſik dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm, überreichen mußte. Aber auch dieſes half nicht viel. Die theologiſche Fakultät, an deren Spitze Doctor Lange ſtand, ſteckte ſich alſo hinter den Hofnarren des Königs, den Geheimen Rath Gundling, welches ſo viel fruchtete, daß Wolfen plötzlich das Leſen verboten, und ihm anbefohlen ward, in vier und zwanzig Stunden Halle, und in zweimal vier und zwanzig Stunden die königlichen Staaten zu räumen. Thomaſius, der damals Director der Univerſität war, und die Bitterkeit des theologiſchen Haſſes im vollen Maaße genoſſen hatte, überbrachte Wolfen den Befehl des Königs mit thränenden Augen, jedoch mit der Verſicherung, „daß es ihm nicht fehlen würde, und daß er den Verluſt, den die Univerſität erlitte, ungemein bedauerte.“ Wolf gieng nach Caſſel, wo er mit den größeſten Ehrenbezeugungen aufgenommen, zum Profeſſor in Marpurg beſtellt, und zum Regierungsrath ernannt wurde. Thomaſius Prophezeihung traf vollkommen ein.

Im Jahr 1736, nachdem Wolf die Schwächen ſeiner meiſten Gegner entweder ſelbſt, oder beſonders durch Bilfingern, gar zu einleuchtend

gezeigt

gezeigt hatte, verlangte der König von dem Probſt Reinbeck und dem Hofprediger Jablonsky ihr Gutachten über die Wolfiſche Philoſophie, zugleich aber wurde dem D. Lange anbefohlen, wider Wolfen nichts mehr zu ſchreiben.

Lange war nun ſehr heruntergeſezt. Er faßte aber noch ein Herz, und reiſte ſelbſt in dieſem Jahre zum Könige. Er übergab ihm ein Verzeichniß der wolfiſchen Irrthümer. Dieſes wurde Wolfen communizirt, der es gar geſchwinde widerlegte. Der König ſezte hierauf eine Commißion nieder, die aus Jablonsky, Reinbeck, dem Hofprediger Noltenius, und dem Feldprobſt Carlſtadt beſtand. Dieſe faßten den einhelligen Schluß ab, daß Wolf von den Irrthümern frei geſprochen werden müßte, deren Lange ihn beſchuldigt hätte.

Im Jahr 1739 that ihm der König den Antrag, nach Halle zurük zu kehren, welches er aber ausſchlug. Im Jahr 1740 aber folgte er dem Ruf des jetzigen Königs Friedrichs II. der ihn zum Vicekanzler der Univerſität Halle, zum Geheimen Rath und Profeſſor der Mathematik, und des Natur- und Völkerrechts ernannte, und ihm eine Beſoldung von 2000 Thlr. gab. D. Lange lebte damals noch, und man kann leicht denken, wie ſehr ihm Wolfens Zurükkunft betrübte. Lange war der äuſſerſten Verachtung ausgeſezt. Ein luſtiger Studente beſtellte ſo gar in Langens Namen bei einem Schuſter ein Paar Stiefeln, um Wolfen entgegen reiten zu können, die ihm dieſer an dem Morgen bringen mußte, da Wolf von der Univerſität eingeholt wurde.

Unter den eigentlichen theologiſchen Streitigkeiten ſind die pietiſtiſchen die weitläuftigſten. Der Urſprung war im vorigen Jahrhunderte. Sonſt gieng es dieſer Streitigkeit wie den meiſten andern, die Streiter wußten oft ſelbſt nicht recht, was ſie unter Pietismus verſtehen ſollten. Pietiſtiſche Streitigkeiten.

Im vorigen Jahrhunderte legte man denjenigen den Namen der Pietiſten bei, die vor andern den Ernſt in der Gottſeligkeit empfahlen, und daher Privatverſammlungen zur Beförderung der Erbauung und Gottſeligkeit entweder ſelbſten anſtellten, oder billigten. Da **Spener** ſtarb, welcher das Haupt dieſer Pietiſten geweſen war, ſo glaubte man, es würde ruhig werden. Allein da **Thomaſius Franken** ein Reſponſum Juris gab, welches dieſer druken ließ, und worinnen gezeigt wurde, daß die wahre Gottesfurcht und Religion in Ausübung guter Handlungen beſtünde, ſo gieng der Lärm von neuem los. **Thomaſius** ward mit **Dippeln** in einer Klaſſe geſetzt, und von beiden Doktorn der Theologie **Carpzoven** und **Pfeiffern** der Atheiſterei beſchuldigt. Die Hauptſchriften waren **Löſchers** Timotheus verinus und **Langens** Antibarbarus.

Ueber die ſymboliſchen Bücher wurde zu dieſer Zeit beiläuffig mit geſtritten. **Spener** hatte behauptet, daß die ſymboliſchen Bücher nicht immer nothwendig wären, auch nicht einen ſo großen Nutzen hätten, als viele ſich einbildeten. Als er darüber angefochten wurde, erklärte er ſich dahin, daß er eine **unbedingte Nothwendigkeit** derſelben läugnete, weil auch ohne ſie die Kirche blühen könnte, eine **bedingte Nothwendigkeit** hingegen nach Maaßgabe des verſchiedenen Zuſtandes der Symboliſche Bücher.

Kirche

Kirche zuließ. Schelwig, Hanneker, Neumann und andere rechtgläubige Theologen, giengen in ihrer Rechtgläubigkeit ſo weit, daß ſie nicht nur überhaupt die Göttlichkeit der ſymboliſchen Büchern behaupteten, ſondern auch ſolche ſchlechterdings von Gott eingegeben genannt wiſſen wollten. Sie behaupteten, ſie wären von allen Irrthümern frei. Sie wollten ſie daher auch beſchworen, und nicht nur in ſo fern, ſondern weil ſie mit der heiligen Schrift übereinſtimmten, unterſchrieben haben. Spener und ſeine Freunde urtheilten, daß ihre Gegner den ſymboliſchen Büchern ein allzu großes Anſehn beilegten. Sie wollten ſie daher weder göttlich, noch von Gott eingegeben, noch fehlerfrei nennen, auch mit einer beſchwornen Unterſchrift zarte Gewiſſen nicht beunruhigen, ſondern hielten es für hinlänglich, ſie nur, in ſo fern ſie mit Gottes Wort übereinſtimmeten, zu unterſchreiben.

Beichte. Die Beichte ward vom Thomaſius verworfen. Indeſſen blieben die Theologen, da ſie noch mehr mit ihm zu ſtreiten hatten, dieſerhalb noch in Ruhe. Als aber Thomaſens Schüler der Juriſt Pertſch die Privatbeichte für einen Aberglauben erklärte, ſo konnten ſich die Theologen nicht länger halten. Einigermaßen war ihnen dieſes nicht zu verdenken, da der geiſtliche Seegen der Beichte einen irdiſchen hervorbringt.

Ueber die Wiederbringung aller Dinge und über die Ewigkeit der Höllenſtrafen iſt ebenfalls geſtritten worden. Einige Theologen meinten, die ewige Verdammniß der Menſchen könne mit der hypothetiſchen Möglichkeit tugendhaft zu werden und mit den göttlichen Eigenſchaften unmöglich beſtehen. Sie lehrten daher, es müßte einmal alles wieder hergeſtellt,

geſtellt, die Verdammten nach einer langen Reihe von Jahren bekehrt, und in die Gemeinſchaft der Seeligen aufgenommen, die Teufel aus ihrem Gefängniß befreit und in die ewige Seeligkeit aufgenommen werden.

Einige beſtimmten ſogar die Anzahl der Jahre, wie lange der unglükſelige Zuſtand der Verdammten dauern würde. Den Beweis fanden ſie in den Erlaßjahren des neuen Teſtaments. Wenn jedesmal ſechstauſend Jahre, ſagten ſie, würden verfloſſen ſeyn, ſo würde das ſiebentauſendſte Jahr ein Erlaßjahr ſeyn. Der kleinſte Zeitraum der Strafen des zukünftigen Lebens würde alſo ſechstauſend Jahre in ſich ſchlieſſen, und ſo würden in ſieben Erlaßjahren nach und nach alle Gottloſe erlöſet, und endlich nach funfzigtauſend Jahren alles wiederhergeſtellt, und ſelbſt die Teufel, nachdem ſie geſchmeidiger geworden, zu ihrer erſten Glükſeligkeit wieder zurükgeführet werden. Die Frau Paſtorin Peterſen war die Urheberin dieſes Streits. Sie hatte dieſe Lehre von der Johanne Leade angenommen, und ihr Ehemann übernahm ihre Vertheidigung.

Eben dieſer Peterſen hegte eine beſondere Meinung von dem herrlichen Reiche Jeſu Chriſti, welches gegen das Ende der Welt auf Erden zu erwarten wäre. Nach ſeiner Meinung ſoll Chriſtus tauſend Jahre vor dem letzten Weltgerichte in ſichtbarer und glorreicher Geſtalt vom Himmel wieder kommen, die verſtorbene Gläubigen auferweken und ein vollkommen herrliches Reich errichten, welches aus zwei Theilen beſtehen wird. Der eine wird das himmliſche Jeruſalem ſeyn, deſſen Bürger keine andere, als die auferwekten und am

Tage der Zukunft des Herrn verwandelten Gläubigen ſeyn werden. Der andere wird das irrdiſche Jeruſalem ausmachen, welches aus den bekehrten Juden ſowohl als Heiden beſtehen, und dem obern Jeruſalem unterworfen ſeyn wird.

Dieß genau mit einander verbundene Reich wird nach Bindung des Satans tauſend Jahre dauern, nach deren Verlauf der Satan, aus ſeinem Gefängniß befreit, die Heiden verführen wird, bis endlich nach der allgemeinen Auferwekung das jüngſte Gericht der gegenwärtigen Welt ein Ende machen wird.

Viele Theologen hielten dieſes für Träume. Lange und Bengel nahmen zwar auch ein tauſendjähriges Reich Chriſti auf Erden an, ſie machten aber eine andere Einrichtung damit.

Unſterblichkeit der Seele.

Der ſelige Profeſſor Meyer gab im Jahr 1745. ein Buch heraus, worinnen er die ſogenannten mathematiſchen Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele prüfte, ſolche zwar zum Theil für gute moraliſche, aber keine mathematiſche Demonſtrationen hielt, und endlich dahin ſchloß, daß die Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft geometriſch gewiß nicht erwieſen werden könne. Er berief ſich auf die berühmteſten Theologen, die ſeiner Meinung geweſen, als Luthern, Melanchthon, Scherzer, Scherlok, aber es half nichts, man hielt ſeine Schlüſſe für gefährlich und fieng an, ihn zu widerlegen. Wir bekamen darauf in kurzer Zeit viele ſogenannte mathematiſche Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele, und Herr Meier ſetzte am Ende gar ſelbſt einen auf, der aber das Schikſal der andern gehabt, daß man ſich um ſo mehr überzeugt hat,

daß

daß die Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft nicht erwieſen werden könne.

Der Streit über die Beſeſſenen wurde erneuert, als 1759. eine gewiſſe Lochmannin von dem Probſt Müller zu Kemberg für eine vom böſen Geiſte beſeſſene Perſon gehalten wurde. Er trieb den Teufel aus, und machte ſein Verfahren mit ihm der Welt bekannt. Dieſe Gelegenheit ergrif der Herr Doktor Semler und widerlegte den Probſt Müller. Der berühmte Doktor Lindinger in Zerbſt hatte ſchon, ehe Herr Semler über dieſen Gegenſtand ſchrieb, die Beſitzung des Teufels mit einer großen Gelehrſamkeit beſtritten, und ſeine Schrift iſt immer noch in dieſer Streitigkeit die vornehmſte. Beſeſſene.

Mit dieſem Buche waren viele Theologen nicht zufrieden. Man warf dem Verfaſſer vor, er läugne, daß die Schöpfung dem Sohne und dem heiligen Geiſte in der heiligen Schrift zugeſchrieben werde. Er hält es für unrichtig zu ſagen: Adam habe das Ebenbild Gottes gehabt, anſtatt, ſeine Seele habe eine Aehnlichlichkeit mit Gott gehabt. Er tadelt die Eintheilung der Strafe der erſten Sünde in den zeitlichen, geiſtlichen und ewigen Tod. Von dem Tode, welchen Gott dem Adam gedrohet, behauptet er, daß derſelbe eine eigentliche ewige Zernichtung ſeyn ſolle. Die ewige Verdammniß unterſcheidet er vom ewigen Tode, indem er jenen als eine neue Strafe anſieht, welche Jeſus auf die Verachtung ſeines Verdienſtes geſetzet habe. Er lehrt, daß Chriſtus ſich nicht ſelbſt auferweket habe. Die Fürbitte Chriſti im Himmel hält er für einen Theil

Tellers Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens.

ſeines königlichen Amtes. Gegen die Beweisſtellen für die Gottheit des heiligen Geiſtes macht er Schwierigkeiten und giebt eine doppelte Methode des Beweiſes an, theils die Methode eines heilſamen Raths, den Glauben an dieſe Gottheit als das ſicherſte zu wählen, theils die Methode einer herzhaften und den Geiſt Gottes zugleich verrherlichenden Verweiſung des ungläubigen und ſchwachen Chriſten auf die eigene Herzenserklärung der ſtreitigen Schriftſtellen durch den heiligen Geiſt. Die Namen der Erbſünde und wirklichen Sünde tadelt er, und will jene lieber die Reitzung zur Sünde, dieſe aber die Vollbringungsſünde genannt wiſſen. Die Lehre, daß die erſte Sünde Adams den Menſchen zugerechnet werde, hält er für eine Erfindung der Polemik. Die Namen der Erleuchtung, Heiligung Buße ꝛc. hält er für gleichgültige Namen der Wiedergeburt. Den Glauben, nennt er ein Verlangen nach der neuen Verwandſchaft mit Chriſto. Er wurde verſchiedentlich angegrifen, antwortete aber wenig. Er gab darauf im Jahr 1772. ſein Wörterbuch des N. T. zur Erklärung der chriſtlichen Lehre heraus, welches von manchen gelobt und von andern getadelt worden.

Ablerti. Ueber des ſeligen Alberti Anleitung zum Geſpräch über die Religion wurde das hamburgiſche Miniſterium ungemein aufgebracht. Der Herr Hauptpaſtor Götze ſtand an der Spitze deſſelben, man kann alſo leicht denken, daß wenn Alberti durch ſeinen Tod dem Miniſterium nicht Platz gemacht hätte, er mit einem ſchreklichen Feuer würde angegriffen worden ſeyn. Noch nach ſeinem Tode gab das ehrwürdige Miniſteriu in Hamburg Erinnerungen an ſeine Beichtkinder heraus, worinnen

rinnen dem Verfaſſer über das, was er ausgelaſſen haben ſollte, Vorwürfe gemacht, und zu verſtehen gegeben wurde, daß er die ausgelaſſenen Dinge wohl gar möchte geläugnet haben. Es war dieſes eine Entſchuldigung und eine Rechtfertigung des frühzeitigen Todes des Alberti.

Die Philoſophie dieſes Mannes brachte die Theologen in Feuer. Einige der darinnen enthaltenen Hauptſätze ſind, er ſchlägt ein Univerſalchriſtenthum, oder einer Sammlung ſolcher Lehren vor worinnen alle Kirchen und Sekten der Chriſten übereinſtimmen. Dieſe Sätze ſind. Baſedow.

1) Jeſus Chriſtus iſt der eingebohrne Sohn Gottes, ohne ſeines Gleichen der gröſte unter allen göttlichen Geſandten.

2) Auch die Apoſtel ſind Geſandte Gottes und Jeſu Chriſti, und haben als ſolche in ihren Unterweiſungen und Briefen geredet.

3) Der Jnnhalt der wahren natürlichen Religion iſt auch durch Jeſum Chriſtum und ſeine Apoſtel geoffenbart.

4) Die Mängel der natürlichen Religion ſind durch dieſe Offenbahrung erſetzt.

5) Die Erkenntnißquell dieſer Lehren ſind die vier Evangelien, nebſt der Apoſtelgeſchichte, und die Briefe, welche den Namen von den Apoſteln führen, wovon nur der zweite Brief Petri, die beiden letzten

ten Briefe Johannis, der Brief an die Hebräer, der Brief Jacobi, der Brief Judä und die Offenbahrung Johannis, auszunehmen ſind.

Hiernächſt behauptet er: derjenige, welcher der Seele nach dem Tode irgend einmal einen neuen menſchlichen Körper zueigne, glaube eine Auferſtehung der Todten. Von den Höllenſtrafen vermuthet er, daß ſie aufhören werden. Kinder will er nicht ſo zeitig, als gewöhnlich, und nicht eher, als bis ſie die Religionswahrheiten verſtehen, zum Beten angeführt wiſſen. Die Seele hält er für ausgedehnt, aber deshalb doch für unſterblich. Von den Geheimniſſen ſagt er: daß dasjenige nicht wahr, und nicht einmal ein ordentliches Geheimniß ſei, wovon ſich, wie die Worte lauten, ſchlechterdings keine Idee machen laſſe; dies ſei immer und ewig wider die geſunde Vernunft.

Er erhielt Gegner und Vertheidiger.

Reiche. Einiges Aufſehen machte im Jahr 1774 des Magiſter Reich Schrift: Die Taufe der Chriſten ein ehrwürdiger Gebrauch, und kein Geſetz der Chriſten. Er meint: die unter uns Chriſten angenommene Waſſertaufe ſei ſo wenig ein Gnadenmittel, als eine Anordnung Chriſti und der Apoſtel. Sie iſt als ein guter, aber nur menſchlicher Gebrauch zu betrachten. Er ſucht dieſe Sätze zuförderſt aus der Vernunft, und nachher aus einer richtigern Erklärung der Bibel zu erweiſen. Der Prediger Troſchel in Berlin ſchrieb wider ihn; desgleichen der Pater Ignaz aus Kloſter Zelle bei Frankfurt an der Oder.

Seit

Seit dem Jahre 1767 iſt beſonders viel über den Innhalt und die Form der ſymboliſchen Bücher geſchrieben worden. Der Prediger Lüdke in Berlin gab eine Schrift vom falſchen Religionseifer heraus. Seine vornehmſten Gedanken darinn ſind dieſe: Die ſymboliſchen Bücher ſind ein eiſernes, den proteſtantiſchen Chriſten widerrechtlich aufgelegtes Joch unvollkommener menſchlicher Bekenntnißbücher, unter welches ſie ſich wider ihre Ueberzeugung ſchmiegen müſſen. Es wäre zu wünſchen, daß unſere Theologen darüber mit aller Unpartheilichkeit etwas gewiſſes ausmachten: ob man, um keine innerliche Trennung in der Kirche zu veranlaſſen, befugt ſei, auf alle vor Alters ſtabilirte Lehrſätze menſchlicher Bekenntnißbücher, es koſte, was es wolle, ſteif und feſt zu halten; und ob und warum es für einzelne Lehrer, welche dieſen und jenen Lehrſatz ihrer Kirche unrichtig und mit der heil. Schrift nicht übereinſtimmig finden, rechtmäßig oder unrechtmäßig ſei, davon abzugehen, und blos das zu lehren, was die Bibel davon ſagt?

Symboliſche Bücher.

Es bleibt ein ſehr großer Fehler, daß unſere ſtrengen Eiferer um die vermeinte Rechtgläubigkeit der Lehre, wenn jemand dieſen und jenen Lehrſatz aus den ſymboliſchen Büchern als unrichtig verwirft, nicht erſt die Schrift fragen, und darnach beurtheilen, ob ihn die Verfaſſer jener Bücher auch recht beſtimmt haben, ſondern ihn ſchon immer als richtig ausgemacht vorausſetzen, und dann bemüht ſind, ihn aus der Bibel heraus zu erklären, oder, wenn das auf eine ungezwungene Weiſe nicht angehen will, alsdann auf allerhand Spitzfindigkeiten fallen, und Gründe hervorſuchen, wodurch ſie ihm einen ſolchen Sinn geben

können, daß er doch vernünftig und bibliſch herauskomme. Und dies ſoll denn der rechte Sinn ſeyn, den jene dabei gehabt hätten.

Dieſe Umſchweiſe brauchte man nicht, wenn man den geradern nähern Weg zur Quelle der Wahrheit, zur heiligen Schrift gehen wollte. Man ſagt beſtändig kurz und gut: Wenn du ein Lehramt in der Kirche bekleideſt, ſo lehre, wozu du angewieſen biſt, und was die Symbola der Kirche mit ſich bringen; oder wenn du davon nicht alles glaubeſt, ſo tritt zu einer andern Kirche über, oder lege gar dein Amt nieder. Allein wider ſeine Ueberzeugung etwas vortragen, iſt keine Sache für einen ehrlichen und gewiſſenhaften Mann. Zu einer andern Kirche übertreten, hätte kein Bedenken.

Aber, wo iſt denn die Kirche unter den Chriſten, in deren Bekenntnißbüchern nicht ein einziger, auch nicht der kleinſte Irrthum ſtünde? Wo denn alſo hin? Soll der von einer Kirche ausgehende Lehrer einen Irrthum mit dem andern vertauſchen? Soll er von einer Parthei zur andern übertreten, welche eben ſo wenig ganz lauter und von allen falſchen Lehrſätzen gereinigt iſt? dadurch würde er nicht gebeſſert, und dem Gewiſſenszwange, dem er ausweichen will, nicht entgangen ſeyn.

Will man aber, daß er ſein Amt niederlege, ſo ſtehen wichtige Bedenklichkeiten im Wege. Ein geſchikter und rechtſchaffener Mann würde ſich dadurch ganz aus der Sphäre, worinn er am nützlichſten ſeyn kann, heraus begeben, und ſich zum Dienſt der Religion unbrauchbar machen. Er kann, wenn er in ſeinem Amte bleibt, noch immer

tauſend

tauſend und abermal tauſend wichtige Wahrheiten der chriſtlichen Religion mit großem Seegen predigen, ohne ſich auf die wenigen nicht von ihm oder doch von der Kirche geglaubten Lehrſätze über Nebendinge einzulaſſen. Wenn er aber ſein Amt niederlegt, was kann und ſoll alsdenn aus ihm werden?

Nichts anders, als ein ungläubiger Laie, der ſich äuſſerlich, aber nicht mit ganzem Herzen zur Kirche bekennet, oder ein Separatiſt. Als den erſtern werden ihn die intoleranten Eiferer auch nicht dulden, und die ſichtbare Kirche wird ihn, als ein in ihren Augen unächtes Kind, ausſtoßen. Es iſt nicht gut, daß man noch die Lehrer proteſtantiſcher Gemeinen auf Menſchenwort, dergleichen doch die Symbola der Kirchen ſind, vereidet. Blos auf Gottes Wort in der heil. Schrift ſollte man ſie ſchwören laſſen.

Aber, wenn ſie nun durch feierliche Zuſagen auf ſolche Bekenntnißbücher verpflichtet ſind: ſo verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß ſolches unter der Einſchränkung, in ſo fern ihre Lehrſätze mit der Bibel übereinſtimmen, geſchehen ſei; oder die proteſtantiſche Kirche muß von ihrem Hauptprincipium, aus welchem die ganze Reformation ihren Urſprung genommen, abgegangen ſeyn, und die Grundſätze des Pabſtthums wieder angenommen haben. Sagt man: es werden unvermeidliche Unordnungen, Trennungen und Verwirrungen in der Kirche daraus entſtehen, wenn nicht jeder Lehrer einer Gemeine nach der Norm ihrer ſymboliſchen Bücher lehren ſoll: ſo ſind das wohl keine andere, als die, welche die heftigen Eiferer etwa ſelbſt zu erregen für dienlich finden werden.

Wenn der eine öffentlich wider den andern predigt, oder in den Häuſern herumgeht, und die Leute mit Argwohn gegen ſeinen Amtsgehülfen anfüllet: ſo wird freilich allerlei Unordnung daraus entſtehen. Aber wenn die Prediger mit einmüthigem Geiſte die Grundwahrheiten der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre ihren Gemeinen nach den Zeugniſſen der heiligen Schrift vortragen; wenn einer dem andern die Art des Vortrags läßt, die er nach ſeiner Einſicht für die beſte und erbaulichſte hält; wenn man nicht über den Athanaſius, ſondern den Johannes und Paulus predigt, und die Wahrheiten des Evangeliums nur immer hauptſächlich von der praktiſchen Seite zeigt: ſo werden ſie allezeit in der Hauptſache zuſammen treffen.

Im Durchſchnitt gerechnet, wiſſen von hundert Tauſend Chriſten kaum zehn Tauſend, daß die Kirche überall ſymboliſche Bücher habe. Im Jahr 1770 trat der Herr Hauptpaſtor Götze auch hier vor den Riß. Es möchte aber wohl nicht der Mühe verlohnen, ſeine Gründe anzuführen, da ſie alle aus dem ſtillſchweigend angenommenen Satze folgen, daß eine Hierarchie in der Chriſtenheit nothwendig ſei. Die Büſchingſche Schrift über die ſymboliſchen Bücher iſt in der Hauptſache mit der Lüdkenſchen gleichlautend, daher wir davon nichts anführen.

Ueber die Aechtheit der Stelle 1 Joh. 5. v. 7. iſt ſehr viel geſtritten worden. Erasmus hatte bei ſeinen erſten Ausgaben des griechiſchen neuen Teſtaments dieſe Stelle ausgelaſſen, und entſchuldigte ſich damit, daß er ſie in den Handſchriften, wornach er ſeine Ausgabe veranſtaltet, nicht

gefun-

gefunden. In der dritten Ausgabe rükte er ſie wieder ein. Luther rükte ſie in ſeinem Leben in keine Ausgabe ſeiner Ueberſetzung ein; die Frankfurter Ausgabe von 1574 lieferte ſie zuerſt. Herr Hofrath Michaelis hielt ſie in ſeiner erſten Ausgabe der Einleitung des neuen Teſtaments ebenfalls für unächt. Allein, ſagt er, in der Vorrede zur neuen Ausgabe, da ich die Sache genauer überlegte, und dabei zum Grunde ſezte, daß die Sauberto mitgetheilten Auszüge dieſes Codex wirklich mit dem Codex übereinſtimmten, ſo fand ich zu viel Verſchiedenheit der Handſchriften jener Ausgabe, als daß ich Gründe hätte ſehen können, ſie für eine Abſchrift der gedrukten Ausgabe zu halten.

La Crozens, eines einzigen großen, aber bisweilen übereilten und bei offenbaren Fehlern doch kathegoriſchen Gelehrten, dieſes La Crozens Zeugniß allein, ſchien mir zu wenig Beweis, ſonderlich da er ſich auf abgeſchriebene Drukfehler berief, ohne je einen einzigen namhaft zu machen. Ich kann es wohl ſagen, auch der entſcheidende Ton mißfiel mir, mit dem er antwortete, wo er Exempel hätte ſetzen ſollen. Der Spott, den Miſſy gegen den einfältigen, aber doch bei allen ſeinen Fehlern Gründe anführenden Martin, ausließ, überführte mich noch weniger; und Martins Einfalt und Unwiſſenheit iſt mir bei weitem nicht ſo verächtlich, als Miſſys dummes und beleidigendes witziges Lachen. Ich kann Gelächter nicht für Argumente, und Unwiſſenheit und Einfalt nicht für ein Zeichen halten, daß der vertheidigte Satz ſelbſt irrig ſei."

Ich unterſuchte alſo den Ravianiſchen Codex genauer,

genauer, und es kam mir vor, er ſei kein Betrug. Ich ſchikte die Bogen, ſo bald ſie gedrukt waren, an den großen Gönner der wahren Kritik, den Herrn Oberkonſiſtorialrath Sack in Berlin, und bat, an dem Orte ſelbſt wo der Codex war über ihn zu urtheilen, und zu ſehen, ob La Crozens Anklage gegen ihn noch bei dieſer Verantwortung wahr bleibe. Herr Sack ſowohl, als der Herr Bibliothekarius erfüllten meine Bitte: beide ſprachen für La Croze, und gegen mich, und verſicherten, (eine Sache, die wir nun doch nicht blos La Crozen, ſondern noch zwei andern Zeugen glauben können) daß der Augenſchein die Figur der Buchſtaben, und die noch aufliegende friſche Kreide den Betrug verrathe. Abgeſchriebene Drukfehler, die das entſcheidenſte Merkmal geweſen ſeyn würden, konnten ſie ſogleich nicht finden. Nunmehr halte ich den Codex gleichfalls für einen Betrug, den Rave geſpielt, und dabei er viel Kunſt angewandt hat, 200 Thlr., die ſich ehrlicher verdienen laſſen, auf die niederträchtigſte Art zu erwerben.“

Offenbahrung Johannis.

Sowohl über den Verfaſſer, als auch das Anſehen der ſogenannten Offenbahrung Johannis iſt ſchon lange geſtritten worden. Bengel und nachher Cruſius fanden in der Offenbahrung Johannis alles was ſie darinn ſuchten. Dieß war einigen Theologen nicht angenehm. Sie fiengen an, das Buch zu tadeln und ſein Anſehn zu bezweifeln. Der Hofrath Michaelis grif das Buch im Jahr 1766. mit vieler Gelehrſamkeit an. Er gab alle bisherige Erklärungen dieſes Buchs für widerſprechend, übel zuſammenhängend und gezwungen aus, und theilte die Ausleger theils in ſolche, die den Pabſt darjnnen finden, und die Er-

füllung

füllung des Buchs noch für fortdaurend anſehen; theils in ſolche, die es auf die erſten drei Jahrhunderte einſchränken, theils in ſolche, welche nichts als die Zerſtöhrung Jeruſalems und die Flucht der Chriſten nach Pella vor dem Anfange der Belagerung darinnen finden.

Von den dreien Meinungen, daß es entweder unter dem Kaiſer Claudius, oder Nero, oder Domitian geſchrieben, meint er, daß es unentſchieden ſei, und daß er die Regierung des Nero wählen würde, wenn er die Göttlichkeit des Buchs als erwieſen vorausſetzen ſollte. Der Doktor Semler erklärt ſich hierauf noch freier. Er urtheilte, es könne aus der Offenbahrung Johannis wenige theologiſcher Nutzen für uns geſchöpft werden, und es würde der chriſtlichen Religion nicht ſchaden, wenn auch dieß Buch im neuen Teſtamente fehlte; es ſei daſſelbe nicht für alle Chriſten zu allen Zeiten, ſondern nur für die alten Judenchriſten beſtimmt geweſen, die den Wahn bei ſich nährten: Chriſtus würde bald als ein ſichtbarer König erſcheinen, alle Völker überwinden, und ein tauſendjähriges Reich anrichten; es handle alſo dieſes Buch nicht von den Schikſalen der Kirche, oder von Begebenheiten, die ſich noch nach ſechszehn Jahrhunderten zutragen ſollten, ſondern von damals bald bevorſtehenden Veränderungen der Völker, und der ganze Vortrag ſei nach der Denkungsart der jüdiſchen Chriſten in Paläſtina durch eine Oekonomie, oder Herablaſſung eingerichtet, daher denn die Erläuterungen dieſes Buchs am beſten aus den Schriften hergenommen würden, die ſolche jüdiſche Denkungsarten enthalten, z. E. aus dem 4ten Buch Eſra, aus andern apokryphiſchen Büchern, und aus den Rabbinen.

Nach

Nach dieſem Plane gehet dieſer gelehrte Mann die Kapitel durch, und führet mancherlei Stellen, die zur Erläuterung dienen ſollen, aus dem 4ten Buch Eſra und andern jüdiſchen Schriftſtellern an. Der verewigte Kanzler zu Tübingen D. Jer. Fr. Reuß ſuchte die gegen dieß Buch vorgebrachte Zweifel zu beantworten. Noch weiter gieng Herr D. Semler in ſeinen Anmerkungen, welche er zu der chriſtlich freien Unterſuchung über die ſogenannte Offenbahrung Johannis aus der nachgelaſſenen Handſchrift eines fränkiſchen Gelehrten (des ſel. Ge. Ludewig Oeders) machte.

Oeder ſelbſt hatte an allen Zeugen für die ächte Beſchaffenheit der Offenbahrung vieles auszuſetzen, und ſuchte alle die zu widerlegen, die auf ihr Zeugniß gebauet. Er trat der Meinung derer bei, die den Cerinthus für den Verfaſſer dieſes Buchs halten. In dem Buche ſelbſt wollte er Anſtöſſe in der reinen chriſtlichen Lehre, Widerſprüche und andere Unrichtigkeiten, verworrene, ungereimte und unbegreifliche Dinge und Fehler wider die reine griechiſche Sprache finden. — Man hat aber geurtheilet, D. Oeder ſei ein ſo harter Richter, daß, wenn man, wie er, tadeln, anſcheinende Widerſprüche ſo weit treiben, und alles von der ſchlimmſten Seite erklären wolle, wohl kein Buch des neuen N. T. gefunden werde, welches man nicht mit eben dem Recht aus ſeiner Stelle heben könne; daher auch Herr D. Semler ſelbſt ſeine Zweifel hier und da für übertrieben erklärt.

Was die eigenen Aeuſſerungen des Herrn D. Semlers betreffen, ſo behauptete er theils in der Vorrede, theils in den Anmerkungen zur Oeder-

ſchen

ſchen Schrift: die Hauptſache der Offenbahrung ſei jene fanatiſche Hypotheſe der griechiſchen Jüden, daß das Ende der Welt wegen der bald zu Ende gehenden ſechs Tauſend Jahre ihrer Dauer nahe ſei: Johannes könne daher nicht für den Verfaſſer angenommen werden; es ſei für die Leſer hinlänglich, wenn ſie ihren Beifall wenigſtens zurük hielten, ohne zu entſcheiden, ob das Buch vom Cerinthus, oder einem andern jüdiſch denkenden Verfaſſer, der noch ein ſehr ſchlechter Chriſt, und ſehr kindiſch, oder unfähig geweſen, herrühre.

Ueberdem aber führet er die ganz deutliche Verwerfung durch den römiſchen Presbyter Cajus, die bedächtige Beſtreitung des ganzen Inhalts von Kapitel zu Kapitel, deren Dyoniſius von Alexandrien gedenkt, das gänzliche Stillſchweigen in den apoſtoliſchen Canonen, die doch ein Verzeichniß der Bücher A. und N. T. liefern, das Stillſchweigen in den apoſtoliſchen Conſtitutionen, und das Stillſchweigen in allen Briefen, die dem Ignatius beigelegt werden, als ſo viele Gründe wider die Offenbahrung Johannis an, und folgert daraus, es ſei keine ausdrükliche Nachricht von der Zeit Johannis her vorhanden. — Ein ungenannter, aber beſcheidener, Verfaſſer trat 1769. in der Schrift, daß die Weiſſagungen Daniels und der Offenbahrung Johannis längſt erfüllet ſeyn, auf Herrn D. Semlers Seite in Abſicht der Auslegung der Offenbahrung. — Am Ende aber beklagte er, daß in unſern kritiſchen und ungläubigen Tagen ſo viele apokalyptiſche Träume von jetzigen und noch zukünftigen Begebenheiten zum Vorſchein kämen, wodurch das Buch der Offenbahrung Johannis, das ſo herrliche Glaubens- und Sittenlehren enthielte, und die Maje-

ſtät

ſtät unſers Erlöſers ſo vorzüglich erhebe, ſo ſehr gemißbrauchet würde. Die oben erwähnte Oederſche Schrift ward vom Herrn D. Chriſt. Fr. Schmidt ſehr ſcharf beurtheilet. Herr Doktor Lüderwald miſchte ſich ebenfalls in dieſen Streit. Er konnte nicht umhin den heil. Johannis für den Verfaſſer der Offenbahrung, und ſie ſelbſt für ein kanoniſches Buch zu halten.

Um ſeine Gründe einem jeden einleuchtend zu machen, ſetzet er folgende Sätze voraus:

1) Da beide Fragen, von dem Johannes ſowohl, als Verfaſſer des Buchs, als auch von ſeinem kanoniſchen Anſehen Geſchichtſachen betreffen, und aus hiſtoriſchen Gründen, und durch Zeugen auszumachen ſind; ſo muß man die Zeugen davon, blos als Zeugen, in wie fern ſie der Erkenntniß der Sache nahe geweſen, und bei ihnen kein Grund der Falſchheit und des Betruges offenbar iſt, betrachten. Andere hiſtoriſche Fehler, auch dogmatiſche Irrthümer, oder unrechte Auslegungen können nicht dahin gezogen, und von dem Irrthume in einem Falle nicht auf Irrthümer in andern Fällen Schlüſſe gemacht werden. Will man dieſe billige Forderung nicht gelten laſſen, ſo iſt man eben ſowohl berechtigt, den Euſebius und ſeine Gegennachrichten bei der Off. Joh. zu verwerfen, da derſelbe in ſeinem Lehrbegriffe ſehr zweideutig geweſen, und auch in der Geſchichte nur eine Menge Fabeln und ungewiſſe Dinge erzählet habe. Ein wichtiger Umſtand, auf den man aber von der Gegenſeite nicht geachtet hat.

2) Man

2) Man kann dieſe Zeugniſſe als Zeugniſſe nicht mit Recht durch Muthmaßungen entkräften, als ſei es nur ſo nach der gemeinen Sage geſprochen, oder um ſich keinen Verdruß zu machen, oder eine geheime Wiſſenſchaft und Oekonomie damit zu verbinden; ſondern, was Zeugniß iſt, muß man Zeugniß ſeyn und bleiben laſſen. Sonſt kann man alle Zeugniſſe durch ſolche Muthmaßungen verdrehen, und was würde dann aus der Geſchichte werden?

3) Man muß in hiſtoriſchen Sachen poſitiven Zeugniſſen mehr Gehör geben, als denen, die nichts ſagen, die ſchweigen, die auslaſſen, oder die Ungewißheit und Zweifel, beſonders aus Misverſtand, oder wegen vorgegangenen Mißbrauchs, äuſſern. Will man alles Stillſchweigen und Auslaſſen, das aus ſo mancherlei Urſachen entſtehen kann, zu poſitiven Verneinungen und Gegengründne machen, ſo wird man faſt in keiner Sache zur Gewißheit kommen. Die Erweiſung dieſer Sätze kann nicht ſchwer fallen.

Ihnen gemäß theilt Hr. D. **Lüderwald** nach der wirklichen Beſchaffenheit der Sachen die Zeugen für den **Verfaſſer** der Offenbahrung in drei Claſſen, and tritt denen bei, die theils älter ſind, theils genugſame Merkmale der Glaubwürdigkeit an ſich tragen, und dieß Buch dem Johannes zuſchreiben, und auf gleiche Art theilet er auch die Zeugen, durch welche das **kanoniſche** Anſehen deſſelben bejahet, oder verneinet wird, in verſchiedene Claſſen, von welchen er denen, ſonderlich von dem fünften Jahrhunderte, die als Kenner der ka-

noniſchen Bücher auch Kenner von dieſem Buche ſind — ſeinen Beifall ſchenkt.

In Abſicht der **hiſtoriſchen, dogmatiſchen und exegetiſchen** Schwierigkeiten, die bei der Offenbahrung aufſtoſſen, hat er nach ſeiner Verſicherung einen ſo vernünftigen Mittelweg gefunden, nach welchem er zwar das Buch nicht über alle Schriften des N. T. vergöttern, aber auch demſelben ſein kanoniſches Anſehen, und ſeinen Werth und Nutzen zum chriſtlichen Glauben und Leben, beſonders bei geübten und denkenden Chriſten nicht abſprechen kann. —

Im Jahre 1776. gab Herr D. **Semler neue Unterſuchungen** über die Offenbahrung heraus, welche er dem vorerwähnten **Synodalſchreiben** des Herrn **Knittels** entgegenſetzte.

Herr **Knittel** rechnete den Irenäus unter die älteſten und verehrungswürdigſten Zeugen der **Offenbahrung** und ſuchte alle Zeugen gegen ihre Glaubwürdigkeit zu entkräften. Herr D. Semler giebt ihm den erſten Theil ſeiner Behauptung zu, und erklären den Irenäus ſogar für den erſten Zeugen. Er läugnet aber ſchlechterdings, daß derſelbe zu den verehrungswürdigſten Zeugen gehöre, und erzählt die niedrigen und abgeſchmakten Meinungen, die dieſer Mann in ſeinen Schriften einflieſſen laſſen. Dies würde nun wohl ſeiner Glaubwürdigkeit nicht ſchaden. Denn es kann jemand wunderliche Lehrſätze behaupten, und dennoch ein ehrlicher Mann ſeyn.

Aber eine andere Bemerkung des Herrn D. **Semler** iſt wichtiger, da er gewiſſe Merkmale gefun

gefunden zu haben glaubt, aus welchen ſicher zu ſchlieſſen, daß Irenäus der Biſchof von Lion, entweder gar nicht der Verfaſſer der ihm zugeſchriebenen Bücher ſei, oder daß dieſelben von Zeit zu Zeit durch eine unbekannte Feder interpoliert worden.

Doch auch dieß noch bei Seite geſetzt, findet er ſchon des Irenäus Nachricht an ſich ſelbſt unzureichend, das kanoniſche Anſehen der Offenbahrung zu beſtätigen. Die Gründe und Gegengründe beider gelehrten Männer muß man ſelbſt nachleſen. —

Weil Irenäus in dem Schreiben, in welchem er auf Verlangen der Kirche zu Lion und Vienne, die im Jahr 177 eine blutige Verfolgung erfuhr, den entfernten Gemeinen in Aſien und Phrygien von dem Glauben ihrer Märtyrer Nachricht gab, Stellen aus der Offenbahrung anführte: ſo ſchloß Herr Knittel daraus, daß die Gemeinen in Aſien, an welche das Schreiben gerichtet war, ſchon vor dem erwähnten Jahre die Offenb. Joh. gekannt und für ein göttliches Buch erkannt hätten. Herr D. Semler aber behauptet, man könne aus den eingemiſchten Zeilen nur ſo viel ſchließen, daß der Verfaſſer des Briefes (wofür man mit Wahrſcheinlichkeit den Irenäus halten könne) dieß Buch damals ſchon gekannt und geleſen und alſo vor dem Jahren 177. eine Abſchrift davon in Händen gehabt habe; das aber könne nicht daraus geſchloſſen werden, daß er ſelbſt das Buch für göttlich gehalten. — Hierauf ſucht er wahrſcheinlich zu machen, daß die Montaniſten, durch welche ſich Irenäus hinterge-

gehen laſſen, zuerſt dieß Buch nach Gallien mö-
chen gebracht haben.

Und zuletzt meint er, daß aus dem Briefe aus Lion an die Gemeinen in Aſien und Phrygien nichts weiter als dieſes folge: Irenäus und die mit den Montaniſten in einer Gemeinſchaft ſtehenden Lehrer in Gallien hätten ihren Brief und die darinn angeführte Stellen aus der Offenbahrung an katholiſche und montaniſtiſchen Lehrer zugleich gerichtet. Ob aber katholiſche Lehrer die Offenbahrung, welche die Montaniſten zu ihrer und der katholiſchen Parthei Nachtheil ſo ſehr mißbrauchten, würklich als ein katholiſches Buch angenommen, das kann keinesweges aus dieſem Circularſchreiben geſchloſſen, und durch Schlüſſe in eine Hiſtorie verwandelt werden. Herr Knittel behauptet hiernächſt, daß die Feinde der Offenbahrung alle jünger ſind, als das zweite Jahrhundert. Allein dieſen Grund für das kanoniſche Anſehen dieſes Buchs iſt alsdann erſt vom Gewichte, wenn erwieſen iſt, daß es im ganzen zweiten Jahrhundert von allen Kirchen angenommen worden. Dieß läugnet Herr D. Semler, und bemühet ſich, zu zeigen, daß des Irenäus Nachricht, welcher nebſt dem Juſtin der einige Anfänger war, nur zu Privatmeinungen gehöre, und nicht beweiſe, daß das Buch angenommen worden. — Es war freilich in der Hälfte des zweiten Jahrhunderts ſchon da, aber noch auſſer der katholiſchen Kirche, nur noch unter den Montaniſten.

Andere Lehrer bekamen es zu ſehen, gebrauchten auch manche Ausſprüche und Stellen daraus, aber ſie waren nicht im Stande, es zu einem gemeinſchaftlichen Kirchenbuche zu erheben. Es be-
hielt

hielt ſeine Liebhaber, aber auch zu gleicher Zeit noch mehr gelehrte Gegner, die ſogar noch im 4ten Jahrhundert es zu Laodicea verwarfen, wie es Euſebius, die Gregorii, Cyrillus und andere gelehrte Biſchöfe ſtets verworfen; daher es Hieronymus ganz recht eine Gewohnheit der griechiſchen Kirche nennt, die Offenbahrung nicht im Kanon zu haben. Gelehrte Männer meinen, Herr D. Semler urtheile doch zuweilen etwas partheiiſch von dem Werthe der Offenbahrung, ſie bleibe doch noch immer durch überwiegende Gründe vertheidigt, obgleich große Zweifel gegen die Göttlichkeit derſelben gemacht worden. Von dem Herrn D. C. W. F. Walch erwartet man noch neue Aufklärungen über die Schriften des Irenäus.

Den Schluß mögen einige Streitigkeiten machen, welche durch die Abweichung zweener Männer von dem gewöhnlichen Lehrbegriffe unſrer Kirche erreget worden.

Der eine, welcher deshalb theils zur öffentlichen Verantwortung gezogen, theils von Privatgegnern angefochten worden, iſt der jetzige Oberprediger in Quedlinburg Herr Joh. Aug. Hermes. Dieſer hatte, als er noch Präpoſitus in Wahren im Meklenburgiſchen war, in ſeinen 1771 und 1772 herausgegebenen wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottſeligkeit, an verſchiedenen Lehren unſerer Kirche, z. E. an der Lehre von der Verſöhnung und Genugthuung Chriſti, vieles ausgeſetzet und anders beſtimmet. Dies machte nach und nach Aufſehen. Einige Geiſtliche regten ſich dagegen, ſonderlich ein Prediger zu Güſtrow, welcher die Leſung der hermeſiſchen Schrift von der Kanzel widerrieth; Hermes.

und ein Ungenannter, welcher wider das zwanzigſte und ein und zwanzigſte Stük des Wochenblatts ſchrieb. Man meldete dem Herrn Hermes, daß das Konſiſtorium auf ihn achtete, und ſeine Sache bald fiskaliſch werden würde. Man rieth ihm daher an, ſich zu vertheidigen. Er that ſolches auch würklich in ſeiner freymüthigen Erklärung gegen diejenigen, welche in ſeinen Schriften Irrthümer zu finden vermeinen. Er widerrief aber in derſelben nicht, ſondern erklärte ſich nur über ſeine Sätze noch deutlicher, und geſtand zugleich, daß er wider die Dogmatik und die ſymboliſchen Bücher geſündiget habe. Von dieſer Schrift nahm der Konſiſtorialfiskal, der ſchon bisher auf den Herrn Hermes ſein Augenmerk gerichtet hatte, nähern Anlaß, ihn beim Konſiſtorium anzuklagen, welches ihn dann vorlud. Weil er aber allerlei Bedenklichkeiten hatte, vor dieſem geiſtlichen Gerichte zu erſcheinen, ſo that er beim Landesherrn Anſuchung, ihn entweder eine ſchriftliche Vertheidigung zu erlauben, oder einen dreimonatlichen Aufſchub der weitern Unterſuchung ſeiner Sache zu bewilligen, indem er zur Annehmung des Rufs zur Jerichauiſchen Inſpection im Magdeburgiſchen noch nicht ganz entſchloſſen war. Er ward hierauf vom Hofe von der perſönlichen Erſcheinung vor dem Konſiſtorium losgeſprochen; dagegen aber wurde eine Kommißion zur Unterſuchung ſeiner Sache verordnet. Hiezu war erſt der Konſiſtorialrath Herr D. Fidler, allein erſehen. Weil aber derſelbe ſich allein der Sache nicht gern unterziehen wollte, ſo ward ihm der K. R. Herr D. Döderlein zugeordnet. Zum Kommißionsorte ward Wahren ſelbſt gewählt; welches dem Herrn Hermes ſehr empfindlich, aber von ihm nicht rükgängig zu machen war.

Die

Die kommiſſariſche Unterſuchung nahm den 6 Oktober 1773 den Anfang.

Man kam aber nicht weit damit, weil Herr Hermes am zweiten Nachmittage meldete, daß ſeine Geſundheit, die ſehr angegriffen wäre, ihm nicht verſtattete, vor der Kommißion, vor welcher er ſich auch ſchon auf ſeinen Jerichauiſchen Ruf bezogen hatte, weiter zu erſcheinen. Er meldete hierauf dem Herzoge den Erfolg der Kommißion, beklagte ſich über die Härte und Zudringlichkeit des Herren K. R. Döderleins, verſicherte, daß ſein Gemüth und Körper, wie vorher, alſo auch bei der Kommißion, ſehr angegriffen wären, ſo daß er nicht länger vor derſelben erſcheinen können, und erbat ſich ſeine Entlaſſung, um die Jerichauiſche Stelle annehmen zu können. Er erhielt dieſelbe und zugleich die Erlaubniß, bis zum Antritt ſolcher Stelle bei ſeinem Amte bleiben zu dürfen. Die ihm anfänglich zuerkannte Kommißionskoſten wurden ihm auf ſein Geſuch, blos die fiskaliſchen und gerichtlichen Koſten ausgenommen, endlich erlaſſen. Von Jerichau kam er als Oberprediger nach Dittfurth, und izt bekleidet er zu Quedlinburg den Poſten eines Konſiſtorialraths und Oberpredigers.

Herr P. Lüdke in Berlin führte das Verfahren mit dem Herrn Hermes in Meklenburg, als ein Beiſpiel eines intoleranten Religionseifers an. Dies bewog den Herrn D. Döderlein, in einer andern namenloſen Schrift ſolch Verfahren zu rechtfertigen, und des Herrn P. Lüdkens Schrift zu widerlegen, und ihm zu ſagen, daß ſeine Erzählung des Vorgangs mit dem Herrn Hermes viele Unwahrheiten enthalte. Herr Hermes aber,

der anfänglich ſchweigen wollte, aber doch endlich glaubte, der Wahrheit eine Verantwortung ſchuldig zu ſeyn, vertheidigte 1777 Herr P. Lüdke und ſich ſelbſt gegen den Herrn D. Döderlein, und verſicherte: er ſei von der Kommißion, der er übrigens in manchen Stüken Gerechtigkeit wiederfahren läſſet, aufs empfindlichſte gekränkt worden. Herr D. Döderlein hat in ſeinem Nachtrage zur vorerwähnten Schrift vermuthlich ſich und die Kommißion gerechtfertiget; wir haben ihn aber nicht zur Hand. Herr Hermes wird ohne Zweifel ſeinem geäuſſerten Vorſatze, nicht weiter zu antworten, getreu bleiben. —

Uns dünkt, der Landesfürſt habe ſich ungemein gnädig in dieſer Sache betragen; Herr D. Döderlein habe bei den beſten Abſichten den Plan der Unterſuchung zu weitläuftig angelegt, und nicht freundſchaftlich genug, ſondern allzu methodiſch ſtrenge auszuführen angefangen; Herr Hermes habe nicht wohlgethan, daß er das Konſiſtorium gänzlich vorbei gegangen, ſei aber in damaliger Situation ſeines Körpers und Gemüths, zu einer ordentlichen Verantwortung vor der Kommiſſion unfähig geweſen, und Herr Lüdke nicht völlig von dem Hergange der Sache unterrichtet, und durch Vorurtheile von Intoleranz zu ſehr geleitet, habe dem Herrn D. Döderlein in Beimeſſung ſchlechter Abſichten zu viel gethan. — Die Abweichungen vom gewöhnlichen Lehrbegrif läugnet Herr Hermes ſelber nicht. Von Privatgegnern nennet derſelbe auſſer den ſchon angeführten, den Herrn P. Herwig, verſichert aber, bei aller Verſchiedenheit beiderſeitiger Meinungen, von ihm freundſchaftlich behandelt zu ſeyn, die Bützower kritiſchen Sammlungen und den Herrn P. Schleef.

Der

Der andere, der wegen ſeiner Abweichungen von dem gewöhnlichen Lehrbegriffe ſchon gehäufte Vorwürfte von verſchiedenen Gegnern bekommen, iſt Herr D. Joh. Sal. Semler. Wir erzählen aber hier nur den beſondern Streit, in welchem er mit einem Lehrer der reformirten Kirche, dem Herrn D. Joh. Rud. Ant. Piderit zu Caſſel gerathen, der ihn vorzüglich, zugleich aber auch mehrere, der gröſten Abweichungen beſchuldigt hat. Es gab derſelbe 1775 und 1776 Beiträge zur Vertheidigung und Erläuterung des Kanons der h. Schrift und der chriſtlichen Religion überhaupt heraus. Der erſte Beitrag erhielt bei einigen Beifall, bei andern bittern und hämiſchen Tadel. Die leztern ſuchte er durch eine vorläufige Nachricht ans Publikum abzufertigen, und verſicherte, ſeine Beſchwerden am gehörigen Orte anbringen zu wollen. Dies erfüllte er dadurch, daß er dem zweiten Beitrage eine zehn Bogen lange Zueignungsſchrift an das evangeliſche Corpus zu Regensburg vorſezte, worinn er die Bemühungen verſchiedener Gelehrten, das göttliche Anſehen der heil. Schrift, und die weſentlichen Lehren des Chriſtenthums von der Dreieinigkeit, von der ewigen Gottheit und Genugthuung Jeſu, und von der Perſon und den Gnadenwirkungen des heil. Geiſtes öffentlich zu beſtreiten, und die daher entſtehende traurige Lage der evangeliſchen Kirche vorſtellte, und das Corpus Evangelikorum zugleich bat, die würkſamſten Mittel zur Steurung dieſes Uebels anzuwenden. Dieſe Zueignungsſchrift begleitete er mit einer chriſtlichen Vorſtellung, worinn er noch mehrere Klagen ausſchüttete. Er ſagt, daß die katholiſchen Lehrer faſt wider ihren Willen bewogen würden, uns einen herannahenden Friedensbruch Semler.

in öffentlichen Schriften vorzuwerfen, indem die neuen Irrlehrer ſich nicht daran begnügten, die Lehren anzufechten, die uns von der katholiſchen Kirche trennen, ſondern auch ſolche, welche dieſelbe mit uns gemein hat. Er klagt, daß das Uebel auf proteſtantiſchen Univerſitäten ſowohl, als im Predigtamte, ſchon ſo weit um ſich gegriffen, daß demſelben ohne großen Ernſt und Eifer beinahe nicht mehr zu ſteuren ſei, und daß der Socinianismus in unſern evangeliſchen Kirchen ſich bereits ſo weit verbreitet habe, daß daher der auf eine gewiſſe Konventions- und Reichsgeſetzmäßige Religion uns zugeſtandene Religionsfriede durch dieſe Neulinge ſehr ins Gedränge komme. —

Er will zwar dem evangeliſchen Corpus durch Vorſchlag der Mittel, wie dem Uebel abzuhelfen, nicht vorgreifen; erklärt aber, daß es auf zwei Hauptpunkte dabei ankomme: 1) Daß man die Fehler der Rechtgläubigen nicht vergeſſe, indem dieſelben vielfältig den jetzigen Neulingen zu einem Aergerniſſe und Anſtoſſe geworden; da z. B. die geiſtlichen Aemter mit ſchlechten und unwiſſenden Leuten beſetzet worden, welche die Religion der Chriſten abgeſchmakt behandelt, und zur Bedekung ihrer Unwiſſenheit ſich einer päbſtlichen Autorität angemaßet, manche Geiſtliche auch ein ſchlechtes Leben geführet. 2) Daß man des Gewiſſens dererjenigen, die an dieſen Fehlern Anſtoß genommen, und dadurch ſowohl, als durch andere ſcheinbare Gründe auf eine Abweichung gerathen, möglichſt ſchone, indem theils offenen Köpfen, theils eines ſolchen Jochs der Dummheit unfähigen Leuten Anlaß gegeben worden, der Lehre der Evangeliſchen das zuzuſchreiben, was ſie

blos auf die Rechnung perſönlicher Fehler und Mängel hätten ſetzen ſollen. —

Er verſichert zulezt, daß, wenn er auch nicht in allen Stüken ſich den erwünſchten Erfolg verſprechen könne, er doch dadurch befriediget und belohnet ſei, daß wenigſtens die Nachkommen ſeine ernſtliche Bemühung als ein immerwährendes Denkmal, bei der reinen Lehre unverrükt zu beharren, anſehen würden; — bittet aber Gott, daß er dem evangeliſchen Corpus Ernſt und Eifer geben möge, ſich gegen alle Beſorgniß und Gefahr ſicher zu ſtellen. — In den Beiträgen ſelbſt findet Herr D. Piderit vieles an dem Herrn D. Semler und denen, die mit ihm gleiche Geſinnungen hegen, auszuſetzen. Herr D. Semler aber gab 1777 eine ausführliche Erklärung über einige theologiſche Aufgaben, Cenſuren und Klagen, ſeinen Schülern zugeeignet, heraus, worinn er ſowohl auf die Klagen des Herrn Piderit, als auch auf eine Recenſion in den Bützower kritiſchen Samlungen antwortete. Er beſchweret ſich über Herrn Piderits unbillige Anmaßungen, wohin er rechnet, daß derſelbe ſich ohne Vorwiſſen und Genehmhaltung ſeiner Landesobrigkeit ans evangeliſche Corpus gewendet, (wofür er denn aber durch Abſetzung von ſeinem Amte genug beſtrafet worden) daß er ſichs zu einem auſſerordentlichen Verdienſte anrechne, vor dieſer erlauchten Verſammlung erwieſen zu haben, daß in zehn, höchſtens zwanzig Jahren die evangeliſche Religion vom Erdboden verdrängt ſeyn würde; daß er die von ihm verſchieden denkende proteſtantiſche Theologen, proteſtantiſche Jeſuiten und Leute nenne, die uns die Toleranz predigten, ſo wie boshafte Mordbrenner das von ihnen ſelbſt angelegte Feuer.

Er

Er beklagte ſich hiernächſt über Herrn Piderits unwahre Vorſtellungen, da er den neuen Reformatoren Schuld gegeben, daß ſie Bibel, Geſetz und Evangelium ausſtrichen, und uns entgegen riefen: Es wären ſolches nur verhunzte Reliquien eines Geſetzes, das endlich für die poßierlichen Juden noch gut genung geweſen, daß ſie das athanaſianiſche Glaubensbekenntniß und die Augsb. Confeßion für Unſinn und Wahnwitz unſrer Zeiten, die Schrift ſelbſt aber für ein Buch erklärten, für welches nur noch die Dummheit und der Aberglaube der er Ehrerbietung hegen könnte, die ihr bisher alle Augsb. Confeßionsverwandte geheilliget; daß die wichtigſten Grundlehren unſers evangeliſchen Chriſtenthums aufs äuſſerſte verfolgt, und deren Lehrer und Verfechter mit unausſtehlichem Schimpfe gemishandelt würden; daß die Göttlichkeit der heil. Schrift von einigen Gelehrten, Herrn Teller, Herrn Semler und andern aufgehoben würde, und daß man das athanaſianiſche Drei in Gott, auch die Lehre von der Genugthuung ſuche abzuſchaffen. Ueber das alles erklärt ſich Herr D. Semler weitläuftig. Diejenigen, ſagt er, welche ſo leicht neue Reformatoren genennet werden, ſuchen weder Bibel, Geſetz und Evangelium auszuſtreichen, noch die A. C. aufzuheben. Alle Artikel derſelben bleiben in ihrem Werth. — Man hat ſich aber vorbehalten, von Zeit zu Zeit Zuſätze zu machen, welches ſchon in der Apologie derſelben und in den ſchmalkaldiſchen Artikeln geſchehen. — Das Recht, Zuſätze, neue Erläuterungen, und eine glüklichere Anwendung der A. C. von Zeit zu Zeit zu machen, iſt nur von alten Jeſuiten und hämiſchen Schriftſtellern aus der römiſchen Kirche unſern Landesherren ſtreitig gemacht worden. —

Herr

Herr Piderit erhebet Lehrſätze zu Grundwahrheiten des Chriſtenthums, die doch gar nicht zum Chriſtenthum gehören, ſondern nur den Grund und Boden der Theologie, folglich die Gegenſtände der Kenntniſſe ausmachen, welche den Theologen, den öffentlichen Lehrer, von allen Chriſten aller Stände, alles Alters und Berufs nach den Grundgeſetzen des Staats unterſcheiden ſollen und müſſen. — Kirchliche Artikel ſind wohl zu unterſcheiden von den Grundlehren der chriſtlichen Religion, die allen Chriſten, als Chriſten, gemein ſind. In der A. C. wird die heil. Schrift, das iſt ihr göttlicher Innhalt, zum Grunde der Lehren vorausgeſetzet, aber hiemit werden Unterſuchungen über einzelne Bücher nicht aufgehoben. Die Proteſtanten nahmen ſich die Freiheit, verſchiedene Bücher, welche die römiſche Kirche zur heil. Schrift rechnet, unter die Apogrypha zu zählen. Man weiß, was Luther über den Brief des heil. Jakob und über die Offenbahrung Johannes geurtheilet habe. Hat ihnen jemand Schuld gegeben, ſie hätten die A. C. und die ganze Schrift umgeworfen? — Die heil. Schrift iſt das Wort Gottes in Anſehung der allgemeinen Grundſätze von der einzigen, beſten und vollkommenſten Religion. Wenn demnach Lehrer die in unſrer Zeit nöthige Hauptwahrheiten aus der Bibel ausſuchen, und dieſen Auszug der chriſtlichen Lehre und Religion vorzüglich unſern Zeitgenoſſen anempfehlen: ſo iſt hiemit weder an einen Umſturz der Religion, noch an Aufhebung des Religionsfriedens zu gedenken; vielmehr wird eben dadurch die Religion viel feſter und gemeinnütziger in den Verſtand und Willen der Menſchen eingepflanzt. — Das athanaſianiſche Symbolum iſt vom Anfange an für die Geiſtlichen und nicht zum Unterricht der

chriſt-

chriſtlichen Gemeine, weder in der alten Kirche, noch auch in der lutherſchen und römiſchen Kirche, beſtimmt geweſen. Unſre Vorfahren haben es bei der A. C. wiederhohlet, um zu beweiſen, daß ſie und ihre Lehre nicht unter die Sekten und Ketzer gehören, wider welche das Symbolum von den katholiſchen Lehrern bis dahin war beibehalten worden. Schon lange iſt wider einige anſtößige und mangelhafte Beſchreibungen, die darinn vorkommen, geſchrieben worden. Schon Luther konnte das Wort Homouſios nicht leiden. Eben ſo ungegründet iſt die Beſchuldigung, man wolle eine Genugthuung nicht dulden. Die Wohlthaten und der Erfolg für uns aus Chriſti Leben, Lehre und Tode werden von allen guten Chriſten mit dankbarem Herzen und Leben erkannt. Mehr aber gehöret für die gemeinen Chriſten nicht. Die Frage über die beſondere Art und Weiſe der Verſöhnung und Genugthuung Chriſti gehöret nur für Gelehrte. — Unwahr iſt es, daß unſere öffentlichen Lehrer Arianer, Socinianer und Deiſten wären. Unwahr iſt auch, daß das Variantenweſen, welches Herr Kennicot und ſeine Anhänger behauptet, ein Dunſt ſei. — Doch genug. Man hat nicht ohne Grund geurtheilet, daß Herr D. Piderit (in mehr, denn einer Abſicht) Mitleiden verdiene. Seine Abſichten ſind wohl nicht übel, aber die Mittel zu ihrer Erreichung deſto untauglicher. Sein Witz fällt ganz durch. — Sollte auf ſeine Vorſchläge und Klagen Rükſicht genommen werden, ſo würden wir wohl in die Barbarei des mittlern Zeitalters zurük fallen. Das giebt man gerne zu, daß es Lehrer giebt, welche Grundwahrheiten nicht nur des proteſtantiſchen, ſondern auch des bibliſchen Lehrbegrifs beſtreiten (z. E. die Lehre von der Genugthuung Chriſti) allein den

Herrn

Herrn D. Piderit hält man, ſeiner übrigen guten Eigenſchaften ohngeachtet, für den Mann nicht, der es beſtimmen könnte, was eine Grundlehre unſerer Religion ſei oder nicht. Herr D. Semler hat ſich in dieſer Schrift ziemlich deutlich erkläret; aber für alle ſind doch ſeine Erklärungen noch nicht hinreichend und deutlich genug. Der gelehrte Mann ſcheint doch immer noch mehr in Sinne behalten, als geſagt zu haben.

Eben dieſer freie, muthige Doktor **Semler**, der ſo ſehr ſeine Kräfte aufbot, in dem Angeſicht der gelehrten Welt heterodox zu ſcheinen, kehrte der Freiheit im Denken und Schreiben den Rüken, da ſich die Umſtände änderten. Die Veranlaſſung dazu gab der durch gute und böſe Gerüchte gegangene Doktor Bahrdt. Semler.

Bahrdt war dem heiligen römiſchen Reich beſonders durch ſeine neueſten Offenbahrungen bekannt geworden, und wenigſtens die Hälfte deſſelben ſahe ihn als einen groben Irrgläubigen und Ketzer an. Privatfeinde, die er ſich zugezogen hatte, wußten es dahin einzuleiten, daß von Reichs wegen eine Unterſuchung wider ihn verhängt, und er nach deren Endigung ſeines Amtes (er war Superintendent in Heidesheim) entſetzt wurde. Er ſchrieb darauf ſein Glaubensbekenntniß, in welchem er nicht viel mehr ſagte, als Hr. Doktor Semler auf ſeinem akademiſchen Lehrſtuhle ſchon längſt geſagt hatte. Wie man leicht denken kann, ſo fand er viele Gegner; zwei Fakultäten, die Würzburgiſche und die Göttingiſche hatten darüber bereits ihr Gutachten abgeſtattet. Bahrdt.

Bahrdt gieng nach Halle, fieng Privatvorleſun-

leſungen an: die theologiſche Fakultät befürchtete, daß er wohl gar theologiſche Vorleſungen halten würde, und that daher dem Oberkurator Freiherrn von Zedliz dringende Vorſtellungen, daß er dieſes nicht zugeben möchte. Herr Semler ſchrieb zugleich eine Widerlegung des Bahrdtiſchen Glaubensbekenntniſſes in einem bitteren Tone. Bahrdt blieb in Halle; las, nach wie vor, ſeine Kollegia über Beredſamkeit u. ſ. f. theologiſche wurden ihm nicht erlaubt. Noch izt iſt er daſelbſt, und lebt vom Schreiben, und von Vorleſungen.

Herr Semler fand es für gut, einen voluminöſen Band gegen dem Sammler der Fragmente aus der wolfenbüttelſchen Bibliothek druken zu laſſen. Ihm folgten viele kleine Kirchen- und Schuldiener nach, und ſuchten ein groſſes Verdienſt darinnen, an dem wolfenbüttelſchen Bibliothekar, wo möglich, zum Ritter zu werden. Der Tod des groſen Leßſings wird vielen herzliche Freude ſeyn, denen er, ſo lange er lebte, ein Dorn im Auge war. Es gehört nicht zu meinem Zwek, dieſe Streitigkeiten hie weitläuftig zu ſchildern,

Vierter Abſchnitt.

Geſchichte der evangeliſchreformirten Kirche.

I. Ausbreitung der reformirten Kirche.

Die reformirte Kirche iſt nicht, wie die andern, durch ein allgemeines Glaubensbekenntniß mit einander verbunden, ſondern ſie beſteht aus vielen Gemeinen, die weder durch ihr Glaubensbekenntniß, noch durch ihr Kirchenregiment mit einander verbunden ſind. Demohnerachtet aber haben ſie unter ſich eine gewiſſe äuſſerliche Gemeinſchaft, die ſich auf die Toleranz gründet.

Wir wollen nun die Länder durchgehen, in welchen ſie blühet, und in einem jeden das merkwürdigſte betrachten. *) Die Verfolgung in Frankreich verpflanzte einen großen Theil der Reformirten nach Deutſchland. Eine gewiſſe Anzahl erhielt in den brandenburgiſchen, ſächßiſchen, braunſchweigiſchen, hannöverſchen, heßiſchen und andern Ländern Sicherheit und Erlaubniß, Gemeinen zu errichten, und ihre Religion ungehindert auszuüben.

Von den Böhmen, welche 1726 zu wandern anfiengen, kamen ebenfalls viele in die brandenburgiſchen Lande. Einige von ihnen giengen zur refor-

*) S. Mosheims Vorleſungen über die Kirchengeſchichte.

reformirten, andere zur lutheriſchen Kirche über. Friederich Wilhelm, König von Preußen, ließ beiden eine Kirche in Berlin bauen. In Bayreuth und Anſpach, in Nürnberg, in Naſſau-Saarbrüken, in Hohenlohe, in Altona, in Hildburgshauſen, in Bückeburg und in Badendurlach haben die reformirten eine vollkommene Religionsfreiheit. In Schleſien war ihnen die öffentliche Religionsübung ſeit 1675 vom Kaiſer unterſagt worden. Die Bemühungen Brandenburgs und Englands, ſie ihnen wieder zu ſchaffen, war vergeblich. König Karl XII. von Schweden hatte ſie zum Unglük in dem Alt-Ranſtädter Frieden vergeſſen. Denn durch ihn würden ſie ſie leicht erhalten haben, weil Kaiſer Joſeph I. ſich ſo ſehr vor ihnen fürchtete, daß er ſagte, er würde nicht gewußt haben, was er thun ſollte, wenn Karl XII. von ihm ſelbſt verlangt hätte, lutheriſch zu werden. Nachdem Schleſien 1742 ans preußiſche Hauß kam, erlangten ſie die Religionsfreiheit wieder. Zu Breslau, Glogau und andern Orten ſind zahlreiche Gemeinen.

In Dännemark und Rußland haben die Reformirten gleichfalls Gemeinen, und in Schweden haben ſie, jedoch nicht ohne Widerſpruch der lutheriſchen Geiſtlichkeit, die Religionsfreiheit und die Erlaubniß Kirchen zu bauen, 1748 erlangt. In Ungarn haben ſie ſeit einiger Zeit einige Erleichterung von ihren Bedrükungen erhalten, und von der Politik des jetzigen Kaiſers läſſet ſich erwarten, daß, wenn es ihm möglich iſt, ſie eine vollkommene Religionsfreiheit erhalten. In Pohlen hat ſich das Schikſal der Reformirten zu ihrem Vortheil geändert. Durch die Uebertretung des Landgrafen von Heſſen-Caſſel zur katho-

katholiſchen Religion haben die Reformirten nichts verlohren, indem ihre Rechte und Freiheiten durch ſeine den 1ten Oktobr. 1754 ausgeſtellte Reverſalien in Sicherheit geſezt worden.

In den Wiſſenſchaften iſt die reformirte Kirche ſo weit, wie die lutheriſche, inſonderheit, wenn ſie die engliſchen Theologen mit zu Hülfe rufet.

2. Lehren der reformirten Kirche.

Die Gemeinen, woraus die reformirte Kirche beſteht, ſtimmen zwar in den Grundlehren des Chriſtenthums größtentheils mit einander überein; in den übrigen aber weicht eine von der andern ab. Sie haben zwar ihre Glaubensbücher, ſie halten aber nicht mehr ſo viel darauf, wie vormals. Man macht es mit den ſymboliſchen Büchern, wie die Verfaſſer derſelben es mit der Bibel machten; man erklärt ſie, wie man will. Abbildung der Lehre.

In Deutſchland bekennen ſich die Reformirten zur geänderten augsburgiſchen Confeßion, erkennen aber nebenbei auch den heidelbergſchen Catechiſmus für ein Glaubensbuch. In der Pfalz, in Heſſen, in Cleve ꝛc. hat die ſo genannte Dortrechtſche Kirchenverſammlung noch einiges Anſehen; in den brandenburgiſchen Landen hat ſie hingegen, wenn man Weſtphalen ausnimmt, ihren Credit faſt gänzlich verlohren. Das Glaubensbekenntniß des Churfürſten Johann Sigismund und das thorniſche Religionsgeſpräch haben ſie hier an die Stelle der ſymboliſchen Bücher geſezt. Indeſſen fällt ihr Anſehn auch gar ſehr.

In der Schweiz richtet man ſich nach den al-

ten Glaubensbekenntniſſen. Die Vereinigungsformel, die im vorigen Jahrhundert den ſchweizerſchen Kirchen ſehr andringend empfohlen wurde, iſt in vielen Kirchen ſehr heruntergeſezt, und in andern gar abgeſchaft worden. Ehemals war Geneve die Hauptuniverſität der reformirten Kirche, und der Sitz der reformirten Orthodoxie. Wer ſich daher dazumal in der reinen Lehre recht feſtſetzen wollte, der mußte dieſe Akademie beſuchen.

Geneve. In unſern Zeiten hat dieſe Univerſität den guten Geruch der Orthodoxie verlohren. Man hat nicht nur behauptet, daß die Gottesgelehrten daſelbſt von der Lehre Calvins abgewichen, arminianiſch worden, und ſich öffentlich zum Univerſalismus bekannt, ſondern man hat auch die Geiſtlichkeit ſowohl, als die Profeſſoren, beſonders von Frankreich aus, des Socinianismus und Deismus beſchuldigt, und dem Prof. Vernet die Vorwürfe gemacht, daß er in ſeinem chriſtlichen Unterricht Hauptlehren weggelaſſen, andere Lehren aber ungewöhnlich erklärt habe. Geneve hat ſich zwar über ſeine Lehren erklärt, und ſie gegen die gemachten Vorwürfe vertheidigt; allein es hat damit den orthodoxen Reformirten keine Gnüge gethan.

Niederlande. In den vereinigten Niederlanden iſt zwar die Dortrechtiſche Kirchenverſammlung mit ihren Schlüſſen, durch eine öffentliche Verordnung ihres Anſehens nicht beraubt; allein man findet doch, daß viele holländiſche Theologen der Lehre dieſer Synode von der Gnadenwahl nicht ſehr günſtig ſind. Man ſchwört zwar noch wohl in Holland auf die Dortrechter Schlüſſe, aber nur

ſo obenhin. In den neuern Zeiten haben ſich Prediger und Profeſſoren gefunden, die ganz anders lehren.

In Pohlen, Ungarn und Siebenbürgen behalten die Reformirten zwar die alte Glaubensbekenntniſſe bei; allein man beobachtet ſie nicht allenthalben mit gleicher Strenge. Pohlen, Ungarn, Siebenbürgen.

In der engländiſchen Episkopalkirche ſind die bekannten 39. Artikel ſeit der Reformation das Glaubensbuch. Sie ſind ſo aufgeſetzt, daß alle Religionspartheien ihre Rechnung dabei finden, welches ihnen einen Vorzug vor allen ſymboliſchen Büchern anderer Kirchen giebt. Die engländiſchen Theologen ſtreiten ſich freilich über den wahren Verſtand dieſer Artikel. Allein da ſich die Regierung an ihre Streitigkeiten nicht kehrt, ſondern die Artikel ſo unbeſtimmt läßt, wie ſie ſind, ſo können alle Religionspartheien dieſe Artikel annehmen und unterſchreiben. Die Episkopalen ſind ſehr frei, und in der Lehre von der Gnade ſcheinen ſie es gar mit den Arminianern zu halten. Engländiſche Episkopalkirche.

Die Presbyterianer haben ihrer alten Confeßion entſagt, und ihren Gliedern gar klüglich 1719. die Unterſchrift ſymboliſcher Bücher erlaſſen. In Schottland hingegen ſind die Presbyterianer noch größtentheils der alten Confeßion ergeben. Presbyterianer.

Es herrſcht in der reformirten Kirche jetzt eine ziemlich völlige Lehrfreiheit. Wer nur kein offenbahrer Socinianer und Papiſt iſt, der kann die Lehre der Kirche erklären, wie er will. Der Arminianismus nimmt in ihr ſehr überhand und an Calvinen wird wenig mehr geglaubt. In Holland Reformirte Kirche überhaupt.

und in der Schweitz finden ſich zwar noch immer Leute, die an Calvin und ſeinem unbedingten Rathſchluß, mit aller Kraft glauben; allein die Zahl dieſer Gläubigen nimmt immer mehr ab, und die Zahl derer, welche der allgemeinen Gnade glauben, wird immer gröſſer und ſtärker. Auch Calvins Lehre vom heiligen Abendmale verliehrt ihren Credit, die meiſten glauben in dieſem Stüke an Zwingeln, oder wohl gar an die, welche das ganze Abendmal für eine bloße Ceremonie halten.

Dogmatik. Was die chriſtliche Glaubenslehre betrift, ſo muß man geſtehn, daß die Reformirten in dieſem Jahrhunderte die Welt lange nicht mit ſo vielen Glaubensbüchern beſchenkt haben, als die Lutheraner. Doch haben ſie auch manches daran zu verbeſſern geſucht. Sie haben nicht nur die Theologie von den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten gereinigt, ſondern auch gröſtentheils die Methode die Dogmatik nach Maaßgabe des von Gott mit den Menſchen gemachten Bundes abzuhandeln, verlaſſen.

Einige Schriftſteller haben die Glaubenslehren nach der natürlichen Ordnung, andere nach einer andern Ordnung vorgetragen. **Wittenbach** und **Bernſau** haben ſich beide der demonſtrativiſchen Lehrart bedient. **Stapfer** bemüht ſich in ſeiner **Grundlegung zur wahren Religion** beſonders das Schöne und Vortrefliche der Religion dem Leſer überall vor Augen zu legen, und es wird niemand gereuen, ſein Buch geleſen zu haben. Unter den Engländern haben zwar viele die dogmatiſche Theologie durch vortrefliche Schriften erläutert; allein Kompendien und Syſteme, worinn ſie im Zuſammenhange vorgetragen wäre, hat man

wenige

wenige von ihnen. Entfernt von der Schulmethode ſchrieben ſie zierlich, gründlich und gelehrt.

Um die chriſtliche Sittenlehre haben ſich verſchiedene Schriftſteller verdient gemacht, und ſie von der Glaubenslehre abgeſondert. Die rechten Reformirten haben darinnen auch ſehr klug gehandelt, denn die Lehren vom unbedingten Rathſchluß, von der nicht allgemeinen Gnade, von der Unmöglichkeit den Glauben zu verlieren, ſind eben ſo ſehr der Sittenlehre, als der geſunden Vernunft zuwider. Dieſe Orthodoxen nehmen daher in der Sittenlehre keine Rükſicht auf ihre dogmatiſchen Grundſätze, oder, wenn ſie dazu aufgefodert werden, verwerfen ſie die daraus ganz natürlich folgende Schlüſſe. Die Heterodoxen bleiben der Vernunft getreu, und lehren alſo eine Moral, die in der Bibel und in der Vernunft gegründet iſt, ohne ſich daran zu kehren, ob ſie mit Calvinen übereinſtimmt oder nicht. Sittenlehre.

Stapfer hat durch ſein weitläuftiges gelehrtes und mit vieler Beurtheilungskraft abgefaßtes Werk alle ſeine Vorgänger weit übertroffen. Polemik.

Es gilt eben das von der Gelehrſamkeit der Reformirten, was wir von den Lutheranern angeführt haben. Wenn bei den Lutheranern, Schulen und Univerſitäten blühn, ſo blühn ſie auch bei den Reformirten. Lobenswürdig iſts, daß man auch mehrere Anſtalten gemacht, Kinder dürftiger Aeltern unentgeldlich unterrichten zu laſſen. Ganze Geſellſchaften haben ſich in England und Schottland zu dieſem Zwek vereinigt; man hat ſogar für den Unterhalt und die Kleidung armer Kinder geſorgt. Gelehrſamkeit der Reformirten.

geſorgt. In Groſsbritannien und Irrland zählt man 2017 Freiſchulen.

In andern Ländern ſind zwar die Bemühungen nicht ſo fruchtbar geweſen. Jedoch hat man unter andern im Jahre 1747. zu Berlin eine Ecole de Charité und zu Zürich ein Waiſenhauſs aufgerichtet, in welchem die Kinder ſo gute Erziehung haben, als ſie oft in reichen Häuſern nicht genieſſen. In Breslau haben die Reformirten eine Realſchule bekommen, und in Zürich eine Kunſtſchule.

Philoſophie. Im Anfange dieſes Jahrhunderts hatte noch bei einigen Ariſtoteles, bei den meiſten aber des Cartes Anſehn. In den neuern Zeiten wählte man in Deutſchland und in der Schweitz Wolfen zum Führer. Auch die Holländer ſind ſeit einiger Zeit Verehrer des deutſchen Philoſophen. Die Reformirten wandten Wolfens Philoſophie auch in der Dogmatik an, wie wir an Wittenbach, Stapfer, und Lamſau ſehen.

3. Berühmte Männer.

Berühmt haben ſich in dieſem Jahrhundert beſonders gemacht:

Saurin. 1) Saurin. Ein franzöſiſcher Prediger, er ſtudierte im Haag, aber ziemlich kavaliermäſsig. Sein muntrer Geiſt verführte ihn, daſs er ſich einer liederlichen Lebensart überlieſs, und endlich auf Vorſtellung ſeiner Cameraden unter die engliſchen Truppen gieng. Er nahm ſeinen Abſchied, und fieng noch einmal an zu ſtudieren. Er beſaſs groſse Rednertalente, und durch ſeine Predigten erwarb er ſich einen ſolchen Beifall, daſs er bald eine Prediger,

gerſtelle im Haag erhielt; er hatte einen ſo auſſerordentlichen Zulauf, daß Leute ſieben Meilen weit in ſeine Kirche liefen. Er war zu lebhaft, um ſeine Zuhörer mit eben dem Recht auf ſeine Werke, als auf ſeine Worte weiſen zu können.. Seine Predigten ſind unter uns bekannt; er ſtarb 1730. im 53. Jahre.

2) Werenfels. Nicht allein die reformirte Kirche, ſondern die geſammte Litteratur hat dieſem Manne ohnſtreitig in dieſem Jahrhunderte das meiſte zu verdanken. Er führte eine freiere Lehrart in die Theologie ein, und die meiſten Dinge, worauf unſere Theologen ſo ſtolz thun, hatte er ſchon lange gelehrt. Von der Zauberei z. E. ſagt er Werenfels.

Magiae in hoc plerumque par eſt haereſis;
Fictum eſt utrumque crimen innocentium.

Seinen Zuhörern empfahl er beſonders die Verbindung der Gottſeligkeit mit der Erkenntniß der Wahrheit. Er war ein großer Freund vom Kirchenfrieden, wie ſeine Bücher zeigen. Baſel verehrte ihn als einen allgemeinen Vater, und ſeine große Gelehrſamkeit verbunden mit einer beſondern Liebe zur Frömmigkeit und großen Erfahrung verſchafte ihm Freunde und Verehrer in dem ganzen Umkreiſe der reformirten Kirche. Er ſchrieb wenig, aber ſehr gut. Seine Schriften werden lange geleſen werden. Die letzte Zeit ſeines Lebens unterredete er ſich oft mit Oſterwald und Roques über die Kunſt wohl zu ſterben, bis er 1740. im drei und achtzigſten Jahre die Welt verließ.

3) Jablonsky. Oberhofprediger zu Berlin, Präſident der Societät der Wiſſenſchaften, hatte Jablonsky.

den berühmten Comenius zum Großvater. Er war ein Gelehrter vom erſten Range, ſtark in der morgenländiſchen Litteratur, und ein Univerſaliſt, der ſich die Vereinigung der proteſtantiſchen Kirchen ſehr angelegen ſeyn ließ. Er ſtand in ſo großem Anſehen, daß ihm die Univerſiät Oxford 1706. auf Befehl der Königinn Anna den Doktorhut ertheilte. Bei Unterſuchung der wolfiſchen Streitigkeiten ward er mit zum Schiedsrichter ernannt. Er predigte und ſchrieb, ob er gleich diſpenſirt war, mit völliger Munterkeit bis 1741. da er im 81 Jahre ſtarb.

4) Elsner. Der große Beifall, den er durch ſeine Predigten erhielt, machte, daß er in Berlin dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium entzogen wurde.

5) Schultens. Profeſſor in Franeker zündete durch die arabiſche Sprache der hebräiſchen ein neues Licht an. Ein aufgeweckter Geiſt, eine große Rechtſchaffenheit und Dienſtfertigkeit machten ihn ſehr liebenswürdig. Er ſtarb 1750. alt 66 Jahre.

6) Jablonsky. Prof. der Philol. und Prediger zu Frankfurt a. d. O. war ein Sohn des ſchon genannten berühmten Jablonsky. La Croze war ſein Lehrer in der koptiſchen Sprache. Vom Predigtamte machte er ſich 1741. los. Sein vortrefliches Pantheon Aegyptiorum verbreitete nicht allein über die ägyptiſche Mythologie, ſondern auch über andere Theile des Alterthums ein großes Licht. Er ſtarb 1757.

7) Jurieu. Prediger zu Seden und nachher Prediger zu Rotterdam. Er war ein Mann, der nicht gern im Frieden leben konnte. In der Streitigkeit

tigkeit wider Baylen mußte er unterliegen. Er gehört übrigens unter die neuen Propheten. Er weiſſagte die Wiederherſtellung der Reformirten in Frankreich aufs Jahr 1689. und den Anfang des Reichs Chriſti ſamt den Umſturz der päbſtlichen Gewalt aufs Jahr 1715. Die Nichterfüllung der erſten erlebte er nicht ohne Schimpf und Verachtung; für den zweiten Schimpf ſetzte ihm ſein Tod, der 1713. erfolgte, in Sicherheit.

8) Röll. Prof. zu Francker, hielt zu viel auf die Vernunft, wodurch er den Geheimniſſen unſerer allerheiligſten Religion ſehr viel vergab: er ſtarb 1718.

9) Honert. Prof. Theol. zu Utrecht. Er erhielt den Titel eines Pabſtes von Holland. Bei Erklärung der heiligen Schrift legte er alle Kommentarien bei Seite, und forſchte ſelbſt. Er ſtarb 1758. in 65. Jahre.

10) Joh. Georg Michaelis. Prof. Theol. zu Halle und Ephorus des ref. Gymn. beſaß in den morgenländiſchen Sprachen eine große Stärke. Starb 1758. u. ſ. w.

Unter den engländiſchen Theologen ſind unter andern merkwürdig:

1) Burnet, Biſchof von Salisbury, einer der größten Männer in England. Durch ſeine Schriften, ſonderlich die Reformationsgeſchichte und durch die Auslegung der 39. Artikel hat er ſich ſehr berühmt gemacht.

2) Tenniſon arbeitete für das Hauß Hannover gegen den Prätendenten.

3) Abadie

3) Abadie hat ſich durch ſeine Abhandlung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion bekannt gemacht.

4) Clerke, Hofprediger zu London, ein ſtarker Humaniſt und ein guter Philoſoph. Sein Buch von der Dreieinigkeit brachte ihn um ſeine Hofpredigerſtelle, indem er ſich als einen Arianer oder vielmehr Subordinatianer zeigte; und viele andere.

Kirchengebräuche.

In Abſicht der Kirchengebräuche iſt die reformirte Kirche in dieſem Jahrhunderte nicht viel verändert worden. Die Franzoſen und Engländer führten zu Anfange dieſes Jahrhunderts eine neue poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen Davids ſtatt der alten ein. In Bern, Schafhauſen und Zürich, hat man vieler Widerſprüche ohngeachtet, eine Verbeſſerung der Lieder unternommen, und einen öfteren Gebrauch des heiligen Abendmals angeordnet. Oſterwald führte in Neuſchatel 1713 eine beſſere Liturgie ein. In Bern hat man 1748 zur Abſtellung einiger Mißbräuche, eine beſſere Kirchenordnung bekannt gemacht. Die Leichenpredigten werden darinn gänzlich verboten.

Die Episkopalen in England halten ſehr auf die Beibehaltung der ganzen Gebräuche, die einmal bei ihnen eingeführt ſind. Im Jahr 1714 giengen ſie ſo gar ſo weit, daß ſie den Presbyterianer Ben. Read, der zu ihnen übergieng, von neuem tauften. Von dieſer Strenge ſcheinen ſie aber doch etwas nachgelaſſen zu haben.

Man weis übrigens, daß die reformirte Kirche nicht überall einerlei Gebräuche habe, ſondern

dern ſich in ſolchen Stücken, die nicht von Chriſto und ſeinen Apoſteln verordnet worden, der chriſtlichen Freiheit bedienen.

Eben ſo verhält ſichs auch in Abſicht des Kirchenregiments und der Ausübung der Kirchenzucht. An den Orten, wo das presbyterianiſche Kirchenregiment eingeführt iſt, und die Presbyterien, Klaſſen und Synoden das gehörige Anſehn haben, wird auch die einmal eingeführte Kirchenzucht ausgeübt.

In der biſchöflichen Kirche in **England** haben die Biſchöfe das Kirchenregiment; doch kann man an die weltliche Obrigkeit appelliren, und es werden bey wichtigen Sachen öfters Synoden, oder Kommunikationen der Geiſtlichen auf Befehl des Königs gehalten. Der Bann geſchicht bey den Episkopalen noch mit großer Strenge, und viele glauben, daß die Kirche dadurch gewonnen habe, welches leicht ſeyn kann, wenn man die Geiſtlichen als Repräſentanten der Kirche betrachtet.

In den übrigen reformirten Kirchen hängt die Art des Kirchenregiments ſowohl, als die Kirchenzucht, größtentheils von dem Landesherrn und der weltlichen Obrigkeit ab.

Wir wollen nun die Länder einzeln betrachten, wo die reformirte Kirche blüht.

In der deutſchen Kirche gehen nicht viele Veränderungen vor. Denn die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen iſt in den Händen der Landesherrn, welche dieſelbe durch ihre Konſiſtori-

en

en verwalten laſſen. Der Staat hat bey dieſer Einrichtung ſehr viel gewonnen. Denn in den Ländern, wo die presbyterianiſche Regierungsform eingeführt, und das geiſtliche Recht bey den Synoden iſt, ſieht man noch viel Pabſtthum.

In der deutſchen reformirten Kirche iſt in dieſem Jahrhunderte alles ziemlich ruhig geblieben.

In der Grafſchaft Sayn, in den Fürſtenthümern Naſſau-Diez und Naſſau-Siegen, haben die Reformirten, nachdem die reformirte Linie von Naſſau-Siegen erloſchen, in Hildesheim und andern Orten manches verlohren. In der Pfalz aber iſt es ihnen am härteſten gegangen.

Pfalz. Als Carl, der lezte Churfürſt von der Pfalz 1685. geſtorben war: So gelangte die neuburgſche katholiſche Linie zur Regierung. Der erſte Churfürſt aus derſelben, Philipp Wilhelm, verſprach ſeinen evangeliſchen Unterthanen die Gewiſſensfreiheit auf das feierlichſte, und bewies ſich auch ſehr tolerant. Allein ſein Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm, war deſto feindſeliger gegen ſie geſinnt. Die Reformirten wurden ungemein gedrükết. Das evangeliſche Corpus that zwar dem churpfälziſchen Geſandten auf dem Reichstage zu Regensburg Vorſtellung, aber vergebens. Es ſchikte den Freyherrn von Willich als Geſandten an den Churfürſten ſelbſt ab, welcher aber zur Antwort bekam, daß alles, was bisher in Religionsſachen vorgenommen worden, ſich auf des Churfürſten Jus reſervationis gründe.

Weil

Weil nun alſo alle Vorſtellungen fruchtlos waren: ſo gebrauchte der König in Preuſſen Friderich I. im Herzogthum Magdeburg und Fürſtenthum Halberſtadt Repreſſalien, bis man den Reformirten ihre Rechte wieder einräumen, und das, was man ihnen abgenommen, zurükgeben würde. Die Katholiken wandten ſich daher ſelbſt an den Churfürſt, weil ſie glaubten, andere proteſtantiſche Fürſten möchten dieſem Beyſpiele folgen. Auf ihr Bitten trat alſo der Churfürſt mit dem Könige von Preußen in Unterhandlung, die Sache beizulegen, und erklärte ſich 1705. feierlich, daß künftig niemand wegen ſeiner Religion von öffentlichen Aemtern in den churpfälziſchen Ländern ausgeſchloſſen, auch die bisherige Gemeinſchaft der Kirchen aufgehoben werden ſollte. Den Katholiken wurden $\frac{2}{7}$ Theil davon, den Reformirten aber die übrigen $\frac{5}{7}$ Theil eingeräumt, den Lutheranern hingegen die Kirchen gelaſſen, die ſie 1624. im Beſitz gehabt, womit aber dieſe nicht zufrieden waren, ſondern ſich ſehr beſchwerten.

Nachdem der Churfürſt Johann Wilhelm 1716. geſtorben war, verſprachen ſich die Proteſtanten von ſeinem Bruder und Nachfolger Karl Philipp, einen gütigen und friedfertigen Herrn, Ruhe und Sicherheit. Allein ſie irrten ſich, da er zur Regierung gekommen war. Wenigſtens glaubten ſie, daß der Churfürſt, der ſelbſt katholiſch war, ihnen groß Unrecht gethan, daß er 1719. befohlen hätte die achtzigſte Frage aus dem heidelbergiſchen Katechismus, woran die Reformirten glaubten, bei der neuen Auflage herauszulaſſen. Die achtzigſte Frage iſt: Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen dem Abendmal des Herrn und der päbſtlichen Meſſe? die Meſſe iſt eine vermaledeyte Abgötterei. Im

Grun-

Grunde betrachtet hätten die Reformirten ſelbſt ſo klug ſeyn ſollen und in einem Lande, wo der Landsherr das glaubt, was ſie für Abgötterei halten, ſolche Fragen auszulaſſen. Das thaten ſie nicht. Weil aber der Churfürſt ſelbſt die Verordnung gemacht hatte und der Catechismus, in welchem dieſe Frage ausgelaſſen war, mit dem Privilegium des Churfürſten gedrukt wurde, ſo wollten ſie ihn nicht geradezu angreiffen. Dadurch aber, daß ſie der Sache eine Wendung geben wollten, machten ſie nur noch mehr bekannt, daß ein Landesherr ſich gefallen laſſen müſſe, wenn es in einem ſymboliſchen Buche eine Abgötterei genannt worden.

Der reformirte Kirchenrath ſtellte vor, daß ein katholiſcher Buchdruker ohne ſein Vorwiſſen den Katechismus auf erwähnte Weiſe gedrukt hätte, und daß man nicht befugt wäre, eine Aenderung in einem Glaubensbuche ohne Beiſtimmung der ganzen reformirten Kirche vorzunehmen. Er bat deshalb den Churfürſten den Gebrauch des Katechismus wieder zu verſtatten. Die Antwort fiel ganz vernünftig da hinaus, daß es bei dem gegebenem Befehl ſein Bewenden haben ſollte. Die Reformirten wurden böſe und die Katholiken, die nun die Oberhand hatten, fiengen, weil ſie die Oberhand hatten, an zu verfolgen. Man gieng ſo weit, daß man noch in dieſem Jahre den Reformirten die heilige Geiſtkirche in Heidelberg, die vornehmſte Kirche des Landes, nahm. Seit dem weſtphäliſchen Frieden war das Chor dieſer Kirche von den Katholiken, und das Schif oder der vordere Theil von den Reformirten zum Gottesdienſt gebraucht worden. Da aber das Chor für die Katholiken zu klein wurde, nachdem **Karl Philipp** die Stadt **Heidelberg** zu ſeiner Reſidenz erwäh-

let hatte, ſo verlangte er, die Reformirten ſollten ihnen die ganze Kirche einräumen, und verſprach ihnen, eine neue und ſchönere Kirche bauen zu laſſen. Die Reformirten aber trugen Bedenken darein zu willigen, weil die neue Kirche noch nicht da war, und weil ſie ihnen, wenn ſie erbaut werden ſollte, auch wieder genommen werden möchte. Auf churfürſtlichen Befehl nahmen die Katholiken von der ganzen heil. Geiſtkirche Beſitz. Dieß verurſachte bei allen proteſtantiſchen Höfen ein großes Aufſehn. Und in der That ſchien auch dem Religionszuſtande der Reformirten in der Pfalz ein großes Ungewitter bevorzuſtehen, indem ſelbſt der Pabſt Klemens XI. das Gemüth des Churfürſten gegen die Proteſtanten aufzubringen nicht wenig bemüht war. Der Landgraf von Heſſenkaſſel, die Könige von Preuſſen und Großbritannien, die Generalſtaaten und das evangeliſche Corpus thaten Vorſtellungen wider die Bedrükungen der Reformirten. Als ſich aber der Churfürſt daran nicht kehrte, brauchten ſie zum Theil Repreſſalien in ihren Ländern, und beſchnitten ihren katholiſchen Unterthanen ihre Freiheiten. Viele ihrer Geiſtlichen giengen daher nach Heidelberg, und ſtellten die Gefahr vor, in der ihre Religionsübung ſchwebte. Weil aber ihre Klagen am pfälziſchen Hofe wenig Eindruk machten, ſo wandten ſich verſchiedene an den Kaiſer und baten um Hülfe, der denn auch auf Anſuchen der proteſtantiſchen Stände denn die gemeſſenſten Befehle an den Churfürſten ergehen ließ, und ihm aufgab, gehörige Unterſuchungen anſtellen zu laſſen. Der Churfürſt, der ſchon gehöret hatte, daß er beim Reichshofrath verklaget worden, wartete dieſen Befehl nicht ab, ſondern entſchloß ſich noch vor Empfang deſſelben zu gelindern Maaßregeln. Er trug dem Kirchenrath

auf, ein Gutachten auszufertigen, welches denn auch die Wirkung hatte, daß nicht nur erwähnte Kirche 1720 den Reformirten wider eingeräumt, ſondern auch der Gebrauch des Katechismus, ja ſo gar der achtzigſten Frage wieder verſtattet, und alle ſeit dem Badenſchen Frieden in Religionsſachen vorgenommene Veränderungen aufgehoben wurden. Indeſſen hatten dieſe Bedrükungen die Folgen, die ſie immer haben. Viele tauſend Reformirte giengen in andere Länder.

Wie der Zuſtand der Reformirten gegenwärtig geſtattet ſei, lehrt folgendes Buch: **Ueber die neueſte Religionsverfaſſung und Religionsſtreitigkeiten der Reformirten in der Unterpfalz, Leipzig, 1780.** Ich werde ein paar Stellen aus demſelben anführen.

Alle Glieder, heißt es im 1 Brief S. 13. der reformirten Kirche, vom Oberſten bis zum Unterſten, vom garantirten Kirchenrath, bis zum unterſten Dorfvorſteher, haben kaum noch einen Schatten der Rechte, welche ihnen zukommen; und die ihnen auch niemand weniger zu nehmen geſonnen iſt, als ihr menſchenfreundlicher, großmüthiger Fürſt **Karl Theodor.**

Dem Kirchenrathe fehlen ſeine **mehreſten Rechte** und ſein Anſehn; der **Adminiſtration** eine große Menge ihrer Gefälle und **Freiheiten**; den Inſpektoren ihre **Synoden**; den Pfarrern ihre **Konvente**; den einzelnen Gliedern ihr Weg zu bürgerlichen und höhern **Ehrenſtellen** und **Bedienungen**; den reformirten Soldaten ihr eigner **Regimentsprediger**; den meiſten Kirchen und Schulen ihre nöthigen **Reparaturen**;

ren; kurz, wohin man ſiehet, erblikt man Lüken, Mängel und Gebrechen, die dem Reiſenden ſogleich einleuchten.

Ich mag gar nicht erwähnen, wie ſehr das Religions- Schul- und Kirchenweſen dadurch verfallen, — wie die Kirchenzucht vernachläßigt, Aufklärungs- und Unterſuchungsgeiſt erſtikt, wie Verdienſte verdrängt worden, und wie groſſen, unentſezlichen Schaden ſelbſt der Bau des Reichs Gottes leide. Das alles will ich übergehen. Das Gemälde wäre zu traurig. Wenn man die pfälziſchen Religionsanſtalten mit den Preußiſchen oder den Schweizeriſchen vergleicht, ſo ſind ſie noch um funfzig Jahre zurük. Sonderbar genug!! die Kirche ſo weit zurük, welche zu den Zeiten der Reformation als eine helleuchtende Fakel andern vorangieng.

Der Kirchenrath, heißt es Seite 41 weiter, hatte urſprünglich das Recht, nicht blos alle Pfarreien, und Schulbedienungen, mit tüchtigen Männern zu beſetzen; — ſie weiter zu befordern, und auf ſie ein wachſames Auge zu haben; — ſie durch Zucht und gehörige Kirchenviſitation zu ihrem Amt und Erweiſung ihrer Pflichten anzuhalten: ſondern es war ihm auch die Befugniß ertheilt, ſo oft ein Rath aus ihrer Mitte abgieng, einen andern geſchikten Mann vorzuſchlagen. Dies Recht hatten ſie nicht blos bei Kirchenräthen, ſondern auch bei abgegangenen Räthen der Verwaltung, wie ausdrüklich im Receſſe ſtehet.

Aber dies iſt alles ſeit ſehr vielen Jahren ſchon aus der Obſervanz. Man ſezt an; man

ernennet und wählt, ohne Vorſchläge abzuwarten oder anzunehmen. Daher kommt die größere Anzahl der Kirchen- und Adminiſtrationsräthe. Bei den erſtern ſollten ein Direktor und achtzehen Räthe ſeyn. Bei den letztern ſind anſtatt zween reformirter Verwaltungsräthe ihrer zwölfe. Eben ſo überhäuft ſind ſie mit Sekretären und Kanzelliſten. Daher kommt es, daß oft dumme, unwiſſende, und unwürdige Räthe angeſetzt werden, über welche die Geiſtlichkeit lacht und laut ſpottet.

Der dem erſten Anblik nach gering ſcheinende Umſtand, von Kirchen- und Adminiſtrationsräthen keine Vorſchläge mehr zu fordern, noch anzunehmen, war leider! die fruchtbarſte Quelle der allerſchreklichſten Folgen, welche jemahls die reformirte Kirche treffen konnten. Sie kam dadurch, was die geiſtliche und ökonomiſche Verwaltung betraf, allmählig unter eine Schaar ganz fremder Leute. Dieſen unerfahrnen Miethlingen waren weder die Rechte der Kirchen, noch der Boden des Landes bekannt. Sie wollten alſo das, was ihnen an nöthiger Einſicht und Redlichkeit fehlte, durch despotiſche Machtſprüche, und tauſenderley Kunſtgriffe erſetzen. Wie betrübt ſeufzete und jammerte mancher arme Prediger über die Härte der Adminiſtration, über die abſchlägige Antworten, die er erhielt, wenn er um Beiſtand bat! wie niederdrükend mußte es ihnen ſeyn, zu ſehen, daß ihre Verwandte, wohlhabende und niederträchtige Schmeichler mit habſüchtigen Händen in ihren Gnadenſak griffen, und ſich weidlich mit ihm wohl thaten! — —

So

So wie es den Kirchenräthen in Anſehung der Rechte des Vorſchlags ergieng, eben ſo ergieng es ihnen mit ihrem Rang. Aus einem Reſcripte des Durchlauchtigſten Churfürſten Karls vom 19 December 1681 erhellet zwar unwiederſprechlich, daß der Kirchenrath damahls als ein Theil der Regierung angeſehen worden, und die Kirchenräthe mit den Regierungsräthen gleichen Rang haben, daß einem Regierungsrathe ein Kirchenrath folgen, und fürs künftige das tempus receptionis beobachtet werden ſollte. In der Religionsdeklaration §. 41. ſteht zwar ausdrüklich, daß der Kirchenrath bey dem ihm bis zum Jahre 1685 zukommenden Range kräftigſt geſchützt und gehandhabt werden ſolle. — Allein auch dies iſt nicht einmahl gehalten worden. Denn

1) Iſt durch ein churfürſtliches Reſcript vom 10 May 1745 verordnet, daß die Kirchenräthe nur den Hofgerichtsräthen gleich gehen, und mit ihnen der Ancienneté nach ſich rangiren ſollen.

2) Ganz neuerlich iſt dem wirklichen Direktor Flad, welchem doch, ſelbſt nach der damahligen Rangordnung, ohnſtreitig der Rang vor den würklichen Regierungsräthen gebühret, ohne ſein Anſehn und Zuthun das Prädikat eines kurpfälziſchen Regierungsrathes ertheilt worden.

3) Es iſt offenbar Eingriff, offenbare Herabſetzung des Kollegiums, und Geringſchätzung des evangeliſchen Religionsweſens, daß ſchon ſeit geraumer Zeit in al-

len kurpfälziſchen Raths- und andern Patenten des Kirchenraths-Dicaſterium, und die übrigen proteſtantiſchen corpora gar nicht mehr genennet werden.

Dieſe Herabſezung des zukommenden Ranges iſt um ſo viel nachtheiliger, weil ſich die kurfürſtliche Regierung dadurch ein Anſehn einer Superiorität giebt, den kurpfälziſchen Kirchenrath oft als ſubordinirt anſiehet, und ſich in den Kommunikaten ſolcher Ausdrüke, Wendungen und Zumuthungen bedient, welche ein gleichbedeutendes und eben ſo viel geltendes Kollegium gegen ein anderes nicht gebrauchen kann, noch darf. Zuweilen wird der Kirchenrath von der kurpfälziſchen Regierung als Pars, nicht als Dicaſterium, dem die geiſtliche Gerichtsbarkeit obliegt, angeſehen, und ihm ganz widerrechtlich ordentliche Termine zur Beantwortung feſtgeſezt.

Oft bedeutet die Regierung dem Kirchenrathe befehlend, dieſen oder jenen Kandidaten bei der erſten Vakanz in Vorſchlag zu bringen, da doch nur dem Kirchenrathe zukommt, über die Rechte, Fähigkeiten, und Verdienſte jedes Kandidaten zu urtheilen, und demſelben gemäß zu handeln. Lauter Handlungsarten, und Verhaltungsregeln, die ganz widerrechtlich, und ganz gewiß gegen alle Abſichten des Churfürſten ſind.

Es wäre alſo in allen Abſichten grauſam, wenn man es der Geiſtlichkeit verargen wollte, daß ſie ſich über dieſe Eingriffe, und ungerechte Herabſezungen beſchwert, und, wo ſie nur

kann,

kann, um gnädigſte und baldigſte Remedur flehet. Ich verſichere Ihnen, Freund! Karl Theodor iſt viel zu ſehr Menſchenfreund, und Vater ſeines Volks, als daß er dieſen Beſchwerden nicht abhelfen ſollte, ſobald ſie ihm nur in einem hellen Lichte und mit gründlichen Beweiſen dargeſtellet werden.

Die Landgeiſtlichen wiſſen hundert Beiſpiele anſtatt eines zu erzählen, daß aus der Herabwürdigung ihres Kirchenraths (ſo nennen ſie ihn) die verwegenſten Eingriffe der Ober- der Unterämter, ſelbſt der einzelnen Kommißionen herfließen, und entſpringen.

Nur ein Beiſpiel! Daß alle Schulanſtalten, Schuleinrichtungen, und dergleichen bei den Reformirten, von dem Kirchenrathe abhangen, wird wohl kein vernünftiger Menſch bezweifeln wollen. Dennoch ließ ſichs die Polizeikommißion zu Frankenthal im Jahre 1772. den 1 Februar einfallen, eine Schulverordnung für die drei Religionen, daß nehmlich die Kinder von vier bis ſieben Jahren, bei dreiſſig Thaler Exekution, in die Weiberſchule der drei Religionen geſchikt werden ſollten, öffentlich anſchlagen und den daſigen reformirten Miniſterium cum requiſitione zufertigen.

Das heißt doch bei Gott! den Polizeikreiß über das Gebühr ausdehnen, wenn die Polizei entſcheiden will, ob die Kinder bey Männern oder Weibern in die Schule gehen ſollen.

Doch das iſt nur eine Kleinigkeit.

Wie der Kirchenrath durch dieſe Herabſetzung in allen ſeinen Pflichten, in der Verſetzung der Pfarrer; Suspenſion und Kaſſation der unwürdigen Pfarrer und Schulmeiſter gehemmt werde; wie ſich die Beamten in Religionsſachen und Amtsverrichtungen der untergeordneten Geiſtlichen und Schulbedienten miſchen; wie ſie die nöthige Kirchendiſciplin hindern, und wohl gar ſchriftlich für Unfug und dergleichen ausgeben, davon wird das neueſte Corpus gravaminum wohl eheſtens die ſtärkſten Beweiſe darlegen.

Bis ins Jahr 1754 dauerten die Convente der Reformirten fort (ſiehe 3ter Brief Seite. 56) Um dieſe Zeit ſtieg die Simonie aufs höchſte. Alle Pfarr- und Schulbedienungen wurden für baares Geld nicht nur verkauft, ſondern ſogar verſteigert. Verſchiedene Räthe verlangten das Geld vorher deponirt, und, wenn ſie es bekommen hatten, ſo theilten ſie es brüderlich unter einander. Die Unverſchämtheit dieſer Räthe gieng ſehr weit. Sie ſchwänzten — ſo nannten es die ſaubern Brüder, — einander um ihren Antheil. Sie waren frech genug, einer den andern öffentlich in Geſellſchaft zu fragen: wie viel iſt geboten, Herr Kollege, wollen ſie es nicht höher treiben? Ein politiſcher Herr, welcher noch lebt, ſo lange Gott will, ſagte einmahl einem Landprediger: daß wir uns ſchmieren laſſen, weiß der Hof und die ganze Welt, und deſſen ſchämen wir uns auch nicht; worauf dieſer erwiederte: das erſte, daß ſie ſich ſchmieren laſſen, habe ich gewußt; aber das letztre, daß ſie ſich deſſen nicht einmahl ſchämen, iſt mir eine Neuigkeit. Einem andern

Rathe

Rathe überreichte einſt ein ehrlicher Landpfarrer in aller Demuth ſeine Rolle mit dreißig Carolinen. Er nahm ſie mit einer verächtlichen Miene an, und warf ſie mit einem höhnenden Stolz auf den Tiſch hin, mit den Worten: das iſt nur Tobaksgeld!

Gegen dergleichen Verwegenheiten fiengen die Geiſtlichen in ihren Konventen laut und frei zu reden an, giengen mit allerley Gedanken und Anſchlägen wider den Simon und ſeine lieben Anhänger ſchwanger. Einige von den oberſten der Einnehmer wurden dadurch in Furcht geſezt; und anſtatt über die Rechte der Kirche und der Pfarrer zu wachen, und für ſie zu ſprechen, ſollen ſie dem Hofe die erſten Anſchläge zur Abſchaffung der Convente mitgetheilt, und unter verſchiedenen andern Vorſpiegelungen eröfnet haben.

Die Klaßikalkonvente wurden alſo den 13 Mai 1754 kraft eines Reſcripts vom Hofe verboten, und da die Inſpection Neuſtadt in eben dieſem Jahre noch einen Convent hielt, ſo ward dieſes Verboth noch einmahl durch ein Reſcript erneuert. Ein und der andere Inſpektor wollte ſich und ſeine Brüder gern in dieſem auf ſo viele Weiſe vortheilhaften Beſitz erhalten. Und nun wurden ſie durch ein neues Reſcript von 20ten Auguſt 1755 ſogar mit Kaſſationsſtraſe verboten.

Da lag nun auf einmahl das Band der Geiſtlichen. Noch bis jezt fühlen ſie dieſe ihnen ſchwer geſchlagene Wunde. Doch guten Muth, und nur ein wenig Gedult! Es iſt gar nicht zu

zweifeln, daß bey näherer Einſicht, und ſcharfer Unterſuchung der Rechte, die Prediger und Inſpektoren ſowohl ihre Konvente, als die Inſpektoren das Recht, eine Synode auszuſchreiben, wieder erhalten, und dadurch das Beſte der Kirche betreiben können und dürfen.

4. Streitigkeiten in der deutſchen reformirten Kirche.

Ueber die Allgemeinheit der göttlichen Gnade.

Die vornehmſte Streitigkeit in der deutſchen reformirten Kirche, iſt der Streit über die Allgemeinheit der göttlichen Gnade. Der Churfürſt Sigismund war dieſer Lehre zugethan, er nahm ſie in ſeinem Glaubensbekenntniſſe auf, und wer alſo am Hofe war, glaubte die Allgemeinheit der Gnade. Die Hofprediger Bergius, Stoſch, Jablonsky hatten ſich auch zu derſelben bequemt.

Indeſſen ie weiter man vom Hofe entfernt war, deſto weiter war man es auch von der allgemeinen Gnade, doch ſo, daß es ruhig blieb. Als aber D. Volkmann im Jahr 1712 ſeine theologiſchen Sätze herausgab, und darinne Kalvins Lehrſätze mildern wollte, in der Zueignungsſchrift aber ſogar zeigte, daß die älteſten reformirten Theologen die Lehre von der allgemeinen Gnade angenommen hätten, ſo wurde ihm nicht nur mündlich widerſprochen, ſondern er bekam auch einen Gegner an dem Johann Bakhuſen, welcher in einigen unter falſchen Namen herausgegebenen Schriften die Vertheidigung der beſondern Gnade übernahm, und zeigen wollte, daß weder Volkmann, der in vielen Stüken von der gemeinen Lehre der reformirten Kirche abgehe, und deſſen Meinung keiner von

den

den reformirten Lehrern, die er für ſich angeführt, begünſtige, noch auch Jablonsky wohl gethan hätten, daß ſie die Lehre von der allgemeinen Gnade für eine öffentliche Lehre der reformirten Kirche, ſonderlich aber der märkiſchen Kirche ausgegeben, indem ſolches falſch wäre. Es gab daher D. Jer. Staki, ein reformirter Prediger zu Berlin, 1714. ſeinen kurzen Entwurf der Lehre von Beſchaffenheit und Ordnung der göttlichen Rathſchlüſſe heraus, worinn er zeigen wollte, daß die Lehre von der allgemeinen Gnade die wahre Lehre der reformirten Kirche ſei, und ſich deshalb auf mehrere Glaubensbekenntniſſe derſelben bezog.

Wider dieſen ſchrieb Paul Naude ſeine theologiſchen Gedanken. Dieſer Streit würde länger gedauert haben, wenn nicht ein königlicher Befehl 1719. beiden Theilen ein gänzliches Stillſchweigen auferlegt, und die Erwähnung dieſes Streitpunkts auf der Kanzel verboten hätte. Es ruhete alſo der Streit bis 1732. da D. Joach. Lange auf königlichem Befehl die Lehre von der allgemeinen Gnade in einer beſondern Schrift vortrug.

Ein achtzigjähriger Prediger in Heſſen Joh. Jak. Waldſchmidt, ſetzte Langens Schrift ein Buch die heilſame Gnade Gottes betitelt 1735. entgegen, wurde aber vom D. Lange in dem feſten Grunde der evangeliſchen Hauptlehre von der allgemeinen Gnade Gottes, widerlegt. Waldſchmidt ſchrieb dagegen, die heilſame Gnade Gottes mit Widerlegung des veſten Grundes. Zu ihm geſellte ſich Joh. Phil. Spitz in der evangeliſchen Lehre von der nicht allgemeinen Gnade, und Gregor Heniſius in dem Schreiben an ſeinen Timotheus.

Aus Deutſchland ward der Streit in die Niederlande verſetzt, nachdem Langens und Waldſchmidts Schriften in die holländiſche Sprache waren überſetzt worden. Inſonderheit bemüheten ſich Joh. van der Honert zu Leiden, und Ant. Drieſſen zu Gröningen, die Lehre von der allgemeinen Gnade zu widerlegen. Zuletzt vertheidigte ſie Lange in der weitern Ausführung der evangeliſchen Hauptlehre von der allgemeinen Gnade.

Der große Werenfels, der es im Grunde wohl mit Langen hielt, ſchrieb an dieſen unter andern, daß er ſehr dawider ſei, dergleichen Lehren auf der Kanzel zu treiben, und wünſche er, man möchte mehr auf die Beförderung des thätigen Chriſtenthums, als auf bloſe Grübeleien ſehen. Wider Drieſſen ſchrieb auch Joh. Fried. Bertram. Ein lutheriſcher Prediger zu Gröningen Ant. Gottfr. Dreas billigte ebenfalls Calvins Lehrſätze und ermahnte auch andere dazu. Er und vierzig Perſonen ſeiner Gemeine wurden alſo reformirt, für welche Bekehrung man ihn abſetzte. Um die Urſachen ſeiner Religionsveränderung darzuthun, ſtellte er ſein Glaubensbekenntniß in holländiſcher Sprache, welches hernach von Lampen 1739. ins deutſche überſetzt wurde, ans Licht. Er behauptete darinn, daß die Lehre von der Gnade, vom Verdienſt Chriſti, nnd von der Nichtallgemeinheit des göttlichen Gnadenberufs ſelbſt den ſymboliſchen Büchern der lutherſchen Kirche gemäß ſei. Goſſel vertheidigte ohne ihn zu nennen, die ſymboliſchen Bücher der Lutheraner. Dreas ſetzte ihm zu ſeiner Vertheidigung eine Unterſuchung über den Kirchenfrieden unter den Proteſtanten 1745 entgegen, worinne er unter dem Schein der Friedfer-

tigkeit

tigkeit die Lehre von der allgemeinen Gnade zu beſtreiten fortfuhr. Goſſel ſtellte daher die richtige Mittelſtraße in der Gnadenlehre der evangeliſch-lutherſchen Kirche 1747 ans Licht, worinn er die ſymboliſchen Bücher der lutherſchen Kirche ſehr gut vertheidigte.

Die Lehre von der allgemeinen Gnade bekam ſogar in Siebenbürgen Anhänger. Jedoch lieſſen ſich manche theils zum Widerruf, theils zum Stillſchweigen bringen. Nur And. Huszky, Prof. der Rechte zu Clauſenburg, blieb derſelben getreu, und gab zu den beiden General-Synoden, die 1742 und 1746 von dem reformirten Superintendenten Joſeph Denki ausgeſchrieben wurden, Anlaß. Auf denſelben wurde er, ohne vorgeladen zu ſeyn und ohne gehört zu werden, abgeſetzt, und die Lehre von der beſondern Gnade nach Maaßgebung der in Siebenbürgen eingeführten Glaubensbekenntniſſe beſtätigt.

Ein neuer Beweiß, wie ungereimt es ſei, wenn man der Geiſtlichkeit die allergeringſte Gewalt in Händen läßt. Eines Glaubensartikels wegen, der von den meiſten für widerſinniſch gehalten wird, nimmt ſich eine Synode heraus, einen Mann, der ein öffentlich Amt bekleidet, abzuſetzen, und die Regierung iſt thöricht genug, der verwegenen und ſo oft ſtolzen Geiſtlichkeit ihren Arm zu leihen. Sie verdammt, ohne den Sünder gehört zu haben, und ohne zu wiſſen warum, blos zur Unterſtützung ihres Anſehns. Die Proteſtanten mögen ſich alſo nun nicht ſo viel über die Katholiken in Anſehung der Toleranz herausnehmen. Blos die ungünſtigen Umſtände verhindern die Geiſtlichkeit ehrliche Leute zu verfolgen.

Die

Franzöſiſchreformirte Kirche. Die franzöſiſche reformirte Kirche, welche auſſerhalb Frankreich, alſo in Deutſchland, Holland, England u. ſ. f. ausgebreitet iſt, unterſcheidet ſich bekanntermaßen von der deutſchreformirten weder in Glaubensartikeln, noch in äuſſeren weſentlichen Gebräuchen des Gottesdienſtes; die Kirchenzucht iſt auf einem andern Fuß eingerichtet. In Deutſchland hat ſie ſich in dieſem Jahrhundert ſo gehalten, wie ſie im Anfang deſſelben war, das heißt, keine neue Acquiſitionen von Bedeutung gemacht. Vor der Mitte deſſelben verringerte ſich vielmehr die Anzahl der Glieder, die ſich zu derſelben bekennen. In den preußiſchen Staaten iſt zu Berlin ein franzöſiſches Seminarium für künftige Prediger errichtet worden, deſſen Beurtheilung hieher nicht gehöret.

In Frankreich haben ſie in dem gegenwärtigen Jahrhunderte ſtarke Fortſchritte gemacht. Im Jahre 1743 machten ſie den Anfang, öffentlich am Tage ihren Gottesdienſt zu halten, da ſie vorher nur insgeheim zuſammengekommen waren. Die Gouverneurs ſahen ſchon mehr durch die Finger; proteſtantiſche Soldaten benachrichtigten ihre Brüder jedesmal, wenn ihnen Gefahr drohete, und ſo entgiengen ſie den Verfolgungen, welche man über ſie verhängt haben würde, wenn ihre Verſammlungen entdekt worden wären.

Sie giengen weiter, da ſie ſahen, daß ſie mit Sicherheit ihren Gottesdienſt abwarten konnten, und lieſſen ihre Ehen durch ihre Prediger einſegnen und die Kinder taufen. Die römiſche Kleriſei ſchrie dagegen ſo laut, als ſie konnte, verurſachte Aufmerkſamkeit, und bewirkte, daß viele Proteſtanten zu Gefängniß und Geldſtrafen verurtheilt wurden.

Ihre gottesdienſtlichen geheimen Verſammlungen wurden indeſſen immer zahlreicher, und die Ehen und Taufen wurden immer mehr. Die leztern geſchahen unter freiem Himmel.

Im Jahre 1752 entſtand ein neues Ungewitter. Der Gouverneur von Languedoc gab die Befehle, daß die Proteſtanten ihre Ehen in der römiſchen Kirche ſollten beſtätigen, und ihre Kinder noch einmal taufen laſſen. Die Wuth, mit der man dieſen Befehl vollſtrekte, hatte keine Gränzen. Dieß bewürkte, daß ganze Schaaren von Unterthanen Frankreich verlieſſen und ſich in andere Gegenden begaben. Endlich ließ der König durch den Marquis de Paulmy Unterſuchungen anſtellen. Paul Rabant, franzöſiſcher Prediger zu Nimes übergab dieſem eine Bittſchrift, in welcher er die Verfaſſung der Proteſtanten äuſſerſt rührend vorſtellte. — dieß machte auf den Marquis ſo ſtarken Eindruk, daß er durch ſeine Vorſtellungen den König dahin zu lenken wußte, daß er ihnen, wo nicht öffentliche Begünſtigungen, doch Nachſicht und Erleichterung geſtattete.

Den neueſten Zuſtand der Reformirten in Frankreich kann ich nicht beſſer und nachdruksvoller ſchildern, als wenn ich ihn mit Hr. D. Leß, der 1774 und 1775 Frankreich durchreiſete, folgendergeſtalt beſchreibe:

Die Anzahl der Proteſtanten in Frankreich, ſagt er, *) ſchäzt man gemeiniglich auf 3 Millionen; man hat mich aber verſichert, daß ſie viel zu groß

*) S. Walchs neueſte Religionsgeſchichte 6ter Theil S. 17.

groß ſei. In der Provinz Languedoc, das heißt, in Ober und Nieder Languedoc, in den Sevinnen und Vivares befindet ſich der größte Theil von ihnen. Nimes enthält ohngefähr 40000 Einwohner, worunter 25000 Proteſtanten ſind. Seit der letzten Emigration, beſonders ſeit der Regierung des itzigen Königs, leben ſie ruhig, und üben überall ihre Religion mit einer Art von Publicität aus. Der große Staatsminiſter Neker iſt gleichfalls ein Proteſtant.

In den Handelsſtädten iſt die Freiheit am größten. Zu Marſeille haben ſie ein eigenes Haus, wo ſie ſich zum Gottesdienſt verſammlen. Zu Lion halten ſie eine halbe Stunde von der Stadt, in einem Orte in Dauphine, welcher einem Edelmanne gehört, alle Sonntage ihre Verſammlungen. Der Prediger hält ſich in der Stadt auf, und verrichtet ungehindert alle Amtsgeſchäfte, doch ohne ſich durch die Kleidung zu unterſcheiden. Sogar haben die Proteſtanten einen eigenen Kirchhof in der Stadt, welcher zum Gebiete des großen Hospitals gehört. Dahin laſſen diejenigen, die den Aufwand machen können, ihre Todten ganz öffentlich begraben; mit einem großen Gefolge von Caroſſen und einer Menge von Fakeln. Die dort in großer Anzahl befindlichen Schweizer haben große Handlungsfreiheiten, aber unter der Bedingung, ihre Religion nicht öffentlich zu üben.

Doch iſt ihnen erlaubt, einen Prediger aus der Schweiz im Jahr einigemahl kommen zu laſſen, welcher ihnen die Communion reicht. Jezo aber iſt das alles unnöthig; denn ſie halten ſich zu den franzöſiſchen Proteſtanten. Die Urſachen ſo vieler Freiheit ſind in der ausgebreiteten Handlung

dieſes Orts, welche immer aufklärt und die Gemüther verbindet, und in den Reichthümern der proteſtantiſchen Kaufleute zu ſuchen.

Allenthalben im ganzen Reiche üben nun die Proteſtanten ihre Religion ungeſtört. Nur in der Hauptſtadt haben ſie keine eigene Verſamlungen und Prediger. Hier iſt für die proteſtantiſchen Franzoſen weiter kein Gottesdienſt, als in der Capelle des holländiſchen Geſandten, wo aber deswegen auch zwey Prediger ſind. Da ihre ganze Religionsfreiheit die Geſeze wider ſich hat, und blos auf Nachſicht beruht, ſo wagt man es vermuthlich nicht, im Angeſicht des Hofes den Geſezen zuwider zu handeln.„

„Sie verſammlen ſich auf dem Felde unter freyen Himmel, (denn Kirchen haben ſie, einige wenige Orte ausgenommen, nicht) alle Sonntage. Ihre Prediger halten ſich frei öffentlich unter ihnen auf. Nur brauchen ſie noch immer die Vorſicht, ihre Namen zu verändern. Ihren wahren Namen brauchen ſie bey allen Amtsgeſchäften, z. E. Taufſcheinen. Im gemeinen Leben aber nehmen ſie einen andern Nahmen an. So iſt der ältreſte Prediger zu Nimes Herr Paul Rabaut in der Stadt nicht anders, als unter den Namen Mr. Paul bekannt, welches ſein Taufname iſt. Zwei ſeiner Söhne, die auch Prediger ſind, der eine zu Nimes, der andere zu Montpellier, heiſſen St. Etienne und Pommier. Sie wagen es ſogar, an verſchiedenen Orten z. E. zu Nimes der Verbote des Biſchofes ungeachtet, Schulmeiſter zu halten, welche in der Religion, Schreiben und Rechnen Unterricht geben. Oeffentliche Schulen ſind nirgends, dies würde die

Geiſtlichkeit nie geſtatten, auch fehlt der dazu nöthige Aufwand.„

Die äuſſere Verfaſſung dieſer Religionsgeſellſchaft iſt nach der Diſcipline eccleſiaſtique des Egliſes reformees de France, (neueſte Ausgabe zu Amſterdam 1710. in 4) eingerichtet, wenigſtens ſo viel es die Umſtände geſtatten. Es enthält dieſes Buch eine Sammlung der Canonen, welche die proteſtantiſchen Synoden (Provinzial und National) über die Kirchenverfaſſung, die Prediger, Schulen, Aelteſten, (les Anciens Kirchenvorſteher) Diakonen (Almoſenpfleger) die Kirchenzucht, u. ſ. w. gemacht„

„Die Regierung der Kirchen hängt nach dieſer Einrichtung von den Conſiſtorien, Colloques, Provinzial- und Nationalſynoden ab. Die Conſiſtorien beſtehen aus den Predigern des Orts, Aelteſten und Diakonen. Die Colloques ſind die Verſammlungen der Prediger und Aelteſten (Kirchenvorſteher) eines Diſtrikts. Die Provinzialſynoden beſtehen aus den Predigern und Aelteſten einer ganzen Provinz. Die Nationalſynode, welche als die lezte Inſtanz alle Streitigkeiten über Lehren, Sitten, Cenſur u. ſ. w. entſcheidet, verſammlet ſich nur ſehr ſelten. Aufſehn zu vermeiden, kommen die Prediger und Aelteſten des ganzen Königreichs nur durch Deputirte dahin. Die lezte iſt im Jahr 1763 gehalten worden.„

Die ganze Verfaſſung hat alle die Strenge der urſprünglichen calviniſchen Einrichtung, in Abſicht des großen und kleinen Kirchenbanns. Die Conſiſtorien ſind im eigentlichſten Sinn Sittencenſoren. Ein jeder in der Gemeinde

wird (nehmlich nach der Anordnung der Diſcipline eccleſiaſtique) ohne Anſehn der Perſon wegen jeder Unordnung in den Sitten vorgefordert, und nach Beſchaffenheit ſeines Vergehens erinnert, geſtraft, vom heiligen Abendmahle ausgeſchloſſen, oder gar aus der Kirchengemeinſchaft geſtoßen.„

Dieſes lezte (der große Kirchenbann) geſchicht gar mit einigen Verfluchungen. Auch das Conſiſtorium iſt von dieſer Cenſur nicht ausgeſchloſſen, ſondern alle halbe Jahre muß jedes Mitglied abtreten, man ſtimmt unterdeſſen, ob etwas an ihm auszuſezen, und wie er zu beſtrafen. So ſoll es ſeyn, nach der Verordnung ihrer Kirchenagende, welche faſt in der ganzen reformirten Schweiz, und in Genf eben dieſelbe iſt. Aber weder in der Schweiz, noch vielweniger in Frankreich wird darnach verfahren. Denn in der That ſind dieſes auch wahre Eingriffe in die bürgerlichen Rechte, und eine Art von Tirannei, die faſt niemahls Nutzen, immer aber Schaden ſtiftet.„

„An ordentlichen Schulen mangelt es ihnen, wie ich ſchon geſagt, gänzlich. Noch mehr an Seminarien und Akademien, ihre Geiſtlichen zu bilden. Diejenigen, welche ſich dieſem Stande widmen, empfangen ihren erſten Unterricht von irgend einem Prediger; alsdenn gehen ſie nach Lauſanne, wo ein eignes Seminarium blos für die proteſtantiſchen Prediger in Frankreich geſtiftet worden, vollenden dort ihr Studium und werden zum Predigtamte ordinirt. Man kann leicht erachten, daß bei dem gänzlichen Mangel aller Schulen der erſte Unterricht, wovon alles

andre abhängt, ſehr mangelhaft ſein muß. An den Hülfskenntniſſen fehlt es daher auch ihren Predigern gänzlich. Lateiniſch wiſſen ſie wenig und griechiſch gar nicht. An Lektüre der Alten iſt gar nicht zu denken. Zu **Lauſanne** lernen ſie weiter nichts, als die gewöhnlichen Formeln der Theologen, und die Kunſt, handwerksmäßig eine Predigt zu machen. Daher fehlt es ihnen an gelehrter Kenntniß der Bibel und Religion gänzlich. Und in dem Lande der Capelle und Amyralde ſind jezo vielleicht nicht drei Geiſtliche, welche die Bibel in den Grundſprachen, ich will nicht ſagen, verſtehen, ſondern nur leſen können.„

„Dieſer Mangel der Erziehungsanſtalten für ihre Geiſtlichen, und die Nothwendigkeit, ſie alle in dem Seminario zu Lauſanne bilden zu laſſen, hat noch andere ſehr üble Folgen. Sie wachſen auch in Abſicht der Sitten gar zu roh auf. Von Lauſanne kommen ſie ohne Kenntniß der Verfaſſung ihrer vaterländiſchen Gemeinden, und gemeiniglich mit Verachtung der ſehr eingeſchränkten niedrigen Umſtände des geiſtlichen Standes und allerlei Grundſätzen zurük, die den Lokalumſtänden nicht angemeſſen ſind.“

Dieß alles iſt eine Quelle von unzählichen Ausſchweifungen der Prediger, von Zänkereien mit ihren Gemeinden und andern Unordnungen und Scandalen, deren jede ſich immer mit einer Beſchädigung der Religion endiget. Während meines Aufenthaltes zu Nimes ward ich ſelbſt Zeuge eines ſolchen traurigen Auftrittes. Der proteſtantiſche Prediger zu Lünelle (3 Stunden von Nimes) apoſtrophirte einen jungen Menſchen aus der Gemein-

de,

de, mit dem er ſonſt ſchon Zwiſt gehabt, in öffentlicher Verſammlung. Dieſer erwartete nach dem Gottesdienſt den Prediger an einem einſamen Ort, ſchimpfte ihn und gab ihm eine Ohrfeige. Der Prediger rächte ſich durch Stokſchläge, mußte aber, weil die Prediger durch die Geſetze zum Tode verdammt, gar keinen Schutz und keine bürgerliche Rechte haben, ſogleich flüchtig werden. Der Vater des jungen Menſchen klagte aus Privatfeindſchaft gegen den Prediger, ihn bei der Obrigkeit eines meuchelmörderiſchen Ueberfalls an, welche den ausgetretenen Prediger forderte. Und dieſer befand ſich nun in der ſchreklichſten Situation. Stellte er ſich, ſo konnte man ihn blos darum, weil er ein Prediger war, zum Galgen verurtheilen. Stellete er ſich nicht, ſo ward er als des angeſchuldeten Verbrechens überwieſen, deshalb zur Todesſtrafe verdammt. Den Ausgang der Sache habe ich nicht erfahren.

„Einer ihrer ehrwürdigſten Geiſtlichen, oder vielmehr die Stütze, das Orakel der Proteſtanten in Frankreich, iſt der mehrmals genannte Herr Paul Rabaut, älteſter unter den dreien proteſtantiſchen Predigern zu Nimes. Als Gelehrter betrachtet ſind ſeine Kenntniſſe ſehr eingeſchränkt; und wer kann es erwarten, daß ein Mann, der ſich faſt ohne alle Hülfsmittel ſelbſt bilden müſſen, und gleich am Anfange dieſer Bildung in ein Heer von Arbeiten geworfen worden, ein großer Gelehrter wurde? aber ſeine Talente ſind ſo groß, ſeine Urtheilskraft ſo ſchnell und richtig, ſeine Kenntniſſe von Religion und Wiſſenſchaften ſo ausgeſucht gemeinnützig, daß ich wenig vollkommene gelehrte Geiſtliche kenne, die auf ihrem Poſten in dem Grade brauchbar ſind, als er auf dem ſeinigen, und

keinen einzigen, auch den gelehrteſten, der es mehr ſei. Seine Verdienſte, die ich in der Nähe betrachtet, wo gemeiniglich auch die glänzendſten viel verliehren, haben bei mir einen unauslöſchlichen Eindruk der Ehrfurcht zurükgelaſſen. Er iſt es, den wir die Erhaltung der proteſtantiſchen Religion in Frankreich gröſtentheils zu danken haben. Sein ganzes Leben iſt ein beſtändiges Opfer für ſie geweſen."

„Er widmete ſich dem Predigtamte zur Zeit der heftigſten Verfolgungen, wo man nichts als Ungemach und Jammer davon zu erwarten hatte. Seit dem erſten Eintritt in daſſelbe hat er auf die uneigennützigſte Art bei einer Einnahme, die ihm kaum die Nothdurft verſchaffet, unter großen Beſchwerden, die mühſeligſten Arbeiten verrichtet, und dabei tauſendmal ſein Leben gewagt. Viele Jahre nach einander war er nirgends, ſelbſt in ſeinem Hauſe nicht ſicher. Am Tage und bei Nacht kamen plötzlich Soldaten, umringten das Haus und ſuchten ihn. Die Katholiken, weil ſie ihn als die Stütze der Proteſtanten anſahen, brauchten alle Ränke, um ihn zu fangen und aus der Welt zu ſchaffen. Allenthalben von Spionen umgeben und jedem Augenblik in Gefahr von Detaſchementern geſucht zu werden, gieng er gemeiniglich, nur des Nachts, zu ſeinen Amtsgeſchäften aus. War es am Tage nöthig, ſo mußte er immer auf neue Liſt denken, bald in einen Maurer, bald in einen Strumpfweber ꝛc. ſich verkleiden.„

„Unzähligemahl aber ward er genöthiget, ſein Haus zu verlaſſen, und auf freiem Felde in den Hütten der Weinberge, oder in Winkeln auf einem Dorfe manche Tage und Nächte zuzubringen. Denn hätte man ſich ſeiner bemächtigt, ſo wäre er auf die ſchmäh-

ſchmählichſte Art hingerichtet worden. So war ſein ganzes Leben ein beſtändiges Opfer für Religion und Wohl der Welt.„

„Gegen dieſe ſtete Todesgefahr, die ihn ſelbſt in ſeinem Hauſe bedrohete, hatte er weiter keinen Schutz, als die Treue ſeiner Gemeinde, welche unaufhörlich für ihn wachte, und bei jedem Anſchein der Gefahr ihn warnete. Er hat mich verſichert, mehr als einmal durch Ahndungen der Gefahr entgangen zu ſeyn. Einsmahl ward ihm beim Abendeſſen plötzlich der Gedanke faſt unwiderſtehlich, du mußt gleich aus dem Hauſe gehn und anderswo ſchlafen. Seine Frau lag ihm ſehr an, es nicht zu thun, weil nicht der geringſte Anſchein der Gefahr da war. Sein innrer Trieb aber ließ ihn nicht ruhn.„

„Er gieng weg an einem andern Ort; und den folgenden Morgen brachte ihm einer der Aelteſten ſeiner Gemeinde die Nachricht, daß um 3 Uhr des Morgens ein Detaſchement Soldaten ſein Hauß umgeben und ihn geſucht hätten. Dergleichen Vorempfindungen hatte er, wie er mich verſicherte, öfters.„

„Und ſeine Verſicherung iſt mir wichtig. Denn nie habe ich einen Mann gekannt, der von aller Schwärmerei und Eigendünkel weiter entfernt, und mehr geſchikt war, Erfahrungen anzuſtellen, als er. Für ein Wunder hielt er es nicht, und das darf es auch nicht ſeyn. Denn es ſcheint allerdings in der menſchlichen Seele eine Kraft zu liegen, Dinge zu empfinden, die abweſend, oder ihrer Exiſtenz nahe ſind.„

„Dieſe Verdienſte erhalten durch die ganz unaffectirte Beſcheidenheit des Mannes einen

noch gröſſern Glanz. Nichts von eingebildeter Märtyrerheiligkeit. Keine Einbildung von Wundern, die der Himmel für ihn thue. Keine Begierde, keine Künſte ſeine Thaten zur Schau zu ſtellen. Nichts von der ſo gemeinen als unausſtehlichen Art der Prahlerei, den Fürniß der Beſcheidenheit anzuſtreichen. Nichts von dem allen. Reich an Thaten, die Ehrfurcht gebieten, ſpricht er, ſo wenig von ihnen, als wenn ſie ihn nicht zugehörten. Aber deſto unwiderſtehlicher iſt ihre Kraft. Man ehret ihn als den Vater der Proteſtanten. Sein Haus iſt gleich einem Tribunal. Denn ſein Anſehen iſt ſo groß, beides unter den Katholiken und Proteſtanten, daß kein Tag hingehet, wo er nicht als Schiedsrichter gebraucht wird, und in ſeinem Hauſe mehr Proceſſe beigelegt, als vor den Gerichten der Stadt geführet werden. „

„ Ich habe im vorigen des Seminarii zu Lauſaunne Erwähnung gethan. Die Leſer werden ohne Zweifel eine etwas nähere Beſchreibung davon wünſchen. Es iſt dieſes Seminaire des paſteurs Proteſtans en France, ohngefähr im Jahr 1731. geſtiftet worden, um da die Bildung der Lehrer für die Proteſtanten in Frankreich zu vollenden. Anton Court, damaliger Prediger zu Nimes, und George Polier, damaliger Profeſſor zu Lauſanne, haben es vornemlich zu Stande gebracht. Aber es iſt nicht ein privilegirtes und öffentliches, ſondern nur ein tolerirtes Privatinſtitut. Die Herren von Bern, unter deren Herrſchaft Lauſanne gehört, wagen es aus Furcht vor dem franzöſiſchen Hofe nicht zu geſtatten, daß die angehende Geiſtlichen aus Frankreich auf der Akademie zu Lauſanne ſtudieren. Sonſt bedürfte es gar nicht eines ſolchen beſondern Seminarii. Noch weniger wagen ſie es, die-

ſes

ſes Seminarium öffentlich zu privilegiren. Aus England und Holland kommt das Geld dazu. Die Genfer zahlen es aus, und die Berner geſtatten, daß dafür den angehenden Geiſtlichen Unterhalt und Unterricht, doch ohne alle Publicität gegeben werde. Man hat zu dem Ende eine privat Commißion beſtellt, welche aus Geiſtlichen und Weltlichen beſtehet, der jetzige Doyen (Senior der Geiſtlichkeit) von Lauſanne, Mr. Poller de Bottens in deſſen Hauſe ſie ſich verſammlen, iſt Präſident davon. Im Jahr 1775. als ich mich in Lauſanne aufhielte, waren 22. Studenten darinne, und der Aufwand für das Jahr 17,000 Franken (6,000 Rthlr.) Die Studenten werden ganz, aber nothdürftig unterhalten. Und zu ihrer Bildung ſind drei Prediger beſtellt. Der eine (welches jetzo Mr. Secretan iſt) lehret ſie die Theologie, wofür er eine Penſion von jährlichen 600 Franken hat. Der zweite (jetzo Mr. Chavannes) lehrt ſie Logik und Moral. Seine Penſion iſt von 400 Franken. Und der dritte iſt, (jetzo Mr. Bugnion) für 300 Franken, Inſpector des Inſtituts: welcher über ihrem Fleis und Sitten wachen muß. Nachdem ſie einige Jahre dieſen Unterricht genoſſen, der, wie man leicht ſieht, nur nothdürftig iſt, ordiniret man ſie privatim in der genannten Commißion und ſchikt ſie in ihr Vaterland zurük.„

„Schon dieſe ſehr eingeſchränkte Vorbereitung der Lehrer läſſet eben nicht den blühendſten Zuſtand der Gemeine erwarten. In der That erhält ſich zwar die reine Religion. Aber ſie thut bei weiten nicht ihre volle Würkung. Die Ausſchlieſſung von allen Bedienungen im Staat würket, wie auch ganz natürlich, mehr als die wütendſte Verfolgung. Dazu geſellet ſich das Gift der Irreligion, der

Voltairiſchen beſonders und Rouſſeauiſchen Schriften, welches in die entlegendſten Provinzen des Reichs dringet, und alles, Katholiken, und Proteſtanten anſtekt. Beide Urſachen wirken eine gewiſſe Lauigkeit in der Religion, welche ihrer Verläugnung nahe kommt. Man entfernt ſich von den öffentlichen Verſammlungen. Man nimmt gewiſſe indifferentiſtiſche Grundſätze an. Die proteſtantiſchen Advokaten, und deren ſind eine große Menge, machen ſich kein Bedenken daraus, ſich von katholiſchen Prieſtern Zeugniſſe geben zu laſſen, daß ſie der Meſſe beiwohnen, beichten, und mit einem Wort, Katholiken ſind; obgleich ſie nichts von dem allen thun, ſondern ſich zur proteſtantiſchen Religion bekennen. Denn niemand als ein Katholik kann bei Gerichten, als Prokurator oder Advokat zugelaſſen werden. Dieſe Betrügereien der katholiſchen Geiſtlichkeit, welche dergleichen falſche Zeugniſſe der Katholicität ausſtellen; nebſt der Heuchelei und Religionsgleichgültigkeit der Proteſtanten, welche ſie fordern, müſſen nothwendig den Charakter der Unterthanen ſehr verſchlimmern. So ſchreklich ſind die Folgen der Intoleranz!„

„Die Prediger der Proteſtanten haben bei den unzähligen Schwierigkeiten ihres Standes nicht die geringſte Aufmunterung. Von den Geſetzen ſind ſie ganz verlaſſen, und gleichſam vogelfrei. Denn die Geſetze verdammen jeden Prediger der Proteſtanten zum Galgen. Alles, Güter, Geſundheit, Ruhe, Leben, alles bei ihnen iſt alſo, beraubt des Schutzes der Geſetze, jedem Böſewicht Preis. Ihre eigenen Gemeinden beſolden ſie äuſſerſt ſchlecht.„

Tauſend franzöſiſche Livres (nicht einmal 250 Rthlr.) iſt ihre höchſte Einnahme. Und dieſe wird

noch dazu ſchlecht bezahlt: denn ſie wird durch eine jährliche Collekte eingeſammlet, welche oft nicht zureicht. Die Folge von dieſem äuſſerſt nachtheiligen bürgerlichen Zuſtande der Prediger iſt, daß nur wenige, und noch dazu nur aus der niedrigſten Klaſſe, ſich dem Predigtamte widmen. Und dieſe Leute von ſchlechter Erziehung und eben ſo ſchlechter Kenntniß und Denkungsart richten durch ihre üble Sitten und unchriſtliches Leben mehr Schaden an, als ihr, ohnehin ſchlechter Unterricht, Nutzen zu ſtiften vermag.„

„Ein großer Theil der Gemeinden iſt alſo ſchlecht unterrichtet; und hat von Proteſtanten nicht viel mehr als den Namen. Sie ſtehen jedem Winde Preis. Die Herrenhuter (les Moraviens nennt man ſie dort) haben viele Anhänger, die aber mehrentheils nichts weiter davon wiſſen und haben, als Grimaſſen, Kopfhängen, gewiſſe Redeformeln vom Heilande u. d. gl. Bei dem größern Theile herrſchen die gemeinen Vorurtheile: „daß Abwartung des öffent„lichen Gottesdienſtes und die andern Religions„gebräuche, nebſt dem Allmoſengeben das Chri„ſtenthum machen.„ Die Proteſtanten ſehen alſo dort ſo aus, wie bei uns.

„Ein gewiſſer äußerer Eifer für die Religion, von der man oft nicht vielmehr als den Namen weiß, nebſt der Wohlthätigkeit gegen Arme, ſind dort, wie bey uns, die herrſchenden Tugenden. Auch dieſes wenige von der Religion hindert eine Menge von Verbrechen, und erzeugt viele bürgerlich gute Handlungen. Aber die erleuchtete, vollſtändige, männliche Tugend des Chriſtenthums iſt dort nicht häufiger als unter uns. Indeſſen ſieht man doch immer einen großen für

die

die Proteſtanten vortheilhaften Unterſchied zwiſchen ihnen und den Katholiken. Der Unterricht ihrer Lehren, und noch mehr die Lektüre der Bibel und guter Andachtsbücher breiten immer in der ganzen Gemeinde viel Licht aus, und bilden dort, wie allenthalben, viel edle, ächte chriſtliche Charaktere. Die dort gemeinen Erbauungsſchriften ſind. Claude Examen de ſoi même; Doddridge de la pieté; Superuille vrai Communiant. Drélincourt contre les Frayeurs de la morte; und des Herrn St. Etienne, jezigen zweiten Predigers zu Nimes, Manuel des Malades; des ſel. Oſterwalds ſehr gebeßerte franzöſiſche Bibelüberſezung, ſein überausbrauchbarer Catechismus, und ſeine vortrefliche Argumens et Reflexions ſur la Bible ſtiften den meiſten Nuzen.„

„Die gemeinſten Laſter ſind, wie jezo allenthalben, die Laſter der Unzucht, welche, wie natürlich, von Verſchwendung und allen Arten der Ungerechtigkeiten und Betrügereien begleitet werden. Die Aelteſten der Gemeinde leben faſt an jedem Ort mit ihren Predigern in Uneinigkeit. Die Prediger ſuchen zu herrſchen, und die Aelteſten nicht weniger. Daher eine Menge von Zänkereien und Feindſchaften, welche viel Gutes hindern und viel Böſes verurſachen.„

„Hiezu kommt ein gewißer Geiſt der politiſchen Unabhängigkeit, den die Prediger in ihrem Seminario zu Lauſanne einſaugen. Zur Zeit der heftigſten Verfolgung predigten einige Lehrer die gewaltſame Widerſezung. Einer von ihnen gab gar an der Spitze ſeiner Gemeinde, welche von einem Detaſchement angefallen ward, auf dieſes Feuer. Und die Anhänger dieſer Meinung

ſtritten mit ſolcher Hitze für ſie, daß es einem Schisma nahe kam. Ueberhaupt würde die Regierung die Proteſtanten nicht ſo geduldig finden, wenn ſie die alten grauſamen Verfolgungen erneuern wollte.„

„Man ſiehet aus dieſer Beſchreibung des Zuſtandes der Proteſtanten in Frankreich, daß alle die hohen Begriffe, welche wir uns gemeiniglich von der Heldentugend verfolgter chriſtlicher Gemeinden machen, ungegründet ſind. Die apoſtoliſche Kirche, die Waldenſer, die Proteſtanten in Frankreich ſind darum, weil ſie verfolgt werden, nichts beßer, vielmehr in ſchlechtern Umſtänden als wir. Die Verfolgung, beſonders die grauſame, flammet den Eifer an, und breitet das äußere Bekenntniß der verfolgten Religion aus. Aber eben dieſer Druk erſchweret nothwendig den guten Unterricht. Die Kenntniß nimmt ab; Vorurtheile und Irrthümer breiten ſich aus, und die wahre ächte Tugend wird ſeltner. Das Blut der Märtirer iſt zwar der Saame der Kirche, aber nicht der Saame der Tugend.„

„Alles dieſes Gute, die ganze Religion der Proteſtanten wäre ſchon lange zernichtet worden, wenn ſie nicht den öffentlichen Gottesdienſt unter ſich erhalten hätten. Die Würkungen, die ich davon ſelbſt geſehen habe, überſtiegen alle meine Vorſtellung. Einer der allerrührendſten Anblike, die ich je gehabt!„

„Des Sonntags — ich beſchreibe hier ihre Religionsverſammlungen bei Nimes, denen ich ſelbſt zwei Monathe nacheinander beigewohnet;

—Des

— Des Sonntags ſchon ſeit 7 Uhr des Morgens ſiehet man eine Menge von Menſchen aus der Stadt nach dem Orte der Verſammlung gehen. Allmählich werden große Haufen daraus, und gegen 9 Uhr ſiehet das Auge eine unabſehliche Streke, wie mit Menſchen beſäet. Vornehme und Niedrige, Männer, Frauen, Greiſe, Kinder gehen gedrängt, Kopf an Kopf zur Stadt hinaus. Ohngefähr eine halbe Stunde davon kommt man an einen ſehr großen Platz, zwiſchen zwei hohen rauhen Felſenbergen, welche, ſo wie überhaupt der Boden um Nimes herum, ganz voller Steine iſt. „

„Dieſe Steine hat man aufgehäuft und daraus Sitze gemacht, welche durch einen großen Theil des Plazes gehen, und in Form eines Amphitheaters ſich bis den Berg hinan erheben. Ganz unten im Angeſichte dieſer Size von aufgehäuften Steinen werden einige Stüke Holz, umhangen mit einer Leinwand, auf ein Paar große Steine feſtgeſtellt. Und dieſes iſt die Kanzel, die, wie man ſich leicht vorſtellt, weder anſehnlich noch zum Reden bequem iſt. Hier nun verſammlen ſich ſechs tauſend; zuweilen, beſonders bei guter Witterung, an den Neujahrs- und Communiontagen über zwölf tauſend Menſchen, welche auf den Steinen ſitzen, oder um die Kanzel herumſtehen, und zum Theil in einem Steinhaufen auf ihren Knien liegen. „

„Einer der Aelteſten oder andern Glieder der Gemeinde, und nach ihn der Prediger, dieſer in der gewöhnlichen geiſtlichen Kleidung, die er in einem benachbarten Weinberge angezogen, beſteigen die Kanzel. Und nun horchen die Tauſende

in

in feierlicher Stille, die Augen auf ihn geheftet. Zuerſt ſinget man einen Pſalm. Sodann verlieſet einer der Alteſten, oder ſonſt jemand aus der Gemeinde ein Stük aus der Bibel und Oſterwalds Reflexions. Sodann wird eine kurze Kinderlehre gehalten. Darauf folgt die Predigt, welche ſich mit einem Sündenbekenntniß, Gebet und Glaubensbekenntniß anfängt, und mit einem allgemeinem Kirchengebet endigt. Die Gebete und ganze äußere Form des Gottesdienſtes geſchehen nach der Genfer Liturgie; und das Kirchengebet iſt mit rührenden Fürbitten für den König und das königliche Haus verſehen. Ein Geſang, und darauf der Seegen, den der Prediger von der Kanzel ſpricht, ſchließt den Gottesdienſt.„

„An den Communiontagen, davon hier, wie auch in der Schweitz, viere im Jahre ſind, nemlich, Weinachten, Oſtern, Pfingſten und im Anfange des Septembers folget alsdenn die Communion, welche eben ſo wie in den reformirten Gemeinden gehalten wird. Alle dieſe Handlungen, die ohngefähr drei Stunden einnehmen, werden mit einer Stille und Inbrunſt verrichtet, welche ſchon mehr als einmal ſelbſt Katholiken begeiſtert, die aus Neugierde oder gar aus böſen Abſichten in die Verſammlung kamen. Es iſt wahr, daß nur vielleicht der kleinſte Theil der Zuhörer den Vorleſer und Prediger vernehmen kann. Denn es iſt unmöglich, daß irgend eine menſchliche Stimme ſich einer Verſammlung von mehreren Tauſenden unter freien Himmel verſtändlich mache. Demohngeachtet iſt dieſer öffentliche Gottesdienſt in der Wüſte les Aſſemblées au déſert von ſo auſſerordentlichem Nutzen, daß man ihn die Stütze der Religion nennen kann, mit welcher dieſe ſtehet oder ſinket.

Ein

Ein großer Theil der Zuhörer vernimmt doch das Vorgeleſene und Gepredigte, und wie ich aus mehrern Beiſpielen weiß, mit vielem Nutzen, beides für Verſtand und Herz. Die ganze Gemeinde ſingt, und auch dieß, ſo ſchlecht auch ihre gereimte Pſalmen ſind, iſt nicht ohne allem Vortheil„

„Aber die Hauptſache iſt, und davon kann man nicht beſſer urtheilen, als wenn man ſelbſt ein Augenzeuge davon geweſen, dieſe öffentlichen Verſammlungen, wenn ſie auch nicht Unterricht geben, verſchaffen doch Eindruk, tiefen Eindruk, indem ſie Ehrfurcht und Liebe zur Religion tief einprägen. Eine Menge von Tauſenden, die ſich von allen Seiten zudrängen, und zum Theil recht brennen vor Begierde, Gottes Wort zu hören; die zwiſchen rauhen Felſen auf Steinen ſitzen, und unter freiem Himmel allerlei Ungemach der Witterung tragen! die brüderliche Eintracht, welche allen bürgerlichen Unterſchied ausſchließt, und den Armen mit ſeinem zerriſſenen Kleide dem Reichen im Sammet zur Seite ſetzet; die Inbrunſt, welche man hier auf den Knieen, und dort auf dem Angeſichte unter harten Steinen liegend, beten ſiehet; die heilige Stille, welche in der ganzen Verſammlung herrſcht; die Andacht, die auf den Geſichtern brennet; die Thränen, die aus den Augen flieſſen; der Anblik des freien Himmels, und der feierliche Ton des gottesdienſtlichen Geſanges auf freiem Felde und zwiſchen rauhen Klippen; dieß alles macht ſolchen Eindruk, daß ich im Anfange den Thränen nicht widerſtehen konnte. Man fühlt ſich gleichſam hingeriſſen und begeiſtert von Ehrfurcht gegen den Gott, der dort angebetet, und die Religion, die dort bekannt wird. Dieſe Ehrfurcht breitet auch den, der in der Verſammlung ſelbſt nichts verſte-

verſtehen kann, an, in ſeinem Hauſe fleißiger die Bibel und andere Andachtsbücher zu leſen, ſeine Prediger zu befragen, ſich mit andern erleuchteten Glaubensbrüdern von der Religion zu unterreden. Und ſo geſchiehet es denn, daß dieſer Eifer, der bei dem Unwiſſenden anfangs blos dunkles Gefühl war, am Ende ein Licht anzündet, welches ſeinen Verſtand erleuchtet und ſein Herz erwärmet.„

Die engliſche Kirche iſt im engeren Verſtande diejenige, zu welcher ſich der König, und alle, welche öffentliche Aemter bekleiden wollen, bekennen, im weitern Sinn begreift ſie alle diejenigen, welche in England den Gottesdienſt ausüben dürfen. Diejenigen, welche zur biſchöflichen Kirche gerechnet werden, heiſſen Conformiſten die andern Nonconformiſten. Unter den letztern ſind die Presbyterianer und Independenten die vornehmſten. Dieſe, ſonderlich die Independenten, wurden vormals von der biſchöflichen Kirche ſehr gehaßt, weil man auf ſie die Schuld vom Karls I. Tode wälzte. In unſern Zeiten mindert ſich dieſer Haß immer mehr und mehr, indem die Regierung ſorgt, daß lauter billig denkende und vernünftige Biſchöfe geſetzt werden. Dieſe gehen mit den Presbyterianern beſcheiden und liebreich um, und daher rüken die beiden großen Partheien unvermerkt näher an einander. Es würde ſehr gut ſeyn, wenn ſie ſich vereinigen wollten. Denn aus der Trennung dieſer beiden Kirchen iſt ſchon viel Ungemach erfolgt. Engliſche Kirche.

Die Presbyterianer haben ihren Namen daher, weil ſie keine Biſchöfe, ſondern nur Presbyters haben. Calvins Syſtem haben ſie in Anſehung der Lehre ſowohl als Kirchenregierung angenommen. In der Lehre vom Abendmal und der Presbyterianer.

Gnadenwahl ſtimmen ſie mit Calvin überein. Die biſchöfliche Kirche hingegen iſt univerſaliſtiſch, weil die Lehre von der allgemeinen Gnade in den älteſten Zeiten der Kirche, nach welchen die biſchöfliche Kirche eingerichtet ſeyn ſoll, überall vorgetragen worden. In der Lehre vom heiligen Abendmal nähert ſich die biſchöfliche Kirche ſehr der lutherſchen Lehre. In Abſicht des Kirchenregiments ſind die Presbyterianer Synodaliſten. Ihre Prediger halten zu gewiſſen Zeiten Synoden, welche die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen ausüben, und die Macht haben, Kirchengeſetze zu geben.

Eben ſolche Synoden werden auch in Schottland gehalten, weil daſſelbe ganz presbyterianiſch iſt. Der König iſt zwar auch das Haupt der presbyterianiſchen Kirche, und ſchikt einen Abgeordneten zu ihren Synoden. Allein dieſer hat keine Stimme und giebt blos einen Zuhörer ab, auſſer wenn etwas dem Könige oder der Krone nachtheiliges beſchloſſen werden ſollte, oder ein Streit entſtünde. Im erſten Fall proteſtirt er, und im andern ſucht er im Namen des Königs Frieden zu ſtiften. Die Geſetze aber, die man auf den Synoden abgefaßt, müſſen vom Könige beſtätigt werden. Von den Presbyterianern ſind die Independenten noch verſchieden, die ohne Urſache von den Episkopalen gehaßt werden, weil ſie den Cromwell am meiſten unterſtützt und den Tod des Königs befördert haben ſollen. Allein dieſe Independenten waren von den heutigen ſehr verſchieden.

Die Independenten haben ihren Namen daher, weil ſie behaupten, daß eine chriſtliche Gemeinde ganz frei ſei, und von niemanden abhänge, folglich auch keinen Kirchenverſammlungen unter-

worfen

worfen ſei. Hierinn gehen ſie von den Presbyterianern ab; in der Lehre hingegen ſind ſie ziemlich einig. Sie beſtehen aus lauter kleinen Gemeinen, die keine andere Verbindung unter einander haben, als die Verbindung des Glaubens und der Lehre. Eine jede Gemeine regiert ſich ſelbſt. Sie beſtehet etwa aus hundert Leuten. Wächſet ſie ſo ſtark an, daß ſie nicht in einem geräumigen Zimmer ſich verſammlen kann, ſo wird insgemein eine neue Gemeine gemacht. Bei der Regierung der Gemeine hat ein jedes Mitglied ſeine Stimme, und was die ganze Gemeine gut und nützlich findet, das iſt ein Kirchengeſetz. Ihre Prediger haben blos die Macht zu lehren. Das ganze geiſtliche Recht iſt bei der Gemeine.

Beide Partheien, Presbyterianer und Independenten, werden auch Puritaner genennt, weil ſie glauben, die biſchöfliche Kirche ſei durch die Reformation nicht genug gereiniget worden, ihre aber ſei ganz rein. Zu den Nonconformiſten gehören auch die kleinen Partheien, z. E. die Baptiſten und Quaker.

Veränderungen und Merkwürdigkeiten in der biſchöflichen Kirche überhaupt

Die biſchöfliche Kirche iſt in England die herrſchende. Niemand bekommt eine Bedienung, welcher ſich nicht zu ihr bekennt. Allein dieſes Geſetz wird ſo genau nicht genommen. Viele Staats- und Kriegsbediente gehören nicht zur biſchöflichen Kirche, ſondern ſind entweder Presbyterianer oder Independenten u. ſ. w. Wenn jemand nur einmal das heilige Abendmal in der biſchöflichen Kirche genieſſet, ſo iſt dieſe äuſſere Gemeinſchaft ſchon hinlänglich, zu einer Bedienung zu gelangen. Hernach darf er nun ſich nicht weiter um die biſchöfliche Kirche bekümmern, ſondern kann bei ſeiner Parthei bleiben.

Die Geiſtlichen eifern zwar dagegen, aber Gottlob vergeblich. Das Haupt der biſchöflichen Kirche iſt der König ſelbſt. Ueber die Religion ſelbſt, und auch nicht einmal über die Kirchengeſetze hat er keine freie Gewalt. Er iſt nur Beſchützer der Kirche und ſchwört bei ſeiner Krönung, daß er die Kirche und die Geiſtlichen bei allen ihren Rechten und Freiheiten erhalten wolle. Er hat die Gerichtsbarkeit über die Perſonen der Biſchöfe und Geiſtlichen ſo, wie über ſeine übrigen Unterthanen. Hingegen über ihr Amt ſtehet ihm die Gerichtsbarkeit nicht zu. Dies ſtehet unter der ganzen Geiſtlichkeit. Die Biſchöfe ernennt eigentlich der König. Denn obgleich dem Domkapitel die Freiheit zu wählen zugeſtanden wird: ſo iſt es doch Gebrauch, den zu wählen, den der König vorſchlägt. Um den Biſchofshut zu erlangen, muß man entweder einen großen Eifer für die Hofparthei zeigen, oder ſich durch eine auſſerordentliche Frömmigkeit hervorthun, oder eine große Gelehrſamkeit beſitzen. Der letzte Weg iſt mißlich. Der zweite der ſicherſte. —

Die biſchöfliche Kirche hat zwei Erzbiſchöfe und 25 Biſchöfe. Der Erzbiſchof von Canterbury iſt ein ſehr vornehmer Geiſtlicher. Er iſt der erſte Pair des Reichs und hat ſeinen Rang unmittelbar nach dem königlichen Hauſe. Er krönt den König, und unter ihm ſtehen 21 Biſchöfe. Dem Erzbiſchof von York kommt der Rang vor allen Herzogen, die nicht vom königlichen Geblüte ſind, und vor allen Staatsminiſtern zu, blos den Großkanzler ausgenommen, der gleich nach dem Erzbiſchofe von Canterbury den Rang hat. Er krönt die Königinn und hat vier Biſchöfe unter ſich. Unter den Biſchöfen iſt der vornehmſte der von London. Auf ihn folgt der von Durcham, und alsdenn

denn der von Wincheſter; die übrigen hingegen haben ihren Rang nach dem Alter, wie ſie zu ihrer Würde gelangt. Blos die Biſchöfe von Sodor und Man ſind ſtets die Unterſten. Die Geiſtlichkeit wird zu eben der Zeit, da ſich das Parlament verſammlet, vom Könige zuſammen berufen, wenn er es nöthig und heilſam findet. Sie verſammlet ſich gemeiniglich in dem Pallaſt des Erzbiſchofs von Canterbury. Die Verſammlung wird eben ſo, wie das Parlament, ins Ober- und Unterhauß abgetheilt, nur braucht man nicht das Wort Parlament, ſondern das Wort Convocation von dieſer Verſammlung. Wenn etwas ausgemacht werden ſoll, ſo müſſen beide Häuſer einig ſeyn.

Spaltungen der Kirche.

Die beiden Hauptpartheien, welche die biſchöfliche Kirche ſpalten, ſind die geiſtlichen Tories und Wighs, oder die hohe und niedre Kirche. Die hohe Kirche iſt insgemein dem Könige und der Regierung ſehr zuwider; die niedre hingegen hält es mit dem Hofe. Die Anhänger der hohen Kirche erheben die biſchöfliche Regierung aufs höchſte, behaupten, daß die biſchöfliche Würde göttlichen Urſprungs und Anſehens ſei, und ziehen daraus den Schluß, daß keine einzige Kirche eine wahre Kirche ſei, die keine Biſchöfe hat. Lutheraner, Reformirte und alle übrigen Gemeinen, die keine Biſchöfe haben, ſind daher in ihren Augen keine wahren Gemeinen Chriſti, und ihre Prediger ſind keine rechtmäßige Prediger, weil ſie die Ordination nicht von einem Biſchof empfangen haben. Da ſie die Vorzüge der Biſchöfe ſo hoch treiben, ſo haben ſie keine ſo ſtarke Abneigung vor der römiſchen Kirche als die übrigen. Die hohe Kirche behauptet auch, daß die Kirche eine vollkommene Macht habe, Geſetze zu geben, und daß kein König und kein Parla-

 ment

ment ihr Befehle geben können. Sie kann daher die Gewalt des Königs und der Regierung nicht geneigt ſeyn.

Die niedre Kirche beſteht aus Leuten von einer ganz andern Denkungsart. Sie ſind friedfertig, ruhig und verſtändig. Sie glauben zwar auch an das göttliche Anſehn der biſchöflichen Regierung; allein ſie läugnen doch nicht, daß Kirchen, die keine Biſchöfe haben, wahre Kirchen ſind, vielmehr tragen ſie alle übrigen Gemeinen mit Gedult und Liebe. In Vertheidigung der Rechte der Biſchöfe gehen ſie nicht ſo weit, ſondern ſie erkennen die Macht des Königs, die Kirche zuſammen zu berufen, und die Macht des Parlaments Geſetze zu geben. Sie ſind dem Hofe und der Regierung geneigt, ob ſie gleich ſonſt die Rechte der Kirche nach Vermögen vertheidigen. Dieſe geiſtlichen Wighs machen in unſern Zeiten den gröſſeſten Theil der engländiſchen Kirche aus. Der Hof ſiehet auch dahin, daß nicht leicht geiſtliche Tories zur biſchöflichen Würde erhoben werden. Allein immer kann er es nicht vermeiden. Die Verſtellungskunſt iſt den Geiſtlichen ſo eigen, daß ſie ſo lange verbergen, daß ſie Tories ſind, bis ſie ſich zu einer hohen Stufe hinaufgeſchwungen haben. Hieraus entſtehen von Zeit zu Zeit, allerlei Händel. Ein Beiſpiel davon haben wir an dem Atterbury, Biſchofe von Rocheſter, geſehn. Dieſer war der hohen Kirche zugethan, und alſo ein eifriger Vertheidiger der Biſchöfe, ein Verächter aller Lutheraner und Kalviniſten, ein Jakobit und ein Freund des Prätendenten.

Er ſtreuete Schriften unter das Volk aus, die Unruhe zum Zwek hatten. Man klagte ihn beim Parlament des Hochverraths wegen an, und

und die Sache ward unterſucht, wie denn die Biſchöfe, da ſie Pairs des Königreichs ſind, vom Parlament verurtheilet werden können. Atterbury ward vom Parlament des Hochverraths ſchuldig, und der Würde eines Pairs verluſtig erklärt; allein die verſammlete Geiſtlichkeit ſagte, er könne nicht abgeſezt werden, weil er nicht gegen die Kirche und Religion geſündigt. Ein abermahliges Beiſpiel, wie viel die Staaten von der Macht der Geiſtlichkeit zu beſorgen haben, und wie ſehr ſie bei aller Gelegenheit auf ihrer Hut ſein müſſen, daß die ſich in Engel des Lichts verſtellende Geiſtlichkeit nicht mit ihrer Herzensmeinung hervorbreche. Das Parlament lag unter. Der Biſchof aber machte endlich ſelbſt dem Streit ein Ende. Er gieng nach Frankreich, wo er geſtorben iſt.

Spaltungen in der presbyterianiſchen Kirche.

Dieſe Kirche wird durch die Verſammlungen, welche die Presbyteri oder Aelteſten, die alle einander gleich ſind, halten, regieret. Alle Jahre kommen ſie in einem gewiſſen Diſtrikte zuſammen, wählen einen Vorſteher und halten eine Synode. Was auf derſelben beſchloſſen wird, wird als ein Kirchengeſez angenommen, wenn nehmlich der königliche Abgeordnete nichts dagegen zu erinnern hat. Die presbyterianiſche Gemeine iſt ziemlich groß. Man zehlet auch dahin die Independenten, weil ſie ſich mit ihr der Sicherheit wegen vereinigt haben. Von den Episkopalen ſind die Presbyterianer, durch ihren Lehrbegrif, durch ihr Kirchenregiment, durch ihren Gottesdienſt und durch ihre Gebräuche verſchieden. Sie haben keine Altäre, keine Taufſteine, keine Orgeln und Muſik.

Ihre Prediger tragen auch nicht den langen Rok, den viereketen Hut, und das weiſſe Chorhemde, ſo die biſchöflichen Geiſtlichen tragen. Sie leſen keine Gebetformulare her, wie dieſe, ſondern beten aus dem Herzen. Ihr Wandel iſt ordentlicher und erbaulicher, als der Wandel der biſchöflichen Geiſtlichen gemeiniglich iſt. Dieſe gehen ins Kaffeehauß, in die Komödie und wohnen allen Luſtbarkeiten von allen Arten bei. Die biſchöflichen Geiſtlichen haben reiche Pfründen, und können einen großen Aufwand machen; die Geiſtlichen der Presbyterianer hingegen leben blos von der Freigebigkeit ihrer Gemeinen, und haben eine nur mäßige Beſoldung, daher ſie eingezogen leben. Ihr erbaulicher Wandel aber erhält die Gemeine, und das Volk hat zu den presbyterianiſchen Predigern ein großes Vertrauen. Sie predigen erbaulicher als die Biſchöflichen größtentheils, und halten ihre Vorträge frei, da jene hingegen ihre Predigten herleſen. Weil ſie eben darum auch rührender predigen, ſo bekommen ſie ſtarken Zulauf. Es giebt unter ihnen gelehrte und geſchikte Leute, die zur Beförderung der Gottſeeligkeit inſonderheit viele Bücher mit großem Beifall herausgeben. Bei den Presbyterianern iſt überall mehr Zucht und Ordnung, als in der biſchöflichen Kirche. Sie haben beßre Schulen, und das Volk wird gründlicher, ſonderlich durch die Katechiſationen unterrichtet, als dort. Den Bann haben ſie mit den Episkopalen gemein, nur daß ſie ſtrenge darauf halten. Sie laden ſogar die, welche einen unordentlichen Wandel führen, vor die Synode, und ermahnen ſie. Beſſern ſie ſich nicht, ſo werden ſie von der Gemeine ausgeſtoßen.

An der Vereinigung mit den Episkopalen hat man ſchon lange gearbeitet. Auf Befehl Georg II. wurden im Jahr 1749. deshalb gewiſſe Verſammlungen gehalten. Es fehlte auch nicht an Gründen, welche einige Hofnung dazu machten. Die biſchöfliche Kirche beſtand aus vernünſtigen und friedfertigen Leuten, welche die Sache nicht zu hoch trieben.

Die Presbyterianer waren auch von ihrem alten Haß gegen die Episkopalen zurückgetreten, und hatten klügere und beſcheidenere Leute unter ſich, die wohl einſahen, daß der Unterſchied zwiſchen beiden Gemeinen ſo gar groß nicht wäre. Die Schottländer, die vormahls Erzfeinde der Biſchöfe geweſen, ſind in den neuern Zeiten auch friedfertiger und zur Vereinigung geneigter geworden, als ſie vormahls geweſen. Allein dieſe Bemühungen ſind doch von keinem glüklichen Erfolge geweſen.

Die biſchöfliche Kirche will der presbyterianiſchen nicht ihren ganzen Glauben nehmen, ſondern ſie bei Calvins Syſtem ſowohl, als bei ihrem Gottesdienſte laſſen; allein ſie ſoll die biſchöfliche Regierung erkennen, und die prieſterliche Kleidung der biſchöflichen Geiſtlichen annehmen. Dies ſind aber die Stücke, welche die Vereinigung zurück halten. Die Presbyterianer glauben, daß die biſchöfliche Regierung eine menſchliche Erfindung und keine göttliche Anordnung ſei; von der ihrigen hingegen behaupten ſie, daß ſie von Chriſto und ſeinen Apoſteln eingeführt worden. Hier geben nun beyde nicht nach. Die biſchöfliche Kleidung halten die Presbyterianer für die Liverey des Satans und des Antichriſts,

die durch die Reformation abgeſchaft werden ſollte, und daher weggethan werden müſſe. Dies ſind Schwierigkeiten, die der Eigenſinn erfindet, oder ſie halten doch die Vereinigung auf.

Streitigkeiten der engliſchen Kirche.

Zänkereyen haben die Presbyterianer ebenfalls. Und dieſe verurſachen oft, daß eine Parthei der Presbyterianer entweder eine eigene Kirche anlegt, oder ſich auch mit der biſchöflichen Kirche vereinigt. Die leztere zieht daraus manchen Vortheil. Denn diejenige, die von den Presbyterianern nicht geduldet werden, werden endlich des Presbyterianismus überdrüßig und gehen zur biſchöflichen Kirche über. Bisweilen errichten auch die, welche ſich mit ihren Glaubensbrüdern nicht vertragen können, eigene Gemeinen, die aber bisweilen von den Episkopalen eben ſo weit als von den Presbyterianern verſchieden ſind. Wir haben davon in dieſem Jahrhunderte ein merkwürdiges Beiſpiel.

In der presbyterianiſchen Kirche entſtand vor ohngefehr 50. Jahren eine ganz neue Gemeine, die Gemeine der Methodiſten. Dieſer Name iſt eigentlich ein Spottname, und ſoll einen Menſchen bezeichnen, der eine neue Methode zur Seeligkeit zu gelangen lehrt. In der That rühmen ſich auch dieſe Leute, daß ſie einen neuen Weg zur Seeligkeit zeigen, indem die Episkopalen und Presbyterianer nach ihren Vorgeben den ächten Weg zur Seeligkeit nicht verſtehen. Die erſten Stifter dieſer neuen Gemeine ſind Johann und Carl Wesley. Dieſe Brüder fiengen 1729 an, zu Oxford die Theologie zu ſtudieren. Sie vereinigten ſich mit zwei andern Studenten, legten ſich aufs Leſen der Profanſcribenten ſowohl, als theolo-

theologiſchen Bücher, beſuchten Kranke und Gefangene, unterſtüzten die Armen mit Gelde, theilten Bibeln und Gebetbücher aus, und verſchaften Kindern Unterricht, Unterhalt und Kleidung. Kurz, ſie übten viele Liebeswerke. Ueberdem genoſſen ſie alle Sonntage das heilige Abendmal, faſteten zwei Tage in der Woche, und ſuchten auf den Dörfern Erbauung zu ſtiften; ob ſie gleich öfters ein Gegenſtand des Spottes wurden.

Mit ihnen verband ſich 1732 George Whitefield, ein presbyterianiſcher Prediger, das nachmahlige vorzügliche Haupt der Methodiſten, ein Mann von guter Bildung, ſchöner Stimme, hervorſtechenden Gaben, und beſonderer Andacht. Er hat das meiſte zu ihrer Ausbreitung in England und Amerika beigetragen. Wie die Presbyterianer überhaupt mehr auf die Gottſeeligkeit und auf die äuſſerliche Zucht und Ordnung dringen, als die Episkopalen: ſo hat auch dieſer Mann mit großem Eifer die Gottſeeligkeit in England und Amerika geprebigt. Endlich aber bildete er ſich ein, daß die Gottſeeligkeit unter den Presbyterianern noch nicht ernſtlich genug wäre, und daß ihn Gott berufen hätte, die alte Methode ſeelig zu werden, welche verlohren gegangen wäre, von neuem zu lehren. Er und ſeine Gehülfen trenneten ſich alſo zwar nicht eigentlich von der presbyterianiſchen Kirche; allein in Abſicht der Ausübung der Gottſeeligkeit hatten ſie beſondere Meinungen. Man muß den Whitefield und ſeine Anhänger für eben ſolche Leute anſehen, wie diejenigen waren, die man vormahls Pietiſten nannte. Er glaubte:

1) Daß es noch unmittelbare Erleuchtungen

gen Gottes gebe, und daß die, welche Gott darum anruffen, noch eben diejenigen Gaben des Geiſtes in unſern Zeiten erlangen könnten, welche die erſten Chriſten erlangt hätten.

2) Daß der gewöhnliche Gottesdienſt und die gebräuchlichen Andachtsübungen viel zu laulicht wären; woraus denn die langen Predigten und langen Gebete bei den Methodiſten entſtanden.

3) Daß der Wandel der Chriſten dem Evangelium nicht gemäß und die bisherige Moral noch ſehr unrein wäre. Er predigte deswegen eine viel ſtrengere Gottſeeligkeit. Ueberdem aber ſuchte er einen reinern Lehrbegrif von der Verſöhnung Chriſti, und von der Rechtfertigung und Bekehrung zu behaupten, als in der engländiſchen Kirche angetroffen wird.

Man hat kein rechtes Syſtem dieſes Mannes, und ſeiner Gehülfen und Anhänger, daher kann man nicht wohl in allen Stüken ſeinen Glauben abbilden. Er war weder in ſeinem Vortrage, noch in ſeinen Schriften recht beſtändig, ſondern pflegte bald ſo, bald ſo ſeine Gedanken zu erklären. Aus dieſem erhellet ſchon, daß er einigermaßen ein Enthuſiaſt geweſen. Er ſcheint die Religion größtentheils in heilige Bewegungen und in ein gewiſſes unerklärbares Gefühl geſezt, und von ſeinen Anhängern gefordert zu haben, ſich mit Beiſeiteſezung der Vernunft dem göttlichen Lichte zur Regierung und Bildung

zu überlaſſen. Dieſer Mann wurde in kurzer Zeit berühmt. Er predigte erſt mit großem Zulauf in Amerika, und es fiel ihm ein ſtarker Haufe von den Presbyterianern zu.

Aus Amerika gieng er nach England, wo er bald hie, bald dort in Kirchen, auf den Kirchhöfen und auf freiem Felde predigte. Und es war nichts ſeltenes, daß er 15 bis 20000 Zuhörer hatte. Er führte einen ſehr erbaulichen und exemplariſchen Wandel, und daher konnte er leicht Leute einnehmen. Es giebt nun große Gemeinen der Methodiſten, und ihre Verſammlungsörter werden Bethäuſer genannt. Nicht nur die beiden Wesleys, die ſich bald in Amerika, bald in England aufgehalten, ſondern auch die übrigen Lehrer dieſer Gemeine ſind eifrige Prediger der Gottſeligkeit, die einen guten Wandel führen. 1738. verbanden ſich die Methodiſten mit dem Herrnhutern. Allein, als Whitefield und Wesley ſie näher kennen lernten, und in vielen Stüken nicht mit ihnen übereinſtimmen konnten, hoben ſie 1740. alle Gemeinſchaft mit ihnen auf. Bald hernach aber entſtand unter den Methodiſten ſelbſt eine Trennung, indem die Wesleys und ihre Anhänger, die Allgemeinheit der göttlichen Gnade und des Verdienſtes Chriſti behaupteten. Whitefield hingegen und ſeine Parthei beſtritten ſie, und blieben Kalvins Lehrbegrif hierinn treu. In London ſind die meiſten Methodiſten wesleyiſch geſinnet.

Streitigkeiten in der engliſchen Kirche.

Keine Nation denkt mit grösſerer und ädlerer Freimüthigkeit, als die **engliſche**. Daher die faſt unzähliche Menge von Gegnern und Beſtreitern der Glaubenswahrheiten, daher die Tindale, die Kollins, die Wolſtöne, u. ſ. f. Daher die vielen Religi-

ligionsſekten; daher endlich die häufigen Apologien des Chriſtenthums, und die Menge der Vertheidiger deſſelben. Ich werde nur die merkwürdigſten Religionsſtreitigkeiten in der engliſchen Kirche berühren.

Clark. Samuel Clark lehrte in einer Schrift, welche 1712. erſchien, daß Vater, Sohn und heiliger Geiſt zwar drei göttliche Perſonen wären, daß aber der Sohn dem Vater, und der heilige Geiſt dem Sohne untergeordnet ſei. Der Sohn habe ſein Weſen vom Vater, und der heilige Geiſt habe es gleichfalls vom Vater durch den Sohn. Aus der episkopaliſchen und presbyterianiſchen Kirche ſtanden heftige Gegner gegen ihn auf; indeſſen fand er auch manchen Vertheidiger. Man belangte ihn ſogar ſeiner Lehre wegen beim Oberhauſe und er verſtand ſich zwar zu einer Erklärung, die er auch, da man es verlangte, bei dem Biſchof von London wiederhohlte, blieb aber im Grunde doch bei ſeiner Meinung. Man wünſchte indeſſen ſelbſt von Seiten der Regierung, daß dieſe Streitigkeit geendiget würde, und die Sache wurde nicht mehr geregt.

Hoadly. Benjamin Hoadly behauptete in ſeiner Schrift vom heiligen Abendmal, daß daſſelbe eine bloſſe Ceremonie ſei, läugnete nicht nur alle Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti, ſondern auch allen wirklichen Genuß deſſelben, und alle Früchte des Opfertodes Jeſu, und lehrte, daß das heilige Abendmal weder ein Zeichen der göttlichen Gnade, noch der Erneurung des Bundes mit Gott ſei, wer ſich dabei der Leiden und des Todes Jeſu erinnere, ſei ein würdiger Gaſt dieſes heiligen Mals. Dagegen

gen erſchienen verſchiedene Widerlegungen; viele gaben ſeiner Meinung Beifall und vertheidigten ſie; nicht weniger von der lutherſchen und reformirten Kirche ſchrieben dagegen.

Streit über den leidenden Gehorſam

Wilhelm, der nach Vertreibung Jakobs II. auf den engliſchen Thron erhoben worden war, verſuchte alles, die Episkopalen und Presbyterianer zu vereinigen. Bei dieſer Gelegenheit entſtand die Frage, wie weit ſich der Gehorſam erſtreken müſſe, welchen die Unterthanen der höchſten Obrigkeit zu leiſten hätten? Die ſtrengern Episkopalen, und die Tories (die eine Staatsparthei) lehrten, dieſer Gehorſam ſei ganz uneingeſchränkt, ſo daß man ſelbſt die härteſten Verfügungen der Obrigkeit mit Gedult und Gelaſſenheit ertragen müſſe. Dieß nennen die Engländer den leidenden Gehorſam. Die Wighs, (die andere Staatsparthei) und verſchiedene Episkopalen, und Presbyterianer ſchränkten dieſen Gehorſam ein, und wollten ihn nur alsdenn beobachtet wiſſen, wenn der König, oder die höchſte Obrigkeit nichts verordne, was den Reichsgrundgeſetzen zuwider laufe. Atterbury und Sacheverelo vertheidigten den leidenden Gehorſam mit zu groſſer Hitze, der letzte zog ſich deshalb große Verlegenheiten zu. Doch hievon habe ich ſchon im vorgehenden genug geredet.

Ueber die Rechte u. Freiheiten der Kirche und Biſchöfe.

Nicht weniger heftig war die über die Rechte und Freiheiten der Kirche und der Biſchöfe entſtandene Gährung. Die ſo genannte hohe Kirche erhob die Rechte der Biſchöfe über alle Maßen. Sie lehrt ſogar, daß ſie in allen Stüken, welche die Regierung der Kirche Jeſu betreffen,

ſen, der weltlichen Obrigkeit, und alſo auch dem Könige nicht unterworfen wäre, weil ſie ihr Anſehen und ihre Rechte von Chriſto ſelbſt hätte. Nach der Erhebung Wilhelms III. auf den engliſchen Thron wollten verſchiedene Episkopalen, als Vertheidiger des leidenden Gehorſams, Jakobs II. treue Anhänger, Wilhelm III. die Huldigung nicht leiſten. Dieſe wurden ihrer Aemter entſetzt, und nun entſtanden darüber heftige Unruhen. Heinrich Dodwell übernahm beſonders der abgeſetzten Biſchöfe Vertheidigung, und weigerte ſich dem Könige Wilhelm und der Königinn Maria den Eid der Treue abzulegen. Der berühmte Tindal behauptete gerade das Gegentheil von dem, was Dodwell lehrte; ſelbſt einige Biſchöfe, beſonders der berühmte Hoadly ſtimmte die Freiheiten der engliſchen Kirche ungemein herab, und dieſe, weil ſie den Grundſätzen des Hofes genügten, konnten ſich um ſo viel eher den Schutz deſſelben verſprechen.

Nun einige Privatſtreitigkeiten.

Dodwell. Dodwell behauptete in einer merkwürdigen Schrift folgende Sätze, die ich mit Bedacht anführe, weil ſie freilich zum Theil ſeltſam genug ſind.

1) Die Seele iſt urſprünglich von Gott ſterblich geſchaffen.

2) Sie hat zwar durch die Vereinigung mit dem Geiſte Gottes die Unſterblichkeit erhalten, aber durch den Fall Adams wieder verlohren, und kann ſie nicht anders als durch Buße, Glauben und Taufe in der biſchöflichen Kirche wieder erlangen.

3) Die Seelen der nicht getauften Kinder und der erwachſenen Juden, Türken und Heiden leben nicht ewig, ſondern bleiben in dem für die abgeſchiedenen Seelen beſtimmten Aufenthalte bis zum Tage des Gerichts, an welchem ſie mit Feuer verbrennet werden.

4) Die Seelen der Chriſten, die nach empfangner biſchöflichen Taufe dem Evangelium gehorſam ſind, werden durch den ihnen aus Gnaden mitgetheilten Geiſt, die Seelen der Ungehorſamen hingegen durch den Willen Gottes unſterblich.

5) Erſtere haben eine ewige Seligkeit, leztere eine ewige Unglükſeligkeit zu erwarten.

6) Chriſtus hat bei ſeiner Höllenfahrt den im N. T. verſtorbenen Juden in der Hölle das Evangelium verkündigt und ſie gegetauft; die Heiden hingegen ſind von den verſtorbenen Apoſteln und Biſchöfen getauft.

7) Iſt jemand auſſer der biſchöflichen Kirche getauft worden, ſo kann dieſer Mangel blos durch die Gemeinſchaft mit dieſer Kirche erſetzt werden.

Es läßt ſich leicht errathen, daß Dodwell dieſe Meinungen wegen angefeindet, beſtritten, und widerlegt wurde.

Whitby. Daniel Whitby läugnete die Zurechnung der Sünde Adams nicht nur gänzlich, ſondern verwarf auch die Erbſünde, und erklärte ſie blos als einen zu groſſen Hang zur Sinnlichkeit, der bei Kindern natürlicher Weiſe ſtärker und gröſſer ſei, als bei ernſthaften, und zu einem vernünftigen Nachdenken gewöhnten Menſchen.

Sykes. Artur Aſhlay Sykes lehrte, daß die dämoniſchen Leute, deren im N. T. Meldung geſchieht, nicht vom böſen Geiſte beſeſſen, ſondern mit einer gewiſſen ſehr ſchweren Krankheit behaftet geweſen wären. Dieſe Meinung iſt in der Folge von H. Doktor Semler weitläuftig vorgetragen, und erörtert worden. Hugo Farmer hat gleichfalls einen Verſuch über die dämoniſchen Leute geliefert, welcher vom Hrn. Hofprediger Bamberger in Potsdam ins Deutſche überſetzt worden iſt.

Warburton. Wilhelm Warburton lehrte in ſeiner göttlichen Sendung Moſis, daß die Juden im A. T. von der Vergeltung in einer zukünftigen Welt gar nichts wußten, daß hingegen ihr Staat und ihre Religion bloß das Werk einer auſſerordentlichen Vorſehung und Regierung Gottes geweſen ſei. Er ſchrieb den Deiſten ſein Werk zu, welche mit demſelben äuſſerſt zufrieden waren. Aller ſeiner Gegner ohnerachtet behauptete Warburton ſeine Meinung mit der äuſſerſten Standhaftigkeit.

Middleton. Conyers Middleton, ein in der Litteratur ſehr berühmter Mann, lehrte unter andern, daß die Wunderwerke, welche die Apoſtel nach dem Tode Chriſti verrichtet hätten, entweder unter die Betrügereien, oder unter die Träume wizloſer Menſchen zu zählen wären.

Die

Streitigkeiten über die 39 Artikel.

Die neuerlich in England über die 39 Artikel entſtandenen Streitigkeiten haben viel Aufſehens gemacht. Ich will ihrer daher ausführlich gedenken.

Schon unter der Königinn Eliſabeth beklagten ſich die Presbyterianer über die Unterſchrift, doch erhielten einige die Erlaubniß, Ausnahmen und Proteſtationen gegen die Artikel von der Kirchenregierung und der Kirchenzucht beizufügen; andere hingegen wurden von den Biſchöfen mit Liſt, oder Gewalt zur Unterſchrift genöthiget. Nach Jakobs I. Thronbeſteigung verweigerten ſie die Unterſchrift, weil einige Biſchöfe ſchon die darin vorgetragene Lehren von der Gnadenwahl Calvins Syſtem zuwider erklärten, ſonderlich aber darum, weil man es ſchon verſuchte, die Unterſchrift ohne fernere Rükſicht auf Proteſtationen zu erzwingen, die Weigerer als Rebellen zu beſtrafen, und die Erklärung und Beſtimmung der Artikel den Biſchöfen zu überlaſſen.

Einige angeſehene Biſchöfe neigten ſich auf die arminianiſche Seite, und wußten Mittel zu finden, den Presbyterianern beim Könige zu ſchaden, wenn derſelbe auch für ſeine Perſon dem unbedingten Rathſchluſſe treu zu bleiben ſchien. Unter dem K. Karl I. fiengen die arminianiſchen Biſchöfe zuerſt an, zu behaupten, daß die Unterſchrift in einem weitläuftigen und unbeſtimmten, d. i. verſchiedenen Sinne geſchehen könnte. Durch dieſe Bewegungen ward die große Streitfrage veranlaßt, ob die 39 Artikel Calvins Lehre von der Gnadenwahl enthielten, oder ob auch eine arminianiſche Auslegung derſelben ſtatt habe? eine ſchwere Frage! Gewiß iſt, daß die arminianiſche Parthei in der biſchöflichen Kirche immer mehr überhand genommen, ſo wie ſie auch jetzt noch mehrentheils herrſchet. Daher entſtehen ſo

viele Klagen, daß die Lehrer derſelben ein Glaubensbekenntniß unterſchreiben, dem ſie gerade entgegen lehren und handeln.

Die Lehre von der Prädeſtination hat folglich die erſte Gelegenheit gegeben, daß über die Unterſchrift der Artikel geſtritten worden. Die, welche ſie bei arminianiſchen Geſinnungen dennoch unterſchrieben, läugneten entweder, daß die Artikel dem unbedingten Rathſchluſſe günſtig wären, oder behaupteten, daß jedweder berechtigt wäre, ihnen einen, ſeinen Einſichten gemäßen, Verſtand zu ſchenken. Andere fiengen an, eben deswegen die Aufhebung der Unterſchrift zu ſuchen. —

Zu K. Wilhelms Zeiten, da die Duldungsakte bekannt wurde, hiengen die Diſſenters noch feſt an Calvins Syſtem, und unterſchrieben gern, weil ſie glaubten, daß der unbedingte Rathſchluß in den Artikeln enthalten ſei; allein man verſichert, daß jetzt der größte Theil unter ihnen ſich zur arminianiſchen Seite neige, folglich über die Unterſchrift einerlei Beſchwerden mit der biſchöflichen Kirche führe. —

Von den Gegnern der Dreieinigkeitslehre können die Artikel unmöglich genehmiget werden. Man hatte auch die Abſicht, ſie von der Duldungsakte auszuſchlieſſen, wie aus den Parlamentsſchlüſſen erhellet. Es haben ſich aber in der biſchöflichen Kirche ſowohl, als unter den Diſſenters, eine Menge von Dreieinigkeitsläugnern, ſonderlich ſeit Clarks Zeiten, hervorgethan.

Und hier iſt eine der vornehmſten Quellen des über die Unterſchrift entſtandenen Misvergnügens. Vergleicht man mit dieſen Erfahrungen und mit denen, von

von Conformiſten und Nonconformiſten in den neuern Zeiten behaupteten Grundſätzen dasjenige, was von der geſetzlichen Unterſchrift geſagt worden: ſo iſt beinahe unbegreiflich, wie dies zuſammen beſtehen könne. Beſchuldigen gleich einige ohne Grund die ganze engländiſche Geiſtlichkeit der Verlaſſung des ganzen Lehrbegrifs der unterſchriebenen Artikel; ſo iſt es doch von einem großen Theil unläugbar. Wie ſich das mit der pflichtmäßigen Redlichkeit reimen laſſe, das iſt das große Räthſel.

Die biſchöfliche Kirche ſpricht, ſo viel man weiß, niemanden von der Unterſchrift frei; aber gegen die Diſſenters wird die geſetzliche Strafe nicht beobachtet. — D. Knipps theilt ſelbſt die Lehrer der Diſſenters in Unterſchreibende und Nichtunterſchreibende ein. Er klagt auch nicht, daß ſie wirklich die in der Duldungsakte gedrohete Strafe zu erdulten hätten, ſondern darüber, daß ſie ihre Freiheit nicht geſetzmäßig, und alſo auch nicht mit Sicherheit genieſſen. —

Doch wir nähern uns nun den Streitigkeiten ſelbſt. Es ſind zwar ſeit längern Zeiten Schriften in England erſchienen, welche bald Rechtmäßigkeit der **Unterſchrift**, bald den **Inhalt der Artikel** zu beſtreiten, zur Abſicht hatten; keine aber hat ſo viel Aufſehen gemacht, ſo viel Wechſelſchriften nach ſich gezogen, und ſo viel wichtige Folgen bis zum Verſuch, die Aufhebung der Artikel von der geſetzgebenden Gewalt zu erhalten, veranlaßt, als das Konfeßional, deſſen Verfaſſer ſich zwar nicht genennet hat, aber ohnſtreitig Franz Blacburne. Archidiaconus zu Cleveland, ein ſonſt verdienter Schriftſteller, iſt. Er bekennet ſich zur **engländiſchen** Kirche, und re-

det zunächſt von der Unterſchrift der Artikel, die ohngeachtet des Hanges zu arminianiſchen Grundſätzen noch gefordert und geleiſtet wird, kömmt aber auch auf das Anſehen der ſymboliſchen Schriften, und auf das Recht, andere darauf zu verpflichten. Er hält es für unrecht, ſolche Lehrvorſchriften den proteſtantiſchen Lehrern aufzulegen, und wünſchet, daß die Unterſchrift aufgehoben werde. Darneben verlangt er eine **kirchliche** Verordnung, die dazu beſtimmt iſt, alle zum Grunde der **chriſtlichen Religion** gehörige Glaubenspunkte, worinn alle redliche Proteſtanten von allen Benennungen einmüthig übereinſtimmen, in ſich zu faſſen, und nur allein diejenigen auszuſchlieſſen, welche die beſondern Lehren annehmen, die weſentlich alle proteſtantiſche Religionen vom Pabſtthum unterſcheiden. Hiernach ſoll alſo doch noch immer eine Art von ſymboliſchen Schriften übrig bleiben.

Dieſe Meinung trägt er mit einem großen Aufwande von Gelehrſamkeit vor, und rükt viele hiſtoriſche Umſtände und Unterſuchungen ein. Der Raum gebricht uns, ſeinen ganzen Plan herzuſetzen, daher wir nur bemerken, daß er aus ſeinem Vortrage zuletzt die Folgen zieht:

1) Es iſt in Abſicht der Unterſchrift eine Reformation ſehr ernſtlich zu wünſchen.

2) Eine ſolche Veränderung iſt nicht unthunlich. —

Allein, er gehet in ſeinen Forderungen ſehr weit. Nicht undeutlich wünſcht er die Abſchaffung des athanaſiſchen Glaubensbekentniſſes, und

am

am Ende der ganzen Kirchenverfaſſung von England. Hierdurch aber erhöhet er ohnſtreitig die Unmöglichkeit ſeiner Wünſche — Das Buch war indeß ſo geſchrieben, daß es viele Leſer erhielt, von welchen man, weil die Gemüther über die Hauptfrage ſchon vorhin getheilet waren, Lob und Tadel mit gleichem Recht erwarten konnte. Beide erfolgten, und dies nicht immer mit kaltem Blut.

Es entſtand alſo wegen dieſes Buches eine gelehrte und weitläuftige Streitigkeit ſowohl über die Hauptfrage, als über Nebenumſtände. Wider das Confeßional ſchrieben der 1771. verſtorbene D. Thom. Rutherforth, Profeſſor der Theologie zu Cambridge, gegen welchen ſich Blacburne in der zweiten Auflage ſeines Buchs vertheidigte, D. Jac. Ibbetſon, ein Ungenannter, (Rotheram) D. Pyes, D. Bentham. D. Ridley, ein wichtiger Schriftſteller; D. Wilh. Jones, ein freimüthiger Bekenner der Dreieinigkeitslehre, der heftig, aber gründlich ſchreibt, D. Balguy, Nic. Forſter, und mehrere ungenannte. Für das Konfeßional, und zum Theil zur Widerlegung dieſer Gegner brauchten ihre Feder D. Benj. Dawſon, ein großer Freund von Blacburne, der die Gegner deſſelben unermüdet beſtritt, ein Ungenannter, der für eine ſchrankenloſe Freiheit ſehr lebhaft ſchrieb, und unter andern Verunglimpfungen Engländiſcher Gottesgelehrten des Erzbiſchofs Wake Betragen bei ſeinen Unterhandlungen mit den Theologen zu Paris in einem ſehr unangenehmen Lichte vorſtellete, weil D. Maklaine denſelben gegen Blacburne vertheidiget hatte. Joſeph Prieſtley Blacburne ſelbſt beobachtete ein tiefes Stillſchweigen; in der dritten Auflage ſeines Buchs

aber vertheidigte er ſich wieder, doch nicht ſehr beſcheiden.

Bis jezt war der Streit nur eine Privatſache, ſo viele ſich auch darinn verwikelt hatten. Nun aber machte der eine Theil Verſuche, die Erfüllung ſeiner Wünſche, die Aufhebung der Unterſchriften der 39 Artikel, von der geſetzgebenden Gewalt des Königreichs zu erlangen. Solche Verſuche wurden dreimal gemacht und ſchlugen dreimal fehl. Vor der Uebergabe der erſten Bittſchrift wurden eine Menge Schriften gewechſelt. Stone that ſchon 1769 den Vorſchlag, daß man ſich ans Parlament wenden möchte; allein eine andere Schrift, die 1771 herauskam, that mehr Würkung und gab der Streitigkeit eine andre Geſtalt.

Man fieng an, über die Rechtmäßigkeit des Geſuchs und über die Nutzbarkeit der Aufhebung zu ſtreiten. Dem Geſuch der Aufhebung oder der Uebergabe einer Bittſchrift ans Parlament widerſezten ſich in Schriften D. Ibbetſon, Aug. Toplady zum Theil, indem er die Lehre der 39 Artikel vertheidigte, über die Abſchaffung derſelben aber ſeine Meinung theilte, jedoch ernſtlich mißbilligte, daß ſie von Gliedern der engländiſchen Kirche geſucht werde, Thom. Randolpf, ein Vertheidiger der Dreieinigkeitslehre, welcher die Unterſchrift billigte, Joſias Tuker, welcher ſelbſt von der Gegenparthei den Ruhm der Gründlichkeit und Mäßigung erhielt, und die Unterſchrift auf die Natur der Kirche, als einer Geſellſchaft, bauete, Ge. Harveſt's, der die Unterſchrift vertheidigte, Madons, welcher diejenigen, die die Abſchaffung ſuchten, beſchuldigte, daß ſie keine an-

dere Abſicht hätten, als die Dreieinigkeitslehre zu verdrängen, D. Glaſſ, welcher die Schädlichkeit der Abſchaffung der ſymboliſchen Bücher zeigte und Schephero, der ſich für die Unterſchrift in einer Predigt erklärte. Für die Uebergabe einer Bittſchrift intereßirten ſich Fierbrace, welcher die engländiſche, und alle andre Lehrvorſchriften verwarf, Hopkins, der verſchiedene Theile des Lehrbegrifs des Widerſpruches gegen einander und gegen das Wort Gottes, beſchuldigt, und bekennet, daß er ſelbſt vormahls unterſchrieben, nunmehr aber an dieſe Lehrſäze nicht mehr gebunden ſeyn wolle, Jebb, ein eifriger Vertheidiger des Geſuchs um Abſchaffung, und ganz ſichtbar ein Arianer, und andre mehr.

Die Uebergabe der erſten Bittſchrift ans Parlament um Abſtellung der Unterſchrift geſchahe von den Gliedern der biſchöflichen Kirche im Jahre 1772; ihre Bitte aber wurde im Unterhauſe verworfen, und kam weder ins Oberhauß, noch weniger an den König.

Hierauf vertheidigte Dr. Hallifax den Lehrbegrif, ohne ſich in die Streitigkeit einzulaſſen; einige harte Ausdrüke zogen ihm indeſſen einen Gegner zu. Blacburne ſchrieb, ohne ſich zu nennen, wider den Schluß des Unterhauſes, und erklärte die Verwerfung der Bittſchrift für ein Werk der Biſchöfe, die es aber durch Hülfe des Staatsminiſteriums zu Stande gebracht. Sturgeſt ſuchte unter den Proteſtanten Friede zu ſtiften; Lotties beklagte ſich, daß die Gegner der Unterſchrift alle, die ſolche leiſten, für Betrüger und gewiſſenloſe Leute erklärten, und empfahl

eine gute Hermeneutik der ſymboliſchen Bücher.

Thomas Balguys machte über das Unbeſtimmte der Bittſchrift gute Anmerkungen, und zeigte, daß die Aufhebung der Unterſchrift, allen auch ſchädlichen Religionsbegriffen einen gleichen Weg in die Kirche öfnen, und eine ſo uneingeſchränkte, nicht bürgerliche, ſondern kirchliche Duldung ſich mit einer allgemeinen Irreligion vereinigen würde, und erklärte den Vorſchlag, die Bibel zu unterſchreiben, für ein moraliſches Nichts.

Nun ward nach 1772 eine zweite Bittſchrift von den Gliedern der Diſſentirenden dem Parlament überreicht, im Unterhauſe zwar genehmigt, im Oberhauſe aber verworfen. Ein Ungenannter zeigte mit vieler Mäßigung, daß die Diſſenters Freiheit genug hätten, eine gröſſere zur Unzeit ſuchten, eine uneingeſchränkte Freiheit aber gefährlich wäre.

Kippis widerlegte dieſe Schrift, und vertheidigte das Geſuch der Diſſenters mit vielen Gründen. Unter andern ſagt er, die izigen Diſſenters diſſentiren nicht, wie ihre Vorfahrer, wegen der Ceremonien, Kleidung, Regierungsform, und Kirchenzucht, obgleich der Widerſpruch dagegen wichtig ſei, — ſondern darum, weil ſie alle Arten von menſchlichen Lehrvorſchriften verwürfen, und ſichs zur Pflicht machten, in Religionsſachen ſelbſt zu ſehen, und weil die engländiſche Kirche, da ſie die Unterſchrift verlange, ſich eines Rechts anmaße, das der Ehre Jeſu ganz nachtheilig ſei.

Dar-

Darneben aber geſteht Kippis, daß viele Diſſenters auch ſelbſt diejenigen Lehren der 39 Artikel, welche keine andere als Lehren des Calvins und Athanaſius wären, verwerfen. Er ſagt, es käme nicht darauf an, ob dieſe Verwerfung recht ſei, ſondern ob die, welche ſie verwerfen, deswegen nicht ſo viel Duldung verdienten, als ihre Vorfahren wegen Verwerfung einiger Cerimonien und anderer Dinge. Dieſe Frage (die wohl verneinet werden ſollte) bejahet er, weil dieſe Irrthümer dem Staate unſchädlich wären. Daß die Diſſenters bisher geduldet worden, giebt er zu, läugnet aber, daß dieſe Duldung genug geſichert ſei, indem ſie bisher nur Nachſicht, aber nicht geſezmäßige Freiheit geweſen; daher ſie Urſach gehabt, die Bewilligung vom Könige, von den Miniſtern und vom Parlament zu erwarten. —

Iſr. Mauduit's vertheidigte die Diſſenters gegen die Beſchuldigungen des Deismus, indem ſie vielmehr freigeiſteriſche Schriften widerlegt hätten. Ed. Kitchin's, ein Independent, war mit der Unterſchrift wohl, mit der Bitte aber wenig zufrieden. Thom. Gibbons hielt eine Predigt gegen die diſſentirenden Prediger, die aus Liebe zur Orthodoxie an der Bitte keinen Theil genommen. — So verſchieden war die Denkungsart über der Diſſenters Nachſuchen. — Aus dem Eifer aber, womit die Misvergnügten ihre Sache vertheidigten, konnte man erwarten, daß ſie ihre Hofnung nicht verlieren, vielweniger ſich beruhigen würden; aber zu bewundern war es, daß ſie ſchon im Anfange des Jahres 1770 es wagten, ſich abermahls ans Parlament zu wenden. Dreizehn Prediger waren mit einer neuen

Bitt-

Bittſchrift nicht zufrieden, und proteſtirten; ſie ward aber dennoch übergeben. So überwiegend aber auch der Beifall war, mit welchem ſie im Unterhauſe angenommen wurde: ſo ward ſie doch abermahls im Oberhauſe verworfen, und konnte alſo den gewünſchten Parlamentsſchluß nicht erhalten.

Mitten in der Periode, in welcher mit dem großen Eifer das Betragen des ganzen Parlaments gegen die Lehrer der biſchöflichen Kirche, und des Oberhauſes gegen die Diſſenters bald angegriffen, bald vertheidigt, und die durch Geſeze befohlne Unterſchrift gleichfals beſtritten, oder behauptet wurde, trat ein Schriftſteller auf, der von beiden Theilen entfernte Grundſäze vortrug, und gewiſſermaßen Friedensvorſchläge that, die natürlicher Weiſe keinem von beiden Theilen gefielen, und daher neue Widerſprüche veranlaßten. Er heiß Franz Wollaſton und iſt weder ein Eiferer für die unveränderliche Beibehaltung der Unterſchrift, noch ein Feind des in den Artikeln enthaltenen Lehrbegrifs. Mit der ruhmwürdigſten Mäßigung erklärt er ſich für einen Freund der im Königreiche durch Geſeze beſtimmten Religionsverfaſſung.

Aber ſeine Vorſchläge? Er verwirft zwar den Weg, ſich ans Parlament zu wenden, nicht geradezu; allein man merkt ihm doch das Mißfallen an demſelben ab. Sein Vorſchlag iſt: man ſollte ſich an die Verſammlung der Geiſtlichkeit wenden, die es vermitteln würde, eine zur Laſt gereichende Sammlung von Glaubenslehren nicht länger behalten zu dürfen. Wer ſiehet aber nicht die Schwierigkeit dabei, und wie leicht konnte der

Mann

Mann von den Diſſenters vorherſehen, daß ſie keine Vorſchriften von den Biſchöfen annehmen würden? — Rich. Tillard trat jedoch auf Wollſtons Seite, zween Ungenannte hingegen widerlegten ihn. Der eine davon iſt ein Laie, und will die Liturgie unverändert bis auf die ſpäteſten Zeiten beibehalten wiſſen. Er ſchreibt nicht ohne Beleidigung, macht aber doch keine ungegründete Einwürfe. —

Zulezt kommen auch die Univerſitätsunterſchriften in Betrachtung. Blacburne hat derſelben nicht erwähnt; aber ſelbſt ein Profeſſor, der oben erwähnte Rutherfort zu Cambridge, übernahm die Vertheidigung derſelben; Ibb hingegen war der Aufhebung derſelben günſtig. Randolph zu Oxford ſezte ſich mit Eifer ihr entgegen. Zu Cambridge ſind die Unterſchriften nicht ſo allgemein als in Oxford. Es hatte auch dieſe Univerſität ſchon eine Veränderung beſchloſſen, ehe die Sache ins Parlament kam.

Im Parlament wurde bei der erſten Bittſchrift die Beibehaltung, oder Aufhebung der Unterſchrift den Univerſitäten überlaſſen. Cambridge machte eine Veränderung, die im Grunde nicht viel bedeutete. Oxford verwarf alle Veränderung. Man wendete ſich daher bei der zwoten Bittſchrift wieder ans Parlament. Hier entſtanden viele Debatten, und man hielt es für unrecht, Leute von ſechszehn Jahren die 39 Artikel unterſchreiben zu laſſen.— Endlich ward doch die Abſchaffung der Unterſchriften verworfen, jedoch dabei der Univerſität Oxford ihr Recht nicht benommen. Hier berathſchlagte man ſich über vorzunehmende Veränderungen; allein es zerſchlug ſich zulezt, und Oxford behielt

behielt ſeine alte Verfaſſung unverändert bei, ſo wenig auch ſolches rathſam zu ſeyn ſcheinet. Nach dem Geſchmak der Engländer wurden auch darüber mehrere Streitſchriften gewechſelt. — Der ganze Streit iſt ſo geführet worden, daß man keinem Theil ohne Einſchränkung beitreten, und keinen ohne Einſchränkung verwerfen kann. Es ſcheinen aber die Fehltritte der Freunde des Konfeßionals zahlreicher zu ſeyn, als ſeiner Gegner. Hart und lieblos iſt es, zu einer Zeit, da man um Schonung ſeines Gewiſſens bittet, das, was dem andern Theil nach ſeinem Gewiſſen theuer und heilig iſt, die Erhaltung der reinen Lehre — zu verſpotten und ſein ganzes Betragen für Stolz und Herrſchſucht auszugeben; aber eben ſo ungerecht iſt es auch, dem Theil, der um eine Veränderung bittet, ohne Unterſchied unlautere Abſichten beizulegen, und ſich Spöttereien zu erlauben.

Reformirte Kirche in den Niederlanden.

Ich komme zur reformirten Kirche in den vereinten Niederlanden.

Die holländiſche reformirte Prediger ſind jederzeit Oraniſch geſinnt geweſen, beſonders vom Prinz Moritz Zeiten an, der ſeinen Degen in die Waagſchale bei der Gomariſtiſchen Parthei legte, da ſolche mit der Remonſtrantiſchen abgewogen wurde. Sie waren es auch in den Jahren der freien Regierung vor 1748. Sie blieben es in jener kritiſchen Periode, da des jetzigen Erbſtatthalters Vater ſtarb, ob ſie gleich von Ihro Königl. Hoheit, der Frau Mutter deſſelben, keine hervorſtechende Beweiſe eines beſondern Vorzugs zu erhalten glaubten. Sr. Hoheit, der jetzige Prinz von Oranien, iſt, wie man ſagt, mit Ueberzeugung reformirt, und hat bei dem Ablegen ſeines Glaubensbekenntniſſes aus der polemiſchen Theologie insbeſondere von den Unterſcheidungs-

dungslehren zwiſchen den Arminianern und Reformirten wollen gefragt ſeyn.

Dieſes und auch vielleicht die Erkenntlichkeit für die genoſſene zärtliche Liebe der öffentlichen Kirche hat Sr. Hoheit bewogen, derſelben den Titel und das Anſehen der herrſchenden bei manchen großen Gelegenheiten zu verſichern, und ſich als einen fleißigen Verehrer und Beſchützer des reformirten Gottesdienſtes zu beweiſen. Der Prinz läſſet es ſich gefallen, daß alle Wochen in den Zeitungen gemeldet wird, in weſſen Predigten er des Sonntags geweſen ſei.

Die reformirte Geiſtlichkeit in Holland hat den Schutz und die Gnade des Erbſtatthalteriſchen Hofes jetzo auch ganz gewiß nöthig, denn unter den Provinzialſtaaten und Richtern in den Städten finden ſich viele, die die Toleranz in Anſehung der übrigen Sekten weiter treiben, als es die reformirte Geiſtlichkeit insgemein gerne ſiehet. Die Papiſten erhalten jetzo offenbar mehr Freiheiten, als ihnen zu der Zeit der Union verſtattet wurde. Sie haben jetzo an mehrern Orten Kirchen, als ſonſt.

Doch iſt die herrſchende Kirche noch im Stande geweſen, es zu verhindern, daß ſie zu Vließingen noch keine Kirche zu ihrem Gebrauch haben erhalten können. Auch dürfen es die Janſeniſten unter der jetzigen Regierung nicht mehr wagen, mit ihrem Projekt, einen eignen Vicarius in Holland über ſich zu haben, an Tag zu kommen. Im Vorbeigehen will ich von dieſem Projekt, welches ſo viel Aufſehn gemacht hat, dieſes ſagen: Im Jahre 1749. wurde den Deputirten der Synode von Südholland ein Plan von Janſeniſten vorgelegt, darinn ſie dieſe bewegende Urſache angaben, warum man erlauben

ben möchte, daß ſie einen Vikarius über ſich aus ihrem Mittel erwählen dürften. Sie führten folgende Urſachen an:

1) Viele von ihren Pfarren würden mit jeſuitiſch geſinneten Männern beſetzt, welches alsdenn könne verhindert werden.

2) Ein ſolcher Vikarius müſſe von dem römiſchen Stuhle approbirt ſeyn, welches ein Mittel wäre, ſich mit demſelben zu verſöhnen, und dadurch viele Ungelegenheiten wegzunehmen.

3) Sie, die Janſeniſten, wären ja als gute Bürger in dem Staate bekannt, welchen man aus den Bedrükungen helfen müſſe.

4) Ihr Projekt hätte auch bereits bei dem Herrn Erbſtatthalter, dem Rathspenſionair, und vielen Staaten Beifall gefunden, u.ſ. w.

Die Deputirten fanden ſich hierbei ſehr verlegen, beſonders da ſie hörten, daß der Hochſelige Prinz von Oranien von dieſem Plane nicht abgeneigt wäre. Sie ließen deswegen 1750 verſchiedene Bedenken dawider aufſetzen, unter andern auch von dem Herrn Profeſſor Velingius zu Bergen op Zoom, ſchikten ſolche abſchriftlich an die nothwendigſte Perſonen, und arbeiteten in der Stille ſtark dagegen. Es glükte ihnen, denn es wurde auf der nächſten Synodalverſammlung auf hohem Befehl bekannt gemacht, daß das Projekt wegen des Janſeniſtenvikariats verworfen wäre, und

und daß die Deputirten die Sache ſonſt nirgends melden ſollten. Aus dieſer Urſache ſind die neuern Unternehmungen von der Art noch nicht zu Stande gekommen. In übrigen Dingen aber können ſich die Papiſten, beſonders zu Amſterdam, mehrere Freiheiten herausnehmen als ſonſt, und die Klagen gegen ſie werden nicht allemal angehört.

Freilich muß es den katholiſchen Bürgern in den Städten der Generalitätslande, wo ſie gemeiniglich den mehreſten Theil ausmachen, überaus hart fallen, wenn ſie ſich ihrer koſtbaren Kirchen, davon viele nunmehr zu Magazinen oder Hoſpitälern gebraucht werden, beraubt ſehen, und in Hintergebäude verwieſen ſehen müſſen, um daſelbſt ihren Gottesdienſt in der Stille ausüben zu können. Ja, wenn ſie ſogar kein gottesdienſtliches Buch über die Gaſſe öffentlich tragen, und ihre Pfarrherrn auf der Gaſſe nicht anders als in bürgerlichen Kleidern erſcheinen dürfen. Bei ſo einer Stadt muß freilich eine Papenbrille, wie bei Herzogenbuſch, ſtehen, und die ſtarke Garniſon muß mit ihrem Commendanten eifrig proteſtantiſch ſeyn.

Der Geiſt der Republik bringt es ſo mit ſich, daß die papiſtiſche Religion in Holland allemal unterliegen muß. Die Arminianer und Teleiobaptiſten halten aber die reformirten Geiſtlichen in mehrerer Wachſamkeit und Mühe, beſonders in den ganz neuen Zeiten. Viele junge Herrn aus den vornehmſten Häuſern, die ſich der völligen Naturaliſterei ſchämen, nennen ſich zwar ihres Vortheils halber noch reformirt, denken aber ganz frei, ſo wie es in jenen zwo Kirchen gewöhnlich worden iſt. Als Freunde von den Grundſätzen dieſer Kirchen ſuchen ſie denſelben ſo viel Anſehen und Freiheit zu verſchaffen, als

möglich iſt, ſie ziehen ihre Prediger in ihre Geſellſchaft, ſie arbeiten an Journalen, darinnen die alte Orthodoxie lächerlich und verhaßt gemacht, hergegen freidenkende Schriften höchſt geprieſen werden, ſie verhindern, daß die Drukfreiheit, ſo wie man willens war, nicht eingeſchränkt wird.

Die Arminianer, deren Vorfahren ehedem aus dem Lande getrieben wurden, davon ſogar einige der angeſehenſten unter den Händen der Scharfrichter ihr Leben endigten, dieſe Arminianer wagen es jetzo, in ihrem Vaterlande Bücher unter ihren Namen druken zu laſſen, darinn die Religion, die die einzige öffentliche darinn ſeyn will, widerlegt und äuſſerſt geſchimpft wird. Haben ſich da nun nicht die reformirten Prediger gewaltig zu wehren? es treten unterdeſſen nicht eben ganz viele derſelben auf den öffentlichen Kampfplatz.

Ich will zween der beſten Verfechter ihrer Vorzüge nennen, der eine iſt der Herr Profeſſor und Prediger Petrus Hofſtede in Rotterdam, beſonders in ſeinen eben ſo gelehrten als anderweitigen Streitſchriften gegen die remonſtrantiſchen Prediger Cornelius Nozemann und van dem Boſch. Der andere iſt der Verfaſſer von dem Advokat der vaterländiſchen Kirche oder freimüthige Vertheidigung derſelben Grundlegung, verbeſſerten Lehre und rechtgläubigen Lehrer gegen die beleidigende Schriften dieſer Zeit. Dieſe eben ſo muntere als beiſende Schrift kam 1771. in holländiſcher Sprache in dem Haag heraus.

Mir deucht, die Umſtände, in welche jetzo die reformirte Kirche in Holland geſetzt wird, wird ſie nöthigen, ſich innerlich noch mehr zu reformiren, und

wie man ſiehet, ſo wird damit auch ein guter Anfang gemacht. Ich will mich bei folgenden Punkten darüber herauslaſſen.

1) Sonſt waren die reformirten Lehrer und Glieder sehr unter ſich getheilt. Man hatte unter ihnen die Voetianer, Coccejaner, Eraſtianer und Lampianer. Es iſt bekannt, wodurch ſich dieſe von einander unterſchieden haben, wie merklich ihre Trennung war, und mit was für Hitze ſie einander widerlegt haben. Wenn Jungfrauen, die von der Coccejaniſchen Parthei waren (welche unter andern alle Arbeiten auſſer der Kirche zuläßt,) die ganze Woche hindurch ſich wenig mit Nähen oder Knitten abgaben, ſo ſetzten ſie ſich doch des Sonntags mit ihrer Näherei oder Knitterei vor das Fenſter zur Schau, um zu beweiſen, daß ſie Coccejanerinnen wären. Ein guter Theil der Predigt war immer mit Beweiſen und Widerlegen der Privatmeinungen zugebracht. Es ſind zwar dieſe Spaltungen noch da, aber doch lange nicht mehr ſo ſtark. Bei den äuſſerlichen Feinden hat doch der innerliche Krieg mehrentheils aufgehört. Die Eraſtianer und Lampianer haben ſich unter jene zwo Partheien mehrentheils begeben, und dieſe bauen einer fernern Trennung unter ſich durch ihren blos dogmatiſchen Lehrvortrag vor, ſo, daß man dieſe Namen jetzo nicht viel mehr hört.

2) Noch vor kurzen beſuchten die reformirten Prediger die Kranken und Sterbenden in ihren Gemeinden wenig oder gar nicht. Da ſie auch keinen Beichtſtuhl haben, ſo

ſo übten ſie ihre Seelenſorge nur allein auf der Kanzel aus, wenn man das etwa nicht mit unter die beſondere Seelenſorge rechnen will, daß ſie alle viertel oder halbe Jahre bei beſondern Hausbeſuchungen ihren Zuhörern das heilige Abendmal ankündigen. Zur Verſorgung der Kranken und Sterbenden ſind in allen Städten beſondere Krankentröſter verordnet. Das ſind faſt lauter unſtudierte Leute, an manchen Orten ſind es abgeſetzte Prediger oder geweſene alte Unterofficiers, die ſich für Bekehrte halten, und manches von einem (falſchen) Gefühl des Chriſtenthums ſprechen. Sie bilden ſich größtentheils mehr ein, wie die Prediger ſelbſt. Dieſe gehen zu den Kranken, und ſprechen ihnen ein langes Gebet vor, entweder um die Erleuchtung, oder zum Dank Gottes für die erhaltene Erleuchtung, ſo wie ſie meinen, daß es die Seelenumſtände der Kranken nöthig hätten, und gehen alsdann davon. Jetzt fangen aber doch einige Prediger beſonders die neuen, an, die beſte Gelegenheit wahrzunehmen, auf dem Krankenbette an die Seelen ihrer Zuhörer mit Lehre, Troſt oder Ermahnung zu kommen. Wenn ich nicht ganz irre, ſo können dieſe einige bei dem Krankenbette auch nur eigentlich nützlich ſeyn, das iſt, Ermahnung und Troſt mit Nachdruk predigen. Denn dieſe einige wagen es, eine allgemeine Erlöſung und Gnade zu predigen. Was ſoll doch ein Prediger, der eine abſolute Gnadenwahl lehret, bei einem ſeiner ſterbenden Zuhörer thun? Kann ſich wohl ſein Zuhörer mit Vertrauen den Troſt der Schrift, und die daraus flieſſende Hofnung zueignen? wenn ein ſtrenger Prädeſtinatianer ſeine Lehre einem gefährlichen Kranken,

Kranken, der rechtſchaffen und dabei furchtſam iſt, vorträgt, ſo ſtürzet er denſelben in wahre Höllenangſt, aus welcher einigemal ein herbeigerufner Lehrer einer allgemeinen Erlöſung die bebende Seele kaum hat beruhigen und erretten können. So bald ich höre, daß die holländiſchen reformirten Prediger ihre Kranken fleißiger beſuchen, als zeithero geſchehen, ſo mach ich den ſichern Schluß, daß von mehrern die abſolute Prädeſtination verworfen wird, weil ich gewiß weiß, daß man mit dieſer bei denen, die in die Ewigkeit gehen wollen, ganz nicht fortkommen kann.

3) Sonſt durfte es kein reformirter Prediger in den vereinigten Niederlanden wagen, wenn er ſeine Kanzel, zum wenigſten ſein Anſehn, behalten wollte, eine allgemeine Erlöſung und bedingte Gnadenwahl zu lehren. Es iſt ganz zuverläßig, daß auch noch jetzo faſt alle niederdeutſche Lehrer, einige ſogar noch als ſupralapſarii, die unbedingte Wahl und eingeſchränkte Gnade Gottes häufig vortragen. Ich bin ein Ohrenzeuge. Ihre Vorbereitungspredigten zum heiligen Abendmal beſtehen hauptſächlich darinnen, daß ſie das Glaubensbekenntniß ihrer Kirche in einen kurzen Inbegrif vortragen Wer dergleichen gehört hat, wird es mit mir bezeugen. Ich wollte aber wohl voraus ſagen, daß ſie dieſen Lehrſaz nach und nach ganz aus ihren öffentlichen Vorträgen weglaſſen müſſen; denn die Gemeinden in Holland, die in dieſem Stück Gegner von den Reformirten ſind, dringen jetzo öffentlich ſtärker als jemahls

mahls auf die Verkündigung einer allgemeinen Begnadigung, ſie zeigen, daß die Naturaliſten jenes Lehrſazes wegen abgehalten würden, das Chriſtenthum hochzuſchätzen, ſie erwerben ſich jetzo mehr Freunde unter den angeſehenſten Gliedern der reformirten Kirche, wie ſonſt. Dazu kömmt, daß die gelehrteſten und vornehmſten reformirten Herren in der Republik jenen Lehrſatz in der franzöſiſchen reformirten Kirche entweder gar nicht, oder ſehr eingewikelt vernehmen. Ich kann auch ſchon dieſes verſichern, daß einige neuere Prediger ihre Feſſeln zerbrechen, und den ernſtlichen Willen Gottes, jeder ſündhaften Seele durch Chriſtum gerne helfen zu wollen, verkündigen. Ja, ich habe mit Freude bemerkt, wie ein alter wahrhaftig gelehrter und angeſehener, jezt verſtorbener Profeſſor und Prediger, ein wahrer evangeliſcher Lehrer wurde. Seine Gemeinde merkte es auch, und war ſehr wohl damit zufrieden.

4) Das heilige Abendmahl wird zwar nur noch alle viertel Jahre bei ihnen ausgetheilt, und ſie geben es niemahls im Hauſe einem Kranken, doch ſiehet man an vielen Orten, daß es jezo mehrere genießen als ſonſt. Ehedem herrſchte unter ihnen die Meinung, daß niemand das Sacrament des Altars würdig empfangen könne, als der, welcher ſich ſeines Glaubens, ſeiner Begnadigung und Erwählung wirklich bewuſt wäre. Die meiſten Lehrer erregten durch ihren Vortrag eine entſezliche Furcht vor dieſes Denkmahl oder ewigen Liebe. In zahlreichen Gemeinden

den genoſſen es aus dieſer Urſach nur wenige. Von Eerden, ein Prediger in dem Gröningiſchen, bewies mit vielen und mancherlei Gründen, daß ein jeder, der ſein Glaubensbekenntniß abgelegt hätte und unärgerlich lebte, das Recht habe, das heil. Abendmal genießen zu können. Er hätte mehr mit ſeinen redlichen Bemühungen ausgerichtet, wenn es ſich nicht Apellus, ein anderer Prediger, ſehr sauer werden laſſen, die alte Meinung zu behaupten, daß es nur eine Seelenſpeiſe für die Auserwählten ſei.

5) Dieſe lezte Meinung, die in dem ſtrengſten Verſtande genommen wurde, war auch Urſache, daß viele, die ſich zur reformirten Kirche bekennen wollen, ſich erſt im Alter, auch wohl gar nicht darin confirmiren ließen, ſondern ohne dieſes ſtarben, weil ſie nach geſchehener Confirmation ſich auch bei dem heiligen Abendmal einzufinden hatten, welches zu thun ſie ſich doch nicht getraueten. Je mehr nun die gegenſeitige Meinung Eingang findet, um ſo wenigere wird man finden, die wegen des Genuſſes des heiligen Abendmals die feierliche Ablegung ihres Glaubensbekenntniſſes ausſetzen, oder wohl gar unterlaſſen.

Die holländiſche reformirte Kirche hat Streitigkeiten in Menge gehabt. Sie ſind aber in der That nicht wichtig genug, um ſie hier aufzuführen. Hie und da leuchtet, ob wohl noch in der Morgendämmerung das Licht der göttlichen Tugend, der Religionsdultung hervor; die im Jahr 1766 entſtandene Bewegungen über den Werth

der ſymboliſchen Bücher, über die Grenzen der Religionsfreiheit, über die Beſtimmung der Toleranz u. ſ. f. ſind wenigſtens ein Beweis, daß man auf vernünftige Grundſäze aufmerkſamer werde, und es ſteht zu hoffen, daß nach und nach das Licht der Wahrheit ganz durchdringen werde.

Ich werde bei dieſer Gelegenheit noch von den Mennoniten und Arminianern in Holland reden.

Mennoniten. Die Anzahl der äußerlichen Glieder der Mennonitiſchen Kirchen wird immer kleiner, da ſich hergegen ihre jezige Denkungsart immer mehr ausbreitet. Dieſes kommt hauptſächlich von zweierlei Urſachen her. Die Reichen unter den Mennoniten treten häufig zu einer andern Religion. Anſehnliche Männer und Jünglinge, die viel Geld, und keine überzeugende Einſicht in die Religion ihrer Väter haben, gehen zur reformirten Kirche über, damit ſie nur anſehnliche Aemter in der Republik erhalten können. Unter den Magiſtratsperſonen in holländiſchen Städten ſind verſchiedene, die in ihrer Jugend nicht getauft worden ſind, ſondern die zuerſt Mennoniten waren. Töchter, die reiche und anſehnliche Eltern haben, bleiben nur ſo lange in der Mennonitiſchen Kirche, bis ſie heirathen. Obrigkeitliche Perſonen, Officiers, auch wohl Avanturiers, holen ſie weg und bereichern ſich durch ſie. Die andere Urſach iſt dieſe: In den ältern Zeiten wurden die Lehrer aus der Brüderſchaft erwählt: dieſe verſtunden keine Sprachen: ſie giengen ihren weltlichen Verrichtungen nach, und predigten beinahe ohne Vorbereitung. Gemeinden von dieſer einfältigen und altväteriſchen Art ſind noch da in Dörfern und kleinen

kleinen Städten, beſonders in Friesland und Gröningen. Doch da die Wiſſenſchaften ſowohl allgemeiner als gründlicher wurden, ſo wurde auch unter den Wiedertäufern das Predigtamt mühſamer, und erforderte mehr Einſichten. Endlich waren Prediger, die ordentlich ſtudiert hatten, unter ihnen nöthig, die Beſoldung bekommen, und ſich ganz auf ihr Amt und die Wiſſenſchaften legen. Dieſes gereicht nun zum Untergang der kleinen Gemeinden, die keine Beſoldung für gelehrte Prediger ausſezen können. In Gröningen iſt eine ziemlich große Gemeinde von dieſer Religion, die hat es bis auf dieſe Zeit nach der alten Art gehalten. Da verſahe entweder ein Kaufmann oder ein Handwerksmann das Predigtamt unter ihnen. Jezt aber haben ſie einen Fond ausgemacht, aus ſolchem wollen ſie eine jährliche Beſoldung von tauſend holländiſchen Gulden auswerfen, und einen gelehrten Mann zu ihren Prediger berufen.

Das Studiren oder die Wiſſenſchaften haben Anleitung zu zwo großen Hauptabtheilungen dieſer Secte gegeben, nehmlich in Orthodoxe und remonſtrantiſchdenkende Wiedertäufer, die aber von Zeit zu Zeit etwas in ihrem Lehrbegrif ändern, welches ſich nach der Beſchaffenheit ihrer Lehrer richtet. Die remonſtrantiſchdenkende Parthei ſpricht wenig oder nichts von dem Eide, von obrigkeitlichen Aemtern, vom Kriegsſtande. So, wie die Lehrer von dieſen Dingen denken, ſo denkt auch die Gemeinde. Die jezt lebenden laſſen dieſe Dinge auf ihrem Werth und Unwerth beruhen. Dieſes aber behaupten ſie noch feſt, daß ſich ein Menſch erſt alsdenn, wenn er zum Verſtande und Unterricht im Chriſtenthum gekommen wäre, müſſe taufen laſſen. Uebrigens

verwerfen ſie alle menſchliche Glaubensbekenntniſſe, ſie mögen heißen, wie ſie wollen. Sie erkennen blos die heilige Schrift für die einige Grundregel ihres Glaubens und Lebens: darum halten ſie alle, welche die göttliche Offenbarung annehmen, für Brüder und Schweſtern in Chriſto, und ſind deswegen im höchſten Grade tolerant. Sie nöthigen die ganze Chriſtenheit zum heil. Abendmal. Zur eigenen Oekonomie ihrer Kirche iſt die Taufe in erwachſenen Jahren erforderlich. Die von ihren Kirchengeldern Allmoſen erhalten, oder eine Stelle in ihrem Kirchenrathe bekleiden wollen, müſſen bey vollem Verſtande getauft ſeyn. Wenn ſie ja noch Unterſcheidungslehren haben, ſo ſind es die von der Toleranz und der Taufe in erwachſenen Jahren. Uebrigens erlauben ſie völlige Freiheit im Denken, und weiſen von ihrem Nachtmahle keinen weg, er mag heißen, wie er will. Daher entſtehet es, daß ſich die mehreſten Socinianer unter ihnen verbergen, ja es halten ſich ſogar Herrnhuter, aber doch eben nicht viele, zu ihrer Kirche.

Es wird bei ihnen eine recht allgemeine chriſtliche Religion geprediget: es werden keine Unterſcheidungslehren der chriſtlichen Partheien vorgetragen, ſondern es wird Bußе und Heiligung, und alsdenn überhaupt eine göttliche Begnadigung gelehret. Sie folgen in vielen Dingen der biſchöflichen engliſchen Kirche. Die Vernets, Klarks, Locks, Benſons, Pyle, Hallet, Taylor, Oſterwald, Werenfels, Michaelis, Spalding u. ſ. w. ſind bey ihnen in vieler Achtung. Die Form ihrer Predigten iſt von der alten Art ganz unterſchieden. Es ſind lauter Abhandlungen, oder vielmehr Diſſertationen, die mit vieler Beredſamkeit vorgetragen werden.

Man

Man hat in den neuen Zeiten keine Sammlung davon gedrukt. Doch kann man eine Probe von ihrer jetzigen Methode ſehen in der Predigt, die A. Hulshof über Ebr. XIII, 7. vor kurzem zu Amſterdam in dem Lamme zum Andenken ſeines verſtorbenen Amtsbruders, Klaas de Vrieß gehalten hat, und die von Tangerlo in Amſterdam zum zweitenmal gedrukt worden iſt.

Dieſe tolerante Parthie der Wiedertäufer hat zwo große Kirchen in Amſterdam, zwo in Harlem, eine in Harlingen, eine in Leyden, in Utrecht, Rotterdam und Sardam. Die leztern ſind aber nicht ſo zahlreich als in Amſterdam. An der gröſten daſelbſt ſtehet als beliebter Lehrer der Hr. Magiſter und Doktor Philoſ. Andreas Hulshof, welcher durch verſchiedene erhaltene Preisſchriften, und unter andern durch des Penchans, die zu Berlin vor einigen Jahren gedrukt, auch in Deutſchland berühmt worden iſt. Dieſe Parthei will nach keinem Oberhaupte, und alſo auch nicht Mennoniten genennet ſeyn, indem ſie keine beſondere Achtung für Menno Simon haben. Sie hören es gern, wenn man ſie Baptiſten, und noch lieber, wenn man ſie Teleiobaptiſten nennet.

Die ſogenannte Orthodoxen unter den Wiedertäufern kommen in ihren Lehrbegriffen mit den reformirten überein, ausgenommen in der Lehre von der allgemeinen Gnade und in ihren eigenthümlichen vier Artikeln von Eidſchwüren, obrigkeitlichen Aemtern, Waffentragen und Kindertaufen. Lehrer und Zuhörer werden bei ihnen auch an Glaubensbekenntniſſe gebunden. In ihren Kirchen herrſcht noch das Korte Belydeniſs des Geloofs der voornaamſte Stukken de chriſtlyken Leere, opgeſteld door

door Jan des Rys en Rubert Gerritsz. Sie haben noch im Amſterdam eine Kirche von beinahe 400 Gliedern. Die in Gröningen waren zeither auch von ihrer Parthei. Man kann aber muthmaßen, daß ihre Denkungsart mit ihrem neuen Lehrer auch neu werden wird.

Arminianer. Die Anzahl der Arminianer in dem holländiſchen Gebiete wird immer kleiner. Die Herrn Staaten von Weſtfriesland haben der herrſchenden Kirche niemals zugeſtehen wollen, daß in ihren Synodalakten ein Lemma gegen die Remonſtranten, wie in den übrigen ſechs Provinzen geſchiehet, eingerükt würde. Der jetzige Herr Erbſtatthalter hat aber der reformirten Kirche ein dergleichen Lemma beſorgt, wofür ihm von verſchiedenen Orten feierlicher Dank abgeſtattet worden iſt. Sie werden jetzt in ächte und unächte Remonſtranten oder Arminianer eingetheilt, und ſind durch alle ſieben Provinzen zerſtreut. Die ächten Remonſtranten, halten ſich noch an die fünf unterſchiedenen Artikel, welche ſie 1610. in einer Remonſtration den Staaten von H. und W. übergaben, die Synode von Dordrecht aber verwarfen, oder an die Lehre des Episkopius, darinn ſie hauptſächlich von den Reformirten in Anſehung der unbedingten Gnadenwahl abgehen. Die unächten Remonſtranten ſind unter ihnen dieſe, welche die Lehrſätze der Socinianer bald mehr bald weniger annehmen, und nur unter jenen Namen geduldet ſeyn wollen. Dieſer letztern ſind jetzo beinahe mehr, als der erſtern. Einer unter ihnen iſt unter den Namen Philalethes Arethophilus in ſeinen vier Briefen, die er über Hofſteds beurtheilten Beliſarius 1770. herausgab, mit ſeiner Sprache frei heraus gegangen. Er ſaget im zweiten Briefe S. 43. Die charakteriſirende Lehre,

wodurch

wodurch ſich die Remonſtranten von allen andern chriſtlichen Gemeinden unterſcheiden, beſtehet hierinne, daß ſie alle und jede für Brüder erkenne, die da glauben, daß Jeſus ſei der Chriſt, der Sohn des lebendigen Gottes und unſer Heiland und Seligmacher, und die aufrichtig ſuchen dieſem Glauben gemäß zu leben.

Im Jahre 1769. kamen die Remonſtranten mit den reformirten Theologen in der Republik in einen öffentlichen Streit über ihre freie Religionsübung, und zwar bei der Gelegenheit:

Der Herr Profeſſor Hofſtede zu Rotterdam hatte in ſeiner Vertheidigung des beurtheilten Beliſars S. 44. geſprochen: „daß den Remonſtranten die Ausübung ihrer Religion von der Landesobrigkeit nur Nachſichtsweiſe zugelaſſen würde.„ Der Herr Nozemann, ein remonſtrantiſcher Prediger in Rotterdam, hatte in einem ſeiner Werke wider Holtius im Gegentheil geſetzt, daß die Landesobrigkeit der remonſtrantiſchen Kirche Freiheit vergönnet hätte, ihre Religion frei ausüben zu dürfen. Von dieſem behaupteten Satz foderte Herr P. H. den Beweis, und verlangte, daß der Entſchluß, den die Generalſtaaten deswegen genommen hatten, möchte zum Vorſchein gebracht werden. Hierauf erſchienen verſchiedenen Schriften. Die eine unter dem Titel Brief aen den WEerw. en geleerden Heer P. Hofſtede over geZere Aantekening in zyne Verdediging van den beoordeetten Beliſarius. Te Rotterdam by Nicol. Schmidhof 1769. Die andern unter dem Titel Liergeſang, taegeweidaea den S. T. P. Hofſtede door Piet van de Boſch, praedikant onder de Remonſtranten te Leyden. Noch eine andere unter dem Titel: Verhandeling over de open-

opentlyke Godsdienſt— Oeffening de Remonſtranten door Janees Eleatherophilus. Der erſtere ſagt deutlich, daß die Remonſtranten keine Reſolution von dem Souverain aufzuweiſen hätten, darinnen ihnen die freie Uebung ihrer Religion wäre erlaubt worden. Doch wäre es eben ſo gut, als wenn eine eigene Reſolution davon da wäre, wenn folgende zween Punkte bewieſen werden könnten.

1) Daß die Gewiſſensfreiheit und die öffentliche Ausübung aller chriſtlichen Religionen zu der weſentlichen Verfaſſung ihrer Republik gehörten, und

2) daß die Remonſtranten wirklich in dem ungeſtöhrten Beſitz einer freien und öffentlichen Religionsübung und zwar vor den Augen der Landesobrigkeit wären, welches ſo gut als ein Geſetz anzuſehen ſei.

Den erſten Punkt ſucht der Verfaſſer ſo zu beweiſen. Er ſagt: die Vorfahren hätten nicht für die Freiheit der reformirten Kirche gefochten, ſondern für die Gewiſſensfreiheit und freie Religionsübung aller chriſtlichen Sekten überhaupt. Dieſes beſtätige der 13te Artikel in der Union von Utrecht, nach welcher ein jeder bei ſeiner Religion frei gelaſſen werden ſolle: ferner die Erweiterung dieſes 13 Artikels, die den 1 Febr. 1579. gemacht worden, nach welcher die Städte und Provinzen, die allein bei der papiſtiſchen Religion zu bleiben willens wären, auch mit in die Union ſollten aufgenommen werden, und daß man einem jeden Freiheit in Religionsſachen geben wolle, ſo, wie es ſowohl mit der Ruhe des Gewiſſens, als der Gemeinde übereinkäme. Ehe der Verfaſſer zum Beweiſe des

andern

andern Punkts kömmt, ſo merkt er wohl, daß den Remonſtranten von den Reformirten, die die herrſchende Kirche heißen wollen, der Einwurf werde gemacht werden, daß nach der Dordrechtiſchen Synode 1619. den Arminianern die freie Uebung ihrer Religion wäre verboten, und die Hartnäkigten darunter aus dem Lande gejagt worden. Das iſt auch wirklich der ſchwerſte Punkt, der zu beantworten war. Mit vieler Freimüthigkeit antwortete er: die Synode von Dordrecht wäre wegen der feierlich feſtgeſetzten Union zu Utrecht null und nichtig. Die Reſolution von 1619. die gegen ſie genommen worden, könne nicht in Anmerkung kommen, weil dieſelbe nach dem gelindeſten Ausdruke für eine Ueberraſchung des Staats müſſe gehalten werden: die Väter des Landes ſelbſt legten ſolchen Befehlen und Reſolutionen, die in aufrühriſchen Zeiten wären gemacht worden, kein Anſehn bei: ſo bald als die Edelgroßmögende Herrn die Hände wieder frei gehabt hätten, ſo hätten ſie die abgedrungene Befehle nicht exequirt, welches eben ſo viel wäre, als wenn ſie widerrufen hätten: ihre Republik wäre damahl etwas von ihrer Grundlage abgewichen, da ſich die Generalſtaaten angemaßet hatten, die Schlüße der Dordrechtſchen Synode in Anſehung des Gottesdienſtes durchzuſetzen; in dieſen Verwirrungen hätte die Kirche eine Geſtalt bekommen, die ſie vorhin nicht hatte. Hierauf ſucht der Verfaſſer zu beweiſen, daß die Remonſtranten jezo vor den Augen der Landesobrigkeit ihre freie Religionsübung ungeſtört genießen. Sie hätten jezt wieder anſehnliche Kirchengebäude; man predige bei ofnen Thüren: ihre Prediger giengen öffentlich mit Mantel und Kragen, ſie ließen unter ihren Namen in Holland theologiſche Bücher druken, darinne auch wohl die reformirte

Lehr-

Lehrſäze öffentlich widerlegt würden. Der Souverain erzeige ihren Kirchengebäuden und Kirchendienern beſondere Gnade, indem die Generalſtaaten jene von allen Auflagen, und dieſe von der Abgabe des 50ten Pfennings von ihrer Beſoldung befreiet hätten. Er führet deswegen zwo ſehr deutliche Verordnungen von den Jahren 1737 und 1747 an, worinne dieſes feſtgeſezt worden.

Der Herr van den Boſch in Leiden ſagt beinahe eben dieſes, doch in Verſen, die ein deutſches Ohr ſehr beleidigen. Der Janus Eleatherophilus hat aber in ſeiner Sache deswegen ſchlecht geſtritten, weil er zum Beweis, daß ſeine Kirche von der Obrigkeit privilegirt worden, eine Verordnung vom Jahre 1651 anführet, darinn gerade das Gegentheil ſtehet, indem da unter andern auch die remonſtrantiſche Kirche unter die Sekten gezählt wird, die von den öffentlichen Schuz ausgeſchloſſen ſind, und nur connivirt werden. Auf Seiten der Reformirten iſt man die Antworten nicht ſchuldig geblieben. Herr Profeſſor Hofſtede hat den Anfang damit gemacht in ſeiner Vorrede zu J. J. Zimmermanns Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion S. 40 und 148. Dieſer ſonſt ganz verträgliche Mann verſichert, daß er die Remonſtranten in ihrer Ruhe gewiß nicht ſtöhren wolle, er beweiſet ihnen aber, daß ſie jezo nur geduldet würden, und daß die reformirte Kirche in der Republik die eigentlich öffentliche und herrſchende ſei, indem die hohe Landesobrigkeit Niemanden eine Bedienung gäbe, der nicht reformirt wäre, nicht dulte, daß die öffentliche Prediger von der Synode zu Dordrecht abgingen, und über dieſes verlange,

lange, daß man gegen die Lehre der Remonſtranten wachſam ſeyn ſolle. Es ſind nach dieſen noch andere reformirte Theologen aufgetreten, und haben ihre Vorzüge gegen die fremde Glaubensgenoſſen aufrecht zu erhalten geſucht, welches ihnen bei der jetzigen Denkungsart der Regenten etwas ſchwerer, als ſonſten, fällt.

Die reformirte Kirche in der Schweitz.

Die reformirte Kirche in der Schweiz hat in dieſem Jahrhundert eine ſehr groſze Veränderung erlitten. Kalvins Lehrſätze ſtehen lange nicht mehr in der groſſen Hochachtung, mit welcher man ſonſt auf ſie blikte. Die allgemeine Gnade wird häufig gelehrt und geprediget; Zwingels Lehrbegrif vom heiligen Abendmale bekommt Beifall, und Kalvins Meinung hievon wird groſſentheils verworfen. Die ganze Theologie hat eine andere Form erhalten. Die neuere Philoſophie hat bei ihnen Eingang gefunden.

Genf ausgenommen, wo ihr Kirchenregiment presbyterianiſch iſt, ſtehn die Geiſtlichen in allen reformirten Kantons unter einem Haupt, welches **Antiſtes** heißt, und der die Aufſicht über alle zu einem Kanton gehörige Gemeinen hat. Die Obrigkeit ſorgt überall, daß die Geiſtlichkeit nicht ein zu groſſes Anſehn erhalte, und verhindert es ſogleich, wenn ſie ſich mehr Macht herausnehmen will, als ihr zukömmt.

Die Formula Conſenſus, das ſymboliſche Buch der ſchweizeriſchen Reformirten hat ſeit 1718 auſſerordentlich viel von ihrem Anſehn verlohren. Im Kanton Baſel und in Genf gilt ihr Anſehn gar nicht mehr; wo man ſie wirklich noch unterſchreibt, da werden die, welche ſie unterſchreiben, nicht gezwungen, ihren ganzen Innhalt zu glauben, ſondern

müſſen nur verſprechen, nichts öffentlich vorzutragen, was derſelben zuwider iſt. —

Die reformirte Kirche in der Schweiz.

Der Glaubensreinigkeit wegen ſind unter den Reformirten in der Schweiz gleichfalls verſchiedene Unruhen entſtanden. Der berühmte Oſterwald hatte ſeines herausgegebenen Katechismus wegen heftige Auftritte, und groben Widerſpruch. Auſſerdem haben ſich ganz neuerlich wegen der neuen Zürichſchen Bibelüberſetzung gewaltſame Streitigkeiten erhoben, die ich aber hier gleichfalls nicht erzählen kann.

Ich komme vielmehr zum

****

Fünften Abſchnitt.

Chriſtliche Gemeinen, welche von herrſchenden Religionsbegriffen abwiechen.

1) Die Herrenhuther.

Herrenhuther. Zinzendorf.

Der Stifter dieſer Gemeine *) iſt ſehr berühmt. Es iſt Herr Nic. Ludwig, Graf von Zinzendorf und Pottendorf, ein Sohn des churſächſiſchen Miniſters George Ludwigs Grafen von Zinzendorf und Pottendorf, und Frauen Charlotten Juſtinen, Freyinn von Gersdorf. Er ward zu Dreßden 1700 und alſo zur Zeit der heftigſten pietiſtiſchen Unruhen gebohren. D. Spener ward als ein großer Freund dieſes Hauſes neben

*) S. v. Einem Geſchichte d. 18 Jahrhunderts.

bey den Churfürſtinnen von Sachſen und von der Pfalz zu einem Taufzeugen erwählt. Sein Herr Vater ſtarb wenige Wochen nach ſeiner Geburt. Und als ſeine Frau Mutter ſich 1704. an dem General von Nazmer zu Berlin wieder vermählte, übernahm die mütterliche Großmutter zu Großhennersdorf in der Oberlauſitz die Erziehung des Grafen.

Unter ihrer gottſeligen Anführung zeigten ſich zeitig bei ihm anhaltende fromme Empfindungen, und er hielt ſchon als ein Kind von ſechs Jahren Betſtunden. —

In dieſer Gemüthsverfaſſung bezog er 1710. das hälliſche Pädagogium. Hier fand ſeine Seele Nahrung, und er fieng zeitig an, Plane zur Ausbreitung des Reichs Chriſti zu machen, und in geſellſchaftliche Verbindungen zur Beförderung des Chriſtenthums zu treten, deren er bei ſeinem Abſchiede dem ſel. A. H. Franken ſieben anzeigen konnte. Mit dem Freiherrn Fr. von Watteville ſtiftete er ſchon damals die vertrauteſte Freundſchaft, und machte mit ihm einen Bund zur Bekehrung ſolcher Heiden, an welche ſich ſonſt niemand wagen würde. —

Er bezog hierauf die Univerſität zu Halle. Weil aber ſein Vormund ſeinen dortigen Aufenthalt für ſchädlich hielt, ſo ſchikte er ihn mitten unter die Feinde des Pietismus nach Wittenberg. Allein er erreichte ſeinen Zwek bei unſerm Grafen nicht, der zu Erhaltung ſeiner gottſeligen Geſinnung auf ſtrenge Uebungen verfiel, zur Theologie eine auſſerordentliche Neigung hatte, und ſich ſo gar bemühete, die Wittenberger und Hälliſchen Gottesgelehrten mit

einander auszuſöhnen; welches ihm aber natürlicher Weiſe nicht gelingen konnte. —

Nachdem er Wittenberg verlaſſen, that er eine Reiſe in die vereinigten Niederlande und nach Frankreich.

Zu Paris machte er durch ſeine Frömmigkeit ein beſonderes Aufſehen, gerieth mit dem Kardinal von Noailles in der Periode der janſeniſtiſchen Streitigkeiten in eine vertraute Bekanntſchaft, und ermahnte die Appellanten zur Beſtändigkeit.

Als er zurük gekommen war, mußte er auf Verlangen ſeiner Freunde den Trieb, der Kirche zu dienen, erſtiken, und die Stelle eines Hof- und Juſtizraths in Dresden annehmen. Man kann leicht denken, wie wenig dieſe Stelle nach ſeinem Geſchmak geweſen. Er vermählte ſich nun mit einer Gräſin Reuß, und kaufte Berthelsdorf an. Als ihm einige mähriſche Brüder, die um der Religion willen auswanderten, um ihre Aufnahme erſuchten, erlaubte er ihnen, ſich bei Berthelsdorf anzubauen, woraus denn das bekannte Herrenhuth entſtand.

Damit er auch das geiſtliche Wohl dieſer Koloniſten beſſer beſorgen möchte, legte er 1732. ſeine Bedienung in Dresden nieder, und beſchäftigte ſich blos mit Regierung, Vermehrung und Befeſtigung dieſer neuen Gemeinde. Um dieß aber beſſer bewerkſtelligen zu können, ſuchte er ſeine alte Neigung zu befriedigen, und beſchloß in den geiſtlichen Stand zu treten, nachdem er ſeine Güter an ſeine Gemahlin verkauft hatte. Er gieng daher 1734 nach Strahlſund, gab ſich für einen Kandidaten

daten der Theologie aus, und wurde unter dem Namen Lud. von Freidek Hauslehrer bei den Kindern des Kaufmann Richters. Er predigte auch daſelbſt, ließ ſich von den dortigen Gottesgelehrten D. Langemak und D. Sibeth examiniren, und erhielt von ihnen das Zeugniß, daß er ein rechtgläubiger Lutheraner wäre.

Weil er ſelbſt nicht nur an der Verfaſſung und Kirchenzucht der böhmiſchen und mähriſchen Brüder Vergnügen fand, ſondern auch bemerkte, daß dieſe Koloniſten misvergnügt wurden, als ſie dieſe alte Einrichtung, an die ſie gewöhnt waren, nicht fanden: ſo beſchloß er, dieſelbe einzuführen, und erſuchte durch den Mag. F. C. Steinhofer, den er zum Prediger in Herrnhuth berufen hatte, (welcher Ruf aber nachher zurük gieng) die theologiſche Fakultät zu Tübingen um ein Gutachten: „ob die mähriſche Brüdergemeine in Herrnhuth, „nach vorausgeſetzter lauterer Uebereinſtimmung „mit der evangeliſchen Lehre bei ihren ſeit dreihundert Jahren her gehabten Einrichtungen und bekannten Kirchenzucht bleiben, und dennoch ihre Verbindung mit der evangeliſchen Kirche behaupten könne und ſolle?„

Als das Gutachten, deſſen Verfaſſer Bülfinger war, nach Wunſch ausgefallen war, ward mit ihm in der Folge auf hohe Erlaubniß des Königs von Preuſſen, Friedrich Wilhelms, von den Pröbſten Reinbek und Rolof zu Berlin eine Unterredung oder Art von Examen angeſtellet, und er hierauf 1737. von dem D. Jablonsky mit Einſtimmung des Biſchofs Sittkovius in Polen zum Biſchof der mähriſchen Brüder ordiniret, wozu ihm der König, der Biſchof Sitkovius, der

Erzbiſchof von Canterbury Joh. Potter, und andere gratulirten. Er richtete nun ſeine Gemeinde immer mehr ein, beſorgte die Mißionen unter die Heiden, und ſcheuete die mühſamſten Arbeiten nicht, ſeinen Plan auszuführen.

Seine vielen Reiſen durch Deutſchland, Preuſſen, Liefland, Holland, England und Amerika trugen vieles dazu bei. Nach Amerika reiſte er zweimal, nemlich 1739. und 1741. Bei allem glüklichen Fortgang ſeiner Gemeinde fehlte es ihm nicht an Leiden und Noth. 1743. ward er zu Riga ſogar in Arreſt genommen.

Nach einem langen Aufenthalt in England ſtarb er 1760. zu Herrnhuth mitten unter ſeinen Arbeiten mit einer großen Gelaſſenheit und heitern Miene. — Er war von Perſon groß und anſehnlich, hatte feurige Augen, und nahm durch eine ausnehmende Freundlichkeit ſehr ein. Er beſaß ein lebhaftes Genie, eine beſondere Fruchtbarkeit des Geiſtes, (welche ungewöhnliche Ideen hervorbrachte, die er oft in Ausdrüken, ſo etwas auffallendes hatten, äuſſerte) ein gutes, doch nicht allemal treues Gedächtniß, und eine beſondere Munterkeit, die ſeine Arbeiten ſehr förderte, und ihm nicht verſtattete, müßig zu ſeyn: ſeine Gemüthsbewegungen waren ſtark, heftig; und giengen leicht zu weit. Widerſpruch konnte er nicht wohl ertragen, doch nutzte er denſelben oft nach reiflicher Ueberlegung. Er beſaß auch eine Gabe mit Leuten umzugehen, die anders dachten, als er.

Der ſchönſte und ädelſte Zug ſeines Charakters war der ihm ſchon in ſeiner Kindheit gemachte tiefe Eindruk von der Liebe Jeſu Chriſti und die dadurch

durch in ſeinem Herzen angezündete Liebe gegen denſelben. Hieraus entſtand eine herzliche Dankbarkeit gegen ſeinem Heiland, und das Beſtreben, ihm zu dienen, und ſein Reich auszubreiten. Daher war es ihm wichtiger, ein Prediger des Evangeliums zu ſeyn, als die größten Ehrenſtellen in der Welt zu bekleiden. Daher achtete er die Schmach Chriſti höher, als alle Standesvorzüge. Daraus floß ſein unermüdeter Fleiß im Dienſte Chriſti.

Der Hauptgegenſtand ſeines Vortrags war der verdienſtliche Todt deſſelben. Im Umgange war er freundlich, zutraulich, offenherzig und dienſtfertig. — Bei allem Fleis und Treue im Dienſt Jeſu rechnete er ſich kein Verdienſt zu.

Der Trieb, eine beſondere und ſich auszeichnende gottesdienſtliche Geſellſchaft zu ſtiften, lag ſchon längſt in der Seele des Grafen. Es kam nur darauf an, daß ſich ſolche Umſtände neben einander ſtellten, die ihm eine erwünſchte Gelegenheit zur Ausführung ſeines Plans darboten. Ausbreitung der Zinzendorfiſchen Lehrſäze.

Die nähere Veranlaſſung dazu gaben ihm zehn böhmiſche Brüder, welche in Mähren die härteſte Verfolgung der Römiſchkatholiſchen Kirche ausgeſtanden hatten, nach der Lauſitz giengen und den Grafen um Aufnahme baten.

Chriſtian David, ein Zimmermann, der ſich ſchon vorher in Görlitz aufgehalten hatte, war der Anführer derſelben. Der Graf nahm ſie auf, und erlaubte ihnen 1722 bei Berthelsdorf an der Gränze von der Lauſitz und Böhmen auf einem Berge, welcher der Huthberg hieß, ſich anzubauen. 1724 entſtand daraus der

Name Herrnhuth, weil der Prediger in einer Fürbitte auf der Kanzel ſtatt Huthberg Herrnhuth aus Verſehn geſezt hatte. Den erſtern folgten bald mehrere Brüder aus Böhmen und aus den mähriſchen Dörfern, Schönau, Kühnwalde und andern Orten nach, und baueten ſich daſelbſt an, und giengen nach Berthelsdorf in die Kirche. Sie wollten für Glieder der lutheriſchen Kirche angeſehen ſein, viele aber urtheilten, daß ſie durch ihren Gottesdienſt, durch die Form ihrer Kirchenregierung und andere Anſtalten von ihnen verſchieden wären, indem ihre gottesdienſtliche Einrichtung der alten Einrichtung der böhmiſchen Brüder nahe käme, durch den Grafen aber viele neue Zuſätze erhalten hätte. Die Gemeine vermehrte ſich nach und nach ſehr, weil ſich außer den Exulanten viele andere einfanden. Weil man aber allerlei Klagen wider den Grafen erhoben, und viele Unordnungen vorgegeben, auch der kayſerliche Hof ſich bei dem ſächſiſchen beſchwert hatte, daß der Graf kaiſerliche Unterthanen weggelokt habe: ſo wurde 1732, 1736 und 1737 eine Kommißion gehalten; man fand zwar die meiſten Klagen ungegründet.

Indeß ward doch dem Graf 1736 das Land verboten. Im Jahre 1737 ward ihm zwar erlaubt, zurükzukommen; allein, weil er einen gewiſſen Revers nicht unterſchreiben konnte oder wollte: ſo ward ihm 1738 die Rükkehr nach Sachſen auf immer unterſagt. Dieſe Landesverweiſung dauerte jedoch nur zehn Jahre.

Die Gemeine in Herrnhuth hatte ihren Fortgang. Der Graf that viele Reiſen, hielt ſich eine geraume Zeit in der Wetterau auf, wohnte

auf

auf der Ronneburg, bezog endlich das Schloß Marienborn in der Grafſchaft Yſenburg bei Frankfurt am Mayn, und ſtiftete die Gemeine zu Herrnhag, die 1740 eingerichtet wurde, und in wenig Jahren die Gemeine zu Herrnhuth an der Anzahl der Einwohner übertraf. Von hieraus ſchikte er vorzüglich Leute durch ganz Deutſchland, nach Dännemark, Hollſtein, Liefland, Holland, England, Amerika und Grönland, durch welche er viele Anhänger bekam, und hie und da Gemeinen ſammlete; allein ſie wurden in der Folge faſt alle vertrieben; wenigſtens mußten ſie Dännemark, Hollſtein, das Herzogthum Sachſengotha und ſelbſt die Grafſchaft Yſenburg räumen.

Doch behielten ſie hin und wider in Deutſchland, in Holland zu Amſterdam, Jſſelſtein und Zeiſt, in England zu London, auch in Schleſien Gemeinen. 1749 erhielten ſie nicht nur alle Freiheit in den ſächſiſchen Landen, ſondern es ward ihnen auch das Schloß zu Barby eingeräumt, wohin dann auch als ihren jezigen Hauptſize, das theologiſche Seminarium zur Zubereitung der Arbeiter verlegt worden. Jn der Folge breiteten ſie ſich erſtaunlich aus.

Was die Lehre der evangeliſchen Brüder betrift, ſo ſteht allen Chriſten der Zugang zu ihren Gemeinen offen, wenn ſie ſich nur zur lutheriſchen, oder reformirten, oder mähriſchen Kirche bekennen wollen. Um die Anhänger dieſer Kirchen in der Brüdergemeine zu verbinden, hat man drei ſo genannte Tropos unter ihnen angeordnet, den mähriſchen, lutheriſchen und reformirten, die aber in den Hauptlehren einig ſind. Lehre der evangeliſchen Brüder.

Alle dieſe Tropi aber nehmen die augsburgiſche Konfeßion als ein ſymboliſches Buch an; doch iſt es den Gliedern eines jeden Tropus erlaubt worden, in der Gemeinſchaft derjenigen Kirche zu bleiben, wozu ſie eigentlich gehören, welches um ſoviel nöthiger iſt, weil die Glieder der Brüdergemeine nicht alle bei einander wohnen, ſondern hie und da zerſtreut leben. Die Lehre, welche den dreien Tropis gemein iſt, läßt ſich nicht genau beſtimmen, weil die Brüder ſich nie an einem beſtimmten Lehrbegrif gebunden haben. Sie haben auch nie zugeben wollen, daß ſie von der Lehre der Proteſtanten, ſonderlich der Lutheraner abweichen, außer daß ſie die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben an das Blut Chriſti, und die daraus entſtehende Gemeinſchaft mit Gott genauer und ernſtlicher, wie ſie meinen, vortragen, als jene. Ihre Gegner haben dieß geläugnet und behauptet, daß ſie in vielen Stücken von der reinen Lehre abwichen. Ja, man wirft ihnen ſogar vor, daß kaum ein Stük der chriſtlichen Lehre übrig ſei, welches nicht in dieſer Gemeine, wo nicht gänzlich über den Hauffen geworfen, doch auf mancherlei Weiſe verunſtaltet und entkräftet worden. Insbeſondre wirft man ihnen vor, daß ſie vorgäben:

1) Die heilige Schrift habe nicht nur in den Ueberſezungen, ſondern auch im Grundtexte ſo viele Fehler, als kaum ein Buch, das heutiges Tages heraus kommt, es falle nicht ſchwer, offenbare Widerſprüche aus der heiligen Schrift zu ſammlen u. ſ. w.

2) Chri-

2) Chriſtus habe bei ſeiner Erniedrigung die Gottheit verlaſſen, und ſei vom erſten Augenblik ſeiner Zeugung, in ſeiner Geburt und in ſeinem ganzen Leben nichts anders geweſen, als ein natürlicher Menſch, es ſei nicht wahr, daß Jeſus damahls Gott geweſen, es habe ihm nur der Vater beigeſtanden.

3) Der Heiland habe im Stande ſeiner Erniedrigung ein ſolches Betragen beobachtet, welches ſeinen Jüngern täglich Gelegenheit geben können zu räſonniren.

4) Der Unglaube, oder das Nichtglauben an Jeſum ſei die einzige Sünde. Außer dem Heilande gebe es keine innerliche Moralität der Handlungen, an ſich ſei nichts weder böſe noch gut; in der Menſchlichkeit des Heilandes finde ſich alles.

5) Man bedürfe keine Anweiſung zur Heilsordnung; der Heiland könne die Ordnung des Heils machen, und ſie alle Stunden umdrehen; er könne zur Moral machen, was wider die Natur iſt, und die höchſte Moral zur ſchändlichſten That, und die geſitteſten Gedanken zu den ſchändlichſten Gedanken machen; daher hätten die Brüder eine ſolche Freimüthigkeit im Handeln, im Reden, im Machen, und eine ſolche Ungebundenheit, wenn ſie dem Heilande dienten.

Stein-

Steinmetz bemerkt in ſeinem Schreiben von 1749, daß kaum des Glaubens an Chriſtum mehr gedacht werde, man führe die Menſchen auf Dinge, die nicht mehr zu finden, nemlich auf den Leichnam Jeſu und deſſen Gefühl; die ſeelig werden und bleiben wollen, müßten mit den blaſſen, todten, eiskalten Lippen Chriſti geküſſet werden; ſie müßten den todten Leichnam des Heilandes beruchen, und mit ſeiner Grabesluft durchdünſtet werden; es werde beim Seeligwerden alles in eine phyſikaliſche Wirkung des materiellen Blutes Chriſti geſezet; was von der Ehe gelehrt werde, ſei abſcheulich; man trage Irrthümer vor, wodurch die Menſchen nicht nur gehindert würden, den rechten Grund des Heils zu finden, ſondern wodurch auch der Grund der Lehre und des Glaubens ſelbſt umgeſtoßen würde; man verleite die Menſchen zu einem unanſtändigen Leichtſinn, indem man ihnen den Kampf gegen die Sünde als etwas vorſtellt, deſſen ſie nicht mehr bedürften. —

Außerdem hat man von den Brüdern behauptet: ſie zögen dem Worte Gottes einen gewiſſen innerlichen und der ganzen Gemeine eigenen Trieb oder Gemeingeiſt vor, der die Richtſchnur ihres Glaubens und ihres Wandels ſei und von Chriſto den Urſprung habe, welcher vermittelſt deſſelben ſeinen Willen ihnen bekannt mache; daher ſie behaupteten, ihre Gemeine würde von Chriſto unmittelbar regiert, und man müßte ihr, ſo wie Chriſto ſelbſt, einen blinden Gehorſam leiſten; alles, was die Gemeinen, oder der Graf Zinzendorf befohlen, würde von dem Lamme, d. i. von Chriſto ſelbſt, befohlen,

und

und zwar in dem Augenblike, da es geſchehen ſoll; durch welche Erdichtung ſie die Leute in der gröſten Unterwürfigkeit erhalten könnten; — ſie irrten gröblich in der Dreieinigkeitslehre, indem ſie Jeſum Chriſtum allein unſern Gott und Vater, den heiligen Geiſt aber die Mutter der Kirche nenneten; ſie behaupteten, die Wiedergeburt geſchehe in einem Augenblik; ſie wollten vom Eide und Soldatenſtande frei ſein; ſie überließen ſich gänzlich dem Gefühle, und brauchten ſo viele ſinnliche, kindiſche und anſtößige Ausdrüke und Vorſtellungen, redeten immer vom Blut und Wunden, und gröſtentheils auf eine unverſtändliche Art; ſprächen unehrerbietig von Chriſto und ſeiner geöfneten Seite, und hätten durch die Anhänger des herrnhutiſchen Geſangbuchs und durch ihre Lehre von der Ehe rechtſchaffenen Gemüthern den gröſten Anſtoß, und der Welt gerechten Anlaß zum Spott gegeben. Indeſſen haben ſich die Brüder über dieſe Beſchuldigungen verantwortet.

Durch die Kirchenregierung, beſondere Anſtalten und gottesdienſtliche Einrichtungen unterſcheidet ſich die Brüdergemeinen vorzüglich von andern Religionspartheien. Der Graf von Zinzendorf regierte ſie dergeſtalt, daß alles von ſeinem Wink abhieng. Er ward daher ſchon 1726. zum Vorſteher erwählt, machte ſich aber 1730. von dieſem Amte los, indeſſen nahm er es auf wiederholtes Bitten der Gemeinen wieder an. Er war zwar 1737. Biſchof geworden, legte aber dieſe Würde, die er dem Polyc. Müller übertrug 1740 und 1747. auch das Amt eines Vorſtehers wieder nieder. Kirchenregierung.

der.

der. Jedoch unter dem Titel eines bevollmächtigten Dieners der evangeliſchmähriſchen Kirche und eines Verwalters des Geheimniſſes des Kreuzes nahm er es wieder an. Am gewöhnlichſten pflegte er der Jünger des Herrn und in den letzten Zeiten Ordinarius der Brüder genannt zu werden.

Als der Graf 1760. ſtarb, übernahm ſein Schwiegerſohn der Bruder Johann von Watteville (vormals Joh. Mich. Langguth, Kandidat der Theologie) welchen der Baron Friedr. von Watteville adoptirt hatte, das Vorſteheramt bei der Gemeine. Die übrigen Perſonen, welche bei der Regierung und Beſorgung der Gemeine gebraucht werden, die gottesdienſtliche Einrichtungen und die übrigen Anſtalten wollen wir nun beſchreiben.

Innere Regierung.

Die bewundernswürdige Ausbreitung der Brüder wird am beſten in die Augen fallen, wenn wir die Länder und Oerter nennen, wo ſie Gemeinen errichtet haben. Die, welche zu ihren Mißionen gehören, habe ich an einem andern Orte angezeigt. Gemeinen ſind in Deutſchland unter churſächſiſcher Hoheit zu Herrnhuth, Niesky, in der Oberlauſitz ſeit 1742. wo das Pädagogium dr Brüderunität iſt, Kleinwelke ſeit 1756, Barby, Gnadau nicht weit davon ſeit 1767. Unter Königl. Preußiſcher Hoheit zu Gnadenberg bei Bunzlau ſeit 1743. Gnadenfrei im Schweidnitziſchen ſeit 1743. Neuſalz ſeit 1745. iſt aber 1759. im Kriege eingeäſchert, doch 1763. wieder aufzubauen angefangen worden, zu Berlin ſeit 1744. Ryrdorf bei Berlin ſeit 1737. und zu Norden in Oſtfriesland; unter Sachſengothaiſcher Landeshoheit zu Neuditendorf ſeit 1742, ſonderlich aber 1752. unter gräfl. Reuſ-

ſiſcher

ſiſcher Landeshoheit zu Ebersdorf ſeit 1745. unter Gräfl. Neuwiedſcher Landeshoheit zu Neuwied ſeit 1751 beſtehet gröſtentheils aus franzöſichreformirten Brüdern und Schweſtern, die zum Theil von Herrnhag ausgewandert. In den vereinigten Niederlanden haben ſie Gemeinen zu Zeiſt ſeit 1738, zu Amſterdam ſeit 1738, und zu Harlem; in England zu London, ſeit 1742, Bedford ſeit 1745, Okbrook ſeit 1750 Fulnek ſeit 1744, Pudſey, Wyke, Minfield, Little, Gummerſal, Dudenfield ſeit 1755, Haverfordneſt in Südwales, zu Briſtol ſeit 1755, Bath ſeit 1765, Teterthon ſeit 1748; in Irland zu Dublin ſeit 1750, Ballininguigham 1759 Bellondery ſeit 1755, Dumargau ſeit 1759, Coothil ſeit 1765, und in Rußland zu Sarepta, in Aſtracan ſeit 1765 und Petersburgs ſeit 1766.

Was die innere Verfaſſung betrift, ſo nennen ſich jezt alle vorerwähnte Gemeinen, die evangeliſche Brüderunität augsburgiſcher Confeſſion. Es gehören theils dazu diejenigen Brüder, die einen Theil der alten Brüderkirche ausmachen, (andere, die auch zur alten Brüderkirche gehören, ſind von der böhmiſchen Confeßion) und die Glieder, die aus andern Religionspartheien, als die beiden proteſtantiſchen ſind, herkommen, und ſich mit der Brüderunität vereinigt haben, theils urſprüngliche Lutheraner, die ſich mit den Brüdern verbunden haben, ohne ſich von ihrer Religion zu trennen, theils urſprüngliche Reformirte, die auch mit ihnen in Verbindung getreten, jedoch mit Beibehaltung ihrer Religion.

Innre Verfaſſung

Nachdem ſich dieſe drei Gattungen über die unveränderlichen Grundwahrheiten der heiligen

Schrift mit einander vereinigt hatten: ſo machten ſie ſich auch anheiſchig, in Nebenpunkten einander zu ertragen. Der Theil der alten Brüderkirche, der ſich zur augsburgiſchen Konfeßion bekannt, erhielt und behauptete ſeine alten Kirchenrechte und eigene Ordination der Kirchendiener, da die Brüderunität ſolches nützlich fand. Denn ſie wollte die Glieder der Gemeine, die theils zur lutheriſchen, theils zur reformirten Religion gehören, nie in die alte Brüderkirche verſchwinden, und nie zu einer eigenen und beſonderen Religion, oder Sekte werden laſſen. Es wurden deshalb die verſchiedenen Glieder der Gemeine bei der innigſten und genaueſten Vereinigung in der Hauptſache, doch nach ihren Tropis Pädias (Arten des Begrifs und Ausdrukes) von einander abgeſondert, damit niemand dadurch, daß er ein Mitglied der Brüdergemeine wird, eine neue Religion annehme, vielmehr ein Bruder von der lutheriſchen Religion lutheriſch und ein Bruder von der reformirten Religion reformirt bleibe. Darauf gründet es ſich auch, daß Gemeinglieder, die zu einer dieſer Religionen gehören, wenn ſie außer der Brüdergemeine ſich aufhalten, nicht nur den Gottesdienſt bei evangeliſchen Predigern abwarten, ſondern auch die heiligen Sacramente gebrauchen können.

Damit die Tropi gehörig von einander abgeſondert bleiben möchten, ſo werden in den Synoden gewiſſe Vorſteher oder Adminiſtratoren der Tropen beſtellet. So lange der Graf lebte, beſorgte er ſelbſt die Adminiſtration des lutheriſchen Tropi. Nach ſeinem Tode wurden zwei Brüder zur Adminiſtration des lutheriſchen und reformirten Tropi ernennet. Ihr hauptſächliches Geſchäft iſt, daß ein jeder mit einigen Gehülfen die

Ver-

Verbindung mit den Zeugen Jeſu in ſeiner Religion freundſchaftlich unterhalte, und die Bedienung der hie und da durchs Evangelium zu Chriſto geſammleten Seelen unterſuche. Daher beſuchen ſie dieſelben auf ihren Reiſen, ſie zu ermuntern, und vor den Separatismus zu bewahren. In keinem Lande, es mag Rußland, Holland, oder England ſeyn, wollen ſie anders, als augsburgiſche Confeßionsverwandte aufgenommen ſeyn. Ja es darf niemand ein Lehramt in der Brüderunität haben oder behalten, der der A. C. zuwider lehrt. Keine andern Schriften werden als ſymboliſch angenommen, auch die Schriften des Grafen nicht, ob ſie gleich den Brüdern ſehr ſchätzbar ſind. Er ſelbſt hielt für nöthig, ſie erſt noch einmal durchzuſehen, woran ihn aber ſeine Geſchäfte und ſein Tod hinderten. Auf einer Synode bat er ſchon lange vor ſeinem Tode alle Brüder, ſeine darinne geäuſſerte Privatmeinungen ja nicht zu behaupten oder zu vertheidigen.

In Abſicht des Lehrvortrages wird die 1531 zu Bern gehaltene Synode und deren erſte achtzehen Kapitel als eine Paſtoral-Inſtruction unter den Brüdern hochgeſchätzet. Bei der dogmatiſchen Theologie, die man der ſtudierenden Jugend mit vielem Fleis vorträgt, warnt man ſie, bey Punkten, welche die heilige Schrift nicht deutlich beſtimmt, und die nur problematiſch ſind, ſich nicht aufzuhalten, um nicht auf ein fruchtloſes Disputiren zu verfallen. Die katechetiſche Theologie wird in allen Gemeinen unabläßig getrieben, und dafür geſorgt, daß ſie nicht blos mit dem Verſtande, ſondern auch mit dem Herzen gefaſſet und erfahren werden möge. In der Moral halten es die Brüder nicht für hinläng-

lich, zu lehren, was gethan und unterlaſſen werden ſoll, ſondern ſehen auch darauf, daß alles aus evangeliſchen Gründen hergeleitet, und daher Dogmatik und Moral immer verbunden werde.

Die Brüder maßen ſich keine Befugniſſe an, die entweder mit der allgemeinen Landesreligionsverfaſſung nicht beſtehen können, oder von der Landesobrigkeit ihnen nicht ausdrüklich zugeſtanden werden. Sie halten ſich verbunden den Landesobrigkeiten, unter welchen ſie leben, von ihrer ganzen Verfaſſung auf Verlangen Rechenſchaft zu geben. Bei der Direktion der Brüderunität iſt es daher ein Grundſatz, ohne vorherige landesherrliche Unterſuchung ihrer Lehre und Verfaſſung in keinem Lande Brüdergemeinen anzuſetzen. Die Folge davon iſt geweſen, daß den Gemeinen von den Landesobrigkeiten nach ſolcher Unterſuchung diejenigen Freyheiten und Rechte zugeſtanden worden, welche der Brüdergemeindeverfaſſung weſentlich nothwendig ſind. Dieſe landesherrlichen Vergünſtigungen beſtimmen die Grundſätze des Kirchenrechts, wornach ſich die Brüdergemeinen zu richten haben. Vermöge derſelben ſind ihnen die Einrichtungen ihrer Kirchenordnung und Diſciplin, Liturgie und Ceremonien überlaſſen. Ihre Lehrer und Prediger berufen ſie ſelbſt, ſie haben ihre eigene Gemein- und Verſammlungshäuſer, auch Begräbnißorte, ſie ſtehen nicht unter der Gerichtsbarkeit der geiſtlichen Gerichte, ſondern mit ihrer ganzen Verfaſſung unmittelbar unter den hohen Landesobrigkeiten. In allen Fällen, worinn die Proteſtanten Kirchengeſetze haben, die in die allgemeine Landespolicei, und in den Wohlſtand des gemeinen Weſens einen Einfluß haben, und der innern Gemeinverfaſſung keinen Abbruch thun,

wohin z. E. das öffentliche Aufgeboth verlobter Perſonen und ihre Trauung gehört, verhalten ſich die Brüder den Landesgeſetzen gemäß; Die weltlichen Aelteſten müſſen auf die Beobachtung der Landesgeſetze, und der äuſſerlichen Zucht und Ordnung Acht haben, und, wo es nöthig iſt, dahin ſehen, daß die verliehenen landesherrlichen Vergünſtigungen nicht gekränket oder geſchmälert werden.

Alle vorerwehnte Gemeinen, und die dazu gehörigen Glieder, nennen ſich die evangeliſche Brüderunität Augſpurgiſcher Confeßion. Aeuſſere Verfaſſung.

In dieſer evangeliſchen Brüderunität befinden ſich erſtlich diejenigen Brüder, welche einen Theil der alten Brüderkirche, in ſo ferne ſie eine Religion, und zwar die älteſte unter den proteſtantiſchen iſt, ausmachen. Man muß wohl merken nur eines Theils; denn es ſind unter ihnen noch viele, die auch zur alten Brüderkirche gehören, und von der böhmiſchen Confeßion ſind. Zu dieſer Abtheilung rechnet man auch diejenigen Glieder der Brüderunität, die aus andern Geſinnungen, als die beiden proteſtantiſchen Religionen ſind, herkommen, und ſich mit der Brüderunität vereiniget haben.

Zum andern befinden ſich in der evangeliſchen Brüderunität ſolche Glieder, welche in der Evangeliſchlutheriſchen Religion gebohren und erzogen ſind, ſich aber mit den Brüdern vereiniget haben, ohne ſich deswegen von ihrer Religion zu trennen.

Drittens gehören zu der evangeliſchen Brüderunität diejenigen, welche aus der Evangeliſchreformirten Kirche her ſind, und mit nur erwehn-

ten Brüdern in gleiche Verbindung getreten ſind; ohne von ihrer angebohrnen Religion ſich zu trennen. Zu dieſer Vereinigung hat die gnädige Vorſehung Gottes ſelbſt die Gelegenheit an die Hand gegeben. Denn als viele von den mähriſchen Brüdern, die um ihr Heil bekümmert waren, ihr Vaterland mit dem Rüken anſahen, ſich in der Oberlauſitz niederließen, und Herrnhuth zu bauen anfiengen; ſo fanden ſich auch andere gleichfalls um ihr Heil bekümmerte Seelen, ſo wohl aus der lutheriſchen als reformirten Religion, zu ihnen. Nachdem nun dieſelben, durch die Gnade Gottes, über die unveränderlichen Grundwahrheiten der heiligen Schrift, wovon die Seligkeit der Menſchen abhängt, ſich mit einander gründlich vereiniget hatten, ſo wurden ſie auch in Liebe unter einander innig verbunden, und dahin verſtanden, daß ſie in den Nebenpunkten einander tragen, und alle daraus fließende, und wieder dazu leitende Diſpüten, um Jeſu und ſeiner Liebe willen begraben wollten.

Sie erklären ſich hierüber öffentlich in einem Notariatsinſtrument, d. dato Herrnhuth den 12 Auguſt 1729. daß ſie von niemand in andern chriſtlichen Gemeinden wollten getrennet ſeyn, der vom heiligen Geiſt durchs Evangelium berufen, mit ſeinen Gaben erleuchtet, und im wahren Glauben geheiliget und erhalten wird, ob er auch von dieſen und jenen Nebenſachen andere Begriffe hätte, und vielleicht dieſen und jenen Spruch anders verſtünde als ſie. Dabei wurde als ein Grundſatz vorausgeſetzt, daß man in den Punkten, die bey einem jeden Menſchen wahr ſeyn müſſen, wenn er ſelig werden will, (und die ſtehen deutlich in der Bibel) nothwendig harmoniren müſſe.

müſſe. In der Folge der Zeit erhielt und behauptete der Theil der alten Brüderkirche, der ſich zur augſpurgiſchen Confeßion bekennet, ſeine alten Kirchenrechte und eigene Ordination der Kirchendiener. Die evangeliſche Brüderunität bedient ſich derſelben, ſo wie auch der Verfaſſung und Kirchendiseiplin der alten Brüderkirche zur Förderung und Ausbreitung des Reichs Chriſti mit Seegen; vornehmlich unter den Heyden. Selbſt in Herrnhuth behielt man, mit Beifall eines ausführlichen reſponſi der theologiſchen Fakultät in Tübingen d. dato 16 April 1733. bey dem Conſenſu in doctrinam evangelicam (bei der Uebereinſtimmung mit der evangeliſchen Lehre) die alte Brüderverfaſſung und Disciplin.

Der evangeliſchen Brüderunität lag hierunter vorzüglich an, daß diejenigen Glieder der Gemeinde, die theils zur evangeliſchlutheriſchen, theils zur evangeliſchreformirten Religion gehörten, nicht in die alte Brüderkirche verſchwinden, und dieſelbe nie zu einer eignen und beſondern Religion oder Sekte werden möchte. Daher wurden die verſchiedenen Glieder der Gemeinde, bei der innigſten und genaueſten Vereinigung in der Hauptſache, doch nach ihren tropis pœdias (Arten des Begrifs und Ausdruks) auseinander gehalten und feſtgeſetzt: daß Niemand dadurch, daß er ein Mitglied einer Brüdergemeinde wird, eine neue Religion annehme, vielmehr ein Bruder, wenn er von der reformirten Religion iſt, reformirt bleibe und wenn er von der lutheriſchen Religion iſt, lutheriſch bleibe.

Darauf gründet ſich auch, daß Glieder einer Brüdergemeinde, die zu einer der vorgedachten Religionen gehören, wenn ſie auſſer einer Brüder-

gemeinde ſich aufhalten, ſich nicht nur der Predigt des Evangelii, ſondern auch der heiligen Sacramente, in ihrer evangeliſchen Kirche, und bei den evangeliſchen Predigern, ohne dem geringſten Anſtand bedienen: ſo wie es bereits im conſenſu ſendomirienſi im Jahr 1570 von den Theologis der Brüder der augſpurgiſchen und ſchweizeriſchen Confeßion feſtgeſetzt worden.

Aus dieſen verſchiedenen Abtheilungen, welche in der evangeliſchen Brüderunität tropi pœdias genennt werden, beſtehet alſo dermalen die evangeliſche Brüderunität augſpurgiſche Confeßion. Damit aber dieſelbe, nach vorangezeigter Grundlage, gehörig auseinander gehalten, und aller dagegen etwa angehenden Sectirerey, wo nöthig, vorgebauet werde, ſo wurden in den Synodis der Brüderunität beſondere praeſules und adminiſtratores troporum ernennet und beſtellet. So lange der ſelige Ordinarius, Graf von Zinzendorf, lebte; ſo beſorgte er ſelbſt die adminiſtrationem tropi Lutherani. Nach ſeinem Ableben wurden auf dem im Jahr 1764. in Marienborn gehaltenen Synodo der evangeliſchen Brüderunität, zween Brüder zur Adminiſtration des lutheriſchen und reformirten tropi ernennet, im Jahre 1769 aufs neue dazu beſtätigt, und continuiren darinne noch bis jetzo. Ihr hauptſächliches Geſchäft iſt, daß ein jeder mit einigen Gehülfen die Connexion mit den Zeugen Jeſu in ſeiner Religion freundſchaftlich unterhalte und die Bedienung der hie und da durchs Evangelium zu Jeſu Chriſto geſammelten Seelen brauche: denn bei Gelegenheit der vielen Reiſen, welche die Brüder in allen Gegenden zur Ausbreitung des Evangelii unter die Heiden gethan, und

ſonſt

ſonſt bei andern Gelegenheiten ſind die Brüder mit vielen redlich geſinnten Predigern, und andern Perſonen, denen das rechtſchaffene Weſen in Jeſu Chriſto am Herzen liegt, bekannt worden. Dieſes hat veranlaßt, daß die Brüder bald von dieſen, bald von jenen, ſind erſucht worden, zum Beſuch und Unterhaltung mit den erwekten Seelen hie und da hinzukommen. Das iſt denn nach Gelegenheit auf längere oder kürzere Zeit geſchehen. Das Herzensanliegen und die daraus entſpringende Bemühungen der Brüder, in dieſer Abſicht, gehen dahin: Die um ihr Heil bekümmerten Seelen, die ſich mit ihnen bekannt machen, in Privatunterredungen auf den lieben Heiland zu weiſen, ſie zum Glauben an Jeſum zu ermuntern, und durch Worte und Exempel zur Nachfolge Jeſu Chriſti zu reitzen.

Dabei ſuchen ſie die Seelen vor dem Separatismo zu bewahren, und ihnen den Genuß des Wortes Gottes und der heiligen Sacramente in der öffentlichen Kirche ihres Orts recht ſchäzbar zu machen, und zu erhalten; damit ſie ſich von Herzen als treue Religions-Leute beweiſen, und als Lichter an ihren Orten ſcheinen mögen. Und das iſt hauptſächlich eine Obliegenheit der Admiſtratoren der troporum, darauf zu ſehen, daß dieſer Dienſt der Brüder, ſo wie bisher, im Seegen und Ordnung fortgehen möge. Das praeſidium honorarium Tropi Lutherani beruhet noch auf eben dem vornehmen Churſächſ. Theologo, welcher es im Jahre 1751 mit höchſter Approbation übernommen hat (S. Cranz. Br. Hiſt. S. 472) Seitdem aber der Biſchof von Sodor und Mann Thomas Wilſon, welchem von dem Synodo der Unität 1749 das praeſidium tropi reformati übertragen,

und von ihm angenommen worden, (S. Cranz ebend. S. 485) in ſeine Ruhe eingegangen; ſo iſt bereits zu dieſer Stelle ein andrer reformirter Theologus auserſehen worden.

Der Unterſchied der zu verſchiedenen tropis poedias gehörigen Glieder der evangeliſchen Brüderunität iſt in den Gemeinen ſelbſt gar wenig wahrzunehmen. Denn die Herzen leben in der Hauptmaterie von Jeſu Chriſto und ſeinem ganzen Verdienſt. Daher gehet auch der Mund davon über. Indeſſen wird man doch, wenn man genugſame Kenntniß von der Sache hat, in naturellen und ungezwungenen Umgang mit den Brüdern wohl inne werden, zu was für einen Tropo der oder jener Bruder gehört. Denn wenn von der Kirche, der Kirchenzucht, den Feinden der Kirche, dem Verfall der Kirche, oder andern dergleichen Materien die Rede iſt; ſo wird man einen, der von den böhmiſchen und mähriſchen Brüdern her iſt, unbeſchadet deſſen, daß Chriſtus der gekreuzigte und ſein ſüſſes Evangelium ſeine einige Hauptſache iſt, an ſeinem Begrif und Ausdruk nicht leicht verkennen. Wer in der evangeliſchlutheriſchen Kirche erzogen iſt, und die Lehren derſelben nicht nur in den Kopf gefaßt, ſondern auch im Herzen erfahren hat, was Lutherus ſel. ſo männlich und getroſt vom Glauben bekennet; den wird ſeine Sprache gewiß verrathen.

An einen Reformirten, der ſeine Religionsprincipien recht gefaßt hat, und darinnen eifrig geweſen iſt, ehe er zu den Brüdern gekommen, wird man die bedachtſame und ſorgfältige Art des Ausdruks immer wahrnehmen. In den Gemeinden ſelbſt findet man den Unterſchied, daß einige

mit Wort und Sakrament bedient werden von Predigern, welche ihre Ordination von den Biſchöfen der Brüderkirche haben; bei andern aber Prediger ſind, welche theils in der evangeliſchlutheriſchen, theils in der evangeliſchreformirten Kirche ordiniret worden. So iſt z. E. bei der Brüdergemeine in Neuwied ein Prediger von der Ordination der reformirten Religion, in Herrnhuth, Neudietendorf, Barby, Gnadau ꝛc. ꝛc. Prediger, die in der lutheriſchen Kirche ordinirt worden; in Gnadenfrey, Gnadenberg ꝛc. ꝛc. ſind Prediger, welche ihre Ordination von den Biſchöfen der Brüderkirche haben.

Dabei iſt merkwürdig, daß ein Bruder von der alten biſchöflichen Bruderkirche, wenn er in einer Gemeinde iſt, welche von einem lutheriſchen oder reformirten ordinirten Prediger bedient wird, ſich kein Bedenken macht, ſeine Kinder bei ihm tauffen zu laſſen, das heil. Abendmahl von ihm zu empfangen u. ſ. w. Eben ſo gebraucht ſich ein Bruder vom lutheriſchen oder reformirten tropo, wenn er in einer Gemeinde iſt, wo der Prediger die Ordination von einem Biſchof hat, des Miniſterii deſſelben, ohne einiges Bedenken deswegen zu haben.

Wie nun auf dieſe Weiſe die Gemeinſchaft unter den Brüdern von verſchiedenen tropis in Abſicht auf den Gottesdienſt ungekränkt erhalten wird; ſo läßt ſich auch daraus gar leicht auf ihre Uebereinſtimmung in Anſehung der, einer jeglichen Gemeinde eignen Ordnungen und Einrichtungen ſchließen. Wenn ein Bruder von dem lutheriſchen oder reformirten Tropo in einer Gemeinde ſich aufhält, die eigentlich zu der biſchöflichen Brüderkirche gehört:

ſo läßt er ſich die Ordnungen, Einrichtungen und Cerimonien gefallen, die daſelbſt im Gebrauch ſind. Kommt ein Bruder von der biſchöflichen Kirche in eine Gemeinde, wo der lutheriſche tropus iſt, ſo hat er über den Ordnungen, Cerimonien und Einrichtungen derſelben Gemeinde keinen Anſtand, ſondern hält es für ſeine Schuldigkeit, demſelben ſich gemäß zu halten, ſo lange er an den Gemeinort iſt.

Uebrigens iſt bei dieſer Materie noch anzumerken, daß man bei den Brüdern die Gewohnheit nicht habe, über dieſen und jenen Punkt, worüber ſonſt Leute von verſchiedenen Religionen leicht in Streit kommen, unter einander zu disputiren. Man kann mit einem Bruder lange umgehen, und mit ihm ſehr vertraut ſeyn, und höret ihn mit keinem Wort die Dinge berühren, darüber man ſonſt in den Religionen ohne Ende ſtreitet. Das iſt aber nicht einem Verbot unter den Brüdern zuzuſchreiben, ſondern der Ueberzeugung, die die Brüder haben, daß es ein unfruchtbar Geſchwätz ſei, wenn man die Fragen, die nur Streit gebähren, immer von neuem aufwärmet. Es iſt Gottes Gnade, der es die Brüder danken, daß ſie über der Hauptſache, der Seligkeit in Jeſu Chriſto, aller Schulgezänke und Wortwechſel ſich entſchlagen.

Die heilge Schrift alten und neuen Teſtaments iſt und bleibt bei der evangeliſchen Brüderunität die alleinige Richtſchnur und Regel ihrer Lehre und ihres Lebens. Sie glauben, daß die Gemeinde im erſten Seculo, und im achtzehnten auf einerlei Grund der Apoſtel und Propheten ſtehn, und dieſe keine andere Regel haben könne und ſolle, als jene. Sie bekennen ſich alſo zu der

Lehre

Lehre der ungeänderten augspurgiſchen Confeßion, wie ſie 1530 in deutſcher Sprache Kaiſer Karl dem Fünften übergeben worden, mit allen ihren tropis und in allen Landen, wie ſie ſich mehrmahlen und categorice erklärt, quia ſcripturae ſacrae concordant, wie Cranz in der Br. Hiſt. ſolches S. 468 bemerkt. Es hat alſo die evangeliſche Brüderunität dieſe Confeßion darum angenommen, weil ſie dieſelbe für ein lauteres und der heiligen Schrift gemäßes Glaubensbekenntniß hält.

Auf dem in Marienborn 1764 gehaltenen Synodo der Brüderunität wurden die Lehrartikel der augſpurgiſchen Confeßion abermahls vorgeleſen, und von der ganzen Verſammlung mit zuſtimmenden Herzen, ja unter einer Anregung des ehemaligen Bekenntniſſes angehört, und das Bekenntniß dazu von ganzem Herzen beſtätigt. Die Brüder wollen auch in keinem Lande anders angeſehen und aufgenommen ſeyn, als in der Qualität augſpurgiſcher Confeßionsverwandten: wie ſie denn auch in Rußland, Holland und England nicht zu gedenken, zu keinem andern Symbolo, als der augspurgiſchen Confeßion ſich bekannt haben. S. Cranz Br. Hiſt. S. 733.

Ja ſie haben ſich auf ihren Synodis mit einander darüber verſtanden, daß in den Brüdergemeinden keine der augſpurgiſchen Confeßion entgegenſtehende Lehre vorgetragen werden dürfe. Wer aber dieſes noch thäte, der könne kein Lehramt in der evangeliſchen Brüderunität haben oder behalten, und dabei bleiben. Keine andere Schriften, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, und geſchrieben ſeyn, von wem ſie wollen, nehmen die Brüder als ſymboliſch an. Sie laſſen zwar die übrigen

übrigen Schriften, welche von einem großen Theil der evangeliſchen als ſymboliſch angenommen werden, billig in ihrem Werth, und glauben, daß ſie dazu gemeint ſind, die in der augſpurgiſchen Confeßion enthaltene evangeliſche Wahrheiten weiter auszuführen und zu beſtärken; ſie tragen aber doch Bedenken, ſie als ſymboliſch anzunehmen. Eben ſo denken ſie auch von den Schriften des ſel. Ordinarii. Sie würden ſich für ſehr undankbar halten, wenn ſie nicht erkenneten, was Gott durch den Dienſt des ſel. Ordinarii der Unität an dem Brüdervolk gethan hat. Wenn er von Jeſu Chriſto, von deſſen tiefer Erniedrigung, von ſeinem bittern Leiden, von ſeinem liebesvollen Herzen, von dem Blute der Verſöhnung und dergleichen Hauptmaterien ſein Zeugniß ablegte; ſo war er in ſeinem Element. Darum ſind ſeine Schriften den Brüdern zwar ſehr ſchäzbar, werden aber doch von ihnen keinesweges als ſymboliſch angeſehen.

Es iſt aber in Anſehung dieſer Schriften noch zu merken, daß der ſel. Ordinarius ſelbſt von denſelben glaubte, daß er ſie noch alle vorher revidiren müßte, ehe er damit zufrieden ſeyn könnte. Er iſt aber durch die Menge anderer Geſchäfte, und ſeinen Heimruf daran verhindert worden. Was ſeine darinn geäußerte Privatmeinungen betrift; ſo hat er ſchon vor 12 Jahren alle und jede Brüder gebeten, und zwar auf dem Synodo, daß ſich doch ja mit deren Behauptung oder Vertheidigung niemand einlaſſen ſollte. Es würden alſo die Brüder ſelbſt gegen ſeinen Sinn handeln, wenn ſie ſolches thun wollten.

In Abſicht auf den Lehrvortrag wird der im Jahr 1531 in Bern gehaltene Synodus und deſ-

ſen

ſen erſte 18 Kapitel als eine Paſtoralinſtruction unter den Brüdern hochgeſchäzt. Denn er erläuterte die Worte Pauli: Ich hielte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, als allein Jeſum Chriſtum den gekreuzigten, unvergleichlich. Die dogmatiſche Theologie wird der ſtudierenden Jugend mit vielem Fleis vorgetragen. Man warnt ſie aber dabei, daß ſie bei den Punkten, davon die heilige Schrift nichts deutlich beſtimmt, und die nur problematiſch ſind, nicht ſtehen bleiben. Denn daraus entſtehet gemeiniglich nichts, als ein unendliches Disputiren, woraus wenig Beſſerung zu hoffen iſt. Die catechetiſche Theologie hingegen wird in allen Gemeinen unabläßig getrieben, und darauf angetragen, daß ſolche nicht nur in dem Kopf, ſondern auch im Herzen gefaßt und erfahren werden möge.

In der Moral kömmt es den Brüdern nicht nur darauf an, daß gelehrt werde, was gethan und unterlaſſen werden ſoll; ſondern daß alles aus den rechten Gründen hergeleitet werde. Weil nun die dogmata die rechten Gründe zu dem enthalten, was wir zu thun und zu laſſen haben; ſo iſt es den Brüdern am liebſten die theologiam dogmaticam und moralem immer mit einander zu verbinden. Sie glauben, daß ſolches von unſerm Herrn Jeſu Chriſto und ſeinen lieben Jüngern auch ſo gehalten worden. Ja ſie befürchten, daß es gar zu leicht geſchehen könne, daß die Moral troken wird, wann unſer Herr Jeſus Chriſtus mit allen ſeinen uns ſo ſauer erworbenen Heilsſchäzen, ja mit ſeinem Blut und Wunden, nicht immer in alles hineinkommt, und aller Kinder Gottes ihr inn- und äußerer Wandel daraus hergeleitet wird.

Die

Die Brüder glauben vom Herzen, was Paulus ſagt, daß jedermann ſoll unterthan ſeyn der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Daher maßen ſie ſich in allen Fällen, welche von dem Recht der Landesherrn in Kirchenſachen abhangen, keiner Befugniſſe an, welche entweder mit der allgemeinen Landesreligionsverfaſſung nicht beſtehen können, oder von der Landesobrigkeit ihnen nicht ausdrüklich zugeſtanden worden. Es erachten ſich daher die Brüdergemeinden zu aller Zeit ſchuldig, denen Landesobrigkeiten, unter welchen ſie ſich befinden, von ihrer inn- und äußerlichen Verfaſſung auf Erfordern Rede und Antwort zu geben.

Eben darum iſt bei der Direction der Brüderunität ein Grundſatz, ohne vorhergängige landesherrliche Unterſuchung der Brüderlehre und Verfaſſung in keinem Lande Brüdergemeinden anzuſetzen. Davon iſt die Folge geweſen, daß den Gemeinden von den hohen Landesobrigkeiten nach vorgängiger nur gemeldeter Unterſuchung, diejenige Freiheiten und Rechte zugeſtanden worden, welche der Brüdergemeine Verfaſſung weſentlich nothwendig ſind. Und dieſe landesherrliche Vergünſtigungen ſtellen die Kirchenrechte (principia juris eccleſiaſtici) feſt, wonach ſich die Brüdergemeinden zu richten haben. Vermöge derſelben ſind den Brüdergemeinen die Einrichtungen ihrer Kirchenordnung und Diſciplin, Liturgie und Cerimonien überlaſſen.

Sie berufen ihre Lehrer und Prediger ſelbſt, haben ihre eigne Gemein- und Verſammlungshäuſer, auch Begräbnißorte, ſtehen nicht unter der Juriſdiction der geiſtlichen Gerichte, ſondern mit ihrer ganzen Verfaſſung unmittelbar unter den hohen

hen Landesobrigkeiten. Die Brüder halten zwar das äuſſerliche Kirchenregiment in den proteſtantiſchen Religionen, mit allen dazu gehörigen Rechten (principiis juris eccleſiaſtici) dem gegenwärtigen Zuſtand der Religionsverfaſſung ſo angemeſſen, daß Gott billig dafür zu danken iſt. Sie glauben aber, daß ſolches darum auf die Brüdergemeinde nicht paſſe, weil es mit derſelben auf eine beſondere Religionsverfaſſung niemahlen angetragen geweſen, noch angetragen werden kann. Denn der Brüder Abſicht iſt lediglich darauf gerichtet, zur Beförderung des Reiches Chriſti wahre lebendige Gemeinden Jeſu Chriſti zu ſeyn, und ſich unter einander zu einem Hauſe Gottes zu erbauen.

Für eine Brüdergemeinverfaſſung iſt daher die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel, auch der letzteren Gemeinordnung und praxis, die eigentliche Regel, wonach ſie ſich zu richten hat. Und weil ſich die apoſtoliſche Gemeinverfaſſung auf diejenigen göttlichen Rechte gründet, welche Chriſtus erworben, und ſeiner Gemeinde ſelbſt verordnet und verliehen hat; ſo hält die evangeliſche Brüderunität ſolche für weſentlich nothwendig, ſuchet ſie unwandelbar beizubehalten, und derſelben immer näher zu kommen. Darauf iſt bei der geſamten Brüderunität mit ihren tropis und allen dazu gehörigen Gemeinden, nächſt der Lehre von Gottes Marter, das Hauptaugenmerk gerichtet: und die Erfahrung lehret, daß dergleichen Gemeinverfaſſung in der allgemeinen Religions- und Kirchenverfaſſung zur Ehre Jeſu, und gemeinen Nutzen gar wohl beſtehen können.

Alle diejenigen Stüke alſo, welche nach den göttlichen Rechten den Charakter und die Verfaſſung der Kirche Chriſti ins allgemeine bezeichnen, gehören auch zu dem eigentlichen Charakter und zu dem Weſen der Verfaſſung der Brüdergemeinden. Alle derſelben innere und äuſſere Einrichtungen ſind zur Erreichung dieſes Zweks und zu Behauptung dieſes Charakters gemeinet.

Darinne findet ſich in allen Brüdergemeinden ohngeachtet der verſchiedenen troporum und verſchiedenen äuſſerlichen Verfaſſungsſtücken, welche auf die Verſchiedenheit der Landesreligionsverfaſſungen und erlangter Landesherrlichen Conceßionen ihren Bezug haben, eine durchgängige Gleichförmigkeit ſtatt. Dadurch unterſcheiden ſich nun zwar dieſe Brüdergemeinen von den allgemeinen Religions- und Kirchenverfaſſungen in proteſtantismo; aber ſie erhalten ſich auch dadurch in der Allgemeinheit und Glaubensgemeinſchaft in Abſicht auf die Grundwahrheiten der evangeliſchen Lehre in den proteſtantiſchen Religionen und ihren Verfaſſungen zu ihrem Dienſt und zur Beförderung des Reiches Chriſti überhaupt. Die Rechte einer biſchöflichen Kirche, welche die Brüdergemeinen von der alten Brüderkirche her haben, werden von ihnen zwar billig für eine groſſe Gnadenwohlthat der göttlichen Verſehung erkannt. Sie ſind auch gewiß ein geſegnetes Mittel, wodurch die ſämmtlichen Brüdergemeinen mit ihrer Verfaſſung ſich unter den proteſtantiſchen Religionen aufrecht erhalten haben. Doch werden dieſe Rechte in der Brüderkirche nie anders gebraucht, als in ſo fern ſie Beförderungsmittel zum Behuf des Reiches Jeſu überhaupt abgeben können, und in den evangeliſchen Landen

den, in Anſehung der eingeführten Religions- und Kirchenverfaſſungen, um der äuſſerlichen Ordnung willen, nöthig ſind.

Es werden daher dieſe Rechte einer biſchöflichen Kirche von der Brüderunität als äuſſerliche Kirchenrechte, und die davon abhangende Ordination der Kirchendiener als eine denſelben von der Kirche ſelbſt ertheilte Befugniß zu den auszuübenden Kirchenhandlungen angeſehen. Es ſtehen alſo der Brüderkirche Biſchöfe, und die von ihnen ordinirte Presbyteri und Diakoni, ſo wie andere Diener der Gemeinde, unter dem vom Synodo verordneten älteſten Collegio, welchem die Direction und Berathung der ganzen Brüderunität anvertrauet iſt. Sie können auch das Befugniß der Ordination nicht anders als nach dem Befinden der Unitätsdirection ausüben. Eine gleiche Bewandniß hat es in den Brüdergemeinden vom lutheriſchen und reformirten tropo, mit den Lehrern und Predigern von der Ordination der lutheriſchen und reformirten Religion. Auch dieſe ſind denen Directionen der Gemeinden, denen ſie dienen, und der Direction der geſamten Brüderunität in ihrer Amtsübung, ſubordiniret.

Ja überhaupt können die Lehrer und Prediger, wie alle andere Diener in den Brüdergemeinden, die Ausübung ihres Amtes nur ſo lange behalten, als ſolches mit der dazu erforderlichen Geiſteskraft und Gnade, auch Legitimation bei den Gemeinen geſchehen kann; Es ſtehen alſo die verſchiedenen Ordinationen, ſie ſeyn von der biſchöflichen Kirche der alten Brüder, oder von der evangeliſch-lutheriſchen, oder von der evangeliſchreformirten Kirche erlangt, bei der Brüderunität in gleicher

Achtung und Gebrauch. In allen Fällen, worinnen das proteſtantiſche Kirchenrecht Geſetze enthält, welche in die allgemeine Landespolizei und in den Wohlſtand des Gemeinweſens einen Einfluß haben, und der innern Gemeinverfaſſung keinen Abbruch thun, z. E. die öffentliche Bekanntmachung der zur heiligen Ehe verlobten Perſonen, und daß ſich nicht Perſonen heirathen, welche im verbotnem Grade der Anverwandtſchaft ſtehen, nicht minder, daß deren eheliche Trauung legaliter geſchehe, u. ſ. w. wird von den Brüdergemeinden ſich durchgehends den Landesgeſetzen gemäß verhalten.

Zur Aufſicht über die ſorgfältige Beobachtung der Landesgeſetze, der äußerlichen Zucht und Ordnung, wie ſie einer Gemeine Jeſu gemäß iſt, ingleichen zur Vertretung, wo es nöthig iſt, daß die den Gemeinen verliehenen landesherrlichen Vergünſtigungen nicht gekränkt oder geſchmälert werden, hat bereits die alte Brüderunität gewiſſe Mitglieder von ihr unter dem Nahmen der ſeniorum ciuilium verordnet, und ſolche zu dieſem Amt mit Handauflegung einſegnen laſſen. Dieſes Amt continuirt auch noch in der evangeliſchen Brüderunität im Seegen. S. Cranz Br. Hiſt. S. 61. 416.

Obwohl ein jeder Gemeinort ſeine Einrichtung und Direction für ſich hat, und keine Gemeine von der andern abhängig iſt; ſo ſind doch alle Gemeinden, in ſo fern ſie Theile eines Ganzen ſind, und zuſammen die evangeliſche Brüderunität ausmachen, aufs genaueſte unter ſich verbunden. Dieſe Verbindung iſt ein weſentliſches Stük der Brüderverfaſſung, und ohne dieſelbe würde weder das Ganze, noch die Theile, ih-

ran

rem Beruf vom Herrn gemäß, beſtehen können. Um nun den ſo heilſamen als nöthigen Zuſammenhalt zu befördern, werden vom Zeit zu Zeit Synodi gehalten. Es kommen auf die Synodos folgende Perſonen zuſammen, ſoviel nemlich von denſelben nach den Umſtänden gegenwärtig ſeyn können:

1) Diejenigen Brüder, welchen von dem vorhergehenden Synodo die Aufſicht und Berathung der Unität ins Ganze anvertrauet worden; kraft welchem Auftrags ſie auch den Synodum zuſammen berufen, denſelben eröfnen, hierauf ihr Amt in die Hände des Synodi niederlegen; maßen alsdenn die Direction der Unität im verſammleten Synodo beruhet, von welchem auch das præſidium Synodi gewählt wird.

2) Diejenigen Diener der Kirche und der Gemeinden, welche entweder darzu beruffen werden, oder von ihren Gemeinden Auftrag erhalten.

3) Ja es werden auch andere Deputirte aus den Gemeinden auf den Synodum geſandt, welche aus den Mitgliedern der Gemeinde durch gemeinſchaftliche Berathſchlagungen gewählt werden, und im Nahmen ihrer Gemeinde auf dem Synodo erſcheinen.

Alle dieſe Mitglieder des Synodi haben nicht nur die Freiheit, bei allen vorkommenden Ueberlegungen ihre Meinungen mündlich oder ſchriftlich zu erkennen zu geben, ſondern auch bei Beſetzung

der Aemter, und andern dergleichen Fällen zu votiren. Dieſe Vota werden aber allemal mit der Vorſicht geſammlet, daß es gänzlich unbekannt bleibe, von wem ſich das eine oder das andere Votum herſchreibe. Auch ſind auf den Synodis etliche Aelteſtinnen anweſend, ſonderlich in der Abſicht, damit man von denſelben, bei denen Ueberlegungen, welche die Chöre der Schweſtern betreffen, die nöthige Nachricht einziehen könne. Das Votiren aber geſchicht allein von den Brüdern. Auf jeglichem allgemeinen Synodo der evangeliſchen Brüderunität wird der innere und äuſſere Zuſtand derſelben, die Angelegenheiten der Gemeinen und Mißionen, und alles, was ſich darauf bezieht, in reifliche Erwägung gezogen. Wo ſich Irrungen in der Lehre, oder Mißbräuche in der Praxi eingeſchlichen haben; ſucht man nicht nur denſelben abzuhelfen, ſondern auch aufs künftige durch heilſame Maasregeln vorzubeugen.

Zu dem Ende verbindet man ſich auf jedem Synodo aufs neue, bei der Einfalt und Lauterkeit des Evangelii zu bleiben, ja immer einfältiger und lauterer im Vortrag der heilſamen Lehre, und immer treuer in Befolgung derſelben zu werden. Wenn man mit den allgemeinen Verhandlungen, die Lehre und Praxin, das innere und äußere Wohl zur Unität betreffend, fertig iſt; ſo wird der Zuſtand einer jeden Gemeine und Miſſion insbeſondere beſehen, dabei auf das Anbringen der Deputirten Bedacht genommen, und deren Beſtes ſo berathen, wie man es dem Sinne Jeſu Chriſti, und dem Wachsthum in ſeiner Gnade am gemäßeſten zu ſeyn erachtet. Die heilige Schrift, welche obgedachtermaßen bei den Brüdern für die einige Richtſchnur des Glau-

bens und Lebens gehalten wird, iſt auch auf den Synodis der Brüder das Hauptprincipium decidendi. Kommen aber Ueberlegungen vor, darinnen die heilige Schrift keine Auskunft giebet; z. B. Beſetzungen von Aemtern, neue Miſſionen, und dergleichen, ſo getrauen ſich die Brüder nicht darinn nach ihrer Einſicht allein zu handeln; ſondern haben ſich einmüthig dahin vereiniget, in allen Angelegenheiten von Wichtigkeit, deren Folgen ſie nicht einzuſehen vermögen, die Sache dem Herrn vorzulegen, und ihn anzuflehen, daß er ihnen durchs Loos ſeinen Willen zu erkennen gebe. So bald nun etwas durchs Loos beſtätigt iſt; ſo nehmen ſie es in kindlichem Vertrauen als aus der Hand des Herrn, und ſuchen es treulich zu befolgen. Wobei jedoch zu merken:

1) Daß vor dem Looſe jedesmahl eine gründliche und reifliche Erwägung aller Umſtände vorausgehet.

2) Daß auch das Loos nie gebraucht wird, jemand wider ſeine Ueberzeugung und Willen zu etwas, z. E. zu einer Reiſe, Uebernehmung eines Amtes, oder zu andern Anträgen zu zwingen.

Es erhellet auch hieraus ſattſam, daß ſich der Gebrauch des Looſes bei der Brüderunität, theils auf eine Erkenntniß der menſchlichen Unzulänglichkeit, auch bei dem beſten Willen; theils auf ein vollkommeners Vertrauen zu der gnädigen Herablaſſung unſers Herrn Jeſu Chriſti, gründe; wobei allemal das vornehmſte Ziel der Wünſche bey den Brüdern iſt, daß nicht ihr, ſondern ſein Wille geſchehe. In dieſem Vertrauen ſind die Brüder durch eine faſt funfzigjährige Erfahrung geſtärkt

ſtärkt worden: da ſich der Heiland in unzählichen Fällen auf eine ganz ausnehmende Weiſe dazu bekannt hat. Die Hauptüberlegungen und Reſolutionen des Synodi werden dem geſamten Synodo vor deſſen Beendigung nochmahls deutlich vorgeleſen, und wenn ſie einförmig genehmiget worden, an die Gemeinen communiciret. Von dem Synodo wird auch die Direction der Unität beſtellet, welche ein von ſämmtlichen Synodalibus gewählter und vom Herrn beſtätigter Rath der Unität iſt, und aus mehr oder wenigern Aelteſten beſtehet, auch deswegen den Namen der Aelteſtenconferenz der Unität führet. Dieſe ſucht den Zuſammenhalt ſämmtlicher Gemeinen, die gehörige Beſetzung der Aemter, die treuliche Beſorgung der Mißionen, die ſorgfältige Bedienung der Kinder- und Schulanſtalten, die Aufſicht über die im Druk herauskommenden Schriften, und was ſonſt zum innern und äuſſern Wohl der Unität gehört, nach beſten Wiſſen und Gewiſſen zu berathen: läßt ſich auch vor allen Dingen angelegen ſeyn, daß die Lehre in allen Gemeinen, der heiligen Schrift und augſpurgiſchen Confeßion gemäß, vorgetragen, und ein dem Evangelio würdiger Wandel geführt werde.

Es iſt aber dieſe Direction nicht an gewiſſe Perſonen gebunden, ſondern wird auf einem jeden Synodo aufs neue angeſtellt, nach Befinden in der Form dieſes und jenes geändert. In allen Gemeinorten wird darauf Bedacht genommen, daß die Kinder in der Zucht und Ermahnung zum Herrn auferzogen werden. Es wird daher den Eltern nicht nur dieſe ihnen von Gott ſelbſt auferlegte Pflicht treulichſt empfohlen, ſondern auch, wo es nöthig iſt, gehörige Anleitung dazu gegeben.

Für

Für die Kinder, ſowohl Knäbchen als Mädchen, ſind beſondere Schulen angelegt, in welchen ſie, unter der Aufſicht des ordentlichen Lehrers und der Aelteſten des Orts, von Lehrern ihres Geſchlechts, in den Anfangsgründen menſchlicher Erkenntniſſe, eben ſo, wie in andern wohleingerichteten Schulen, unterwieſen werden. Da aber ein Hauptaugenmerk bey der Brüderunität iſt, daß die Kinder ſchon in ihren zarten Jahren die rechten Eindrüke von dem Verderben des Menſchen und dem Heil in Chriſto Jeſu bekommen; ſo werden noch auſſer der Schule nicht nur die Kinder, ſondern auch die Knaben und Mädchen, welche ſchon bey der Handarbeit angeſtellet ſind, von dem Prediger des Orts in den Grundwahrheiten des Evangelii unterrichtet, und darüber befragt, auch ihnen dieſelben ſo vorgetragen, daß ihnen zugleich gezeigt wird, wie ſie zum Genuß der durch Jeſu blutige Verſöhnung erworbnen Gnade und Heilsgüter gelangen können.

Auſſer dieſen in allen Gemeinen gewöhnlichen Schulen und Unterricht der Jugend, giebt es auch in der Brüderunität noch beſondere Erziehungsanſtalten; in welchen die Kinder derjenigen Diener des Herrn, welche den Heiden das Evangelium verkündigen, oder ſich doch um ihres Berufes willen bald hie bald da aufhalten, und alſo der Erziehung ihrer Kinder nicht gehörig wahrnehmen können, nicht nur äuſſerlich mit aller Nothdurft beſorgt, ſondern auch mit der gröſten Sorgfalt gepflegt, und mit elterlicher Treue von dazu beſtimmten Brüdern und Schweſtern erzogen werden; ſo wie es auch in den Gemeinorten mit den Waiſenkindern geſchiehet. Für diejenigen Knaben, die zu den Studiis angewie-

ſen werden, iſt ein Pädagogium angelegt, in welchem dieſelben in den Humanioribus und andern nützlichen Wiſſenſchaften unterwieſen werden, und dabei einer ſorgfältigen Aufſicht genießen.

Aus dieſem Pädagogio kommen ſie denn in das Seminarium der Unität, mit welchem die Hauptabſicht dahin gehet, dergleichen junge Leute, die ſich dem Dienſt Gottes ganz widmen, mit den Grundſprachen recht bekannt zu machen, ihnen die nöthigen philoſophiſchen, hiſtoriſchen, mathematiſchen und theologiſchen Kenntniſſe beizubringen, und dabei ihnen ſtets erinnerlich zu machen, zu welchem Endzwek ſie ſich im Seminario befinden; nemlich in der Erkenntniß Jeſu Chriſti ſelbſt recht gegründet zu werden, damit ſie künftig, es ſei nun bey dem Unterricht der Kinder, oder als Boten des Evangelii unter den Heiden, oder als Lehrer in der Gemeine, mit Freuden erzählen können, was Gott an ihrer Seele gethan hat. Die erwachſene unverheyratete Mannsperſonen und Knaben in den Gemeinorten wohnen in einem beſondern Hauſe, welches man das Chorhaus der ledigen Brüder nennt, beiſammen.

Eben ſo wohnen die unverheyratete Frauensperſonen und gröſſere Mädchen iu einem ledigen Schweſterchorhauſe beiſammen. Auch giebt es in den gröſſern Gemeinen eben dergleichen Wittwer- und Wittwenchorhäuſer. Hier wartet ein jedes Chor und Mitglied deſſelben, unter der Aufſicht von einer oder mehreren Aelteſten ihres Geſchlechts, ſeines Berufs, arbeitet mit ſtillem Weſen, und ſuchet ſein eigen Brod zu eſſen.

Da die Chöre oft zahlreich ſind, ſo iſt auch dafür geſorgt, daß auf jeder Stube, wo oft ſechs, acht,

acht, und mehrere Perſonen wohnen, gehörige Aufſicht ſei, damit die ſeelige Eintracht und gute Ordnung auf keinerlei Weiſe geſtöhret werde. Jedes Chor hat auſſer den öffentlichen Gemeinverſammlungen noch ſeine beſondre Erbauungsſtunden, darinn ihm dasjenige, was zum göttlichen Leben und Wandel dienet, vorgehalten wird; ja es pflegt auch den Tag mit einem gemeinſchaftlichen Erſcheinen vor dem Herrn anzufangen und zu beſchlieſſen. Die äuſſerlichen Einrichtungen in Abſicht auf das Eſſen und Schlafen ſind zwar ſo einem Hauſe gemäß, und daher gemeinſchaftlich, doch wird auch dabei auf die Verſchiedenheit der Lebensart, Standes und Alters, gehörige Rükſicht genommen, und beſonders Schwächlichen und Kranken alle mögliche Bequemlichkeit verſchaffet.

Die in den Familien der verehelichten arbeitende und dienende Brüder und Schweſtern genießen zwar der Seelenpflege der Aelteſten ihres Chors und halten ſich zu den Chorverſammlungen, dahin ſie gehören; wohnen und ſchlafen aber deswegen nicht allemahl im Chorhauſe, ſondern das richtet ſich nach jeder Familie häußlichen Umſtänden. Es ſtehen dieſe Chorhäuſer ſowohl nach ihrer innern als äuſſern Einrichtung unter den Aelteſten, welchen die Direction der ganzen Gemeine anvertrauet iſt. Wenn Perſonen, entweder nach ihrer Eltern, oder nach ihren eignen Gutfinden, oder auch, wenn es ihre Berufs- und andere Umſtände zu erfordern ſcheinen, nach dem Rath der Aelteſten verheyrathet werden; ſo geſchiehet das, nach reiflicher Erwägung, mit völliger Freiheit der Perſonen, die es betrift, und nie ohne Zuſtimmung der Eltern. Nach der Verlobung wird

das neue Paar, der Landesverfaſſung gemäß, aufgeboten, und ſodann in Gegenwart der ganzen Gemeine von dem ordentlichen Prediger getraut. Nach der Trauung werden die neu verheyratheten der treuen Pflege und Berathung der Aelteſten des Ehen-Chors empfohlen, und vornemlich dahin geſehen, daß ſie ihren Eheſtand als ein Bild Chriſti und der Gemeine vor Gottes Augen anfangen und im Nahmen Jeſu fortführen.

Das Miniſterium eccleſiaſticum continuirt bei der evangeliſchen Brüderunität, in der bei den alten Brüdern gewöhnlichen Ordnung, und beſtehet aus den Epiſcopis, Coepiscopis, Senioribus und Conſenioribus ciuilibus, Presbyteris und Diaconis, wie alle dieſe Kirchenämter und Grade bereits vom Comenio beſchrieben, und ihre Obliegenheit deutlich gemacht worden. Dieſe Aemter ſind einander ſubordiniret, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt; und ihre Ausübung dependirt theils von der Direction einer jeden Gemeine, welcher ſie dienen, theils von der Direction der Unität, wie bereits im vorigen Abſchnitt ausführlicher gemeldet worden.

Eine jede Gemeine wird von einem Collegio der Aelteſten dirigirt, bei denen vornemlich darauf geſehen wird, daß es Perſonen ſeyn mögen, die mit dem Geiſt der Weisheit und des Raths erfüllet ſind, bei den Gliedern der Gemeine ein gutes Zeugniß, und durch die Erfahrung geübte Sinnen bekommen haben. Dieſem älteſten Collegio liegt es an, über die ganze Gemeine, über die Lehre, über den Wandel der Glieder, über den Gang aller Chöre und einer jeden Perſon zu wachen, und allenthalben die heilſamſten Vorſchläge

ſchläge zu thun, und auszuführen, Schaden und Gefahr aber zu verhüten. Es ſind auch, dieſen Zwek deſto beſſer zu erreichen, etliche Brüder noch beſonders dazu beſtellt, die man das Aufſehercollegium nennet, auf den häuslichen Gang und Nahrungsſtand in der Gemeine ein ſorgfältig Auge zu haben, vorkommende Differenzen zwiſchen Gemeingliedern brüderlich zu ſchlichten und mit möglichſter Treue dahin zu arbeiten, daß alles ehrlich und ordentlich zugehe, nicht allein vor dem Herrn, ſondern auch vor den Menſchen. Das Lehramt, in jeglicher Gemeine, iſt allemahl einem ordinirten und in der heiligen Schrift gründlich erfahrnen Mann übertragen, der den Nahmen des Predigers führt. Und wiewohl in der Brüderunität auch ſolche Brüder, die nicht nach gewöhnlicher Weiſe, die Theologie auf Univerſitäten ſtudiret haben, zu Lehrern angenommen werden; ſo nimmt man doch ordentlicherweiſe keine andre, als welche die Bibel in der Grundſprache verſtehen, und eine ſolide theologiſche Kenntniß beſitzen.

Auch die Unſtudirten, welche als Lehrer bei den Brüdern angeſtellet werden, ſind in Gottes Wort ſo gegründet, daß ihr Vortrag davon zeuget. Ob nun gleich bei den Brüdergemeinen niemand öffentlich lehren kann und darf, der nicht genugſam dazu geprüft, öffentlich berufen, der Gemeine vorgeſtellet, von derſelben angenommen, und in ſeinen Beruf ordentlich eingeſetzt worden; ſo können und ſollen doch alle Glieder der Gemeine, nach dem Befehl des lieben Heilandes, und ſeiner Apoſtel, einander ermahnen, warnen, ermuntern, und zur treulichen Nachfolge Jeſu reizen. Die gottesdienſtliche Verſammlungen der Brüdergemeinen haben zum Zwek, die tägliche und unentbehrliche

Nahrung

Nahrung des inwendigen Menſchen, durch das Evangelium, und deſſen nähere Application aufs Herz. Sie beſtehen theils aus allgemeinen Lehrſtunden, darein jedermann, auch Fremde gehen können; theils aus beſondern Verſammlungen der Communicanten, oder der Chöre, als, der Eheleute, der ledigen Brüder, der ledigen Schweſtern, der Wittwer und Wittwen, der Kinder. In allen Gemeinen iſt gemeiniglich Vormittags eine Verſammlung der Kinder, darinn über einen Spruch aus der Bibel eine herzliche und für Kinder paſſende kurze Ermahnung und Aufmunterung von einem Lehrer der Gemeine ertheilt wird. Es wohnen derſelben auch erwachſene Brüder und Schweſtern bei, deren Zeit und Geſchäfte es erlauben. Das heißen Kinderſtunden.

Gegen Abend, gemeiniglich in der Dämmerung, wenn die Handwerker und Tagearbeiter ihre Geſchäfte beſchließen, iſt eine allgemeine Verſammlung für alle Glieder der Gemeine, darinn über einen Spruch aus der Bibel von einem Lehrer eine Rede gehalten wird. Um neun Uhr des Abends, und alſo kurz vor dem Schlafengehn, iſt noch eine allgemeine Verſammlung, darinn gemeiniglich die Materie derjenigen Sprüche, die an dem Tage zum Grund der Erbauung gelegt worden, mit allerlei dieſelbe erläuternden Verſen, beſungen wird. Und das heißt eine Singeſtunde. Dieſe Sprüche aus der Bibel werden ſeit 1731. (S. Cranz. Br. Hiſt. S. 152. ꝛc.) jährlich in einem beſondern Büchlein zuſammen gedrukt, und mit Choralen erläutert. Sie führen den Namen der Looſungen und Lehrtexte der Gemeinen, und enthalten Ermahnungen, Verheißungen, Warnungen, Tröſtungen aus dem alten und neuen Teſtament. Sie

werden

werden allemahl zur rechten Zeit auf das künftige Jahr aufs neue ausgeſucht, und zum Druk fertig gemacht; damit ſie, wo möglich, zum Anfang eines jeden Jahres in allen Gemeinen, Colonien und Poſten gebraucht werden können. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ſie ein geſeegnetes Mittel ſind, die Gemeinen an allen Enden und Orten mit einerlei Weide aus Gottes Wort zu erbauen und in einem Sinn gar eben zu erhalten. Eine oder etliche dieſer Verſammlungen ſind beſonders zu den ſo geſeegnet befundenen öffentlichen Bibellectionen von der ganzen verſammelten Gemeinde gewidmet.

Von Weihnachten bis Oſtern wird gemeiniglich die Geſchichte unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti, wie ſie aus den vier Evangeliſten zuſammengezogen iſt, in jeder Woche einigemahl, öffentlich geleſen, und bis dahin geendigt. Von Pfingſten an wird die Apoſtelgeſchichte, und in der übrigen Zeit des Jahres, werden die Briefe der Apoſtel, auch wohl die Pſalmen und Propheten vorgenommen. Die Epiſteln der Apoſtel werden in der Zeitordnung, wie ſie geſchrieben worden, geleſen, weil dadurch manches leichter zu verſtehn iſt. Es werden aber nicht nur kurze Stüke, oder Capitel in einer Verſammlung geleſen, ſondern die ganze darinn abgehandelte Materie oder Geſchichte zuſammengenommen. Fället dem Lector unter dem Leſen ein wohl paſſender Vers ein; ſo wird derſelbe zwiſchen dem Leſen zur Ermunterung der Gemeinde geſungen; auch ſtehet ihm frei, wenn er bei einer Materie beſonders angeregt wird, etwas darüber zu reden, oder zur Erklärung der Worte und Erläuterung des Sinnes ein paar Worte hinzuzuthun, um daß alles mit Geiſt und Gnade geſchehe. Der

Sonntag

Sonntag iſt in den Brüdergemeinen ganz zur Erbauung gewidmet. Der Anfang wird gemeiniglich Vormittag um acht Uhr und mit der Litanei gemacht, welche von den Lehrern gebetet und von der Gemeine hin und wieder mit kurzen Seufzern begleitet wird. Wenn zum Exempel der Lehrer betet: **Herr Gott unſer Vater im Himmel**: ſo thut die ganze Gemeinde mit einem Munde hinzu: **dein Nahme werde geheiliget, dein Reich komme u. ſ. w.** und betet das ganze Vater unſer. Wenn der Lehrer betet: **Vor Gleichgültigkeit gegen dein Verdienſt und Tod**; ſo thut die ganze Gemeine hinzu: **behüt uns lieber Herre Gott.** In dieſer Litanei wird allemahl für die Landesobrigkeit, worunter ſich jede Gemeinde befindet, namentlich gebetet, auch der Orts und Gerichtsobrigkeit gedacht. Dieſe Verſammlung zur Litanei iſt eine der geſeegnetesten Verſammlungen der Gemeine, und wird, ohne dringende Hinderniß, nicht leicht von jemand verſäumet.

Gegen 10. Uhr Vormittags am Sonntag iſt eine Predigt, welche an den Orten, wo die Gemeinen eine öffentliche Kirche haben, in derſelben, in den übrigen Gemeinen aber auf den Gemeinſälen, wie die andern Verſammlungen, von dem ordentlichen Lehrer gehalten wird. Es ſtehet ihm frei, einen Text zur Predigt ſelbſt zu wählen. In den meiſten Gemeinen, ſolcher Lande aber, die der evangeliſchlutheriſchen Religion zugethan ſind, wird über das gewöhnliche Sonntagsevangelium, oder Epiſtel geprediget. Die Predigt ſelbſt wird mit einem Liede, oder etlichen Verſen aus demſelben angefangen, und mit dem Gebet des Herrn, dem Kirchenſeegen und Geſang beſchloſſen.

Nach-

Nachmittags um 1. Uhr, an manchen Orten auch Vormittags zwiſchen der Litanei und Predigt, iſt eine Kinderverſammlung, darin über den Lehrtext geredet wird. Gegen 3. Uhr iſt eine Verſammlung der Eheleute, in welcher ihnen eine Homilie gehalten, und darin der durch Jeſum verdienſtliches Leben und Leiden erworbne Seegen, zur Führung einer ſeeligen Ehe, nach Jeſu Herzen, angeprieſen wird. Dergleichen Homilien werden auch für die Wittwer, Wittwen, ledige Brüder, ledige Schweſtern, jede Abtheilung beſonders, in den Wochentagen gehalten, und ihnen ans Herz gelegt, wie ſie das Verdienſt Jeſu, zur Heiligung der Seele und des Leibes in ihrem Beruf und Stand recht anwenden und genießen ſollen, wie bereits angemerkt worden.

Gegen 5. Uhr iſt eine liturgiſche Verſammlung der Abendmahlsgenoſſen, darinn ein feierlicher Geſang zum Vater, Sohn und heiligen Geiſt, gemeinſchaftlich abgeſungen wird. Es enthalten dieſe Geſänge der Gemeine ihren Verſtand am Evangelio ſowohl, als die Empfindungen ihres Herzens gegen die Gnadenwohlthaten, die ihnen Gott in Chriſto geoffenbaret, und genießen läſſet. Daher ſie ihre Lob- und Dankgeſänge dafür auch mit einem äußerlichen Bezeigen der Ehrerbietung, entweder ſtehend, oder knieend, oder auf dem Angeſicht liegend, begleiten.

Gegen Abend iſt eine Verſammlung der ganzen Gemeine, darinnen nach Anleitung der Looſung oder des Lehrtextes, ſpecieller vorgetragen wird, wie hoch eine Gemeine Jeſu Chriſti, und alle ihre Glieder von Gott begnadiget ſind, und wie ſie dieſer himmliſchen Berufung gemäß heilig

und unſträflich bis auf den Tag ſeiner Zukunft vor ihm wandeln ſollen. Und dieſes heiſt die Gemeinſtunde. Endlich wird die Feier des Sonntags gemeiniglich um neun Uhr mit einem Abendſeegen der ganzen verſammleten Gemeine beſchloſſen. Außer der vorgedachten liturgiſchen Verſammlung am Sonntag, werden auch in den Wochentagen einige Verſammlungen zur Abſingung dergleichen Lob- und Dankgeſänge angewendet. Darunter zeichnet ſich insbeſondere der Geſang: O Haupt voll Blut und Wunden, Freitags Abends aus. Auch wird in dieſer liturgiſchen Verſammlung der Friedenskuß von einem jeglichen an dem neben ihm ſtehenden, ſowohl auf der Brüder als auf der Schweſtern Seite, ertheilt, und zwar unter ſolchen Worten des Geſanges, die auf den Liebes- und Friedensbund der Gemeine untereinander ihren Bezug haben.

Es wechſeln auch in dieſen liturgiſchen Geſängen die Brüder und Schweſtern ab, ſo daß einige Zeilen von jenen, wiederum einige von dieſen, und wieder andere von beiden zugleich geſungen werden: wodurch der Geſang lieblicher und die Gegenwärtigkeit des Gemüths befördert wird. Noch eine Verſammlung iſt wöchentlich für diejenige Geſellſchaft beſtimmt, die ſich zu einer beſondern Fürbitte verbunden hat, für den Fortgang und Ausbreitung des Werks Gottes, für alle inn- und äußere Anliegen der Gemeine, für die Obrigkeiten, für die Diener der Kirche, und für alle diejenigen, die ſich ins Andenken der Gemeine empfohlen haben. Es hat dieſe Einrichtung bereits 1727. ihren Anfang genommen (S. Cranz. Br. Hiſt. S. 154) Ein jedes Mitglied dieſer Betengeſellſchaft wählet ſich eine Stunde, bei Tag oder

Nacht,

Macht, darinne es ſich zu einer eigenen Beſchäftigung macht, den Herrn um ſeinen Schutz und Hülfe, in allen Umſtänden der Gemeinen ſowohl, als der Mißionen unter den Heiden anzuflehn.

Dieſe kommen dem wöchentlich einmahl zuſammen, ihm gemeinſchaftlich für ſeine gnädige Hülfe zu danken, und ihn anzubeten. Auch werden ihnen in ſolchen Verſammlungen die Materien zuweilen angezeigt, die ſie beſonders Gott im Gebet vortragen ſollen. Der Geſang in den Brüderverſammlungen hat etwas ſehr liebliches, weil er ſich von dem ſonſt gewöhnlichen lauten Schreien der Lieder ſehr entfernt, und deſto andächtiger und harmoniſcher wird. Die Lieder, welche dermalen im Gebrauch ſind, ſtehen meiſt im kleinem Brüder-Geſangbuch und ſind theils aus den alten Kernliedern der Brüderunität und Evangeliſchlutheriſchen Kirche, theils aus Paul Gerhards und anderer neuer Liederdichter Sammlungen herausgenommen.

Die vor einem Viertel Seculo einmahl in der Gemeine aufgekommene Geſänge, die zwar gewiß den ihnen theils aus Spott, theils aus Mißverſtand angedichteten Sinn nicht gehabt, gleichwohl auch der Einfalt und Ernſthaftigkeit der göttlichen Warheit zum Theil nicht angemeſſen, und mit allerley Wortſpielen, die ins Tändelhafte fallen, vermengt waren, ſind längſt aus allem Gebrauch geſetzt. Ja die Lehrer in der Brüderkirche haben ſich alle Mühe gegeben, ſich auch in Liedern von Zeit zu Zeit verſtändlicher, lauterer und einfältiger auszudrüken, und ſo zu faſſen, daß ein andächtiges nachdenkendes Herz bei dem Gebrauch derſelben über die Frage: verſteheſt du auch, was du

ſingeſt? nicht Anſtand nehmen, oder gar ſchweigen dürfe.

In den Feſten der ganzen chriſtlichen Kirche ſowohl, als denen der Brüderkirche eigenen feierlichen Gedenk-Tagen, ſind auch von Zeit zu Zeit einige Pſalmen oder Cantaten gefertiget und gedrukt worden. Dieſe werden von dem choro muſico einer jeden Gemeine mit einer ſanften Inſtrumentalmuſik abgeſungen, und von der Gemeine mit darunter gemengten zur Materie paſſenden Choralen begleitet. Bei den Kinderverſammlungen kommt öfters eine gar angenehme Catechiſation in Liedern vor. Der Lehrer verwandelt den Anfang des Verſes in eine Frage, und ſingt ſie alleine. Die Kinder antworten darauf mit den übrigen Zeilen des Verſes auch ſingend. Z. E. Wenn der Lehrer ſingt: wo ſeht ihr euer Leben? ſo antworten die Kinder: Am Stamme des Creuzes ſchweben, mein Heil ſinkt in den Todt. u. ſ. w. Frage: Was wollt ihr alſo thun? Antwort: Es ſoll ſein Todt und Leiden, bis Leib und Seele ſcheiden, uns ſtets in unſerm Herzen ruhn. Es hat dieſer liebliche Kindergeſang auf manchen Zuhörer einen ſolchen Eindruk gemacht, der ihm unvergeßlich geblieben. Von beſondern Kirchengebräuchen findet man bei den Brüdergemeinden wenig. Es iſt vielmehr in allen Kirchenhandlungen eine gewiſſe den Sachen gemäße Einfalt zu bemerken. Ihre Lehrer ſind in der Kleidung nicht von andern ausgezeichnet, auſſer daß ſie ſich bei ſolennen Kirchenhandlungen und beſonders beym heiligen Abendmahl eines weiſſen Talars bedienen.

Bei den Taufen der Kinder ſind gewöhnlich fünf Pathen oder Zeugen, welche ſowohl als der

Lehrer dem Kinde nach der Taufe, die Hand auflegen, und es ſegnen. Der ſogenannte Exorcismus wird bei Kindern nicht gebraucht; dieſelben aber in einem herzlichen Gebet des Lehrers der Bewahrung Gottes vor allem Uebel und vor aller Gewalt der Sünde und des Satans brünſtig empfohlen. Hingegen bei den Taufen der Heiden iſt etwas dem Exorcismo ähnliches im geſegneten Gebrauch; indem vor der Taufe im Namen Jeſu allen Kräften der Finſterniß geboten wird, von den Täuflingen zu weichen, und ſolche dem Herrn Chriſto gewidmet werden. Bei dem heiligen Abendmahl wird das geſegnete Brod von einigen Diaconis, die dem Lehrer, welcher conſecrirt und adminiſtrirt, aſſiſtiren, dem Communicanten ausgetheilt, von ihnen ſo lange in der Hand behalten, bis die Austheilung an alle geſchehen, ſodann von allen auf einmal genoſſen, und nach dem Genuſſe knieend, oder auf dem Angeſicht liegend, der Herr angebetet. Wobei der Conſecrator gemeiniglich die Worte noch einmal wiederhohlt: eſſet, das iſt mein Leib, der für euch gegeben wird. Eben ſo wird auch der geſeegnete Kelch unter die Communicanten herumgegeben, und von ihnen getrunken.

Das Abendmahl des Herrn wird in den Brüdergemeinen alle vier Wochen, am Sabbath, und zwar des Abends gehalten: alle Communicanten, die nach ihrer Herzensüberzeugung Freudigkeit haben, zum Sacrament ſich zu nahen, gehen alsdenn mit.

Es wird zwar in der Woche vor dem Abendmahl von dem Lehrer allen Abendmahlsgenoſſen die eigentliche und wahre Zubereitung zu dieſer

groſſen Sache nach der Ermahnung Pauli: Der Menſch prüfe ſich ſelbſt ꝛc. dringend ans Herz gelegt und empfohlen. Demohngeachtet werden die Brüder von ihren Aelteſten, und die Schweſtern von ihren Aelteſtinnen, vor dem Abendmahl noch einzeln geſprochen, um ihre dermalige Herzensbeſchaffenheit zu erfahren. Und weil dieſe mit ihnen in der genaueſten Connexion ſtehen; ſo können ſie ihnen auch am zuverläßigſten rathen auch zuweilen Gewiſſens wegen, nach vorgängiger Communication mit den Aelteſten der Gemeine den Genuß des heiligen Abendmahls für ein- und andermahl abrathen. Dabei wird aber ernſtlich darüber gehalten, daß man über die Communicanten, welche ein- oder andermahl, entweder aus eigner Ueberzeugung, oder nach dem Rath ihrer Aelteſten nicht mit zum Abendmahl gehen, kein ungleiches Urtheil fälle, noch vorwitzig nach der Urſach forſche. Weil die Brüder mit ihren Aelteſten, und die Schweſtern mit ihren Aelteſtinnen in beſtändiger Herzensvertraulichkeit leben, und alle ihr Anliegen, und ihren Herzenszuſtand zutraulich bei ihnen ausſchütten, ſo iſt keine weitere Beichte unter den Brüdergemeinen eingeführt. Die Abſolution wird auch nur vor dem Abendmahl gemeinſchaftlich von dem Herrn erbeten und mit dem Friedenskuß begleitet.

Das Fußwaſchen oder pedilavium wurde ſchon im Anfange der erneuerten Brüderkirche von einigen wenigen Perſonen unter ihnen in der Stille gehalten. (S. Cranz. Br. Hiſt. S. 155.) Sie achteten ſich verbunden, den Befehl Chriſti, Joh. 13. ihr ſollet euch unter einander die Füſſe waſchen, nach dem Buchſtaben einfältig zu befolgen. Es wurde aber nicht vor dem Abendmahl, noch

weniger

weniger mit der ganzen Gemeine gehalten. Dieſes geſchahe erſt nach der Ausbreitung in auswärtigen Ländern und Colonien von einigen Gemeinen, und zwar anfänglich vor jedesmaligen Abendmahl. Nun aber wird es nur zu gewiſſen Zeiten, z. E. am Grünendonnerſtage von der ganzen Gemeine gehalten. Es wird dabei darauf geſehen, daß nicht nur die Aelteſten der Gemeine, ſondern auch andere Abendmahlsgenoſſen ſich untereinander die Füße waſchen. Ein jedes Geſchlecht hält das Fußwaſchen für ſich entweder in verſchiedenen Sälen oder zu verſchiedenen Zeiten: und es werden von dem Lehrer unter der Handlung ſchikliche Verſe die von der Reinigung und Abwaſchung von Sünden durch das Blut Jeſu handeln, geſungen.

Auch iſt das Fußwaſchen in einigen andern Fällen gewöhnlich, wenn z. E. ein ganzes Chor ſein Feſt begehet, und ſich der im abgewichnen Jahr empfangene Gnaden und Wohlthaten des Herrn dankbarlich erinnert, und um Vergebung aller vorgenommenen Untreuen, Mängel und Gebrechen, gemeinſchaftlich bittet. Die Sterbenden werden von ihren Aelteſten zu ihrem Heimgange eingeſegnet, nicht eben in dem Moment des Verſcheidens, weil ſelbiger ungewiß, und viele Kranke ſich alsdann nicht mehr gegenwärtig ſind. Noch ein beſonderer Gebrauch in den Brüdergemeinen iſt, daß ſie am Oſterfeſt früh bei Sonnenaufgang ſich gemeinſchaftlich auf ihren Begräbnißplätzen verſammlen. Sie erinnern ſich dabei zuförderſt der Auferſtehung ihres Herrn und Heilandes, und wenn der Lehrer der Gemeine zuruft: **der Herr iſt auferſtanden**; ſo antwortet die ganze Gemeinde mit einem **Munde: er iſt wahrhaftig auferſtanden.**

den. Es wird darauf von dem Lehrer ein Bekentniß des Glaubens oder die ſogenannte Oſterliturgie gebetet, und darinn die ewige Gemeinſchaft mit den im vergangnen Jahr im Herrn entſchlaſenen erinnerlich gemacht.

Doch iſt in Anſehung der Gebräuche bei den Brüdergemeinen überhaupt zu merken, daß ſie nicht überall und zu aller Zeit unveränderlich geblieben. Man hat ſich darinn die Freiheit zu ändern und zu beſſern vorbehalten, welcher ſich die alten Brüder in Böhmen und Mähren bei Einrichtung ihrer Kirchenordnung bedienet haben, nach dem alten Canon. Differentia cerimoniarum non tollit unitatem eccleſiae.

Die Brüderkirche hat in allen Gemeinen gewiſſe Ordnungen feſtgeſetzt, die dazu gemeint ſind, daß alles Uebel in der Gemeine von vorne herein verhütet, und was zu Verſündigungen Anlaß geben könnte, möglichſt aus dem Wege geräumet werde. Dieſe Gemeinordnungen werden allen denjenigen, die in die Gemeine wollen aufgenommen werden, vorgelegt. Wenn ſie nun dieſelben freiwillig und mit Ueberzeugung annehmen; ſo verbinden ſie ſich dazu durch Handgelöbniß, oder eigenhändige Unterſchrift, bleiben aber dabei in völliger Freiheit, wenn ſie ihre Geſinnung ändern, die Gemeine zu verlaſſen, und nicht weiter an die Gemeinordnungen gebunden zu ſeyn.

Wer nun ſo unglüklich iſt, und dieſen Gemeinordnungen ſich nicht gemäß bezeigt, und folglich den Zwek, warum er in einer Brüdergemeine iſt, auſſer Augen ſetzt, der geräth in die bei den Brüdergemeinen von alten Zeiten her eingeführte Gemein-

meinzucht. Ein anſtößiger Wandel, Verführung zu Werken des Fleiſches, zu Freigeiſterei, ja alles, was Seelenſchaden und Kränkung des Ruhms an Chriſto verurſacht, ſind Vergehungen, welche die Gemeinzucht nach ſich ziehen. Es werden alſo dabei, nicht nur die Uebertretungen der Gemeinordnungen, ſondern auch die unrichtige Herzensſituation, woraus jene fließen, in Erwägung gezogen.

Ein jeder Bruder oder Schweſter in der Gemeine, die etwas Unrichtiges oder Aergerliches an einem andern, was derſelbe auch ſeyn möge, gewahr wird, iſt verbunden, nach der Regel des Heilandes denſelben, oder dieſelbe zu erinnern, zu ermahnen und zu beſtrafen. Wenn dieſes nicht hilft, ſo ſind ſie verpflichtet, ſolches weder zu verheimlichen, noch auch unvorſichtig und am unrechten Ort bekannt zu machen, ſondern ihren Aelteſten anzuzeigen, damit es unterſucht werde. Können dieſe durch herzliches Zureden und Ermahnen den, der ſich vergangen, zur wahren Erkenntniß ſeines Vergehens, und deſſen gründlicher Bereuung bringen; ſo ſuchen ſie es in der Stille abzuthun. Es hat ſich aber ſolcher billig auf kurz, oder lang, nach Beſchaffenheit der Umſtände, des heiligen Abendmahls zu enthalten. Und wenn er es nicht von ſelbſt thäte; ſo würde ihm von der Gemeine wegen declariret werden, daß er dazu nicht admittiret werden könne. Bringet ſolches nicht die geſuchte Frucht der Beſſerung; ſo wird er vor das Aufſehercollegium gerufen, und ihm ſein Vergehen nicht nur ernſtlich zu Gemüthe geführt, ſondern auch, wenn es in einem Gemeinort iſt, angekündigt, daß er, wofern er ſich alle Ermahnungen nicht zur Beſſerung dienen lieſſe,

ſich der brüderlichen Gemeinſchaft, ja ſelbſt des Aufenthalts in dem Gemeinort, vermöge ſeines freiwilligen Bekenntniſſes zu den Gemeinordnungen, werde verluſtig machen.

Fruchtet das auch nicht; ſo wird einem ſolchen beharrlichen ärgerlichen Menſchen, ſonderlich, wenn er andere zu verführen ſucht, von dem Aufſehercollegio, im Nahmen der Gemeine, der fernere Aufenthalt in dem Gemeinorte unterſagt. Eine ſolche Ausſchließung wird zwar der Gemeine in einem öffentlichen Gemeinrath kund gethan: es geſchicht aber nicht mit Verwünſchungen, welche ſonſt bei einer Excommunication oder ſogenannten Bann gewöhnlich ſind, ſondern mit einem wehmüthigen Gefühl, und herzlicher Ermahnung einen ſolchen unglüklichen Menſchen der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Hiermit iſt aber kein Verluſt von zeitlicher Ehre, Würde und Vermögen verbunden; weil die Kirchen- oder Gemeinzucht, überhaupt auf keine bloß bürgerliche Ordnungen gehet, und alſo auch keine bürgerliche Verbrechen rüget und ſtrafet, noch bloß geiſtliche Verbrechen mit bürgerlichen Strafen belegen kann.

Wer vielmehr, wider Verhoffen, ſchon ſo weit verfiele, in Verſündigungen an den Geſetzen, als da ſind, Hurerey, Ehebruch, Diebſtal, Schlägerei, Völlerei, Betrug im Handel und Wandel, vorſetzliche Defraudation der landesherrlichen Abgaben, oder andere laſterhafte Ausſchweifungen zu gerathen; der würde zur obrigkeitlichen Unterſuchung angezeigt, und der Beſtrafung nach den Geſetzen überlaſſen. Ein ſolcher Verbrecher wird aber auch nicht weiter als

ein

ein Gemeinglied geachtet, noch unter denſelben geduldet, es wäre denn, daß eine gründliche Bekehrung und Veränderung ſeines Herzens und Sinnes ihn der Gemeinſchaft des Glaubens und des Wohnens in der Gemeine von neuem fähig machte.

Und das iſt es eigentlich, worauf auch bei Aufhebung der Gemeinzucht, und Wiederzulaſſung zu dem heiligen Abendmahl geſehen wird. Die Brüdergemeine hat keine gewiſſe Canones, oder Regeln, welche die Zeit, wie lange einer in der Zucht bleiben müſſe noch einige äuſſerliche Bußübungen, zur Bezeugung ſeiner Reue vorſchreiben, feſtgeſetzt; ſondern ſobald man eine wahre Beſſerung und gründliche Bekehrung an einem unter der Zucht befangenem wahrnimmt, ſo wird er nach dem Maaß der Grade ſeiner Zucht, entweder in der Stille wieder zum Abendmahl gelaſſen, oder nach öffentlicher Verleſung eines Abbittbriefes, mit der Gemeine mit Handauflegung von ſeinen Verſündigungen abſolvirt. Wer aber die Zucht nicht erduldet, darüber böſe, und in ſeinem Sinn verhärtet wird, der ſcheidet entweder ſelbſt von der Gemeine aus, oder bekommt vorgedachtermaßen den Rath, ſich aus dem Gemeinort wegzubegeben. Von der erſten Gattung ſind leider manche in der Welt zerſtreut, die darum, weil ſie nicht nach dem Sinne des Fleiſches und der Vernunft in der Gemeine leben durften, ſich über Zwang und blinden Gehorſam beſchweren, die Schuld ihrer eignen Ausſchweifung auf andre ſchieben, und durch Lügen und Läſterungen ihr Gerichte ſelbſt häufen.

Mit armen und elenden Gemüthern, die mehr aus Schwachheit als aus Bosheit nicht nach der Regel einhergehn, die der Sinn Jeſu Chriſti erfordert, hat man in der Brüdergemeine groſſe Geduld, und wartet mit viel Verſchonen und Nachſicht auf den glükſeligen Zeitpunkt, da auch ſie ihr Herz finden, und vor dem Herrn gedeihen, der auch ſie mit ſeinem Blut erkauft hat. Sie müſſen aber ihre unrichtige Denkungsart, über die ſie allemahl mit ihren vorgeſetzten Aelteſten aufrichtig reden können, und ſollen, nicht andern zum Schaden ausbreiten wollen. Denn ſobald ſie Verführer werden; ſo bittet die Brüdergemeine nicht nur in ihrer Litanei: Alle Verführer von deinem Volk entferne, ſondern ſucht es auch in der That zu bewerkſtelligen. Solchen Menſchen wird ernſtlich angedeutet, ſich mit freier Dispoſition ihres Vermögens wo anders hin zu begeben, und die Gemeinſchaft mit den Brüdern zu meiden. Sie werden auch in andern Gemeinorten nicht angenommen, weil ſie kein Zeugniß von ihrem Aelteſten, welches den in andre Gemeinorte gehenden Gemeingliedern mitgegeben wird, mitbringen; ſondern dem, der, ob er gleich die Liebe ſelber iſt, doch ein ſehr ſcharfes Urtheil Matth. 18, 6. über ſie ausgeſprochen, und ſeiner unumſchränkten Barmherzigkeit überlaſſen.

2. Die böhmiſchen Brüder.

Böhmiſche Brüder.

Die böhmiſchen Brüder, deren Urſprung in die Zeiten der Hußiten fällt, haben ſich in Polen, wohin ſie zum Theil geflüchtet, unter mancherlei Bedrükungen erhalten, und ſich durch die ſorgfältige Beibehaltung und Fortpflanzung der

bischöf-

biſchöflichen Ordination vorzüglich ausgezeichnet. Demohnerachtet aber blieb doch in Böhmen noch immer eine beträchtliche Anzahl derſelben zurück. Im Jahr 1722 wagtens viele von ihnen ihr Vaterland zu verlaſſen, um zu einer freien Religionsübung zu gelangen. Einige von ihnen gaben, wie wir ſchon angezeigt, die nächſte Veranlaſſung zur herrnhuthiſchen Parthei. Andre hingegen wurden in verſchiedenen churſächſiſchen, ſonderlich lauſitziſchen Städten in Schutz genommen. Vorzüglich lieſſen ſie ſich in und um Zittau bei Pirna in Großhennersdorf und andern Orten nieder. Ein Theil ward in Dresden aufgenommen, und bekam Georg Petermann zum Prediger; die Zittauer erhielten einen gewiſſen Simonides aus Ungarn. Bald nach deſſen Tode kam Liberda nach Hennersdorf und predigte ſehr rührend. Als die in ihrem Vaterlande zurükgebliebenen Böhmen Nachricht davon erhielten, kamen ſie alle haufenweiſe und baueten Hennersdorf und Gerlachsheim an. An dem letzten Orte bekamen ſie einen Lutheraner, Auguſtin Schulz zum Prediger, der kümmerlich lebte, und für die geiſtliche und leibliche Wohlfahrt ſeiner Böhmen treulich ſorgte, ſich aber nicht ordiniren ließ. Dieſe hielten es mit den Herrnhuthern, kamen mit ihnen zuſammen und ſtellten gottesdienſtliche Uebungen an. Weil aber der ſächſiſche Hof wegen der Auswanderung der Böhmen mit dem kaiſerlichen Verdruß bekam, und daher die Böhmen in bedrängte Umſtände kamen: ſo hielten ſie durch den Liberda beim Könige von Preuſſen um Aufnahme an. Die Böhmen warteten die völlige Erlaubniß des Königs nicht ab, ſondern fiengen an aus Sachſen ins Brandenburgiſche zu ziehen. Liberda aber, der auf ſeiner Rükreiſe

aus

aus Oberſchleſien noch einmal nach Hennersdorf kam, ward aufgehoben, und 1732 nach Waldheim aufs Zuchthauß gebracht.

Abzug derſelben in die brandenburgiſchen Lande.

Die böhmiſchen Brüder wurden im Brandenburgiſchen aufgenommen, aber aus Vorſicht nur einzeln. Es dauerte aber nicht lange, ſo hatte man eine ganze Kolonie, die ſich in Berlin, und Rixdorf bei Berlin anbaueten.

Anfänglich hatten ſie keinen eigenen Prediger; und der Doktor Jablonsky half ihnen in Amtsſachen. In der Folge bekamen ſie einen eigenen Geiſtlichen an dem Rektor Macher in Teſchen. Die Gnade des Königs von Preuſſen ſchenkte ihnen im Jahre 1737 eine eigne Kirche, welche die Bethlehemskirche heißt. Liberda entkam in eben dieſem Jahre aus ſeiner Gefangenſchaft, und erhielt die Predigerſtelle in Teltow, ward aber, als er beim Anfange des ſchleſiſchen Krieges den Auftrag erhielt, nach Böhmen zu gehn, und die verborgenen Hußiten nach Schleſien zu ziehen, in Neiſſa von den Katholiken vergiftet, und ſtarb bald darauf 1742 in Berlin.

Um dieſe Zeit entſtand unter den böhmiſchen Brüdern eine Uneinigkeit. Einige derſelben wollten bei dem in Sachſen angenommenen Bekenntniſſe bleiben, andre wünſchten die alten böhmiſchen Kirchengebräuche beizubehalten. Die leztern erhielten im Jahr 1747 den noch lebenden Herrn Elsner zum Prediger, welchem gegenwärtig ſein Sohn adjungirt iſt. Jezt halten die Lutheraner und Reformirten in der böhmiſchen Kirche wechſelsweiſe ihren Gottesdienſt.

3. Socinianer.

Socinianer.

In Polen halten ſich gegenwärtig nur wenige Socinianer auf. In Preuſſen haben ſie zu Rudov und Andreswalde Gemeinen. Beide haben einen Prediger. Den Gottesdienſt halten ſie in einer Stube. Nach erlangtem Unterricht in ihren Grundſäzen werden ſie getauft wenn ſie zum Abendmahl zugelaſſen werden ſollen; die Taufe geſchicht im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes durch Eintauchung in einen Teich, welcher in dem Garten des Predigers iſt. Vor dem Abendmahle wird allemal eine Vorbereitungspredigt gehalten, bei welcher jeder dem andern ſeine Fehler vorhalten darf. Das Abendmahl halten ſie für eine bloſſe Ceremonie, welche ſie aber mit groſſer Andacht feiren.

Die ſiebenbürgiſchen Socinianer nennen ſich Unitarier. Sie haben viele Gemeinen in Städten und Dörfern, ihre eignen Superintendenten, und genieſſen ihre Religionsfreiheit. Sie haben vorzüglich folgende Hauptlehren.

1) Sie leugnen die Dreieinigkeit, beſonders aber die Gottheit des eingebohrnen Sohnes Gottes von Ewigkeit her, und ſeine Menſchwerdung in der Fülle der Zeit.

1) Sie glauben, daß Chriſtus nicht eher exiſtirt habe, als da er von der Maria durch den heiligen Geiſt empfangen und gebohren iſt.

3) Den heiligen Geiſt halten ſie für keine Per-

Perſon, ſondern nur für eine wirkende Kraft Gottes durch Chriſtum.

4) Die Genugthuung und das Verdienſt Chriſti leugnen ſie, und behaupten keine andere Gerechtigkeit des Menſchen vor Gott, als aus den Werken, nach dem ſittlichen Geſez Gottes.

5) Die Sakramente halten ſie für gleichgültige Ceremonien, welche die Chriſten willkührlich beibehalten und auch unterlaſſen können.

Unter verſchiedenen, denen man die ſocinianiſche Lehren aufgebürdet hat, iſt in den neueſten Zeiten beſonders Herr Chriſtian Tobias Damm merkwürdig geworden. Es verlohnt ſich der Mühe, von dieſem Manne das nöthige zu erwähnen.

Damm. Chriſtian Tobias Damm iſt 1699. den 9. Januar zu Geithen oder Geithayn, einer vier Meilen von Leipzig gelegenen Stadt gebohren, wo ſein Vater damals Rector der Stadtſchule war. — Es ſcheint, als wenn zuweilen das fremdgläubige Blut alle einzelne Glieder der ganzen Familie durchſtrömte. — Sein Vater gerieth in des bekannten Doktor Peterſen, eines berühmten Pietiſten und einger anderer Bekanntſchaft, welche in dem Hauſe des Koldizer Superintendenten Thiemt, eines geheimen, obſchon ſehr vorſichtigen Anhängers des D. Peterſen, ihre Zuſammenkünfte hielten. — Hier ſaugte er, neben verſchiedenen andern der lutheriſchſächſiſchen Kirche anſtößigen Meinungen auch die von dem tauſendjährigen Reiche, und der Wiederbringung aller Dinge aus dem Unterricht des ſel. Peterſen ein. —

Dieſe

Dieſe machten ſein Unglük. Er hatte nicht Vorſicht genug, ſeine neue ketzeriſche Meinungen zu verhelen, und ließ auf einem Gaſtgebothe ohngefähr etwas davon merken. — Der Oberpfarrer in Geithen hielt es für ſeine Pflicht, dieſen Kezer ſofort dem Konſiſtorium zur Belehrung anzuzeigen, und er ward gar bald vor daſſelbe nach Leipzig citirt, wo ihn die zwei Konſiſtoriales, Doktor Ittig und Seeligmann, verhörten.

Er glaubte, mit der Entſchuldigung durchzukommen, daß er nie etwas Unlutheriſches in Kirchen und Schulen gelehrt habe, oder künftig zu lehren begehre; — man antwortete ihm aber — wir wollen in Kirchen und Schulen ſolche Lehrer wiſſen, die nicht nur nichts Irriges lehren, ſondern auch nichts Irriges glauben, — er ſollte ſich alſo erklären, ob er beide gedachte Punkte für Irrthümer achte, und auf ſein Gewiſſen verſichern wolle, daß er ſie nicht glaube? Er wollte ſeinen vermeinten Wahrheiten aber nicht untreu werden, bat, daß man ſeines Gewiſſens ſchonen mögte, und verſprach ein gänzliches Stillſchweigen. Nach genommenen Abtritt berathſchlagten beide geiſtliche Richter über dieſen Ketzer, und, als er wieder hervorgerufen, ward ihm ob pertinaciam pietiſticam die Remotion angekündigt, und nach zwei Jahre lang geführten Proceſſe von dem Oberconſiſtorium in Dresden beſtätigt.

Er mußte alſo 1705. mit Frau und Kindern emigriren, fand aber in Halle bei dem berühmten Baron von Kanſtein Schutz. — Dieſer durch die Peterſenianer für ihn eingenommene wohlthätige Mann gab ihm freie Wohnung, unterſtüzte ihn mit Geld, und berief ihn auf eines ſeiner Güter in der alten Mark, Schönberg mit Nahmen, zum Predi-

Prediger, unter der Bedingung, ſich von ſeinen Meinungen nichts merken zu laſſen, welches er auch heilig gehalten hat. Er ſtarb daſelbſt 1738.

Einen ſolchen Vater hatte Damm, und von ihm hatte er ſonder Zweifel die Luſt geerbt, gleichfalls über theologiſche Lehren nachzudenken.

Er beſuchte die untern Klaſſen des halliſchen Waiſenhauſes, kam 1710. in die Stadtſchule zu Seehauſen, gieng aber das Jahr darauf wieder nach Halle. — Er genoß als Waiſenknabe eine Freiſtelle, und gieng alle Klaſſen durch. — Einer ſeiner Lehrer machte ihm Luſt die Mathematik zu lernen, rühmte ihm bereits Wolfen ungemein an. — Das verurſachte, daß er in der Folge Wolfens Schriften, Bilfingern und zum Theil auch den Cranzen fleißig laß. —

Im Jahre 1717. gieng er nach Halle auf die Univerſität, wo eben damals auſſer der entſezlichen Finſterniß theologiſcher Vokabeln und Säze, noch überdem die Theologie nach den Säzen des Abts Breithaupts gelernt werden ſollte, und überdem von einem Joachim Lange vorgetragen wurde. — Herr Damm las alſo mehr für ſich die theologiſchen Schriften eines Melanchthons, — Gerhards — Hollazens, eines Chemnitz und Buddeus, als daß er den finſtern und düſtern Lange hätte hören ſollen, und bauete ſich dadurch ein Syſtem, welches freilich kein anderes, als das der lutheriſchen Kirche war, dem er auch bis 1758. vollkommen getreu blieb.

Nach geendigten akademiſchen Jahren reiſete er nach Holland, und gedachte, wenn ihn ſein Va-

ter begünſtiget hätte, nach England zu kommen, um von da in irgend einer tauglichen Qualität nach Oſt = oder Weſtindien zu gehn. — Eben dieſer fehlgeſchlagene Plan nöthigte ihn zur Rükreiſe. Er mußte alſo, — (das gewöhnliche Schikſal der von der Univerſität zurükgekommenen Theologen) — in Kondition gehen. — Deren waren ſehr viele, die er verwaltete, — er unterrichtete auch einige Jahre lang im halliſchen Waiſenhauſe als Lehrer, und ward endlich 1730. Konrektor am köllniſchen Gymnaſium in Berlin, und 1743. Rektor.

Er blieb wie geſagt, der lutheriſchen Theologie bis 1758. getreu. —

Er hatte indeſſen das griechiſche Teſtament fleißig geleſen, ſorgfältig geprüft, — Gründe für und wider abgewogen, und fing endlich an, das neue Teſtament zu überſetzen. Er machte mit dem Evangeliſten Johannes den Anfang, ſezte mit dem Lukas, Matthäus und der Apoſtelgeſchichte fort, und endigte mit dem Markus. — Dieſe Ueberſetzungen wurden gedrukt, und damit kam er ins Geſchrei. —

Man forderte ihn aufs Oberkonſiſtorium, wo ihm die drei geiſtlichen Räthe Sack — Hecker und Sadewaſſer Vorſtellung thaten. — Seine mit dem Marquis D' Argens erlangte Bekanntſchaft, verurſachte indeſſen, daß ihm der König erlaubte, ſeine Arbeit druken zu laſſen. — Jene Geiſtliche waren ſehr beſcheiden gegen ihn, und dem Magiſtrat, der ihn frug, aus welcher Macht er den Matthäus druken ließ, wies er den

franzöſiſchen Brief des Marquis D'Argens, und damit hatte der Streit ein Ende.

Ein von dem Marquis erlaſſenes Schreiben, worinnen er des Königs Erlaubniß öffentlich versicherte, trug dazu bei, daß ſein Neues Teſtament öffentlich verkauft werden durfte. — In Leipzig konfiscirte man zwar eine große Anzahl Exemplare, welche jedoch auf Vorſtellung des preußiſchen Hofes wieder herausgegeben wurden.

Dies neue Teſtament, verſchafte ihm den Namen eines Kezers, — in welchem Rufe ihm die 1772. und 1773. herausgegebenen zwei kleinen Schriften über den hiſtoriſchen Glauben, und über die Religion noch ſchleuniger ſezten. Einer ſeiner Freunde, Herr B .... hatte ſchon 1769. beide in ſeiner Verwahrung, wollte aber erſt den zum Druk derſelben nöthigen Vorſchuß durch Beihülfe einiger ihm ergebener Freunde zuſammen bringen — welches in den genannten Jahren allermeiſt geſchahe. —

Im Jahre 1763. ward Herr Damm mit Beibehaltung ſeines Gehalts als Emeritus erklärt, und lebte ſeit der Zeit ruhig für ſich, und ſeine Familie, bis er 1779. in einem hohen Alter ſtarb.

Seine Meinungen haben einen großen Anhang gefunden. — Ich kann ihnen verſichern, daß Perſonen von ſehr hohem Range ihm zugethan ſind, und daß noch jezt dieſer alte als Kezer verſchriene Mann viele Gutthaten gröſtentheils aus unbekannten Händen erhält. Er hat von jeher in ſtrenges diätiſches Leben geführt, und dadurch

durch ſeine Geſundheit bis zu ſeinen gegenwärtigen hohen Lebensjahren gebracht.

Aus dem folgenden werden ſie ſeine theologiſchen Einſichten näher kennen und beurtheilen lernen. — Als Grieche hat er ſich durch ſein Lexikon einen großen Namen erworben, denn er mit allem Rechte noch jetzt trägt.

Hier iſt eine Quinteſſenz ſeines Syſtems, — ich ſetze voraus, daß ich es gehörig verſtanden habe. —

I) Die Erzählungen der Bibel ſind an vielen Orten eine lehrreiche Poeſie, die mit Vernunft ausgedeutet, keinesweges aber überall buchſtäblich angenommen werden muß.

II. Moſes war ein weiſer Heerführer, groſſer Geſetzgeber, und guter Morallehrer.

III. Seine Schriften ſind nur in ſo fern von Gott eingegeben, als ſie auf Gott führen, und von Gott reden.

IV. Moſes hat ſo wenig den Anfang oder das Alter des Weltbaues beſtimmen wollen und beſtimmen können, als wir dazu im Stande ſind. —

V. Die Geſchichte vom Falle der erſten Menſchen iſt weiter nichts als eine Erdichtung, und ſtellet die Verführungen des Menſchen zum Laſter durch ſinnliche Bewegungsgründe vor.

VI. Alle andre moſaiſchen Erzählungen haben etwas wahres, die Einkleidung aber iſt Gedicht.

VII. Das Buch Hiob iſt ein unvergleichliches Gedicht, gehört in Moſis Zeiten und hat mit Moſis Schriften einerlei erhabenen dichteriſchen Geiſt.

VIII. Die Bücher Samuels ſind jüdiſch-menſchliche Bücher, in denen in etwas hiſtoriſcher Wahrheit eine Menge unüberlegter Gedichte zuſammengeſetzt ſind.

IX. Alle im Buche Joſua angeführte Umſtände bei der Einführung ins Kananitiſche Land und der Einnehmung deſſelben ſind erdichtet. —

X. Die Pſalmen ſind ein Schatz voll herrlicher Betrachtungen, über die Eigenſchaften und Regierung Gottes, und über die Beſchaffenheit der Menſchen, auf der guten und böſen Seite, und voll Troſt und Hofnung auf Gott: nirgend aber iſt die geringſte Weiſſagung auf Künftiges darinne enthalten.

XI. Die Prophezeiung Daniels iſt ſo voll von übertriebenen Erzählungen und von abergläubiſchen Geſchichten, daß er eher Schaden als Vortheil mit ſeinem Buche geſtiftet hat. — Die andern Propheten gehen uns beinahe gar nichts an. Das Wahre und Lehrhafte können wir näher haben! das Hiſtoriſche iſt in ſolcher Finſterniß eingehüllet, daß es ſchwer, wo nicht gar unmöglich, zu entwikeln iſt. Man wendet ſeine Zeit immer nützlicher an auf Leſung einer jeden mit Vernunft geſchriebenen pragmatiſchen Geſchichte, als ſolcher hebräiſchen Propheten. —

XII. Alle Bücher des alten Teſtaments ſind menſchliche Schriften. Sie machen keine Wahrheit, ſondern in ſofern ſie Wahrheit in ſich haben, zeugen ſie mit von derſelben, ſo wie alle andre gute menſchliche Bücher. Man kann ſich nirgend auf dieſelben der geſunden Vernunft zum Troz berufen; vielmehr die geſunde Vernunft iſt der Richter und Beurtheiler — in wie ferne ſie Wahrheit und Göttliches enthalten.

Daher fällt das beſchrienne kanoniſche Anſehen von ſelbſt weg.

XIII. Die hiſtoriſchen Bücher des neuen Teſtaments ſind nach der Art der alten jüdiſchen Welt abgefaſſet, da hiſtoriſche Wahrheiten und erdichtete Umſtände unter einander gemengt ſind.

XIV. Jeſus iſt ein Sohn Gottes, das iſt, ein recht göttlicher guter Menſch in ſeinem Lebenswandel und in ſeiner Lehre. Er iſt im Mutterleibe auſſerordentlich empfangen, das iſt, ſeiner Seele ſind auſſerordentlich groſſe Gaben der Einſicht, des Verſtandes, der Reinigkeit des Willens vor unzählig andern Menſchen mitgetheilet worden. Denn wer groß an Weisheit und Thaten werden ſoll, der muß die Anlage dazu mit auf die Welt bringen; ſonſt wird nicht viel beſonders aus ihm werden. Er war mit Gott vereinigt, das iſt, die gute Regierung Gottes, die es väterlich mit den Menſchen meinet, wollte durch ihn ein recht göttliches Werk anlegen; — nämlich, die wahre allgemeine, einfäl-

tige und einzig heilſame Religion, die auch durch die Vernunft von jedermann daſür, was ſie iſt, erkannt werden kann, unter den Menſchen, anſtatt aller abergläubiſchen Gottesdienſte, bekannt zu machen, zu empfehlen und zu autoriſiren.

XV. Die Lehre Jeſu iſt die Lehre der Vernunft, der menſchlichen Natur, und der menſchlichen Glükſeeligkeit im einzelnen und im geſellſchaftlichen Leben. Es iſt die geſunde Lehre, die damahls unter einem Schutt von allerheiligſten Gebräuchen verdekt lag, die nur gar wenige ſahen, niemand ſie aber gegen den Tand der Gebräuche hervorziehen und zu behaupten das Herz hatte, und deren Hervorziehung Jeſu und ſeinen Boten das Leben gekoſtet hat. — Es iſt die Lehre, die beſtändig und noch jetzt den unwiſſenden und ſinnlichen Menſchen nicht angenehm genug gemacht, und nicht deutlich genug empfohlen werden kann, denn iſt es eine Lehre, die der Mühe werth iſt.

XVI. Maria iſt eine geprieſene Mutter des gröſſeſten und wahrhafteſten Religionslehrers. Dies iſt ihre einzige wahre Ehre. Sie war eine Ehefrau des Joſephs.

XVII. Die chriſtliche Religion iſt weder auf Wunder, und eben ſo wenig auf Weiſſagungen, die alle beide vielem Zweifel und ungewiſſen Deutungen unterworfen ſind, ſondern lediglich auf die einleuchtende geſunde moraliſche Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel erbauet.

XVIII. Einige Fälle ausgenommen, da natürliche eingegebene oder äuſſerlich gebrauch

brauchte Mittel ein Uebel haben vertreiben können, — ſo ſind die übrigen erzählten Wunderwerke nichts anders als allegoriſche Erzählungen, die einen geheimen Verſtand in ſich haben, und nicht buchſtäblich angenommen werden müſſen. Es läſſet ſich mancherlei Lehre und Troſt in dieſen Erzählungen wahrnehmen, ſie konnten auch, wenn ſie buchſtäblich genommen wurden, in den damahligen Zeiten und bei den damahligen Juden gute Dienſte thun, in unſern Zeiten iſt hingegen der buchſtäbliche Verſtand nicht nur nicht anzunehmen, ſondern mehr verwerflich.

XIX. Der Verſöhnungstod Jeſu iſt ein Unding.

XX. Jeſus iſt nicht wirklich todt geweſen, ſondern hat ſich nur in einer dem Tode ähnlich ſcheinenden Ohnmacht befunden. Er konnte nicht todt geweſen ſeyn, da er nur ſechs Stunden, und nicht einmahl ſo lange, am Kreuz gehangen hat. Er ward nachher aus dem Grabe, in das er gelegt wurde, wieder herausgenommen, geheilet und erquikt, — und entfernte ſich hernach weit aus dem daſigen Lande, da ſeine Perſon, zur Fortſetzung ſeiner guten Religionsſache mehr ſchädlich als nützlich war. — Eben ſo wenig iſt er wirklich gen Himmel gefahren.

XXI. Die ſogenannte Eingebung am Pfingſttage gieng ganz natürlich zu, und es braucht hier keinesweges ein Wunderwerk angenommen zu werden.

XXII. Es giebt keine geoffenbarte Religion.— Die natürliche iſt die einzige, die dieſen Namen verdient.

XXIII. In der ächten chriſtlichen Lehre giebt es keine Geheimniſſe. —

XXIV. Die Hauptſache in der chriſtlichen Religion iſt die Moral.— Je mehr man die philoſophiſche Moral und das philoſophiſche Recht der Natur inne hat,—. deſto beſſer ſieht man die Nothwendigkeit, die Heilſamkeit, und den eigentlichen Sinn der praktiſchen Gebote Jeſu ein.

XXV. Es läſſet ſich keine Inſpiration, noch weniger eine wörtliche Eingebung gedenken. Es finden ſich ſogar in dem Neuen Teſtamente viele Mängel und Unvollkommenheiten, die unmöglich von einem alles eingebenden Geiſte können offenbahret worden ſeyn.

XXVI. Die Lehre von der Dreieinigkeit iſt nicht nur falſch, ſondern hat auch vielen Schaden geſtiftet.

XXVII. Es giebt keine Engel. Wenn die heilige Schrift ihrer erwähnt, ſo iſt dieſer Name entweder ein Bildwort von göttlichen Regierungs- und Machtmitteln in Anſehung der Menſchen, oder es bedeutet gewiſſe Menſchen, oder es iſt ſchlechthin ein dichteriſches Wort.

XXVIII. Es giebt auch keinen Teufel. Der Name böſe Engel bedeutet in der Schrift die Bosheit der Menſchen untereinander, die Wuth böſer Menſchen, zuweilen auch gräß-

gräßliche oder ungewöhnliche Kankheiten oder ſchwere Zufälle.

XXIX. Das Ebenbild Gottes beſtehet in dem weſentlichen Vermögen unſrer Seele, Dinge zu erkennen, zu beurtheilen, das Beſſere dem itzt ſchlechtern vorzuziehn. Dies haben die Menſchen alſo nicht verlohren.

XXX. Die Erbſünde iſt nichts anders, als die dem Weſen der Menſchen auf Erden nothwendig anhangende, ſehr nahe Möglichkeit, auf Böſes und Fehlerhaftes zu gerathen.

XXXI. Die Taufe iſt ein vielbedeutendes Aufnahmzeichen in die Gemeinſchaft derer, die der Lehre Jeſu in ihren Geſinnungen und Handlungen nachleben zu wollen, öffentlich bekennen.

XXXII. Das heilige Abendmahl iſt uns ein Gedächtnißzeichen, dabey wir uns der Heilſamkeit Jeſu und ſeiner Lehre in Sachen der Religion dankbarlich erinnern, an das Hauptgebot Jeſu von der Liebe des Nächſten denken, und uns ermuntern, die Lehre Jeſu aufmerkſam auszuüben. —

XXXIII. Die Auferſtehung der Todten iſt eine Bildrede, die in der That nichts anders ſagen will, als, der Menſch ſtirbt zwar, aber er verſchwindet deßhalb nicht gänzlich, ſondern er hat ein anders Leben zu gewarten, in welchem er ſich und ſeines vorigen Zuſtandes bewuſt ſeyn wird. — Der Anfang dieſer neuen Lebensperiode nach dem Tode, und die Beſchaffenheit derſelben weiß niemand.

XXXIV. Das jüngſte Gericht wird nicht ſo ſeyn, wie es die Bibel vorſtellt, denn dies

ſind nur bildliche Redensarten, ſondern es wird darinn beſtehen, daß Gott in einem künftigen Leben den Menſchen mit Wohlgefallen oder mit Misfallen anſehen wird, je nachdem er der Lehre Jeſu gemäß zu denken, oder zu thun ſich beflisſen hat. —

XXXV. Der groſſe Weltbau wird nicht vergehen, unſere Erde auch nie gänzlich.

XXXVI. Das künftige Leben wird eine unverhinderte und vollſtändigere Fortſetzung der bereits hier erlangten Seeligkeit ſeyn. — Dieſe Seeligkeit beſteht aber blos darinnen, daß wir unſere Seele in einen immer beſſern Zuſtand zu ſetzen bemüht ſind, und in demſelben immer zunehmen.

XXXVII. Die Strafen der Gottloſen in jenem Leben werden einmal ein Ende haben.

XXXVIII. Der geiſtliche Stand in der ſichtbaren Kirche iſt unentbehrlich.

XXXIX. Der Eheſtand iſt ein vom Schöpfer verordneter Stand.

XL. Die Bündigkeit oder Gültigkeit dieſes Standes rührt nicht von der ſogenannten Einſeegnung oder Trauung, ſondern von dem einander auf gutes Gewiſſen gegebne Worte und Verſprechen her. — Die Ehe kann wieder getrennet werden, ſobald der eine Theil, oder gar beide Theile wegen wichtiger Urſachen ſagen, daß ſie an ihr gegebnes Wort fernerhin nicht gebunden ſeyn können.

4. Die Quaker.

In England und Amerika finden ſich noch viele Quaker. Man hat ihnen die Eidesleiſtungen erlaſſen, und ſie haben nunmehr mehr bürgerliche Freiheit erlangt. Dadurch aber haben ſie ſich in England nicht wenig Feinde zugezogen, daß ſie den Gebrauch der Waffen beſtändig verworfen und ſich geweigert haben, den in den Geſezen beſtimmten Abtrag an die Geiſtlichen zu entrichten. In den Niederlanden hingegen hat ſich ihre Anzahl ſehr vermindert. Auch ſind ſie von ihrer unruhigen Schwärmerei und von einem Theile ihres Enthuſiasmus ſehr zurükgekommen. Unter ihnen giebts jezt keine Propheten mehr, und man weiße nicht gewiß, ob ſie von dem innerlichen Lichte noch ſo denken, wie ihr ehemahliger Stifter Fox. So viel iſt indeſſen gewiß, daß ihre Religion ſich dem Naturalismus noch mehr genähert hat. An Lehrern, die uns mit ihren Meinungen bekannt gemacht und ſie vertheidigt haben, hat es ihnen übrigens nicht gefehlt. Benjamin Holm ſchrieb den deutſch überſezten ernſtlichen Ruf an alles Volk, ſich zu dem Geiſt Chriſti in ihnen zu bekehren, und Gottl. Friedrich Gude, ein Lutheraner, widerlegte ihn. Er ward aber durch den Joſias Beſſe, von ſeiner Partei vertheidigt, den Gude ebenfalls widerlegte. Joſias Martin, der ſich durch mehr Witz und Gelehrſamkeit auszeichnet, vertheidigte ſein Volk gegen die Beſchuldigungen des Hr. von Voltaire, gegen ihn aber ſchrieb C. E. Weismann. Die Geſchichte der Quaker hat Wilh. Shewel beſonders gut geſchrieben. Quaker;

5. Die

5. Die Schwenkfelder.

Schwenkfelder. In den neuern Zeiten iſt dieſe Sekte von neuen bekannt geworden. Viele davon haben ſich, beſonders in Schleſien, gefunden. Hier muſten ſie unter der öſterreichſchen Regierung viel von den Jeſuiten ausſtehen. Im Jahr 1718. forderte man ihnen erſt ein Glaubensbekenntniß und nachher ihre Bücher ab. Hierauf wurden zween Miſſionarien Joh. Milanus und Carl Regent an ſie abgeſchikt. Dieſe zogen ſie theils durch große Verſprechungen, theils aber durch Drohungen und Gewalt an ſich. Um aller Gefahr auszuweichen, giengen damals viele zu unſerer Kirche über, noch mehrere aber begaben ſich nach Amerika und ſtifteten in Penſylvanien neue Gemeinen. Zwar ſuchte der Graf von Zinzendorf ſie dort mit ſeiner Gemeine zu vereinigen; allein ſie hatten keine Neigung dazu. Nachdem aber der König von Preuſſen Friedrich II. Schleſien erobert hatte, machte er ein Edikt bekannt, worinn den Schwenkfeldern, die in Schleſien wohnten, oder aber ſich wieder einfinden wollten, königlicher Schutz und beſondere Freiheiten verſprochen wurden. Seit dieſer Zeit haben ſie verſchiedene Gemeinen errichtet. Adam Röpke, Prediger zu Walmow erklärte auch des Königs Willen als eine förmliche Erlaubniß, Schwenkfelds Irrthümer weiter auszubreiten. Er vertheidigte ſie daher nicht nur in der Stille, ſondern auch öffentlich in Schriften, und vermehrte ſie mit Dippels Meinungen, mit dem er ehedem vertraut umgegangen war. Es erſchien von ihm eine hiſtoriſche Nachricht von dem vor zweihundert Jahren berühmten verrufenen ſchleſiſchen Edelmann Caſpar

Schwenk-

Schwenkfeld von Oſſing 1745. nebſt andern Schriften. Jtzmann widerſezte ſich ihm aber. Er ward auch vor das Conſiſtorium zu Berlin gefordert und muſte einen Revers darüber ausſtellen, daß er künftig nichts mehr ohne Cenſur wolle druken laſſen.

6. Die Collegianten.

Collegianten.

Diejenigen irren, welche die Collegiantengemeine zu einer Partei der Anabaptiſten machen. Sie hat vielmehr ihren Urſprung von den arminianiſchen Unruhen. Jhre Stifter ſind drei Brüder van der Rodde, unſtudierte Leute und Feinde von allen Streitigkeiten. Sie beſteht daher auch aus Leuten von allerlei Religionen, und jedermann, der die Göttlichkeit der heiligen Schrift anerkennt, und ſich darnach zu leben bemüht, hat den Zutritt dazu, er mag übrigens von Chriſto und andern Dingen rechte Begriffe haben oder nicht. Dieſe Leute leben zerſtreut in den Städten und Fleken von Holland und Friesland. Alle Sonntage und Mittwoche halten ſie Zuſammenkünfte, die ſie Collegia nennen. Jn denſelben iſt es, weil ſie keine ordentlichen Lehrer dulden, einer jeden Mannsperſon erlaubt, über einen aus dem neuen Teſtament aufgegebenen Spruch einen Vortrag zu halten.

Die holländiſchen Collegianten ſind jedoch noch etwas von den gröningſchen verſchieden. Jene kommen jährlich nach Rheinsburg, und genieſſen daſelbſt das heilige Abendmahl, wovon ſie auch Ungetaufte nicht ausſchlieſſen. Wer da will, läßt ſich durch Untertauchen unter das Waſſer taufen. Ehedem pflegten die Glieder, ihren Vorſchriften gemäß, keinen andern Zuſammenkünften beizuwohnen;

nen; jetzt aber ſteht es einem jeden frei, und dieſe Freiheit iſt auch die Urſache, daß die Socinianer ſich in ihren Schutz begeben. Die gröningiſchen Collegianten halten ihre Zuſammenkünfte zu Leuwarden. Sie haben ihre Aufſeher, Aelteſten und Diakonen. Dieſe müſſen in der Lehre und im Leben gute Vorbilder ſeyn, und dahin ſehen, daß die Anordnungen der Gemeine erhalten werden. Sie müſſen auch die Brüderſchaft zuſammenrufen, die gemeinen Gelder empfangen, berechnen, und nach den Befehlen der Brüderſchaft anwenden. Doch haben ſie kein beſonders Lehramt, ſondern dürfen nur, wie jeder andere, öffentlich ſprechen. Dieſe Gröninger haben zwar kein beſonders Glaubensbekenntniß, doch behauptete einer ihrer Aufſeher in einer Verantwortung zum Beſten ſeiner Brüder, daß man Socins und ſeiner Anhänger Lehren für ſchwere Irrthümer in ſeiner Gemeine halte; und daß man einen Menſchen, den ſie angenommen haben, nur ſo lange, als man ihn davon zu befreien Hofnung haben könne, dulden würde.

7. Die Inſpirirten.

Inſpirirte oder Begeiſterte.

Dieſe Sekte iſt am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Senniſchen Gebirgen in Lonquedoc unter den Hugonotten entſtanden. Als nemlich Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob und die Hugonotten verfolgt wurden, ſo geriethen viele aus Mangel des Unterrichts und der Prediger in Unwiſſenheit, aus dieſer in Schwärmerei und wohl gar in einen groben Enthuſiasmus. Sie widerſetzten ſich der Verfolgung mit Gewalt, ergriffen zur Wiedererlangung der Religionsfreiheit die Waffen und bekamen den Spotnamen Camiſards. Einige unter ihnen, beſonders

ders Frauensperſonen, rühmten ſich unmittelbarer göttlicher Offenbarungen und Eingebungen, die die Aufmunterung der Verfolgten zum Zwek hatten. Die Anführer der Camiſards, gröſtentheils Bauren und geringe Leute, brauchten auch die Reden dieſer neuen Propheten dazu, um ihren Befehlen deſto mehr Gewicht zu verſchaffen. Weil nun ihre Unternehungen gewöhnlich glüklich abliefen, ſo ſchienen jene göttliche Eingebungen dadurch beſtätigt zu werden. Endlich ſahe ſich Ludwig XIV. ſogar genöthigt, mit dem Cavalier, ihrem vornehmſten Befehlshaber, einen Vergleich zu ſchlieſſen. Er errichtete einige Regimenter von ihnen, welchen die Religionsfreiheit oder bei ihrer Abdankung ein ſichrer Abzug aus dem Lande verſtattet werden ſollte.

Cavalier, **Elias**, **Maron** und andre, welche Anführer geweſen waren, trauten dieſem Verſprechen nicht, ſondern giengen 1706 mit einem groſſen Anhange nach England, um daſelbſt Beiſtand zu ſuchen. Auf vorgegebene Eingebung des heiligen Geiſtes fiengen ſie an zur Buſſe zu ermahnen, und allgemeine Kriege durch ganz Europa zu weiſſagen. Die Sache machte unterm Pöbel viel Aufſehn. Das franzöſiſche Conſiſtorium zu **London** unterſuchte alles genau, es fand die Eingebungen des heiligen Geiſtes ungegründet, und wollte die Inſpirirten von der Gemeinſchaft der Kirche ausſchlieſſen. Ihre Weiſſagungen ſchwächten ihr Anſehn gar ſehr. Sie begiengen den Fehler, nur immer ſehr kurze Zeitbeſtimmungen anzunehmen. **Ludwig** XIV. ward unzähligemal der Tod auf Tag und Stunde geweiſſagt, zum Unglük aber überlebte er alles. Die Weiſſagungen nachher von andern Perſonen zu deuten, fiel ihnen nicht ein.

Um ihr Anſehn wieder herzuſtellen, machte ſich der engliſche Ritter **John Lacy** anheiſchig, den **D. Thomas Emes**, einen geweſenen Socinianer vom Tode aufzuweken. Unzähliche Menſchen verſammleten ſich ums Grab. **Emes** aber lag ſtille, und die Zuſchauer ſchlugen ein lautes Gelächter auf. **Marons** Ausrede, als wenn der heilige Geiſt es nicht länger erlaube, den ſündigen Engländern, die ſich nicht wollten beſſern laſſen, zu predigen, machte wenig Eindruk.

Da ſie allenthalben der Gegenſtand des Spotts waren, ſo giengen ſie 1710 über Holland nach **Berlin**, wo ſie Anhänger fanden, aber doch bald weiter gehen mußten. Sie durchzogen ganz Deutſchland, droheten hin und wieder Unglück, ſiegiengen ſogar nach Schweden, kamen aber 1713 nach Halle, wo ſie Anhänger bekamen, die von eben dem Geiſte getrieben ſeyn wollten. Allein auch hier mußten ſie fort, worauf ſie nach **Ungarn** und **Konſtantinopel**, und endlich nach **Italien** und **Rom** giengen.

In **Rom** verkündigten ſie einen nach ſechs Tagen erwartenden Untergang. Endlich kehrten ſie nach England zurük und machten ihren Eingebungen ein Ende.

Indeſſen in Deutſchland hatten ſie ziemlich viele Leute angeſtekt. Sonderlich fanden ſich dergleichen in Halle, wo Bürger, und ſogar Studenten, beſonders aber Frauenzimmer damit befallen waren, die ſich von da nach **Berlin** und in andern Gegenden der Kuhrmark ausbreiteten. Aber auch dieſe Neuinſpiritten mußten wieder fort. Endlich nach mancherlei Umzügen, ſetzten

ſie ſich zu Himbach, Büdingen, Berleburg und fiengen 1739 an, ihr Inſpiritdiarium heraus- zugeben. Der Vornehmſte unter ihnen war der Sattler Joh. Fr. Rock. Er war der Lehrer und der Prophet dieſer Sekte. Im Jahr 1719 gab er ſeine Weiſſagungen heraus.

Der vornehmſte Lehrſatz der Inſpirirten war, daß mit ihnen die dritte göttliche Haußhaltung des Gnadenreichs unter dem heiligen Geiſt angehe, welche auf die Haußhaltung des Sohnes folge; daß der eigentliche Karakter derſelben die allgemeine Gabe der Weiſſagung ſei, und daß durch dieſelbe eine allgemeine Verbeſſerung der Kirche erfolgen werde.

7. Buttleriſche Sekte.

Die Buttleriſche Sekte hatte es beſonders mit der heiligen Dreieinigkeit zu thun. Die buttleriſche oder wizenſteiniſche Rotte iſt 1705 bekannt geworden. Zu dieſer Parthei gehörten Juſtus Gottfried Winter von Eſchwege, Joh. George Appenfelder von Schleuſingen aus Franken, Eva Margaretha Jean de Veſias fürſtl. eiſenach. Pagen Hofmeiſters Ehefrau, eine gebohrne von Buttler, und Anna Sidonin von Calenberg von Finſterſee aus Heſſen bei Kaſſel. Winter gab ſich für Gott den Vater, Appenfelder für Gott den Sohn, und Eva Margaretha für Gott den heiligen Geiſt, für das neue Jeruſalem und unſer aller Mutter aus. Sie ſagten auch, daß die drei gött- Buttleriſche Sekte.

lichen Perſonen von ihnen ſichtbarlich aus- und eingiengen, die Eva die Thüre ſolches Aus- und Eingehens wäre, und ihre Naturen dergeſtalt mit der Gottheit vereinigt wären, daß ſie zuſammen einen Gott und Chriſtum machten, daher ihre Naturen auch als göttlich verehrt werden müßten. Die Eva ſuchte daher beſonders die Mannsperſonen zu bereden, daß wer mit ihr, als mit einem ganz heiligen Fleiſch ſich vermiſchen würde, von aller Vermiſchung des Hurenteufels ins künftige befreit bleiben, und wiedergebohren werden würde. Sie meinte auch, ſie ſei der Teich Bethesda, in welchen alle geiſtlich Kranke ſteigen müßten, wenn ſie erſtlich von einem Engel Gottes beweget würden; wer ſich mit ihr vermiſche, der thue es mit Chriſto, ſie ſei das mit Sonne bekleidete Frauenzimmer; es könnten ſich auch Eltern und Kinder in Chriſto vermiſchen; Simſon habe ſeine Kraft durch die Huren bekommen; Loths That mit ſeinen Töchtern, und Judas mit Thamar ſei ein groſſes Glaubenswerk geweſen; den Sonntag und ganzen öffentlichen Gottesdienſt ſollte man abſchaffen. Sie lies ſich auch von ihren Anhängern auf einem Thron anbeten, welches Winter damit entſchuldigte: Sie betete Chriſtum in ſeinen Gliedern und Fleiſch an, im Himmel könnte ſie nicht ſteigen, alſo ſuchte ſie ihn, wo er ſich offenbarte. Einer ihrer Hauptlehrſäze war: Chriſtus ſei ein Spiegel der Sünde, er habe nicht nur alle unſere Sünde büßen, ſondern auch verüben müſſen, anders hätte er nicht Mitleiden mit unſrer Schwachheit haben können.

8. Ronsdorfſche Sekte.

Die Ronsdorfſche Sekte hatte mit dieſer Sekte viel ähnliches. Ihr Urheber war Elias Eller, Bürgermeiſter zu Ronsdorf, im Herzogthum Bergen. Dieſe Sekte dauerte von 1726 bis 1750. Er war ein Mann, der Talente genug hatte eine neue Sekte zu ſtiften. Unter dem Vorwande, eine Kirche zu bauen, brachte er viel Geld zuſammen. Er war dabei inſonderheit der Wolluſt und dem Müßiggange ſehr ergeben, und nahm bei Lebzeiten ſeines Eheweibes, die er für eine Teufelin ausgab, ein junges Mädgen zu ſich, die er, nach dem Tode derſelben, heirathete, und von der er vorgab, daß ſie göttliche Reden hätte; daß der Herr mit ihr mit ſo deutlicher und klarer Stimme, wie ein Mann mit ſeinem Freunde rede; daß ſie das Weib mit der Sonne bekleidet wäre, Offenb. Joh. 21. daß er, Eller, und ſie die zwei Zeugen, wären. Offenb. Joh. 11. daß ſie die Braut Chriſti und Zions Mutter ſei. Als er mit dieſer zweiten Frau 4 Kinder gezeugt, ſo gab er vor, daß ſie unmittelbar von Gott gezeugt wären, und insbeſondere ſagte er von ſeinem Söhnlein, das Benjamin genennet worden, es ſollte der Heyland der Welt Chriſtus ſelber ſeyn, der zum zweitenmal im Fleiſch erſchienen; und weil Chriſtus aus dem Stamm Juda mußte gebohren werden, ſo prädentirte Eller ſammt ſeiner Frauen aus dem Stamm Juda her zu ſeyn, welchen der Herr bis auf dieſe Stunde unbeflekt bewahrt hätte. Nach dem Tode ſeiner Frauen wollte er für eine Perſon gehalten ſeyn, woran der Herr ſich offenbarte. Er ſtellte zum öftern ſo betitelte Liebes- Ronsdorfſche Sekte.

mahlzeiten an, dabei es ſehr leichtfertig und lüderlich zugieng. Seine Anhänger, darunter ſich auch einige Prediger des Orts befunden, waren in drei Klaſſen getheilt: die in der erſten Klaſſe hieſſen die im Vorhof; die in der zweiten wurden die an der Schwelle genennet, und die in der dritten hatten den Nahmen der im Tempel Gehörigen und Geſchenkten. Sie gaben vor, daß kein Gebet, als durch Ellern und ſeine Frau erhört werde, daher ſie ihr Angeſicht nach dem Hauſe derſelben wendeten. Sie trieben mit Gottes Wort einen Spott, und hatten das zu ihrer Hauptregel, daß ihnen, als Kindern Gottes, in den letzten Tagen alles frei ſtünde. Anno 1750 wurde die Bosheit dieſer abſcheulichen Rotte von einem reformirten Candidaten Theologiä aufgedeckt, worauf alsdenn eine Unterſuchung angeſtellt, und die ganze Sekte zerſtreuet worden. Eller ſtarb 1750.

9. Brüggler Sekte.

Brüggler Sekte.

Eine Sekte, die zu Brüklen oder Brügglen in der Schweiz von drei armen und gemeinen Bauersleuten geſtiftet worden, nämlich von Hieronymo Kohler und deſſen Bruder Chriſtian Kohler, welche von Brüklen aus dem Kirchſpiele Riggisberg des berneriſchen Oberlandes gebürtig, wie auch von einer Weibsperſon Elſi Kieſzlingen, die nicht weit von jenen Kohlern ihre Heimath gehabt. Ihre erſte Bewegung geſchahe 1736 da ſie anfänglich durch ihr äuſſerlich gutes Bezeigen, durch fleißige Verrichtung des Gebets und Ver-

mah-

mahnungen zur Gottſeligkeit, es dahin brachten, daß viele Leute an daſigem Orte nicht nur zu ihnen ſich hielten, und ihnen auch durch viele Gutthaten reichlichen Unterhalt verſchaften, ſondern auch ihnen in angeſtellten Verſammlungen zu lehren geſtatteten. Dieſe neue Lehrer gaben ſich hernach alsbald für Bothen Gottes aus, und daß ſie (die Kohler) die beiden Zeugen aus der Offenbahrung wären. Sie zogen die Leute von dem öffentlichen Gottesdienſte ab, redeten Läſterworte wider den obrigkeitlichen und geiſtlichen Stand, beſtimmten den jüngſten Tag, dadurch ſie viele bewegten, ihre Berufsarbeit einzuſtellen, und verfielen endlich gar in die alte Schwärmerei; was nur ein Wiegebohrner thäte, wäre nicht Sünde. Die Kießlingen lebte ihrem Vorgeben nach, ohne Speiſe und Trank, und rühmte ſich unmittelbarer Offenbarungen Gottes. Und die Kohler bedienten ſich ihrer Offenbahrungen, ſo wohl ihre Anhänger in Aberglauben zu ſtürzen, als auch unerlaubte Wolluſt zu practiciren. Wegen dieſes Unweſens wurden die Kohler aus dem Lande verwieſen. Sie waren aber ungehorſam. Sie kamen heimlich und ſtärkten ihre Jünger. Sie funden inſonderheit Anhang in der benachbarten Stadt Biel, daß viele mit dieſen Kohlern in den Wirthshäuſern herumzogen, zu der Zeit, wenn andre Leute in der Kirche waren, ſchmauſeten und tanzten, und dabei von Gott, ſeinem Worte, den Sacramenten und Gebräuchen der Chriſten ſehr ärgerlich und läſterlich redeten. Endlich ward Hieronymus Kohler in Verhaft gebracht, und am 16 Jan. 1753 zu Bern erwürget und verbrannt, weil er, beſage des publicirten Todesurtheils, auſſer andern ausgeübten Bosheiten, ſich an dem allerhöchſten We-

ſen, und der Majeſtät Gottes ſelbſt vergriffen, und deſſen allerheiligſten Namen, auf eine unerhörte Weiſe zu läſtern ſich vermeſſen hat. Einige ſeiner Anhänger haben nach ſeinem Tode vorgegeben, daß ſein Geiſt unter ihnen wäre, und noch Wunder thun würde. Sein Bruder Chriſtian hat ſich nach der Zeit geheim gehalten. Einer der wichtigſten kohlleriſchen Jünger war Joh. Sahli von Biel, der wegen ſeines aufrühriſchen Bezeigens landflüchtig werden müſſen, und der in ſeiner Abweſenheit von der Obrigkeit zum Schwerd verurtheilet worden.

10. Gichtelianer.

Gichtelianer

Johann Georg Gichtel war 1638 zu Regensburg geboren, hatte Jura ſtudirt, und prakticirte nachher beim Kammergericht in Speyer. Da er in ſeinem zwölften Jahr in der Bibel las, daß Moſes und andere mit Gott geredt hatten, ſo bekam er Luſt, auch dieſe Ehre zu genieſſen. Im Jahr 1664 kam er auf die Gedanken, nach Indien zu gehen, und die Heyden zu bekehren. Es unterblieb aber ſolches, und Gichtel reiſete nur nach Holland, und ward daſelbſt mit Brecklingen bekannt. Er kam hierauf wieder nach Regensburg, als er aber daſelbſt alles ſowohl im geiſtlichen als weltlichen Stande reformiren wollte, wurde er ins Gefängniß geſezt und nach drei Monaten des Landes verwieſen. Er gieng wieder nach Holland und hielt ſich zu Zwoll bei Brecklingen auf. Weil er ſich dieſes Mannes öffentlich in

den

den Streitigkeiten annahm, die damals Breckling mit dem Conſiſtorium in Amſterdam hatte; ſo wurde er auch zu Zwoll in Verhaft genommen, am Pranger geſtellt, und gleichfalls des Landes verwieſen. Er gieng hierauf nach Amſterdam. Hier wollte er eine beſondere Erleuchtung wegen der Feuertaufe gehabt haben, da ſeine Seele aus dem ganzen Leibe, gleich einer flammenden runden Kugel zuſammengerollet, und in ein feuriges Meer getaucht worden, welches alſo fünf Tage nach einander geſchehen ſei, und etwa jedesmal ein Vater unſer lang gedauert habe. Imgleichen gab er vor, daß ſich die himmliſche Jungfrau Sophia im Seelenfeuer ihm offenbaret, und rühmte ſich, er ſei etlichemal im dritten Himmel entzükt worden, da er Gott von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, und mit ihm geredet; er habe auch einen ſeiner Wohlthäter, der ſich ſelbſt ums Leben gebracht, durch einen ſiebenjährigen ſtrengen Ernſt wieder aus dem hölliſchen Feuer erlöſet. Eigentlich war Gichtel ein Anhänger von Jacob Böhmen, deſſen Schriften er weit höher, als die Bibel achtete. Nach und nach aber zog er ſeine eigenen närriſchen Einfälle vor, und richtete eine beſondere Sekte an. An. 1710. iſt er zu Amſterdam geſtorben. Seine Anhänger, weil ſie ein engliſches Leben affectirten, wurden auch Engelsbrüder genennet. Sie redeten viel von einem ſo genannten melchiſedechiſchen Prieſterthum, deſſen Amt, nach Gichtels Meinung, darinn beſtehen ſoll, daß ein Menſch, vermöge einer beſondern Glaubensmagie, ſich und andere Menſchen mit Gott ausſöhnen könne, indem er durch ſein Gebeth und Kampf in das Allerheiligſte eingehe, und den Zorn Gottes ſammt der zeitlichen und ewigen Strafe aus-

tilge und in Liebe verwandele. Sie wollten ferner eine ſo genannte paradieſiſche Ehe eingeführt haben, da ein Menſch entweder gar nicht heyrathen, oder, wenn er ja in der Ehe lebe, ſolche jungfräulich führen, und eine beſtändige Enthaltung angeloben müſſe. Auch verlangten ſie eine gänzliche Enthaltung von aller leiblichen Arbeit und menſchlichen Geſchäften. Sie haben ſich nicht nur in Holland, ſondern auch in Deutſchland, ſonderlich in Berlin, Magdeburg, Quedlinburg, Altona und Nordhauſen eingefunden. Noch An. 1741 hat es zu Berlin Gichtelianer gegeben, unter denen ſich beſonders ein Korbmacher, Namens Joachim Heinr. Ulzen mit ſeinen fanatiſchen Schriften: Die köſtliche Perle und die goldne Schlußkette, bekannt gemacht.

II. Einige beſondere Schwärmer.

1. Dippel.

Dippel. Johann Conrad Dippel, ein Indifferentiſt und Erzſpötter der evangeliſchlutheriſchen Religion, der ſich in ſeinen Schriften Chriſtianum Demokritum zu nennen pflegte. Er war An. 1673. zu Frankenſtein im Heßiſchen gebohren. In ſeiner Jugend und in ſeinen Univerſitätsjahren, die er zu Gieſen und Straßburg zubrachte, war er ein rechtes Muſter eines laſterhaften Jünglings. Er wollte Medicin und Theologie ſtudiert haben, ſuchte in ſeiner Vaterſtadt Beförderung ins Predigtamt, und da er dieſelbe nicht ſogleich erhalten konnte, legte er ſich auf die Chemie, gieng

nach

nach Berlin, und verfertigte unterſchiedene Schriften, die ihn zu Berlin ins Gefängniß brachten.

Als er gegen Caution wieder los gekommen, gieng er nach Holland, woſelbſt er zu Amſterdam in der Medicin prakticirte. Nachgehends kam er nach Dännemark, und erhielt von dem Könige den Titel eines Canzelleiraths. Da aber ſeine Aufführung jedermann unerträglich, und ſo unbeſonnen war, daß er auch verſchiedne Vornehme ſehr ſchimpflich traktirte, und da er ſich deswegen nichts Gutes verſehen konnte, flüchtete er nach Hamburg. Doch auf königliche däniſche Requiſition wurde er ausgeliefert, und in Altona ſo lange gefänglich gehalten, bis ihn An. 1719. das Endurtheil publicirt wurde, welches darinn beſtunde, daß er erſtlich ſeines bisherigen Charakters verluſtig ſeyn, ſodann die öffentliche Verbrennung ſeiner Schriften durch den Scharfrichter ſelbſt mit anſehen ſollte. Als dieſes Urtheil war vollſtrekt worden, wurde er kreuzweiſe geſchloſſen nach Coppenhagen und von da nach der Inſel Bornholm abgeführet, alda in ewiger Gefangenſchaft zu büßen.

Hier brachte er aber nur 7 Jahre zu, indem er An. 1726. mit der Bedingung wieder losgelaſſen wurde, daß er das däniſche Territorium nicht wieder betreten ſollte, da er denn auf Begehren eines Kaufmanns, deſſen Tochter er kuriren ſollte, ſich nach Chriſtianſtadt verfügte. Man verlangte ihn hierauf wegen ſeiner gerühmten Wiſſenſchaft in der Medicin nach Stockholm, den König an

einer zugeſtoſſenen Maladie zu kuriren; und obwohl die Geiſtlichkeit bei dem damahligen Reichstage durch eine ſolenne Deputation bei dem Könige Anſuchung that, dieſen Religionsſpötter keinen Zutritt ins Reich zu geſtatten, ſo erhielt er doch die Freiheit, dahin zu kommen, und langte An. 1727. zu Stockholm an; mußte aber vermöge eines Reichsconcluſi zu Ende des gedachten Jahres ſich wieder fortmachen, worauf er nach Deutſchland gieng und endlich plötzlich dahin ſtarb, indem er am Oſtertage An. 1734. unvermuthet auf dem Schloſſe Wittgenſtein im Bette todt gefunden worden.

Seine Irrthümer, die er in ſeinen Schriften zu Tage gelegt, hat er ſelbſt in ſeinem Anno 1700. herausgegebenen ſummariſchen und aufrichtigen Glaubensbekenntniſſe, in 14 Artikeln zuſammengezogen. Hauptſächlich leugnete er, daß die heilige Schrift Gottes Wort und ein Mittel der Seeligkeit ſei, und wollte behaupten, daß im Chriſtenthume gar nichts mittelbarer weiſe geſchehe. Durch die 3 Perſonen in dem einigen göttlichen Weſen verſtund er drei unterſchiedene Würkungen, und wollte gleichwohl auch haben, daß der Vater gröſſer als der Sohn ſei. Die Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit Chriſti, nennte dieſer Mann einen Lügenſatz, ja gar eine erſchrekliche Erfindung des Teufels. Die Geſchöpfe beſchrieb er als Ausflüſſe von Gott. Er gab vor, die wahre Kirche ſei durch alle Secten zerſtreuet; die unmittelbaren Offenbarungen wären der heiligen Schrift vorzuziehn; die Kinder ſolle man nicht taufen; im heiligen Abend-

mahle

mahle ſei der Leib Chriſti nicht; Chriſtus ſei nicht an unſerer Statt geſtorben; der Menſch könne hier vollkommen werden; nur die Frömmigkeit allein, nicht aber die reine Lehre, mache die wahre Religion aus. Von der Beichte und Abſolution redete er auf das verächtlichſte, ingleichen von den ſymboliſchen Büchern der evangeliſchlutheriſchen Kirche.

2. Hochmann.

Ernſt Chriſtoph Hochmann von Hochenau. Ein Fanaticus, der beſage ſeines Glaubensbekenntniſſes, welches er ſelbſt An. 1703 herausgegeben, folgende Lehren auszubreiten ſuchte: daß die Kindertaufe keinen Grund habe; daß die Heiligung in dieſem Leben in ſo hohem Grade könne erlangt werden; daß gar keine Sünde in dem Menſchen mehr bleiben dürfe; daß bei Einſezung der Prediger die Obrigkeit nichts zu thun habe; daß eine Obrigkeit, die Chriſti Geiſt nicht habe, weiter nicht als heidniſche Regenten zu reſpectiren wären; daß die Verdammten auch einſten wiederbracht und erlöſet werden ſollen; daß Gott den Menſchen zuerſt männliches und weibliches Geſchlecht in einer Perſon erſchaffen habe; und daß es in der Welt fünferlei Arten der Ehe gebe, nemlich: Hochmann

1) Eine beſtialiſche, wobei die Copulation des Predigers nicht weiter nütze, als daß ſie Scortationem priuilegiatam mache.

2. Eine

2) Eine erbare, aber doch noch heidniſche und unreine, welche von Gott nicht weiter ſei, als daß er ſie zulaſſe.

3) Eine chriſtliche, welche gut ſei, aber keiner prieſterlichen Einſeegnung bedürfe.

4) Eine jungfräuliche, da Eheleute in einer beſtändigen Enthaltung mit einander leben.

5) Eine Ehe mit Chriſto dem keuſchen Lamme alleine; und dieſe Art der Ehe ſei die vollkommenſte, und werde den allerhöchſten Grad der Glorie im Reiche Chriſti erlangen.

Hochmann kam wegen ſeiner Irrthümer zu Halle im Arreſt, und wurde aus der Stadt endlich gar relegiert. Doch lies er davon nicht ab; ſondern An. 1702. ſuchte er ſeine Lehren vornämlich in der Grafſchaft Lippe auszubreiten, da er ſogar verſchiedene vornehme Standesperſonen an ſich brachte. Auch hier wurde er wegen ſeines Unfugs ins Gefängniß geſezt, und als er wieder auf freiem Fuß kam, und die Grafſchaft räumen muſte, begab er ſich mit ſeinen Anhängern nach Hannover, hielt daſelbſt ſo genannte Collegia pietatis, die aber gar bald wieder geſtöhrt wurden. Denn als bei einer Verſammlung ein großer Tumult entſtanden war, ſo kam Hochmann und ſeine Anhänger nicht nur in Arreſt, ſondern wurden auch aus dem Lande verwieſen.

An.

An. 1708. that ſich ein Anhang von ihm im Guttenſtädtiſchen hervor. An. 1711. kam er wieder nach Halle, und fand daſelbſt einigen Anhang. Er gieng mit vielen Leuten in der Juden Synagoge, und wollte da mit Gewalt predigen, ward aber darüber arretirt, und von 2 Gliedern des Leipziger Miniſterii auf gemachte Anſtalt des Dreßdniſchen Ober- und Leipziger Conſiſtorium informirt.

In den Punkten von dem geiſtlichen Prieſterthume, Taufe, heiligen Abendmahle, Predigtamt, der Ehe, der Kirche, dem öffentlichen Gottesdienſt, Obrigkeit, Krieg, Beichte und den Gnadenmitteln nahm er Information an, jedoch mit dem Zuſaze, der unheilige Prediger könne nicht eigentlich den heiligen Geiſt mittheilen, vor ſeine Perſon wiſſe er nicht mit gutem Gewiſſen im Kriege zu dienen, er bäte, man mögte bei ihm von den libris Symbolicis licis abſtrahiren. Die Wiederbringung der Verdammten wollte er nicht fahren laſſen. Auch verſprach er ſeine gedrukte Confeßion beſſer zu erklären, und zum Theil zu widerlegen, ingleichen das öffentliche Lehren zu unterlaſſen. Hierauf wurde er von der Churfürſtlichen Landesregierung dimittirt.

3. Tuchtfeld.

Vicktor Chriſtoph Tuchtfeld. Ein Fanaticus lebte zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Er war anfänglich Pfarrer im magdeburgiſchen, Tuchtfeld.

gischen,

giſchen, und verwaltete ſein Amt mit guter Erbauung. Als er aber von zwo Mädgen, die bei ihm dienten, und Erſcheinungen vorgaben, ſich bethören ließ, daß er ihrem Vorgeben Glauben beimaß, ſo gerieth er auf Schwärmerei, darüber er ſeines Amts entſezt wurde. Er ſchweifte nach der Zeit bald hie, bald da herum, und ſuchte ſeine Irrthümer, auf die er nach und nach gefallen, ſowohl mündlich als ſchriftlich auszubreiten. In ſeinen Schriften zeigte er ſich als einen Erzfanaticum. Denn er verwarf die äußerlichen Kirchenverſammlungen und die ſymboliſchen Bücher, er ſprach der Kindertaufe ihre Würkung ab, hielt Beichte und Abendmahl für Satzungen, darunter die Seelen gefangen gehalten würden, redete viel von einer unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott, hielt die Uebereinſtimmung unſerer Kräfte mit der göttlichen Natur und den äußerlichen Wandel darnach allein für die Gerechtigkeit, die vor Gott gelte, und wollte nichts von dem Verdienſte Chriſti wiſſen. Er gieng in ſeiner Meinung ſo weit, daß er ſich einen unmittelbaren Beruf beilegte, und ſo gut als die Apoſtel ſein wollte.

4. Heyn.

Heyn. Johann Heyn ein Sonderling, der viele paradoxe Meinungen zu vertheidigen ſuchte. Er war erſtlich ein Schulmann zu Halle, und auch zu Brandenburg, würde nachgehends Prediger zu

Netzen

Netzen bei Brandenburg, und hierauf Oberprediger bei Potsdam, wo er An. 1746. geſtorben iſt. Er gerieth bei Gelegenheit des An. 1742 erſchienenen Kometen auf die Gedanken, dem Whiſton Beifall zu geben, der ſchon zu Ausgange des vorigen Jahrhunderts vorgegeben, daß die allgemeine Sündfluth durch eine Annäherung eines Kometen entſtanden, und daß eben hierdurch die Erde einmal in Feuer werde verwandelt, und zu einem Wohnplatz der Heiligen verneuert werden. Er ſuchte alsbald dieſe Meinung des Whiſtons in Schriften zu behaupten, und gieng auch noch ſo weit, daß er ſeinen Kometen faſt durch die ganze heilige Schrift führte, um alle wichtige Begebenheiten daraus zu erklären, z. E. die Erſcheinung des Sterns der Weiſen, die bei dem Tode Jeſu geſchehene Sonnenfinſterniß, die groſſe Niederlage an 70000 Mann in dem aßyriſchen Feldlager ꝛc. Nebſt ſeiner Kometenmeinung legte er auch in ſeinen Schriften viele andere ſeltſame Gedanken zu Tage. Er läugnete nemlich die übernatürliche Kraft des göttlichen Worts, und wollte daher auch nicht zugeben, daß zur Bekehrung die Gnadenwürkung des heiligen Geiſtes nöthig wäre. Er gab vor, daß die Seele zwar unſterblich ſei, aber doch nach dem Tode des Leibes ſchlafe, und bei, oder in dem verſtorbnen Leibe, bis zur Auferſtehung, ſich noch aufhalte. Er glaubte eine doppelte Auferſtehung, eine beſondere und allgemeine. Die beſondere ſollte etwa tauſend Jahr vor der allgemeinen eintreffen, und zwar An. 1748. da, nach ſeiner Meinung, durch einen Kometen das Vorſpiel des jüngſten Gerichts geſchehen ſollte. Dieſe Auferſtehung

würde

würde nur ein Ausbund von Menſchen angehen, auch würde darauf das 1000 jährige Reich ſeinen Anfang nehmen, und die allgemeine Judenbekehrung zu Stande kommen. Es iſt Schade, daß er noch vor dem 1748 Jahre aus der Welt gegangen. Denn wenn er ſelbiges überlebet, würde er, wenn er ſich in ſeiner Meinung von der beſondern Auferſtehung betrogen geſehen, vielleicht ſeyn bewogen worden, in Vortragung ſeiner Gedanken behutſamer zu Werke zu gehen.

5. Tennhard.

Tennhard. Johann Tennhard, war aus Meiſſen gebürtig, und ein Peruquenmacher zu Nürnberg. Er gerieth auf den fanatiſchen Einfall, daß ihn Gott zu einen groſſen Reformator und unmittelbaren inſpirirten Mann auserſehn, der die verfallene Kirche wieder in erſten Stand bringen ſollte. Er gab in einer 1710 herausgegebenen Schrift vor, daß Gott ſeit An. 1707. mit ihm geredet, und unter andern zu ihm geſagt: Thue wohl an Zion, und baue die Mauern zu Jeruſalem. Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ich will dich zu einem groſſen Mann machen auf der Welt. In der gedachten An. 1710. von ihm herausgegebenen Schrift, die den Titel führt: Johann Tennhards Lebenslauf und Traktätlein an geiſtlichen Stand, hat er verſchiedene fanatiſche Irrthümer zu Tage gelegt, und inſonderheit den Fanaticus Hochmann als

einen

einen auserwählten Rüſtzeug Gottes geprieſen. Auſſer dieſer Schrift hat Tennhard auch geſchrieben: Worte Gottes, oder Warnungsſtimme; einen Brief an einen chriſtlichen Stadtmagiſtrat, und letzte Warnungsſtimme, in welchen allen der allergröbſte Fanaticismus enthalten iſt. Ob er übrigens gleich ſelbſt ein Peruquenmacher geweſen, ſo ſtritte er doch heftig wider den Gebrauch derſelben. Er gab auch vor, daß alle, die ſich Doctores und ehrwürdig nennen lieſſen, falſche Propheten wären.

6. Krahl.

Theodorus Krahl, ein Separatiſt. Er war ein Schuhmacher aus der Lauſitz gebürtig. Er hielt ſich in Frankfurth am Mayn, und nachgehends zu Büdingen auf. An. 1711. fieng er als ein Geſelle zu Frankfurth an, die Nächte hindurch ſo laut zu beten, daß die Nachbarn ſich beſchwerten, und die Prediger ihn zur Mäßigung ermahnen mußten. Hieran ärgerte er ſich ſeinem Vorgeben nach, dergeſtalt, daß er ſich von 1712. an der Kirche und Communion enthielte. Als Herr Joh. Friedr. Stark, Prediger zu Frankfurth 1720 ſeine erſte Hirtenſtimme, und An. 1730. ſeinen Hirtenruf wider die Separatiſten druken ließ, ſo antwortete dieſer Schuſter 1731 in einer Schrift: Antwort und Hofnungsſtimme eines armen Schäfleins auf den wohlgemeinten Zuruf der Hirtenſtimme. Und dieſe Antwort wurde An. 1732. von ihm fortgeſetzt, als Herr Stark dieſelbe vorher wiederlegt hatte. Krahl.

7. Sartorius.

Sartorius. Johann Ludwig Sartorius war ums Jahr 1743. ein Schulcollege bei der evangeliſchen Schule des Bethauſes zu Reichenbach in Schleſien. Auf Begehren wurde er ſeines Amts entlaſſen, und hernach auf Oberconſiſtorialbefehl durch zwei Commiſſiones examinirt, weil er ſich durch ſeine ſchmeichleriſche Art ſchon viel Anhänger gemacht hatte. Weil er auch einen Königl. preußiſchen Officier an ſich gezogen, der ſeine Charge in einem Schreiben an den König niedergeleget; iſt er, durch eine Königl. Cabinets-Ordre unter der Zuſage, keine preußiſche Grenzen mehr zu betreten, fortgeſchafet worden, da er denn durch Böhmen nach Sorau gegangen. Er hat einige Schriften edirt, darinnen er als ein Separatiſt nicht nur das öffentliche Predigtamt verwerflich zu machen ſuchet, ſondern auch die Gnadenmittel, des Worts und der heiligen Sacramente verachtet. Seine Schriften ſind:

1. Ein dreifaches Geſpräch im Reich der Sekten.
2. Offenherziges Glaubensbekenntniß der ſogenannten Separatiſten.
3. Ein Wort des Herrn an die ſämmtliche Geiſtlichkeit.

8. Kampf.

Theodor Kampf. Ein neuer Prophet, der 1741 bekannt worden. Er war ein Prediger auf dem Lande nicht weit von Osnabrük. Er ſetzte ſich allerhand prophetiſche Gedanken im Kopf, weiſſagete erſchrekliche Zorngerichte Gottes und bevorſtehende Verfolgungen, die ſein Vaterland in kurzem betreffen würden, und beredete ſeine Gemeine dahin, daß im gedachten Jahre gegen 60 Perſonen mit ihm in das Königreich Schweden flüchteten, und ſich zu Stockholm niederlieſſen, wo ſie wohl aufgenommen wurden, weil ſie einen ganz ordentlichen Wandel führten. Dieſe Leute waren nicht zu bewegen, wieder in ihr Vaterland zurük zu kehren, weil ſie Herr Kampf, ihr Prediger, ganz zu ſeinen Gehorſam eingenommen hatte. Endlich zogen dieſelben mit ihm Anno 1743. ganz unvermuthet wieder von Stockholm nach Wollgaſt ab, und wandten ſich nach Cüſtrin, um daſelbſt zu wohnen, und ihrer Meinung nach, die Worte des Propheten Jeſ. XXXIII, 20. 21. Schaue Zion die Stadt unſers Stifts ꝛc. an ſich erfüllt zu ſehen. Hier entdekte Herr Kampf Anno 1743. der Welt ſeine prophetiſchen Einfälle in der Schrifterklärung des zwanzigſten Capitels der heiligen Offenbarung St. Johannis, Kraft welcher das in Gog und Magog von ſeinem Volk, zumahl in Deutſchland angedrohete erſchrekliche Zorngerichte demſelben nahe bevorſtehet. Es folgte derſelben Anno 1744. eine andre unter dem Titel: Erklärung Kampf.

klärung des funfzehnten und ſechzehnten Capitels der heiligen Offenbarung Johannis ꝛc. Nach ſeiner Meinung, ſollte dieſe ſchrecklich Weiſſagung 1744 erfüllet werden. Der Ausgang hat gewieſen, daß Herr Kampf in ſeinen Einfällen geirret.

Ende des zweiten und leztern Bandes.

Ulrich, Johann Heinrich Friedrich, 1751-1798

Geschichte der Christlichen Kirche für christliche Leser aus allen Ständen

Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig 1782

H.eccl. 1190-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10028221-5
VD18 90033086